Ix 578

882

N 2074

Ein Andenken
der Freundschafft und
Gewogenheit
Ihro Hochehrwürden
Herrn David Henrich Günthers
Königl. Preußl. Feld- und Gar-
nison Predigers bey Sr. Königl.
Hoheit des Kronprinzen Re-
gimente
Ruppin den 25 Martii 1740.

Johann Christoph Gottscheds,
Professors zu Leipzig,
wie auch der Königl. Preuß. Societät der Wissenschaften
Mitgliedes,

Ausführliche Redekunst,

Nach Anleitung
der alten Griechen und Römer,
wie auch der neuern Ausländer;

Geistlichen und weltlichen Rednern
zu gut,
in zweenen Theilen verfasset
und mit Exempeln erläutert.

Mit Kön. Poln. und Churf. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig,
Bey Bernhard Christoph Breitkopf, Buchdr.
1736.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
2958
STADTBIBLIOTHEK
ELBING.
BIBLIOTEKA
W TORUNIU
91603

Sr. Königlichen Hoheit,

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

HERRN

Friedrichen,

Kronprinzen

von Preussen,

Marggrafen zu Brandenburg,

souverainen Prinzen von Oranien,

Neufchatel und Valengin,

Zu Magdeburg, Geldern, Cleve, Jülich, Berg,

Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden,

zu Mecklenburg, auch in Schlesien zu Crossen

Herzoge,

Burggrafen zu Nürnberg,

Fürsten zu Halberstadt,

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Meinem gnädigen Fürsten

und Herrn,

Durchlauchtigster Kronprinz,

Gnädigster Fürst und Herr,

Eurer Königlichen Hoheit ein Buch von gegenwärtiger Beschaffenheit in aller Unterthänigkeit zuzueignen, zumal, wenn man in einem Lande lebet, so dem Königl. Preußischen Zepter nicht unterworfen ist, das könnte manchem

sehr unbedachtsam scheinen, und vielleicht Ew. Königl. Hoheit selbst als eine Verwegenheit vorkommen. Allein es wird mir nicht schwer fallen, mich in beyden Stücken sattsam zu rechtfertigen.

Eure Königliche Hoheit sind der allgemeine Gegenstand, nicht nur so vieler tausend Unterthanen, so in Dero Durchlauchten Person, den künftigen Stifter und Urheber aller ihrer Wohlfahrt verehren; sondern zugleich des ganzen Deutschlandes, welches mit der grösten Aufmerksamkeit auf alle Dero Thun und Lassen siehet, und sich daraus überall viel Gutes prophezeihet. Sonderlich erfreuen sich auch die Musen, schon im voraus, auf einen mächtigen Schutzherrn aller freyen Künste, auf einen großmüthigen Liebhaber aller Wissenschaften, der ihnen in der preiswürdigen

Per-

Person Ew. Kön. Hoheit dereinst erscheinen wird. Sie machen schon alle ihre Seytenspiele fertig, und sinnen auf ganz neue Loblieder, ein aufgehendes Gestirn damit zu verehren, welches mit seinem gütigen Einflusse ihrem Helikon recht güldene Zeiten verspricht. Der Ew. Kön. Hoheit fast angebohrne gute Geschmack, in allem, was einer Schönheit und Vollkommenheit fähig ist, und Dero besondre Liebe zur Gelehrsamkeit und gründlichen Erkenntniß vieler Dinge, geben ihnen die gerechtesten Ursachen solches alles zu hoffen. Wie sollte denn die Beredsamkeit nicht auch einigen Theil an dem allen nehmen, und zum voraus demjenigen ihre Ehrerbiethung bezeigen, der auch sie dermaleins seines Schutzes würdigen, und nicht weniger als andre ihrer Schwestern, begnadigen wird?

Was aber das letzte anlanget, so habe ich nicht nur diese Entschuldigung meiner Kühnheit, daß wohl eher Ausländer solchen hohen Häuptern, die Beschützer und Freunde der Musen waren, ihre Schriften zugeschrieben; sondern auch dieses, daß ich im Absehen auf die Königlichen Preußischen Landschaften nicht eben sogar für einen Ausländer anzusehen bin.

Preussen ist nicht nur mein Vaterland, sondern es hat mich auch in seinem Schooße bis zu männlichen Jahren erzogen, und auf der Königsbergischen Academie zehn Jahre lang in den gelehrten Sprachen, freyen Künsten und Wissenschaften treulich unterwiesen. Besondere Schicksale nur haben mich nach Sachsen gebracht, mich allda länger, als ich anfangs vermuthet hätte, aufgehalden

ten, und endlich auf eine erwünschte Art versorget und sich ganz zu eigen gemacht. Gleichwohl hat sich auch bey einem zwölfjährigen Aufenthalte in diesem gesegneten Lande, und in dem so gelehrten als weltberühmten Leipzig, die natürliche Liebe gegen mein Vaterland gar nicht verlohren. Mehr als einmal haben sich die Triebe der Erkenntlichkeit in mir gereget; mehr als einmal habe ich die Neigung gegen diejenige hohe Schule, der ich den Grund meiner Wohlfart zu danken habe, auch öffentlich zu verstehen gegeben: Und mehr als einmal habe ich mirs vorgesetzet, auch meinem vormaligen Landesherrn diejenige Ehrfurcht an den Tag zu legen, die auch in der Fremde niemals in mir erloschen ist. Voritzo aber kan ich diejenige Regung nicht länger bergen, die mich zu diesem letztern, mit dem sehnlichsten Eifer anspornet.

Eure Königl. Hoheit sind auch gewiß nicht der erste Prinz, dessen hohem Namen eine Anweisung zur Beredsamkeit zugeeignet wird. Alexander der grosse, ein Monarch, der nicht minder die Werke der Gelehrten als den Degen liebte, und wohl gar einen Achilles beneidete, weil er einen solchen Dichter als Homer war, zum Herolde seiner Thaten gefunden hatte: Dieser grosse Prinz, sage ich, hat es von seinem vormaligen Lehrmeister Aristoteles ausdrücklich gefodert, daß er ihm zu gut, eine Redekunst schreiben sollte. Es ist schwer zu sagen, ob man mehr den König zu bewundern, als den Weltweisen zu beneiden Ursache habe? Jenen, weil er bey aller ersinnlichen Hoheit und Macht, die er besaß, dennoch geglaubet, es fehle ihm noch etwas, wenn er nicht wohl zu reden wüßte; diesen aber, weil er so glück-

lich

lich gewesen, einen regierenden Herrn, ja einen Stifter einer neuen Monarchie, unter seine Lehrlinge zu zählen.

Ew. Kön. Hoheit halten mirs zu Gnaden, wenn ich mir die Freyheit nehme, Denenselben etwas aus der Zueignungsschrift des größten Lehrers der Beredsamkeit, an den größten Helden, den die Welt gesehen hat, anzuführen. Er sagt seinem gekrönten Schüler bald anfangs: Wie Er an herrlichen Kleidungen und an einem recht königlichen Prachte es billig allen Menschen zuvorzuthun geneigt wäre: Also müsse Er sich auch die allervortrefflichste und schönste Art im Reden zuwege zu bringen, bedacht seyn. Denn es sey viel königlicher, ein wohleingerichtetes Gemüthe, als einen mit schönen Kleidern geschmückten Leib zu haben: Ja es sey was Unanständiges, weñ derjenige, der

an

an grossen Thaten allen überlegen ist, im Reden wohl dem geringsten im Volke weichen müßte. Wie nemlich in freyen Republiken die Gesetze alles regiereten: So müßte ein Monarch seine Unterthanen mit Verstande und klugen Worten im Zaume halten; und zu allem dem lenken, was ihnen heilsam und nützlich wäre.

Zu diesem allen fügt er bald darauf noch hinzu: Man pflege diejenigen als grosse und wackere Leute hoch zu preisen, die alles nach der Vorschrift der Vernunft einzurichten bedacht wären; diejenigen aber als grausam und unmenschlich zu hassen, die alles ohne Vernunft und vernünftige Vorstellungen thäten. Und weil auch sein Leben und seine Reden vielen zu Mustern vorgestellet würden: So müsse er sich selbst in beydem so vollkommen machen, daß ein jeder Lust bekäme,

me, ihm nachzuahmen. Nur der Mensch hätte die Gabe der Sprache als ein vortreffliches Geschenk von der Natur bekommen: Darum sey es ja ungereimt, diesen edlen Vorzug einer vernünftigen Rede zu versäumen. Wie endlich ein Feldherr der Befehlshaber seines Heeres wäre, also wäre auch eine mit der Weisheit verbundene Beredsamkeit, die Regentin des menschlichen Lebens. Hierauf widmet Aristoteles diese seine Redekunst ganz allein dem Gebrauche des Königes: Weil dieser es ihm ausdrücklich untersaget hatte, ein Werk so für ihn geschrieben war, gemein zu machen; und wünscht, daß selbiges in seinen Händen lebenslang bleiben, und durch ihn einen unsterblichen Ruhm erlangen möge.

Sein Wunsch ist erfüllet, **Durchlauchtigster Kronprinz,** und die

Nach-

Nachwelt hat nicht weniger die Großmuth und Gnade Alexanders, nebst seiner Liebe zu den freyen Künsten, als das Glück desjenigen Weltweisen bewundert, den seine Verdienste eines so erlauchten Lehrlinges würdig gemacht haben. Was könnte man Ew. Kön. Hoheit nicht noch von den römischen Kayserm Augustus und Trajanus; was von den Königen in Frankreich Franciscus dem I. und Ludewig dem XIV. vor ähnliche Proben ihrer Gnade und Neigung zur Gelehrsamkeit anführen, wodurch sie sich fast mehr, als durch ihre übrige Thaten unsterblich gemachet haben? Doch was braucht es alles dessen, bey einem Prinzen, der selbst unter seinen Ahnen dergleichen Vorgänger hat; Der nur an Churfürst Joachim, an Marggraf Albrechten und an König Friederichen dem Weisen, solche Muster

vor

vor sich sieht, welche Ihm mit so vielem Glanze in die Augen stralen, daß alle ausländische Exempel dadurch gänzlich verdunkelt werden.

Wie glücklich werden nicht die Musen dermaleins unter dem Zepter Eurer Königlichen Hoheit seyn! Wie herrlich werden nicht alle freye Künste und Wissenschaften in allen Königlichen Preußischen Landen blühen, wenn ihr Beherrscher selbst ein Gönner und Liebhaber derselben seyn wird! Berlin, das prächtige Berlin, wird unserm Deutschlande eben dasjenige werden, was Paris unter der vorigen Regierung in Frankreich gewesen ist. Ich aber werde mich in der Ferne über die Glückseligkeit meines Vaterlandes erfreuen, und meinen Landsleuten wegen so güldner Zeiten von Herzen Glück wünschen.

Hier-

Hiermit übergebe ich in aller Unterthänigkeit Eurer Königl. Hoheit dieses geringe Buch, und wenn selbiges so glücklich ist, nur eines gnädigen Anblickes gewürdiget zu werden: So werde ich mit verdoppeltem Eifer, und unaufhörlicher Ehrfurcht lebenslang verharren

Durchlauchtigster Kronprinz, Gnädigster Fürst und Herr,

Eurer Königlichen Hoheit

Leipzig, in der Ostermesse.
1726.

unterthänigster gehorsamster Knecht
Gottsched.

Vorrede.

Geneigter Leser!

Es sind nunmehro fast acht Jahre, daß ich den Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst ans Licht gestellet habe. Ich hatte denselben dazumal nur zum Gebrauche meiner Zuhörer entworfen, und habe mich nachmals in meinen oratorischen Lectionen dessen allezeit mit Vortheil bedienet. Daß selbiger auch andern Liebhabern der Beredsamkeit gefallen haben müsse, das habe ich aus dem guten Abgange geschlossen, den mir der Verleger desselben bezeuget: Als welcher mich schon vor dreyen Jahren um eine neue Auflage davon ersuchte, und meinen Zuhörern kein Stück mehr zu liefern wuste. Ich würde mich auch damals so gleich dazu entschlossen haben, wenn nicht sein bald darauf erfolgter Tod mich zu einer andern Entschliessung bewogen hätte.

Ich hatte es gleich anfangs wohl gesehen, daß eine so kurzgefaßte Anleitung nicht allen Liebhabern

bern der Beredsamkeit ein völliges Gnügen thun würde. Daher war es mein Vorsatz schon damals, mit der Zeit eine ausführlichere Redekunst ans Licht zu stellen, und darinnen, theils die allgemeinen Regeln vollständiger und gründlicher vorzutragen; theils auch ihren Gebrauch in täglich vorkommenden Reden, bey so vielen Arten der Fälle, zu zeigen. Diesen alten Vorsatz auszuführen, hatte mich eine zeitlang die Ausarbeitung meines philosophischen Handbuches gehindert. So bald aber dieses fertig war, ließ ich mirs ernstlich angelegen seyn, auch diese Arbeit anzufangen, und fleissig fortzusetzen: Zumal, da meine neuen Zuhörer kein Stück von der vormaligen kleinen Redekunst mehr auftreiben konnten.

Ich sahe mich also genöthigt, diese meine ausführliche Redekunst bogenweise in den Druck zu geben, und so damit allmählich fortzufahren, bis sie endlich diesen Frühling vollends zu Stande gekommen. In währender Zeit des Abdruckes habe ich schon dreymal über den ersten Theil derselben gelesen, und dabey mit Vergnügen wahrgenommen, daß meine Herren Zuhörer sich immer gemehret, und durch ihren beständigen Beyfall und Fleiß mir die Lust bey meiner Arbeit nicht nur erhalten, sondern fast täglich vergrössert haben. Ich habe auch von so geschickten und muntern Köpfen, als die meisten darunter gewesen sind, die Hoffnung, daß sie dermaleins durch ihre Ausübung meinen Regeln erst das rechte Leben geben werden.

Von

Vorrede.

Von der Eintheilung meines Buches habe ich nicht Ursache viel zu sagen. Es ist ganz nach Art meiner critischen Dichtkunst eingerichtet. In dem ersten Theile trage ich die allgemeinen Regeln der Redekunst vor, und erläutere sie, wie dort, mit lauter fremden Exempeln. In dem andern zeige ich die Ausübung und Anwendung derselben in allen besondern Fällen, wo man heute zu Tage zu reden pflegt. Diese erläutere ich gröstentheils mit meinen eigenen Exempeln, ausser wo ich noch keine Gelegenheit gehabt, dergleichen zu verfertigen; ebenfalls wie ich in der critischen Dichtkunst gethan habe. Doch gebe ich dieselben für keine Meisterstücke aus, indem sie meistens schon vor etlichen Jahren ausgearbeitet gewesen; und wegen Mangel der Zeit, ja gar wegen meiner Abwesenheit in währendem Abdrucke, nicht einmal haben übersehen werden können. Die Scribenten alter und neuer Zeiten, deren Fußtapfen ich gefolget bin, habe ich im Werke selbst gelobet. Hier darf ich also nur gestehen, daß ich fast alles Gute, so in meinem Buche zu finden ist, den größten Lehrern und Meistern in der Beredsamkeit zu danken habe. Ich werde mirs auch allemal für eine Ehre schätzen, wenn meine Vorschriften mit den Regeln Cicerons und Quintilians, des P. Rapin, des P. Lami und Herrn Rollins ꝛc. ꝛc. übereinstimmen werden.

Künftig werde ich, gel. G. ferner, wie bisher, alle halbe Jahre über den ersten Theil dieses Buches, ordentliche Lectionen halten. Ob nun gleich dieselben einem jeden offen stehen werden, der sich

ihrer bedienen will: So wünschte ich es doch zum eigenen Besten meiner Zuhörer, daß sie nicht gleich im ersten Jahre ihres academischen Lebens dieselben besuchen möchten. Ich habe in dem Buche selbst die Ursachen angeführt, warum ich glaube, daß man mit einem leeren Kopfe kein tüchtiger Schüler der Redekunst werden könne. Wenn man sich also erst die philosophischen Wissenschaften bekannt gemacht, und dadurch den Kopf aufgeräumet, sich auch sonst, durch seinen Fleiß im Bücherlesen, einen guten Vorrath nützlicher und wohl zusammenhangender Wahrheiten gesammlet hat, denn ist es allererst Zeit, die Kunst zu erlernen, wie man dieselben recht vortragen, und wieder an den Mann bringen kan.

Meine Lectionen über dieses Buch werden zwar auch einigermaassen practisch seyn: Denn es wird mir lieb seyn, wenn meine Herren Zuhörer mir Reden von ihrer Arbeit zur Verbesserung übergeben werden. Allein die rechte Ausübung meiner rhetorischen Anweisung habe ich für andere Stunden aufgehoben; worinn die Liebhaber der Beredsamkeit sich Jahr aus Jahr ein im Reden üben. Dieses geschieht schon seit acht oder neun Jahren wöchentlich zweymal, und die Zahl der geschickten Köpfe, so sich zugleich darinn befinden, hat sich allmählich bis auf 16 vermehret; dabey sie sich denn billig ein Ziel gesetzet hat. Unter andern Gesetzen aber, hat man sich neulich auch die Regel gemacht, niemanden zum Mitgliede dieser Uebungsstunden aufzunehmen, der nicht vorher meine theoretische

Lectio-

Lectionen über die Redekunst durchgehöret hat. Es ist mir sehr angenehm gewesen, diesen Schluß der sämmtlichen Mitglieder zu vernehmen: Weil ich dadurch das Vergnügen erhalten, zu sehen, was meine Regeln vor Früchte tragen. Es erleichtert auch dieses Gesetze, so wohl mir, als den übrigen Mitgliedern die Censur; weil auch Anfänger, die ihre Sachen nach den strengen Regeln der Alten ausarbeiten, viel weniger zu versehen pflegen, als solche, die ihre Arbeit entweder ohne alle vorhergegangene Anweisung, oder doch nach schlimmen Regeln eingerichtet haben.

Ich muß es auch hiermit öffentlich gestehen, daß mir die beyden Tage, da ich die geschicktesten Proben der Beredsamkeit von den auserlesensten und lebhaftesten Köpfen hören kan, mir allemal wie eine angenehme Erndte vorkommen, darinn ich die Früchte meiner übrigen Arbeiten mit dem innigsten Vergnügen einsammle. Und vielleicht kan ich ehestens, durch ein Bändchen von den Reden einiger Mitglieder davon, unser Vaterland überzeugen, daß ich Grund gehabt, mich an solchen wohlgerathenen Stücken zu ergetzen; ihm aber zugleich einen Vorschmack von demjenigen Vortheile zu geben, den man von den Lippen solcher geschickten Redner dermaleins zu gewarten hat.

Hiermit lebe wohl, geneigter Leser, und bleibe mir ferner, wie bishero, zugethan und gewogen.

Geschrieben zu Leipzig, an der Ostermesse des 1736sten Jahres.

Inhalt

der in dieser ausführl. Redekunst befindlichen Hauptstücke und Exempel.

Allgemeiner Theil.

Historische Einleitung vom Ursprunge und Wachsthume der Beredsamkeit bey den Alten, imgleichen von ihrem itzigen Zustande in Deutschland p. 3

Das I. Hauptstücke. Was die Redekunst sey, imgleichen von der Beredsamkeit und Wohlredenheit überhaupt 31

II. Von dem Character eines Redners, und denen ihm dienlichen Vorbereitungen 46

III. Von der Eintheilung der Redekunst, und den Theilen einer Rede, auch von ihren Hauptsätzen 65

IV. Von Erfindung der Eingänge, ihren verschiedenen Arten und Eigenschaften 85

V. Von den Erklärungen in einer Rede 92

VI. Von den Beweisgründen 106

VII. Von der Wiederlegung der Einwürfe 124

VIII. Von den Erläuterungen in einer Rede 133

IX. Von Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen und dem Beschlusse 159

X. Von der Anordnung oder Einrichtung einer Rede 193

XI. Von den Chrien und ihren verschiedenen Arten 207

XII. Von der Ausarbeitung einer Rede 217

XIII. Von den Wörtern und Redensarten, imgleichen von verblümten Ausdrückungen 231

XIV. Von den Perioden und ihren Zierrathen, den Figuren 259

XV.

XV. Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden p. 291

XVI. Von dem Unterschiede der guten Schreibart und ihrem Gebrauche in einer Rede 326

XVII. Vom guten Vortrage einer Rede überhaupt, und im Absehen auf die Aussprache ins besondere 345

XVIII. Von den guten Stellungen und Bewegungen eines Redners 362

Besonderer Theil.

Einleitung in denselben 371

I. Von den Uebersetzungen 373

Exempel dazu:

1. Ein Brief aus dem jüngern Plinius, mit 2 Uebersetzungen 378

2. Rede des Hannibals an den Scipio, aus dem 30 B. des Livius 388

3. Rede des Scythischen Gesandten an Alex. aus dem 7 B. des Curtius 395

II. Von der Nachahmung 401

Exempel dazu:

Rede, die von dem Cato, im römischen Rathe, wieder den Catilina hätte gehalten werden können 409

III. Von den grossen Lobreden, oder so genannten Panegyricis 416

Exempel dazu:

Fleschiers Lobrede auf den Grafen von Turenne 422

IV. Von Trauerreden oder Parentationen 453

Exempel dazu:

1. Leichenrede auf die Frau D. Schützin 458
2. = = auf die Frau D. Reichelin 468
3. = = auf die Frau D. Ludewigin 478
4. Lob- und Trauerrede auf den Herrn D. Ludewig 489
5. Trauerrede auf den Herrn M. Uhsen 499
6. = = auf den Herrn Pundt, Th. St. aus Bremen 508

V. Von geistlichen Lehrreden oder Predigten p. 528
Exempel dazu:
Der Tod der Märtyrer, als ein Beweis der evangel. Wahrheit 535

VI. Von den öffentlichen Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen 566
Exempel dazu:
1. Oratio inaug. acad. de vtilitate Poetae Philosophi 572
2. - - - de vtilit. et necessit. metaphysicae 592
3. Rede wieder die homiletischen Methodenkünstler 607

VIII. Von den Reden der Studierenden auf Schulen und Universitäten 521
Exempel dazu:
1. Von dem verderblichen Religionseifer und der ꝛc. 529
2. Ein Jurist muß ein Philosoph seyn 532
3. Socrates, ein unüberwindlicher Weltweiser 545
4. Cato ist nicht als ein unüberwindlicher Weiser gestorben 554
5. Die Schauspiele, und besonders die Tragödien, sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen 563
6. Rede wieder die so genannte Homiletik 572

IX. Von den Hof- und Staatsreden 582
Exempel dazu:
1. Huldigungsrede an den Churfürsten zu Sachsen 588
2. = = an dessen Gevollmächtigte 593

X. Von Standreden und Personalien 598
Exempel dazu:
1. Lebenslauf eines jungen Studierenden 602
2. = = eines academischen Gottesgelehrten 606

XI. Von Verlobungs- Trauungs- und Strohkranzreden 615

Ausführliche Redekunst.

Allgemeiner Theil.

Erklärung.

Allgemeiner Theil.

Historische Einleitung

Vom Ursprunge und Wachsthume der Beredsamkeit bey den Alten, imgleichen von ihrem itzigen Zustande in Deutschland.

§. I.

Dasjenige, was den Menschen zur Beredsamkeit geschickt und fähig macht, das ist die Gabe, die er vor allen andern Thieren besitzet, seine Empfindungen und Gedanken mit deutlichen und vernehmlichen Wörtern auszudrücken. Ich sage mit Wörtern, und schliesse dadurch alle andre Gattungen der Zeichen aus, die sonst vielleicht auch zur Erklärung der Gedanken gebrauchet werden könnten. Denn gesetzt, daß es nicht unmöglich ist, auch vielleicht natürlicher wäre, durch die Bewegung der Hände und Finger einem andern seine Meynung zu verstehen zu geben; wie Herr Werenfels in einer Dissertation zu behaupten gesucht: So würde doch eine solche Sprache nimmermehr zu der Vollkommenheit zu bringen gewesen seyn, dazu man es durch die Worte des Mundes gebracht hat. Vielweniger würde eine sonderbare Wohlredenheit, und am allerwenigsten eine vollkommene Beredsamkeit dabey haben entstehen können.

§. II.

Dergestalt ist nun zwar die Sprache des Menschen der Grund aller Beredsamkeit: Doch ist sie an sich selbst noch die Beredsamkeit nicht. Es verhält sich damit fast wie mit dem Gehen und Tanzen, oder Laufen. Ein jeder Tänzer oder Läufer muß zuvor gehen können: Aber nicht alle die da gehen, können geschickt tanzen oder mit sonderbarer Behendigkeit laufen. Es wäre in dieser Absicht gut, daß man auch die Wörter sprechen und reden im gemeinen Gebrauche so unterscheiden möchte. Jenes könnte man allen Menschen einräumen, die den Gebrauch ihrer Zunge hätten, ihre Gedanken andern mitzutheilen: Dieses aber müste man nur denen zugestehen, die mit besondrer Weitläuftigkeit, Geschicklichkeit und Lebhaftigkeit, von einer Sache ihre Gedanken zu erklären wüsten. Zum wenigsten gründet sich auf diesen Unterscheid auch derjenige, den man zwischen der Sprachkunst und Redekunst zu machen Ursache hat.

§. III.

Hieraus ist nun überaus leicht zu sehen, das die Sprache weit älter seyn muß, als die Beredsamkeit. Es sey nun, daß dem ersten Menschen die Sprache anerschaffen, oder daß selbige allmählich von ihm erfunden worden; indem er nach Veranlassung seiner Empfindungen und Gedanken allerley Töne von sich gegeben, und selbige als Zeichen der Dinge damit verknüpfet: So ist es doch gewiß, daß das erste Sprechen nicht gleich eine wohlgesetzte Rede, und der erste Mensch nicht gleich ein Redner gewesen seyn kan. Die älteste Sprache muß in den ersten Jahren der Welt eine sehr unvollkommene Sprache gewesen seyn. Die Anzahl der Dinge, deren man dazumal nöthig hatte, war sehr geringe; der Umgang unter so wenigen Menschen und bey so wenigen Begriffen, sehr seltsam und mager:

Folg-

Folglich waren auch ihrer Worte nicht viel; folglich dachten sie mehr, als sie sprachen; wofern das noch denken heißt, wenn man ein bloß anschauendes und kein symbolisches Erkenntniß von Dingen hat. Denn so viel ist wenigstens ausgemacht, daß durch den Gebrauch der Wörter unsre Gedanken zu weit grösserer Deutlichkeit gelangen. S. I. Th. der Weltw. §. 483. 484. 927. 928.

§. IV.

Es ist leicht zu schliessen, daß nach und nach bey anwachsender Menge der Menschen, und bey zunehmender Anzahl der zum bequemen Leben gehörigen Dinge, auch die Sprache der ersten Menschen wortreicher geworden. Z. E. Wenn Seth die Sternseherkunst, Jubal die Musik, Tubalcain das Schmiedehandwerk erfunden: So ist kein Zweifel, daß sie nicht ihre Sprache mit verschiedenen neuen Wörtern bereichert haben sollten, die ihr Vater Adam noch nicht gewußt hatte. So gieng es nun allmählich fort, und es muß ohne Zweifel lange gedauret haben, ehe die erste Sprache zu einigem Reichthume, ich will nicht sagen Ueberflusse gekommen. Vielleicht hat sie auch beydes niemals erlanget, wenn man sie mit den heutigen Sprachen vergleichen will. Die Hebräische ist schon von vielen Sprachkundigen einer grossen Armuth in Worten, und Unvollkommenheit in Ausdrückungen überwiesen worden. Man kan davon den Herrn le Clerc, vor seinem Werke über die Bücher Mosis und in der Arte Critica selbst nachschlagen. Wäre nun diese nicht einmal die älteste, wie von vielen nicht ohne Grund vermuthet wird: So kan man leicht denken, daß es mit der allerersten noch viel schlechter müsse ausgesehen haben.

§. V.

Was uns Moses von den Reden der Patriarchen vor und nach der grossen Wasserfluth erzählet, stimmet mit unsern Vernunftschlüssen vollkommen überein. Die

Gespräche, so er uns von denselben aufgezeichnet hat, werden immer ausführlicher, angenehmer und beweglicher, je neuer die Zeiten sind, darinn sie vorgefallen. Und man könnte sagen, daß sich in den Unterredungen der Söhne Jacobs, mit dem Joseph in Egypten, die ersten Funken der Hebräischen Beredsamkeit gewiesen hätten. Doch nach dieser Zeit scheinet die Wohlredenheit, unter Leuten, die mit der Viehzucht umgiengen, ein schlechtes Wachsthum gehabt zu haben. Die Egyptier hergegen müssen, zum wenigsten bey Hofe, und unter ihren Priestern, schon mehr Fertigkeit im Reden erlanget haben: Weil wir sehen, daß Moses, der in aller ihrer Weisheit unterrichtet gewesen, nachmals bey Ausführung seines Volkes, und in der Wüsten bis an sein Ende, solche Proben einer erhabenen, durchdringenden und feurigen Beredsamkeit abgeleget, die man ohne allen Unterricht, und ohne alle vorhergehende Uebung nicht wohl von jemanden vermuthen kan.

§. VI.

Sein Nachfolger Josua ist nicht weniger ein Redner als ein Kriegsheld gewesen; wie abermal die Proben zeigen, so wir von seinen Anreden an das Volk noch haben. Unter den Richtern bis auf Samuels Zeiten, mag es auch so manchen gegeben haben, der mächtig in Worten gewesen: Von dem letzten aber ist es gewiß, daß er nachdrücklich und herzrührend zu reden gewußt; wie aus seinen Strafpredigten, theils an das Volk, theils an den König Saul, sattsam abzunehmen ist. Was David und Salomon nebst allen Propheten, die theils zu ihren, theils in folgenden Zeiten in Israel aufgestanden, vor eine Beredsamkeit besessen, das lehren uns ihre Schriften zur Gnüge. Die jüdische Beredsamkeit hat den höchsten Gipfel erreichet, als Jesaias und Jeremias, jener zwar in der erhabenen und prächtigen, dieser aber in der beweglichen Art des Ausdruckes

druckes geprediget und geschrieben haben. Durch die Babylonische Gefängniß aber hat nicht nur die Sprache der Hebräer, sondern auch ihre Beredsamkeit einen solchen Stoß bekommen, daß sie endlich beyde ganz in Verfall gerathen sind, und sich niemals wieder haben erholen können.

§. VII.

Unter allen übrigen sogenañten barbarischen Völkern hat es nirgends eine Beredsamkeit gegeben, davon uns irgend einige Spuren übrig geblieben wären. Die einzigen Griechen haben sich durch ihre besondre Lebhaftigkeit des Geistes hervor gethan, und nebst den meisten andern Künsten und Wissenschaften, auch die Beredsamkeit von sich selbst erfunden und zur Vollkommenheit gebracht. Wenn wir dem Cicero glauben wollen, so sind ihre ersten Poeten, Orpheus und Amphion, auch ihre ersten Redner gewesen: Indem er es ihren überredenden Vorstellungen zuschreibt, daß die damals noch wilden Menschen sich in Gesellschaften und Städte vereiniget, Ordnungen und Gesetze eingeführet haben, und gesittete Völker geworden. Es ist auch so unwahrscheinlich nicht; denn beyde Künste biethen einander die Hand: Und obgleich diese grossen Männer das Volk erstlich durch ihre Lieder und Seytenspiele zusammen gelocket, eingenommen, und zur Aufmerksamkeit bewogen haben mögen; so ist doch leicht zu denken, daß sie nicht immer werden gesungen und gespielet haben. Ohne Zweifel haben sie also die Leute, durch gute Gründe und wahrscheinliche Verheissungen vieles Guten, bewogen, eine andere Lebensart anzufangen: Und folglich sind sie nicht nur Dichter, sondern auch Redner gewesen.

§. VIII.

Daß man zu Homeri Zeiten die Beredsamkeit schon in grossem Werthe gehalten, erhellet daher, daß dieser

Poet seinen Nestor und Ulysses allemal als ein paar beredte Helden abgeschildert. Gesetzt nun, daß die Reden so er ihnen in den Mund leget, nur erdichtet sind; so kan es doch wohl aus alten Nachrichten und Erzählungen bekannt gewesen seyn, daß wirklich diese beyde Könige alle übrigen griechischen Fürsten an Beredsamkeit übertroffen: Und also wäre auch zur Zeit des trojanischen Krieges schon eine gewisse Wohlredenheit im Schwange gegangen. Zum wenigsten aber ist Homerus ein Redner gewesen, wie solches die in seinen Gedichten häufig eingestreuten Reden seiner Helden zur Gnüge bezeugen. Denn ob sie gleich in Versen abgefasset sind, und Theile einer grossen Fabel ausmachen: So hören sie doch nicht auf Proben von der Beredsamkeit ihres Verfassers abzugeben; der gewiß auch in ungebundener Rede seine Gedanken würde ausführlich, nachdrücklich und lebhaft vorzutragen gewußt haben, wenn es ihm nur beliebt hätte. Eben das ist von den Poeten der Griechen überhaupt, sonderlich aber von den tragischen zu sagen. Auch diese haben die trefflichsten Spuren der Beredsamkeit blicken lassen, wenn sie ihren Helden auf der Schaubühne die allerschönsten, beweglichsten und oftmals erhabensten Reden in den Mund geleget haben.

§. IX.

Nächst der Beredsamkeit der Poeten ist nun wohl die Wohlredenheit der Weltweisen die älteste. Es war nicht anders möglich, als daß diejenigen, so in die Sachen eine bessere Einsicht hatten als andre, auch besser davon reden mußten. Denn ihre Begriffe andern beyzubringen, mußten sie ja Worte suchen: Und dadurch ward denn die Sprache um ein vieles bereichert, und zum Ausdrucke tiefsinniger und gründlicher Vernunftschlüsse bequemer gemacht. Nun rühmen die Alten zuerst von dem athenienſischen Gesetzgeber Solon, daß

er

er eine besondre Gabe wohl zu reden besessen habe. Hernach wird Anaxagoras, des Socrates, Euripides und Isocrates Lehrmeister in der Weltweisheit, auch deswegen gerühmet, daß er beredt gewesen; und es ist kein Zweifel, daß diese ihm nicht auch darinn viel zu danken gehabt. Daß Socrates eine Beredsamkeit besessen, der fast niemand zu wiederstehen vermocht, kan aus den Gesprächen mit so vielen Leuten, dadurch er seine Lehren ausgebreitet, sattsam geschlossen werden: Und zum wenigsten zeigt seine Apologie, die uns Plato aufgezeichnet hat, eine Probe von seiner recht philosophischen und ungeschminkten Beredsamkeit. Wo bleibet noch Plato selbst, der nach dem Urtheile der Kenner, so schön geredet und geschrieben, daß die Musen und Jupiter selbst so wie er geredet haben würden, wenn sie Griechisch hätten sprechen wollen. Und wie schön muß nicht Theophrastus geredet haben, da er bloß dieser Gabe halber einen Namen bekommen, der ihm nichts geringers, als einen göttlichen Mund beyleget.

§. X.

Von einer andern Gattung war diejenige Wohlredenheit, die von Geschichtschreibern der Griechen geübet worden, und deswegen die Historische heissen könnte. Herodotus ist der erste darunter, und hat dadurch die Ehre erlanget, daß er der Vater der Historie genennet worden. Seine Schreibart ist seinen Landesleuten so angenehm vorgekommen, daß man bey den Olympischen Spielen, wo er selbige dem aus ganz Griechenland versammleten Volke vorlas, seinen Büchern die Namen der neun Musen beygeleget hat. Thucidides hat zwar eine sehr kurzgefaßte, körnigte und sinnreiche Art des Ausdruckes gebraucht: Gleichwohl ist seine Schreibart auch vor sehr schön gehalten worden; und man liest, daß selbst Demosthenes sein ganzes Buch achtmal mit eigener Hand abgeschrieben, ja

gar auswendig gekonnt habe. Cicero in seinem Brutus gesteht, daß vor ihm und dem Pericles kein Buchstabe vorhanden gewesen, der rednermäßig geklungen habe. Was soll man endlich von dem Xenophon sagen, der des Socrates Schüler, und des Plato Mitschüler gewesen: Und also zu den Zeiten gelebt, als Isocrates gleichsam der griechischen Beredsamkeit ein ganz neues Ansehen gab? So viel ist gewiß, daß seine Schreibart allezeit für die schönste gehalten worden, die ein Historienschreiber sich zum Muster zu nehmen hätte.

§. XI.

Ich komme auf die Regenten ganzer Republiken, die gleichfalls ihrer Beredsamkeit halber berühmt geworden. Dahin gehört anfänglich Pisistratus, der zu Solons Zeiten Athen regierte; ferner Clisthenes und Themistocles, von deren Reden an das Volk gleichfalls bey den Alten viel Wesens gemacht wird: Zumal da dieser letztere auch an Staatsklugheit und Tapferkeit damals seines gleichen nicht gehabt hat. Bald darauf kamen Alcibiades, Critias und Theramenes, die auch theils Regenten, theils sonst ansehnliche Leute waren, und vor andern geschickt zu reden wusten: Obwohl ihre Art des Ausdruckes sehr kurz, abgebrochen, reicher an Sachen als an Worten, und also etwas dunkel gewesen seyn soll. Alle diese aber, die am athenienfischen Ruder gesessen haben, hat Pericles durch seine Geschicklichkeit im Reden weit übertroffen: Auf dessen Lippen die Göttin der Ueberredung ihren Siz gehabt haben soll. Unter diese Zahl aber ist auch Demosthenes und Demetrius Phalereus zu zählen; obwohl sie auch in der folgenden Classe mit Recht vorkommen können: Deren jener den höchsten Gipfel einer ernsthaften, nachdrücklichen und pathetischen Beredsamkeit erreichet; dieser aber eine sanfte,

an-

anmuthige, und mehr belustigende, als rührende Art der Wohlredenheit besessen hat.

§. XII.

Bisher haben wir die Geschicklichkeit wohl zu reden bey Leuten gesuchet, die eben kein Handwerk aus der Beredsamkeit gemachet. Allein alle dieselben, den einzigen Demosthenes ausgenommen, waren mehr durch ihr Naturell, als durch die Kunst, zu leidlichen, oder nachdrücklichen und anmuthigen Rednern geworden. Die Redekunst selbst hatte sehr spät ihre ordentliche Lehrer und Schüler gefunden. Denn um Socratis Zeiten allererst, als schon alle andere Künste, ja selbst die Weltweisheit, im grösten Flore zu Athen waren, fanden sich erst Leute, die sich unterfiengen Regeln zu geben, wie man eine gute Rede zu machen hätte. Gorgias Leontinus, Thrasimachus von Chalcedon, Protagoras von Abdera, Prodicus Cejus und Hippias Eleus waren die ersten Lehrmeister der Beredsamkeit: Diese rühmten sich mit prahlerischen Worten einer Kunst, dadurch man eine schlechte und ungerechte Sache vor Gerichte gewinnen könnte. Socrates widersetzte sich, wie billig, diesen sophistischen Kunstgriffen, und verspottete die Meister derselben bey aller Gelegenheit. Ja man bemerket, daß aus seiner Art vernünftig und natürlich zu denken, zumal da er selbige auf lauter moralische Wahrheiten wandte, die ins gemeine Leben ihren gewissen Einfluß hatten, auch der Beredsamkeit ein grosses Licht aufgegangen; indem allerdings aus seiner philosophischen Schule die beredtesten Männer entstanden.

§. XIII.

Um eben die Zeiten, doch da jene schon alt waren, stund endlich Isocrates auf, der eine bessere Art der Beredsamkeit einführete. Er schaffete das schwülstige und hochtrabende Zeug seiner Vorgänger ab, und führte

te den oratorischen Wohlklang in seinen Sätzen ein, darauf man vorhin nicht gesehen hatte. Zwar war er selbst kein öffentlicher Redner, allein er schrieb vor andre Leute Reden, die sie vor Gerichte hielten. Als er aber deswegen oft selbst vor Gerichte gefordert ward, hörte er auf, Reden zu machen, und befliß sich die Redekunst zu lehren, und andern die Regeln beyzubringen, darnach sie selbst was geschicktes ausarbeiten könnten. Sonderlich hat er die Lehre von Perioden und ihrem Wohlklange besser, als seine Vorgänger verstanden, aber auch zuweilen noch gewisse Spielwerke darinnen geliebet, die von seinen Nachfolgern abgeschaffet worden. Diese waren Lysias, Hyperides, Demosthenes und Aeschines, die zwar alle viel Lob verdienen; doch dem Demosthenes als dem vollkommensten unter allen griechischen Rednern den Vorzug haben lassen müssen. Cicero weis zum wenigsten keinen ihm gleich zu setzen, geschweige denn vorzuziehen: Der doch nicht nur aller dieser beredten Männer Schriften in Händen hatte; sondern sie auch, als ein Meister in der Redekunst, zu beurtheilen wuste.

§. XIV.

Der Verfall der griechischen Beredsamkeit hub sich mit dem Demetrius Phalereus an, der sich als ein Jüngling hervor that, da jene schon alt waren. Er hatte ein liebliches und sanftes Naturell: Daher wurden auch seine Reden seiner Gemüthsart gemäß, das ist mehr gelinde, als nachdrücklich; mehr anmuthig, als stark und durchdringend. Er bestritt und bezwang seine Zuhörer nicht, sondern er ergetzte sie nur. Er bemühte sich nur um den Ruhm, daß er schön geredet hätte; nicht aber, daß er auch Stacheln in den Gemüthern seiner Zuhörer zurücke gelassen hätte: Wie Eupolis von dem Pericles geschrieben hat. Daß in den folgenden Zeiten dieser Verderb der wahren Beredsamkeit

keit noch weiter um sich gegriffen, das kan man aus Lucians Schriften abnehmen, darinn er sich öfters über die sophistischen Schwätzer seiner Zeit beschweret. Ja er hat in einer eigenen Schrift von den Rednern, die Kunstgriffe seiner Zeiten, ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch blosse Verwegenheit und Uebung beredt zu werden, und die denselben entgegen gesetzte mühsame Arbeit der alten Redner, unter einem allegorischen Bilde sehr schön abgemalet. Und wie hoch er den Demosthenes gehalten, kan aus der herrlichen Lobschrift, so er demselben gemachet, genugsam abgenommen werden.

§. XV.

Es ist Zeit auf die Lateiner zu kommen, unter welchen gleichfalls in den ältesten Zeiten, da ihre Sprache und Sitten noch ganz rauhe waren, gar keine Spur der Beredsamkeit gefunden worden. Der erste von dem man es gerühmet findet, daß er wohl zu reden gewußt, ist M. **Cornelius Cethegus**, der noch vor dem Ennius gelebet, und von ihm das Lob der Wohlredenheit (Suauiloquentiae) erhalten hat. Es heißt

is dictus ollis popularibus olim,
Qui tum viuebant homines atque aeuum agitabant,
Flos delibatus populi, suadaeque medulla.

Cicero, dem ich diese Nachricht, so wohl als das meiste vorhergehende zu danken habe, macht die Anmerkung: Daß ein Redner mit Recht die **Blume seines Volkes** heissen könne; und daß Ennius, durch die Suada, so viel als Eupolis durch die Πειθω verstanden habe, der er auf des Pericles Lippen den Sitz gegeben hat. Um die Zeit des andern punischen Krieges und also etwa 150 Jahre vor des Cicero besten Jahren, hat auch M. Caro den Ruhm eines guten Redners erlanget; obwohl die Sprache dazumal noch sehr grob

gewesen

gewesen; wie aus des Nävius Schriften erhellet, der zur Zeit dieser Männer gelebet. Obwohl nun denselben zu Ciceronis Zeiten kein Mensch mehr las, ja fast niemand mehr kannte: So lobt doch Cicero seinen Nachdruck im Loben, seine Schärfe im Tadeln, seine Scharfsinnigkeit in Sprüchen, seine Geschicklichkeit in dem deutlichen Vortrage und in Ausführung der Materien. Denn man hat damals noch 150 von seinen Reden in Händen gehabt, anderer Schriften nicht zu gedenken. Kurz, Cicero vergleicht ihn mit dem Hyperides und Lysias bey den Griechen, und entschuldigt seine altväterische Art der Ausdrückungen, mit der rauhen Sprache der damaligen Zeiten.

§. XVI.

Vieler andern zu geschweigen, die Cicero im Brutus um diese Zeiten als Redner gelobet: So können wir doch den P. Scipio Africanus und Lälius nicht ganz vorbey gehen, von deren Reden zu seinen Zeiten noch verschiedene übrig gewesen. Gleichwohl ist Lälius dem Scipio allezeit an Beredsamkeit vorgezogen worden: Als wenn es vor einen Mann zu viel Ruhmes wäre, zugleich ein grosser Held, und in Künsten vortrefflich zu seyn. Doch hat zu ihrer Zeit Servius Galba, ausser Streit alle an Beredsamkeit übertroffen. Dieser hat zuerst angefangen, zuweilen in seinen Reden von dem Hauptsatze ein wenig auszuschweifen, um den Zuhörer entweder zu ergetzen, oder zu rühren. Er hat seine Materie entweder zu schmücken, oder zu vergrössern; die Affecten zu erregen, oder hübsche Lehrsprüche einzumischen gewußt: Welches alles die eigentlichen Kunststücke eines Redners sind. Doch hat dieser sowohl, als die beyden erstern, noch einen sehr altväterischen Ausdruck, und zwar mit Fleiß gebrauchet. Lälius selbst hat dem Galba einen Vorzug zugestanden. Denn als er in einer gewissen Sache zweymal nach

einan-

einander die schönsten Reden gehalten; und noch die dritte erfordert wurde, sie gänzlich auszuführen: So hat er diejenigen, so ihn darum ersuchten, an den Galba verwiesen, als der die Sache mit einer zierlichern und heftigern Rede, viel nachdrücklicher und gewaltiger vertheidigen würde. Dieser hat die Sache nach vielem Weigern angenommen, und weil er nur einen Tag Zeit gehabt sich vorzubereiten: So hat er denselben ganz dazu angewandt, und sich mit seinen Schreibern eingeschlossen; auch noch den Morgen des Gerichtstages selbst sich so eifrig bezeiget, daß man ihn ruffen müssen, als es Zeit war, vor dem Rathe zu erscheinen. Da ist er nun von dem Studiren schon mit solcher Farbe und Hitze gekommen, als ob er bereits die Rede gehalten hätte: Hat auch selbige, in Gegenwart des Lälii selbst, und in zahlreicher Versammlung, so heftig, so nachdrücklich gehalten, so viel bewegliche Klagen geführet, und so viel Mitleiden erwecket; daß er durchgehends Beyfall erhalten, und seinen Proceß gewonnen.

§. XVII.

Ich übergehe hier abermal viele, die Cicero mittelmäßige Redner nennet, darunter M. Aemilius Lepidus sich noch am meisten hervor gethan hat, der zuerst eine bessere periodische Schreibart in Rom gebrauchet hat, als seine Vorgänger. Hierauf sind P. Crassus und ein paar Iannii als Redner berühmt worden: Doch sind sie vom T. Gracchus und C. Carbo weit übertroffen worden. Gracchus war von seiner gelehrten Mutter Cornelia aufs sorgfältigste erzogen und unterwiesen worden: Er hatte auch die besten griechischen Lehrmeister in der Beredsamkeit gehabt. Carbo aber hat den Ruhm, daß er ein sehr lauter, hurtiger und heftiger, zugleich aber nachdrücklicher und anmuthiger Redner gewesen. Beyde haben sich nur sehr kurze Zeit hören lassen: Indem jener wegen seiner Hän-

del, die er als Tribunus machte, von dem gemeinen Wesen ums Leben gebracht wurde; dieser aber sich selbst entleibte, um der Strafe der Richter zu entgehen, die er in andern Empörungen befürchten muste. Den gröſten Ruhm vor allen aber haben vor Ciceros Zeiten Antonius und Crassus erlanget. Den ersten lobet dieser, daß er ein überaus starkes Gedächtniß gehabt, und so geredet habe, als ob er sich gar nicht vorbereitet hätte; gleichwohl aber alles so geschickt und künstlich eingerichtet gehabt, daß die Richter sich nicht genug vor ihm in acht nehmen können. Obwohl er nun nicht eine gar zu richtige Art des Ausdruckes gehabt haben soll: So ist doch sein äusserlicher Vortrag ganz unvergleichlich gewesen. Crassus aber ist nicht nur von vielen andern, sondern von dem Cicero selbst, ihm wo nicht vorgezogen, doch gleich gehalten worden.

§. XVIII.

Niemand aber hat es unter den römischen Rednern so hoch gebracht, als M. T. Cicero selbst, an welchem die Natur und Kunst alles zusammen gebracht zu haben geschienen, was zu einem vollkommenen Redner nur erfordert werden kan. Er hat sich in seiner Jugend den Hortensius hauptsächlich zum Muster genommen, der auch allerdings ein sehr geschickter Mann in dieser Kunst gewesen seyn muß. Allein in seinen anwachsenden Jahren hat denselben weit übertroffen. Auch Cäsar, Cato, Brutus und Marcus Antonius zwar, sind zu seinen Zeiten vor beredte Leute gehalten worden: Doch hat es keiner in allen Stücken so weit zu bringen vermocht. Dem einen hat es hier, dem andern da gefehlet: Dem Cäsar an langer Uebung, dem Cato an Reichthum in Gedanken und Worten, dem Brutus an Gelindigkeit und der Kunst sich bey dem Zuhörer beliebt zu machen; dem Antonius aber an rechtschaffenem Wesen und genugsamer Gelehrsamkeit.

keit: Allen aber an der unvergleichlichen Gabe im Vortrage, an der feurigen Einbildungskraft, an dem brennenden Eifer, dadurch Cicero alles, was ihn hörete, dahin riß, und sich unterwarf. Dadurch hat er es nun verdient, daß ihn alle nachfolgende Zeiten, und nahmentlich die grossen Kenner und Meister in der Kunst, Qvintilian, Plinius der jüngere, und der Urheber des Gespräches, von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, vor den römischen Demosthenes, ja vor das Meisterstück der Kunst und Natur, in diesem Stücke, gehalten haben. Man lese auch nach, was Plutarchus von diesen beyden beredten Männern vor eine geschickte Vergleichung gemacht hat.

§. XVIIII.

Wie aber alle Dinge, wenn sie bis aufs Höchste gestiegen, wiederum zu fallen beginnen: So ist es auch mit der römischen Beredsamkeit gegangen. Kaum war Cicero todt, so gerieth die Wohlredenheit unter den Kayserm, in ein solches Abnehmen, daß sie sich selbst nicht mehr ähnlich sahe. Das macht, die alte republicanische Regierungsform ward unter den Kayserm geändert; die Sitten der Römer wurden niederträchtiger und lasterhafter; die vorige Freyheit verkehrte sich in eine sclavische Schmeicheley gegen die Grossen des Reichs: Und da muste ja die Beredsamkeit zu Grunde gehen. Hierzu kam noch, daß um des Nero Zeiten, Seneca und andre eine gar zu gekünstelte Art des Ausdruckes einführeten, darinn alles scharfsinnig, wohlklingend und gekünstelt seyn sollte. Selbst Qvintilian, Tacitus und Plinius zeigen uns die Spuren davon: Und obgleich dieser letztere mit der Beredsamkeit seiner Zeiten nicht zufrieden war, und sich vor einen Bewundrer und Nachahmer des Cicero ausgab: So sieht man doch, daß er die natürliche und ungezwungne Schreibart desselben nicht hat erreichen können. Er ist, selbst in seiner Lobrede auf den Trajan, überall zu künstlich: Man wollte denn sagen, daß in die-

ser Art von Reden, davon uns Cicero kein Muster gelassen, allerdings, eine scharfsinnigere Schreibart herrschen müsse, als in andern gerichtlichen Reden.

§. XX.

Nach der Zeit haben sich unter den folgenden Kayssern die Redner mehr und mehr von der rechten Bahn verirret. Die zwölf alten Lobreden auf verschiedene römische Monarchen, die uns von ihnen übrig geblieben, zeigen einen von Tage zu Tage anwachsenden übeln Geschmack; ein hochtrabendes, schwülstiges und ungesundes Wesen in Gedanken und Ausdrückungen. Diese Seuche in der wahren Wohlredenheit hat theils von den Einfällen barbarischer Völker in Italien, theils aber auch von dem sclavischen Triebe den grossen Herren zu schmeicheln, ihren Ursprung genommen. Denn da man diese schon bey lebendigem Leibe, als Götter, zu verehren angefangen hatte: So wollte man auch ganz übermenschliche Dinge von ihnen sagen. Daher kommen denn auch alle die unnatürlichen und zu hoch getriebenen Gedanken, damit solche Redner ihre Schriften ausputzeten. Eine Haupturſache dieses verderbten Geschmacks aber, mochte auch wohl der schlechte Werth seyn, darinn alle Gelehrsamkeit und alle freyen Künste von den Kayssern und allen Grossen des römischen Hofes gehalten wurden. Die Macht und die blosse Willkühr herrscheten damals: Der Verstand war also bey Tyrannen nichts nütze. Wo man den Aussprüchen der Vernunft nicht Gehör geben will, da sieht man es lieber, daß sie schweiget: Und so unterdruckt man endlich dieselbe bey allen Unterthanen, als die sich bey solchen Regenten durch einen blinden Gehorsam am glücklichsten machen können. Wo nun keine gesunde Vernunft mehr im Schwange geht, wo keine Wissenschaften mehr blühen; da muß nothwendig auch die Beredsamkeit in Verfall gerathen.

§. XXI.

§. XXI.

Doch blieben auch in diesen trüben Zeiten noch einige Funken der alten Beredsamkeit, bey den Lehrern der christlichen Religion übrig. Diese sahen sich genöthiget, die Wahrheiten des Glaubens, durch einen öffentlichen Unterricht fortzupflanzen: Und da viele von ihnen, vor ihrer Bekehrung, Weltweise und Redner gewesen waren: So bedienten sie sich ihrer Gelehrsamkeit und Gaben zum Besten der Religion. So nahm denn die auf den heydnischen Rathhäusern verstummende Beredsamkeit ihre Zuflucht in die Tempel der Christen; und was vorhin zur zeitlichen Wohlfahrt der Menschen gedienet hatte, das ward zur Beförderung ihrer ewigen Glückseligkeit angewandt. Man hielte auch nicht nur Predigten und Ermahnungen an das Volk: Sondern es wurden auch Lobreden auf die Märtyrer gehalten, dabey sich denn alle Kunstgriffe der Redner anwenden liessen. Unter den griechischen Vätern haben sich dergestalt Gregorius von Nazianz, und Johannes, mit dem Beynahmen Chrysostomus hervorgethan: Unter den lateinischen aber sind sonderlich Augustinus, Hieronymus und Ambrosius starke Redner gewesen. Ja selbst Lactantius, ob er wohl nicht öffentlich geredet, hat in seinen Schriften eine schöne Wohlredenheit erwiesen. Doch sind auch bey den Kirchenvätern selbst die Spuren des einreissenden übeln Geschmacks sehr häufig anzutreffen. Man sehe, was le Clerc, und Herr Prof. Stolle in den Leben der Kirchen-Väter hin und wieder davon angemerket haben.

§. XXII.

Ein jeder wird sich leicht einbilden können, daß in den folgenden barbarischen Zeiten, zugleich mit der übrigen Gelehrsamkeit, auch alle Beredsamkeit verlohren gegangen. Die wildesten Völker aus dem nordlichen Theile von Europa richteten das occidentalische Kayserthum zu Grunde; und so mußten alle freye Künste und Wissenschaften verfallen, die vorhin in Italien geblühet hat-

ten. Diese Barbarey daurete viele Jahrhunderte, und ob wohl indessen das griechische Kayserthum noch bestund: So war doch auch daselbst die Gelehrsamkeit in keinem besondern Flore. Es waren fast lauter unruhige und kriegerische Zeiten, darinn die Musen das Haupt nicht empor heben konnten. Die republicanische Freyheit der griechischen Städte hatte aufgehört: Und also hatte auch die Tochter derselben, die Beredsamkeit, ihren vorigen Glanz verlohren. Da nun auch unter den Christen der schändlichste Aberglaube, mit einer groben Unwissenheit verschwistert, mehr und mehr einriß: So konnten auch die christlichen Lehrer nicht mehr in die Fußtapfen ihrer Vorgänger treten. Endlich ward das orientalische Kayserthum gar ein Raub der Türken und Saracenen: Doch eben diese Veränderung, die allem Ansehen nach, der Gelehrsamkeit und den freyen Künsten das Garaus in Europa hätte machen sollen; dienete auf eine sonderbare Weise zu einer Veranlassung, daß sie ihr Haupt in Italien wieder empor zu heben anfiengen. Denn die aus Griechenland geflüchteten Gelehrten brachten ihre Wissenschaften und Bücher mit sich dahin, und verursachten also, daß auch die alte lateinische Gelehrsamkeit wieder hervorgesucht wurde.

§. XXIII.

Es ist meine Absicht hier nicht, alle diejenigen nahmhaft zu machen, die zu Wiederherstellung der Beredsamkeit, in Welschland das ihrige beygetragen: Vielweniger will ich alle ihre Verdienste beurtheilen. Es ist bekannt, daß Petrarcha einer der ersten gewesen, der den guten Geschmack wieder eingeführet: Wie seine Schriften davon zur Gnüge zeigen. Es ist uns Deutschen mehr daran gelegen, zu wissen, wer in Deutschland an der Einführung der freyen Künste gearbeitet. Ich sage von der Einführung, und setze also zum Grunde, daß sie in unserm Vaterlande vorhin ganz fremde gewesen. Denn ob gleich verschiedene, aus besondrer Liebe zu ihrem Vaterlande

lande zu behaupten gesucht, daß auch die alten barbarischen deutschen Völker eine Art der Beredsamkeit unter sich gehabt: So ist es doch mit derselben so schlecht bestellt gewesen, daß sichs der Mühe kaum verlohnet, davon viel Wesens zu machen. Man sehe nach, was im VIII. Theile des II. Bandes der Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, N. IV. bey Gelegenheit einer Dissertation von der Beredsamkeit der alten Deutschen, davon gesaget worden. Wo keine Gelehrsamkeit blühet, da kan unmöglich die Beredsamkeit im Schwange gehen. Welches Volk ist aber jemals unwissender gewesen, als die alten Einwohner Deutschlandes, die Scythen und Celten, die Sachsen, Gothen und Allemannen? Es wird also wohl dabey bleiben, daß wir die Ursprünge der Beredsamkeit in Deutschland in viel neuern Zeiten suchen müssen.

§. XXIV.

Hier ist nun freylich Kayser **Carl** der Grosse seines Ruhmes nicht zu berauben, den er sich durch die Liebe und Verbesserung der deutschen Sprache erworben. Allein diese löbliche Bemühung desselben hat nicht viel mehr gefruchtet, als daß nach seinen Zeiten einige Reime mehr gemachet worden, als vor ihm: Die Beredsamkeit hergegen hat bey der Unwissenheit der damaligen Jahrhunderte noch gar nicht empor kommen können. Die Mönche waren damals alles in allem, und ihr Vortheil erforderte es, alles in einem barbarischen Lateine abzuhandeln. Daher blieb denn die deutsche Sprache so rauh als zuvor. Kayser **Maximilianus** kam also endlich auf die Gedanken, alle Schriften in Reichsangelegenheiten in deutscher Sprache abfassen zu lassen; dadurch denn dieselbe mehr und mehr durch die Federn der geschicktesten Leute ausgeputzet, bereichert, und zur Wohlredenheit allmählich geschickt gemacht worden. Zu eben dieser Zeit hat **Conrad Celtes** sich angelegen seyn lassen, die freyen Künste, die damals in Italien im schönsten Flore

waren, auch in Deutschland gemein zu machen. Was er sich in dieser Absicht vor Mühe gegeben, wie ihm dieselbe gelungen, und was für Ruhm und Belohnungen er davon getragen, das hat der gelehrte Herr Lotter in einer eigenen Rede ausführlich zusammen getragen; die in den Reden und Gedichten der hiesigen deutschen Gesellschaft, mit befindlich ist. So viel ist gewiß, daß dieser wackere Mann sehr viel zu Vertreibung der vormaligen Barbarey in Deutschland beygetragen, ob er gleich um die deutsche Sprache insonderheit sich keine Mühe gegeben.

§. XXV.

Doch hat Deutschland in diesem Falle niemanden mehr zu verdanken, als dem gelehrten **Melanchthon**, der auch im Absehen auf seine Verdienste, in Beförderung der freyen Künste und Wissenschaften, mit recht der allgemeine Lehrer desselben genennet worden. Er war nemlich hier eben das, was Erasmus in den Niederlanden war, und führte seine Schüler auf die Regeln und Exempel der alten Griechen und Lateiner; als auf die rechten Quellen des guten Geschmackes. Er schrieb auch selbst eine Rhetorik, die gewiß nach diesen Mustern eingerichtet ist; und die gesundesten Regeln der wahren Beredsamkeit in sich hält. Es ist ein Wunder, daß selbige nachmals so ins Vergessen gerathen, indem **Voßius** fast allein in niedrigen und hohen Schulen die Oberhand bekommen: Denn es ist gewiß, daß Melanchthons Redekunst der Voßischen, wo nicht vorzuziehen, doch gewiß gleich zu seßen ist. Auch **Joh. Sturm** hat, durch verschiedene gute Ausgaben der ciceronischen und andrer alten lateinischen Schriften, den freyen Künsten keinen geringen Dienst gethan. Und **Lutherus** selbst hat durch sein Exempel in einer recht männlichen und feurigen Beredsamkeit dasjenige vollkommen ausgeübet, was sein Gehülfe in Regeln vorgeschrieben hatte. Sein Predigen nemlich, war, auch bey der damals noch rauhen deutschen

schen Sprache, ein rechtes Wunder der Beredsamkeit. Denn wie er an natürlichen Gaben, an Eifer und Redlichkeit in Beförderung einer guten Sache, seines gleichen nicht hatte: So war es ihm leicht, den Deutschen eine Laufbahn zu eröffnen, darauf es allen seinen Nachfolgern schwer werden muste, ihn zu übertreffen.

§. XXVI.

Der Erfolg hat dieses sattsam gelehret. Es sind fast volle hundert Jahre verflossen, in welchen sich kein einziger geistlicher oder weltlicher Redner in Deutschland hervorgethan, dessen Ruhm bis auf unsre Zeiten gekommen wäre: So viel Zeit brauchte es, ehe der von Melanchthon ausgestreute Saame der freyen Künste recht aufgehen konnte! Dieses geschah endlich um die Zeiten des gelehrten Schlesiers, **Martin Opitz von Boberfeld**, der nicht nur in gebundner, sondern auch in ungebundner Schreibart einen ganz neuen Geschmack eingeführet hat. Die grosse Kenntniß der Alten hatte diesen grossen Mann in den Stand gesetzet, seinen Landesleuten ein ganz unverhofftes Licht in den freyen Künsten anzuzünden. Durch die Lesung der besten Weltweisen, hatte er sich einen Vorrath der schönsten Materien, und eine Fertigkeit wohl und natürlich zu denken, erworben. Durch den beständigen Umgang aber mit den alten Rednern und Poeten, hatte er sich auch die Fähigkeit zuwege gebracht, seine Gedanken deutlich und zierlich auszudrücken: Wie auch die prosaischen Schriften sattsam zeigen, die wir in seinen Werken finden. Zu gleicher Zeit half sein Freund, **August Buchner**, der in Wittenberg die Dichtkunst lehrete, diesen guten Geschmack ausbreiten. Seine lateinischen Reden zeugen von einer grossen Stärke in der Beredsamkeit, und es ist kein Zweifel, daß aus seiner Schule, die geschicktesten Männer in freyen Künsten gekommen seyn müssen. Um eben diese Zeit ist auch die Fruchtbringende Gesellschaft entstanden, die zum we-

nigsten vor den Reichthum und die Reinigkeit der Sprache mit Nachdrucke geeifert hat.

§. XXVII.

Zu allem Unglücke aber fiel damals, der allen Künsten und Wissenschaften so verderbliche dreyßigjährige Krieg ein. Dieser hinderte den Fortgang und das Wachsthum alles Guten in der Gelehrsamkeit: Denn so bald Opitz und Buchner todt waren, auch Flemming mit ihnen zugleich gestorben; so war ausser etlichen Poeten, als Simon Dachen, Tscherningen, Andreas Gryphen, Schochen und Johann Franken, fast niemand in Deutschland, der die Alten kannte; oder sich die freyen Künste hätte angelegen seyn lassen. Die Beredsamkeit sonderlich schlief dazumahl ganz und gar ein; indem wir unter allen damaligen Gottesgelehrten und Lehrern der Beredsamkeit auf hohen Schulen, fast keinen einzigen nennen können, der sich nur einiger massen in der lateinischen oder deutschen Wohlredenheit hervor gethan hätte. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, das ist um das 1680ste Jahr allererst, ward alles wieder rege, was so lange gleichsam unter der Asche gelodert hatte. Scriver, Müller und Lassenius waren die drey geistlichen Redner, die sich fast auf einmal hervor thaten: Lohenstein aber, Erasmus Franciscі, Puffendorf, Heinr. Ansh. von Ziegler, Fuchs, Canitz, (NB. nicht der Poet, sondern der Preußische geheimte Rath u. Oberburggrafe) Besser und Christian Thomas, wurden unter den weltlichen Rednern und Scribenten berühmt; und haben auf verschiedene Weise der deutschen Sprache und Beredsamkeit Dienste gethan.

§. XXVIII.

Meine Absichten leiden es nicht, die Verdienste aller dieser Männer, um die Wohlredenheit ausführlich zu beurtheilen. Vielleicht bin ich auch derjenige nicht, der sich ein Recht anmassen darf solches zu thun: So viel aber darf ich wohl sagen, daß man bey den dreyen ersten

einen

einen gesunden Geschmack, einen reinen und regelmäßigen Ausdruck, und eine ziemliche Lebhaftigkeit des Geistes antrifft; und daß der erste eine mittelmäßige, die beyden letzten aber eine mehr als attische, ja oft laconische Kürze in ihrer Schreibart geliebet. Ich hätte ihnen noch Schuppen und Riemern an die Seite setzen können, wenn sie nicht theils auf eine ganz niederträchtig lustige, theils ausschweifend phantastische Art der Gedanken und des Ausdruckes gerathen wären. Man könnte sie daher fast mit dem catholischen Abraham von S. Clara vergleichen, der auch bey den Seinigen ein solcher geistlicher Lustigmacher gewesen. Von den weltlichen Rednern ist Lohenstein und Francisci, auch Ziegler in der Banise, gar zu hochtrabend; Fuchs aber, Puffendorf und Ziegler in seinen historischen Büchern, nicht rein von dem Mischmasche fremder Sprachen gewesen. Canitz, Besser und Thomas aber sind von diesen Fehlern viel freyer gewesen, und haben nicht nur eine sehr natürliche Art zu denken; sondern auch eine reinere Schreibart eingeführet, als zu ihrer Zeit im Schwange gegangen. Es ist auch unstreitig, daß wir dem grossen Beyfalle, den ihre Schriften überall gefunden, den guten Geschmack, der endlich bey uns überhand genommen, gröstentheils zu danken haben.

§. XXIX.

Ohne Zweifel werden sich viele wundern, warum ich noch mit keinem Worte an Christian Weisen gedacht, der doch allein mehr oratorische Schriften um diese Zeiten heraus gegeben, als alle übrige Schulmänner seiner Zeit zusammen genommen. Allein dieses ist mit gutem Bedachte geschehen: Denn selbiger ist mehr vor einen Verderber, als Beförderer der Beredsamkeit in Deutschland zu halten. Sein natürlicher Witz und muntrer Kopf zwar hatten ihn fähig gemacht, viel Gutes zu stiften: Allein, da es ihm an der Kenntniß der Alten fehlete; so hat er eine selbstgewachsene Art der Wohlredenheit ausgehecket,

gehecket, die sich kaum vor die kindische Fähigkeit der Schulknaben, geschweige denn vor Männer schickete, die in wichtigen Aemtern die Beredsamkeit brauchen sollten. Er wollte nemlich aus Kindern Redner machen, die doch weder Gelehrsamkeit noch Erfahrung, noch ein reifes Urtheil in ihrer Gewalt hatten. Daher muste er sie ausschreiben lehren, und ihnen eine Kunst beybringen, aus allerley zusammen gestoppelten sogenannten Realien, eine Schulchrie zu verfertigen, die weder in Gedanken noch in Ausdrückungen etwas besonders, ja nicht einmal was leidliches hatte. Zugleich führte er durch sein Exempel den Mischmasch lateinischer, französischer und welscher Wörter in unsrer Sprache ein, der bis auf diese Zeiten gedauret hat: Und also ist es gewiß, daß er mit seinen Büchern der Beredsamkeit in Deutschland mehr geschadet, als genützet hat.

§. XXX.

Ich hätte unter den obigen, **Thomasen** und **Bessern**, auch zu diesem itztlaufenden Jahrhunderte rechnen können; indem ich sie beyde noch vor wenigen Jahren selbst gekannt und gesprochen habe: Allein ich habe mir ohnedem noch ein paar wichtige Leute vorbehalten, die auch schon im vorigen Jahrhunderte bekannt zu werden angefangen; nemlich **Joh. Fr. Mayern**, aus Leipzig, und **Caspar Neumannen**, in Breßlau. Jener hat von Natur alle Gaben gehabt, ein deutscher Cicero zu werden, würde es auch in der That geworden seyn: Wenn ihn nicht sein Schicksal genöthiget hätte, früher zu reden, als er alle zur Beredsamkeit nöthige Gelehrsamkeit und die Regeln der Redekunst gefasset hatte. Gleichwohl hat er sich in Wittenberg, Hamburg und Greifswalde einen allgemeinen Beyfall erworben; und man kan sagen, daß es eben so unmöglich gewesen, seinen Worten zu widerstehen, als den siegreichen Waffen, Carls des zwölften, dessen Hofprediger er zuletzt war. **Neumann** aber hat die Kunst gewußt, das an die Hofmannswaldauischen

und

und Lohensteinischen falschen Edelgesteine verwöhnte Breßlau, durch seine natürlich schöne und vernünftige Art des Ausdruckes einzunehmen; davon wir in seinem Licht und Recht die Proben sehen. Ich hätte noch aus unserm Leipzig den berühmten Joh. Benedict Carpzov, und aus Halle, Aug. Herrm. Franken, dazu nehmen können; als die in ihrem Leben vor grosse Redner gehalten worden. Allein, wenn ich ihre gedruckten Predigten ansehe, so finde ich dort lauter magere exegetische Erklärungen der biblischen Texte; hier aber viel Worte und wenig Feuer, viel mystische Redensarten, aber wenig gründliche Vernunftschlüsse, und sonst keine Spuren einiger Beredsamkeit darinn. Folglich schliesse ich, daß ihr Ruhm bloß aus der guten Art im äusserlichen Vortrage, dem ehrwürdigen Ansehen, und der starken oder anmuthigen Stimme entstanden seyn muß, die sie besessen haben.

§. XXXI.

Von Lehrern der Beredsamkeit sind in diesem Jahrhunderte sehr viele aufgestanden, die aber theils Lohensteinisch, theils Weisianisch, theils noch viel ärger, als beyde gesinnet gewesen; und also der Ausbreitung des guten Geschmacks nicht wenig im Wege gestanden. Unter jene rechne ich Christian Schrötern und Johann Chr. Männlingen, die uns durchaus so reden lehren wollten, wie die Helden im Arminius sprechen. Unter diese rechne ich Hübnern und Uhsen, imgleichen Talandern und den Menantes; darunter doch die beyden letzten noch die besten sind: Weil sie gleichwohl die Redekunst auf die höhern Schulen vorbehalten, und sie schon vor vernünftige Leute, nicht aber wie jene, vor Kinder, eingerichtet. (Besiehe hiervon der deutsch. Ges. eigene Schr. u. Uberf. II. Theil, p. 236.) Zur dritten Classe aber zähle ich den bekannten Weidling, der mit seinen oratorischen Hofmeistern und Schatzkammern vollends alles auf den höchsten Gipfel gebracht, was nur in der Wohlredenheit unge-

ungereimt seyn kan. Des einzigen Benjamin Neukirchs Buch von deutschen Briefen ist werth, daß es in diesem Stücke der Wohlredenheit zum Muster diene: Indem es auf eine gesunde Vernunft gegründet, und nach den besten Beyspielen der französischen Scribenten eingerichtet ist; und also nicht minder als seine galante Briefe, unserm Jahrhunderte Ehre machen kan, die er aber schon am Ende der vorigen herausgegeben hat.

§. XXXII.

Von Neukirchs Rede, auf die Königin in Preussen, Charlotte, kan ich nicht so viel Ruhmes machen. Sie ist gar zu künstlich, als daß sie recht schön seyn könnte. Ich setze sie mit des Herrn von Königsdorf Lobrede auf den Kayser Leopold, in eine Classe. Beyde Redner haben sinnreich und erhaben schreiben wollen: Sie haben aber das Maaß überschritten, und sich in beyden übernommen. Neukirch macht zu viel Spielwerke in Gegensätzen und andern Spitzfindigkeiten: Königsdorf aber scheint mir immer auf Stelzen zu gehen, und viel zu stolz zu seyn, als daß er sich jemals zu uns andern ehrlichen Leuten auf die platte Erde herunter lassen sollte. Viel besser gefällt mir Nic. Hieron. Gundlings Rede auf den itzigen König in Preussen. Hierinn sehe ich einen gelehrten, nicht aber pedantischen; einen lebhaften, aber nicht ausschweifenden; einen sinnreichen, aber nicht phantastischen Redner. Er schreibt rein und wohlfliessend, und doch nicht mager; vernünftig, und doch nicht trocken; feurig, aber nicht schwülstig oder rasend. Mit einem Worte, wenn ich die Canitzische Lobrede (NB. des Poeten) auf die brandenburgische Prinzeßin, ausnehme: So ist diese Gundlingische fast die einzige, die eine gesunde Art der Wohlredenheit in dieser Art an sich zeiget. Das Gegentheil davon aber in allen Stücken, kan diejenige Lobrede abgeben, die Lehms auf des itzigen Kaysers Vermählung 1708 hier in Leipzig drucken lassen:

sen: Als welche vor ein rechtes Meisterstück eines phantastischen und recht unsinnigen Redners zu halten ist.

§. XXXIII.

Nichts ist mehr übrig, als daß ich noch von den Reden grosser Herren, und von andern solchen Sammlungen fremder Reden etwas gedenke. Man kan sich aber leicht einbilden, daß hierinn, ausser denen, die ich schon beurtheilet habe, sowohl viele gute, als auch viele sehr schlechte enthalten seyn werden. Die Zahl der letzten aber übertrifft die ersten zehnfach; indem es ein Vorzug unsrer Zeiten ist, daß die grösten Herren insgemein die kleinsten Redner sind, ganz anders, als es vorzeiten in Athen und Rom gewesen. Der Ausgeber dieser so weitläuftigen Samlung, hat nicht die geringste Wahl darinn gehalten, und alles, was er bekommen konnte, und nur halb einer Rede ähnlich sahe, drucken lassen, damit nur sein Buch groß würde. Er hat auch wohl gethan, daß er die Fortsetzung dieser Sammlung einen Labyrinth der Beredsamkeit geheissen. Man kan sich in der That darinnen verirren: Nur ist das der Unterscheid, daß diese Irrgänge nicht von seiner Kunst, sondern von dem blossen Zufalle herrühren. Von Rechtswegen sollte sich niemand an solche Sammlungen fremder Reden machen, als der selbst eine Einsicht in die Regeln der Beredsamkeit hätte: Wie dieses in lateinischen Reden von den gelehrtesten Männern, hier und anderwerts geschehen ist. Es ist uns nicht daran gelegen, daß wir viel gedruckte Reden haben: Vielmehr würde es Deutschland eine Ehre seyn, wenn es einen einzigen Demosthenes, oder einen Cicero aufzuweisen hätte.

§. XXXIIII.

Ich bin fertig mit den Schicksalen der Beredsamkeit in Deutschland, bis auf das 1720ste Jahr, als in welchem ich selbst die Augen aufzuthun, und die Beredsamkeit mit Verstande zu treiben angefangen. Damals las ich alles, was mir von oratorischen Schriften vorkam,

kam, mit dem grösten Eifer, weil ich, nach gefaßten philosophischen und theologischen Grundlehren, nun auf die geschickte Art, meine Wissenschaft wieder an den Mann zu bringen, denken muste. So weit sollen sich also auch meine Urtheile nur erstrecken, ob ich gleich von iztlebenden Rednern und Lehrern der Redekunst auch noch verschiedene zu rühmen wüste. Allein ich traue mirs zum theile nicht zu, von so gelehrten und berühmten Männern zu urtheilen, die ich grösstentheils hochschätze und nachzuahmen suche: Theils aber will ich auch mit Fleiß bey der in meiner critischen Dichtkunst beobachteten Lehrart bleiben, daß ich die Lebendigen weder lobe noch tadle; als bey welcher Regel ich mich noch zur Zeit sehr wohl befunden habe. Ich habe hierinn den Cicero selbst zum Vorgänger, der in seinem Brutus, nachdem er von allen verstorbenen Rednern seine Gedanken frey gesagt hatte, die lebendigen nicht nennen wollte: In hoc sermone nostro statui neminem eorum, qui viuerent nominare, ne vos curiosius eliceretis ex me, quid de quoque iudicarem: Eos qui iam sunt mortui, nominabo. Ich muß ohnedem besorgen, daß ich schon durch mein freyes Urtheil von den Todten, oder durch mein Stillschweigen von einigen, die mancher sich vielleicht zum Helden erwählet, vielen meiner Leser missfallen werde. So viel will ich nur überhaupt von dem itzigen Zustande der Beredsamkeit in Deutschland sagen, daß selbige seit 1720 ohngefehr ein ganz andres Ansehen gewonnen hat, als sie vormals gehabt: Indem solche Redner und Scribenten in verschiedenen Provinzen und Städten unsers weitläuftigen Vaterlandes aufgestanden, die sowohl in der philosophischen als oratorischen und historischen Schreibart uns rechte Meisterstücke gewiesen haben. Und es ist kein Zweifel, daß die gereinigte Weltweisheit, und die dadurch sehr beförderte Art natürlich zu denken; mancherley wöchentliche Schriften, die nicht minder die Verbesserung des Geschmackes und der Schreibart als der Sitten zur

Absicht

Absicht gehabt; nebst den verschiedenen Gesellschaften, die zur Ausübung unsrer Sprache in Hamburg, Leipzig und Jena aufgerichtet worden, nicht ein vieles dazu sollten beygetragen haben.

Das I. Hauptstücke.

Was die Redekunst sey, imgleichen von der Beredsamkeit und Wohlredenheit überhaupt.

§. I.

Die Redekunst, die wir hier abhandeln wollen, ist eine vernünftige Anleitung zur wahren Beredsamkeit. Griechisch wird sie die Rhetorik, lateinisch die Oratorie genennet. Aristoteles im II. Cap. des I. B. seiner Rhetorik, sagt, sie sey ein Vermögen in jeder vorkommenden Sache wahrzunehmen, was zur Ueberredung dienlich seyn kan. Εστω δε ἡ ῥητορικὴ δυναμις περι ἑκαστον των θεωρησαι το ενδεχομενον πιθανον. Diese Beschreibung ist der unsrigen nicht zuwieder: Denn in soweit die Redekunst einem schon bekannt ist, und von ihm gebraucht wird: So ist sie freylich ein solches Vermögen, dasjenige wahrzunehmen, was in jeder vorkommenden Materie, davon er reden soll, zur Ueberredung der Zuhörer beyträgt. Wir aber haben dieselbe als eine Lehre angesehen, die einen Menschen zu dem Vermögen verhilft, oder ihn beredt macht. Cicero, wie er in seinen rhetorischen Büchern nicht sonderlich systematisch geschrieben, also hat er auch von der Redekunst keine eigentliche Erklärung gegeben. Doch heißt er sie im I. Buch von der Erfindung beyläufig Doctrinam dicendi. Er nennt sie auch kurz vorher: Artificiosam eloquentiam. Hier hat er wiederum mehr auf denjenigen gesehen, dem die Redekunst schon beywohnet; als auf ein Buch, das dieselbe lehren soll. Denn dort ist sie freylich eine künstliche Beredsamkeit, die nach gewissen Regeln ihren

Vor-

Vortrag einrichtet: Da hergegen die natürliche Wohlredenheit gewisser Leute, bloß auf das Naturell, den Umgang und die Uebung ankommt. Quintilian im 14. Cap. seines II. B. merket an, daß das Wort Oratorie im Lateinischen nicht eigentlich so viel bedeute, als Rhetorik, sondern vielmehr nur eine gute Aussprache oder ein geschickter Vortrag. Ja er setzt hinzu, daß auch im Griechischen das Wort Rhetorik eine doppelte Bedeutung habe; einmal als ein Beywort, Ars rhetorica, hernach aber als ein selbständiges Nennwort, als Philosophia, Musica: Und da heisse es so viel, als Eloquentia. Nachdem er nun dieselbe sorgfältig eingetheilet: So nennt er die Rhetorik im ersten Verstande, bene dicendi scientiam, eine Wissenschaft wohl zu reden. Welches mit unsrer obigen Beschreibung auf eins hinaus läuft.

§. II.

Von den Neuern hat niemand die Redekunst besser beschrieben, als der oben schon gerühmte Melanchthon. In dem I. Capitel seiner Rhetorik sagt er, sie sey eine Kunst, welche die Art und Weise recht und zierlich zu reden lehret: Rhetorica est ars, quae docet viam ac rationem recte et ornate dicendi. Und er setzt hinzu, daß er seine Regeln, die er den Anfängern in der Beredsamkeit zu gut geschrieben, eine Rhetorik nenne. Ausser diesem brauche ich also von unsern Landesleuten keinen anzuführen: Nur ein paar Franzosen will ich noch zum Ueberflusse zu Hülfe nehmen. Der erste sey Lami, der uns in seiner Art de parler eine recht gute Redekunst geliefert hat, ob sie gleich viel Dinge, die zu einer allgemeinen philosophischen Sprachkunst gehören, in sich hält. Im I. Cap. des Vten Buches p. 365. heißt es: L'idée de la Rhetorique comprend l'art de persuader, aussi bien, que celle de parler, d. i. Der Begriff der Redekunst begreift sowohl eine Kunst zu überreden, als zu reden, in sich. Hier sieht man, daß er nicht allein die Beredsamkeit,

keit, sondern auch die Wohlredenheit zum Gegenstande der Redekunst machet. Der andre mag Herr Rollin seyn, der in dem ganzen andern Bande seiner Manier, die schönen Künste zu lehren und zu lernen, von der Redekunst gehandelt hat. Dieser sagt: T. II. p. 2. Die Redekunst bestehe aus Fürschriften, die auf die Grundsätze des natürlichen Verstandes und der gesunden Vernunft gegründet sind, und diese wären nichts anders, als vernünftige Anmerkungen, die von geschickten Leuten über die Reden der besten Redner gemacht; nachmals aber in Ordnung gebracht, und in gewisse Hauptstücke eingetheilet worden. Ces preceptes, heißt es, fondés sur les principes du bon sens et de la droite raison, ne sont autre chose que des Observations judicieuses, faites par d'habiles gens sur les discours des meilleurs orateurs, qu'on a ensuite redigées par ordre et reunies sous de certains chefs.

§. III.

Man wird aus diesem allen sattsam erkennen, daß die Redekunst mit der Beredsamkeit nicht vor einerley zu halten, und wie eines von dem andern unterschieden sey. Jene ist theoretisch, diese practisch. Jene giebt die Grundlehren und Regeln der Beredsamkeit; diese hergegen übt selbige aus. Jene kan man verstehen ohne jemals eine einzige Rede ausgearbeitet oder gehalten zu haben; diese aber kan man nicht anders, als durch eine lange Ubung im schreiben und reden erlangen. Gleichergestalt kan man zwischen den Wörtern, Wohlredenheit und Beredsamkeit, einen Unterscheid anmerken: Ungeachtet wir sie bisher fast in einerley Bedeutung gebrauchet, und mit einander verwechselt haben. Die Wohlredenheit drückt nach dem Klange des Wortes nichts weiter aus, als eine Fertigkeit wohl, das ist zierlich, und anmuthig zu reden, oder zu schreiben. Sie besteht also fast gänzlich in einer guten Schreibart, oder in vernünftigen und wohl ausgedrück-

ten Gedanken. Sie ist vielen Arten der Menschen eigen, die mit dem Schreiben oder Reden zu thun haben; ohne daß man ihnen die Beredsamkeit beylegen kan. Z. E. Ein Geschichtschreiber, ein Briefsteller, ein dogmatischer Scribent, kan den Ruhm erlangen, daß er schön schreibe: Und doch wird ihn noch niemand einen Redner nennen. Die Alten pflegten dergleichen Leute Difertos homines, scriptores venustos & elegantes, nicht aber eloquentes oder oratores zu nennen.

§. IV.

Wir müssen nemlich durch die Beredsamkeit, im eigentlichen und engern Verstande, eine Geschicklichkeit verstehen, seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem was man will, zu bewegen. Ich streite hier mit niemanden, der anstatt des Wortes Geschicklichkeit, lieber Wissenschaft, Vermögen oder Fertigkeit brauchen will. Meines Erachtens läuft es auf eins hinaus, wenn man nur nicht durch eins davon alle übrigen ausschliesset: Denn in der That müssen sie alle zusammen genommen, bey demjenigen angetroffen werden, dem man die Beredsamkeit beylegen will. Man sehe hier nach, was Herr M. Schellhafer in den Reden und Gedichten der deutschen Gesellschaft sehr gelehrt davon geschrieben hat. Das Hauptwerk in der obigen Erklärung von der Beredsamkeit ist der Zweck derselben; nemlich die Ueberredung. Auf diese muß die ganze Bemühung des Redners abzielen; diese muß er zu erreichen im Stande seyn, wenn er den Namen mit Recht führen will. Sie schließt die Bewegung der Gemüther mit in sich; weil diese oft ein nothwendiges Mittel ist, jene zu erlangen. Ein Redner ist also nicht zufrieden, wenn man ihn gern höret, wenn man seine schöne Schreibart lobet, seine hübschen Gedanken, und sinnreichen Ausdrückungen erhebet. Er geht viel weiter, und fordert ungleich mehr von seinen Zuhörern. Man soll ihm in seinem Vortrage auch vollkommen

bey-

beypflichten; man soll mit ihm einerley Meynung werden; man soll das vor wahr und vor falsch halten, was er davor hält; man soll endlich lieben und hassen, zürnen und beneiden, frolocken und trauren, hoffen und fürchten, suchen und fliehen, thun und lassen, was und wie es ihm gefällt; wenn und wo und wie es ihm nur gut dünket.

§. V.

So groß der Unterscheid dieser beyden Begriffe dergestalt ist, so sehr ist es zu bewundern, daß man bisher in unserm Vaterlande denselben fast gar nicht erkannt, vielweniger im Reden beobachtet hat. Man hat insgemein einen guten Stilisten schon vor einen guten Redner gehalten, und einen anmuthigen, zierlichen Vortrag, der nur die Ohren und die Einbildungskraft gekützelt, eine Beredsamkeit genennet. Sonderlich in lateinischen Reden und Schriften hat man die Reinigkeit der Wörter und Redensarten, nach den Mustern des besten Alters der römischen Sprache, vor die Haupteigenschaft einer guten Beredsamkeit gehalten. Wie viel diese falsche Einbildung zum Verderben der wahren Beredsamkeit beygetragen habe, das ist nicht auszusprechen. Denn dadurch ist eben eine so ernstliche, männliche und philosophische Kunst als die Redekunst ist, in ein mageres, kindisches und grammatisches Wörterspiel verwandelt worden. Die Reinigkeit und Schönheit einer Sprache muß ein Redner allerdings nicht verachten oder versäumen. Eine jede Sprache, die man redet oder schreibet, muß man unstreitig auf das allerbeste reden und schreiben. Aber wenn man nun solches in der grösten Vollkommenheit thut: So ist man deswegen noch kein Redner. Die Wohlredenheit könnte man zur Noth einem solchen Worthelden noch zugestehen: Dafern er nur mit seinen auserlesenen Worten auch auserlesene, neue und schöne, oder wenigstens vernünftige Gedanken zum Vorschein brächte. Da

aber auch dieses nicht allemal geschieht, und also die ganze Kunst in einer leeren Wortkrämerey bestehet, die ohne Geist und Kraft, ohne Wahrheit und Nachdruck ist: So kan man leicht denken, wie wenig man solchen ängstlichen Stilisten die Beredsamkeit selbst zugestehen könne.

§. VI.

Wenn man nun nach diesen Grundsätzen die Schriften unserer meisten geistlichen und weltlichen sogenannten Redner untersuchen wird: So wird man mit Verwunderung wahrnehmen, wie wenig Beredsamkeit man darinnen antrifft; und wie oft auch diejenigen, die man vor vollkommen in dieser Kunst gehalten, kaum auf die Bank der Wohlredenheit gesetzt zu werden verdienen. Doch selbst die Beredsamkeit ist nicht von einerley Art. Diesen wichtigen Unterscheid recht ins Licht zu setzen, müssen wir auf die Mittel sehen, wodurch die Uberredung der Zuhörer bewerkstelliget werden kan. Diese haben, als Menschen, Verstand und Willen, und beyde muß ein Redner gewinnen können, wann er dieselben zum Beyfalle bewegen, oder überreden will. Nun läßt sich der Verstand eines Menschen niemals anders, als durch Gründe und Ursachen gewinnen, etwas vor wahr oder falsch zu halten. Auch einfältige Leute glauben nicht gern etwas, auf das bloße Wort dessen, der es ihnen saget: Es müste denn eine bloße Geschicht seyn, dabey selbiger zugegen gewesen; oder die er doch sonst besser wissen könnte, als sie selbst. Ja wenn gleich der Pöbel, auch in dogmatischen Dingen, seinen Lehrern und Vorgesetzten manches ohne Beweis zu glauben scheinet: So ist doch dieses nur ein Scheinglaube. Der Verstand ist nicht recht davon versichert, und folglich ist das Erkenntniß von solchen Wahrheiten nicht lebendig. Bey dem geringsten Zweifel, der ihm aufstösset, fällt der ganze Glaube weg. Eben so ist es mit dem Willen. Auch dieser läßt sich nicht ohne die Vorstellun-

stellungen des Guten und Bösen lenken: Diese aber nennet man Bewegungsgründe. Und also ist es gewiß, daß die ganze Uberredung auf den Gründen beruhe, deren sich ein Redner gegen seine Zuhörer bedienet.

§. VII.

Es sind aber so wohl die Beweis als Bewegungsgründe zweyerley. Denn entweder sind sie wohl gegründet, und aus guten Quellen hergeleitet, wie die Vernunftlehre es fordert: So daß man versichert seyn kan, dasjenige, so dergestalt erwiesen wird, sey unfehlbar wahr, falsch, gut, oder böse. Oder es sind blosse Scheingründe, die nur dem ersten Ansehen nach gut zu seyn scheinen, bey genauer Untersuchung aber unrichtig befunden werden. Z. E. ich sollte jemanden eine Lobrede halten, und erwiese die Vortrefflichkeit derjenigen Person, aus ihren grossen Eigenschaften, die sie in verschiedenen Gelegenheiten, durch unleugbare Proben erwiesen; aus den Diensten, so sie der Kirche, dem Fürsten und dem Vaterlande geleistet; aus den Thaten, so sie gethan; oder aus den Schriften, so man von ihr in Händen hätte: So würden alle diese Beweise wohl gegründet, und überredend seyn. Wenn aber jemand aufstünde, und seine Lobrede auf das alte, berühmte und gelehrte Geschlecht, auf das Vaterland oder die Vaterstadt, auf den merkwürdigen Tag der Geburt, auf den schönen Namen, auf die Glücksgüter und äusserliche Gestalt, auf die Gnade grosser Herren, auf die erlangten Ehrentitel oder zusammengebrachten Reichthümer, endlich wohl gar auf das Alter und den sonderbaren Todestag desjenigen gründen wollte, den er zu loben vorhätte: So würden alle diese Gründe keine logische Prüfung aushalten. Man könnte nemlich auf diese Art dem allerelendesten Menschen eine Lobrede halten, der weder ein Fünkchen Verstand, noch die geringste Spur einiger Tugend sein Lebenlang erwiesen hätte. Diese-

nige Beredsamkeit nun, die sich der ersten Art der Beweisgründe bedienet, die der Vernunft und Wahrheit gemäß sind, wollen wir eine wahre; die aber, welche sich nur blosser Scheingründe bedienet, die in der That nichts beweisen, wollen wir eine falsche Beredsamkeit nennen.

§. VIII.

Wie sich nun die wahre Beredsamkeit von der falschen durch die Mittel unterscheidet, deren sie sich beyde bedienen: So sind sie auch der Absicht nach unterschieden. Man kan es leicht denken, daß sich Irrthümer und Unwahrheiten nicht durch gute Gründe erweisen lassen: Denn wenn das angienge, so wäre kein Unterscheid mehr. Folglich wird denn eine falsche Beredsamkeit auch die Ausbreitung der Unwahrheiten zur Absicht haben: Da hergegen die wahre Beredsamkeit bloß allein die Wahrheit und ihre Ausbreitung und Fortpflanzung zum Zwecke hat. Mit practischen Dingen verhält sichs nicht anders. Wer seinen Zuhörern mit Scheingründen etwas zu thun oder zu lassen anräth, der kan auch das Laster dergestalt fortpflanzen und die Tugend auszurotten suchen. Denn wie wäre es möglich, zu diesen Absichten gute Bewegungsgründe auszusinnen? Die Tugend müste ja mit dem Laster einerley seyn, wenn das angienge. Folglich hat denn die wahre Beredsamkeit allezeit das Beste ihrer Zuhörer zur Absicht: Die falsche hergegen macht sich kein Bedenken ihnen auch zu schaden. Doch will ich nicht behaupten, daß diese es allezeit in der That so böse meyne. Auch in den besten Absichten lassen sich von ungeschickten Leuten schlechte Mittel anwenden. Viele wünschen zwar der Wahrheit und Tugend durch ihre Reden zu dienen: Sie haben aber nicht Verstand und Gelehrsamkeit genug, solches auf gehörige Art zu thun. Sie brauchen schwache Beweise, wo sie die stärkesten haben könnten, aus Mangel der Einsicht. Sie haben kei-

ne

ne Vernunftlehre gelernet, Scheingründe von wahren zu unterscheiden. Daher beschimpfen sie die wichtigsten Wahrheiten durch ihren Vortrag, der nur aus einer falschen Beredsamkeit herrühret.

§. IX.

Bey den Alten hat die falsche Beredsamkeit sonderlich vor Gerichte ihren Sitz gehabt, wo man nicht minder die bösen als die guten Sachen vertheidigen mußte. Denn die damaligen Sachwalter mußten Redner seyn, und sich also auf Kunstgriffe legen, auch den ungerechtesten Handlungen ihrer Clienten eine Farbe zu geben. Dazu halfen ihnen nun die dialectischen Disputirkünste, dadurch man alles wahrscheinlich machen konnte; und die rhetorische sogenannte Topica, davon Aristoteles ganze Bücher geschrieben. Doch diese falschberühmte Kunst, ist bey allen rechtschaffenen Leuten, bald in Verachtung gerathen: Zumal da ihre Liebhaber, die Sophisten, sich mit ihrer Unwissenheit, Unverschämtheit, und pralerhaften Windmacherey sonst verhaßt machten. In neuern Zeiten hat man, zum wenigsten in Deutschland, die Beredsamkeit aus den Gerichtsstuben verbannet; und sie also von der Nothwendigkeit schlimme Sachen zu vertheidigen, befreyet. Allein es fehlt gleichwohl an Gelegenheiten nicht, wo sich dieselbe, so wohl in geistlichen als weltlichen Geschäften, zur Verdunkelung der Wahrheit und Ausbreitung der Unwahrheit, muß brauchen lassen. Dahin gehören nun hauptsächlich die schmeichelhaften und unverdienten Lobreden; die Predigten, so zu Vertheidigung ungegründeter Lehren gehalten werden; ja auch alle die, so zwar Wahrheiten, aber auf eine ungegründete Art, und mit unzulänglichen Beweisen vortragen. Wo bleiben endlich die vielen Reden, worinn man nicht einmal die Absicht hat, seine Zuhörer zu überreden: Die also nur aus einem verworrenen Geschwätze bestehen; darinn man nur seine Belesenheit, oder den mit grosser Mühe

gesammleten, oder gar von andern erborgten Reichthum der Vorrathsbücher zu zeigen willens ist.

§. X.

Ob nun wohl aus dem bisherigen ein jeder leicht begreifet, was wir durch die Ueberredung verstehen: So muß ich doch noch mit wenigem zeigen, wie dieselbe von einer Ueberführung unterschieden sey. In meiner Vernunftlehre ist solches zwar bereits geschehen; doch gehört es hieher auch: Und also muß ich es nicht vorbeylassen. Einen überführen, heißt einen durch eine Reihe unumstößlicher Vernunftschlüsse, die aus den ersten Gründen hergeleitet werden, oder durch eine Demonstration, zum Beyfalle bewegen, ja nöthigen und zwingen. Diese Art andern Wahrheiten beyzubringen, gilt nur da, wo man sein Erkenntniß auf den höchsten Grad der Gründlichkeit getrieben, und solche Zuhörer vor sich hat, die eine so geübte Vernunft besitzen, daß sie eine lange Kette von Schlußreden fassen, und einsehen können. Nun ist es leicht zu denken, daß ein Redner weder allezeit so viel Einsicht von den Sätzen die er vorträgt, haben kan; noch auch, wenn er sie gleich hätte, solche geschickte Zuhörer antreffen würde, die eines so gründlichen Vortrages gewohnt wären. Daher schickt sich vor ihn nichts besser, als die Ueberredung; das ist ein Vortrag der Wahrheit durch wahrscheinliche Gründe, die ein Zuhörer von mittelmässigem Verstande, ohne alle Mühe fassen und einsehen kan. Diese Art der Beweise läßt sich nun überall finden, wo nur Wahrheit zu vermuthen ist. So gar in historischen Wahrheiten, wo der Beweis durch Zeugen, oder die Ueberzeugung, statt findet, kan man sich derselben bedienen, wenn es an Zeugen fehlen sollte. Cicero hat in seinen Reden dieses gewiesen, wo es sich nemlich fragte: Ob dieser oder jener etwas gethan habe oder nicht? Als z. E. in den Reden für den Sextus Roscius, und für den Milo.

§. XI.

§. XI.

Doch ist hier meine Meynung gar nicht, zu verbiethen, daß ein Redner entweder kein demonstratives Erkenntniß besitzen; oder doch von solchen Sätzen, die sich demonstriren lassen, gar nicht reden müsse. Nein, die Gründlichkeit ist eine sehr gute Eigenschaft aller Gelehrten, und wird auch an einem Redner kein Fehler seyn: Vielweniger wird es zu tadeln seyn, wenn man seinen Zuhörern Wahrheiten vorträgt, die demonstrirt werden können. Je gründlicher ein Redner einen Satz einsieht, desto leichter wird es ihm fallen, andere davon zu überreden: Da es ihm hingegen schwer seyn würde, andern eine Meynung beyzubringen, die er selbst nur obenhin untersuchet hätte, und davon er selbst noch nicht überredet wäre. Unsere Meynung geht nur dahin, daß er sich in seinem Vortrage nicht der allergröbsten Schärfe im Erklären und Beweisen bedienen darf, die von den Weltweisen gefordert wird: Gesetzt daß seine vorhabende Materie solches zuliesse, und er selbst die Fähigkeit dazu hätte. Solche starke Speise schicket sich vor die gemeine Art der Zuhörer nicht. Diese haben soviel Aufmerksamkeit, Geduld und Fertigkeit im Schliessen nicht, als ein Schüler der höhern Wissenschaften haben muß. Er würde also entweder nichts von dem allen verstehen, was man ihm sagte; oder gar nicht einmal zuhören. Der Redner muß sich von seiner Höhe ein wenig herunter lassen, und auch von gelehrten Dingen ohne alle Kunstwörter, und so viel möglich in der gemeinen Sprache reden, die ein jeder versteht. Er muß in seinen Beweisen nur bis auf Sätze zurücke gehen, die ein jeder einräumet, ob sie gleich noch weiter erwiesen werden könnten. Er muß endlich nicht gar zu viel Vernunftschlüsse hintereinander machen, als wodurch er den Verstand seiner Zuhörer abmatten und überhäufen würde.

§. XII.

Aus dem bisherigen wird es sich nun auch unschwer

begreifen lassen, warum ich gesagt, daß die Beredsamkeit eine Geschicklichkeit sey, seine Zuhörer von allem was man will zu überreden. Es versteht sich nunmehro nemlich, daß man zwar auch durch die falsche Beredsamkeit Einfältigen, zum Vortheile der Irrthümer, ein Blendwerk vormachen könne: Aber daß hauptsächlich alle Arten der Wahrheiten vor die wahre Beredsamkeit gehören. Hier ist in der That nichts ausgeschlossen, was nur einigermaßen von Wichtigkeit ist, und den Fleiß eines Redners verdienet. Es verdienet aber denselben ein jeder Satz, davon er seine Zuhörer gern überreden möchte, weil es ihnen nützlich und nöthig, auch dem gemeinen Besten zuträglich ist, davon überredet zu seyn. Dahin gehören also geistliche und weltliche, theoretische und practische, dogmatische und historische Wahrheiten: Mit einem Worte, alles wovon sich ein wahrscheinlicher Beweis führen läßt. Die Regeln so die Redekunst davon giebt, sind allgemein, und schicken sich auf alles, was eine Wahrheit ist, und andern vorgetragen werden soll, so daß sie davon überredet werden. Es ist also vergeblich, wenn man die Redekunst in eine geistliche und weltliche, oder theologische und politische abtheilen wollte. Denn man müste auch eine juristische, medicinische und philosophische u. s. w. unterscheiden; wenn es auf die Materien darinn ankäme, davon man reden soll. Die Zuhörer sind allezeit Menschen, die Verstand und Sinne, einen Willen und Begierden haben. Hieraus müssen also auch einerley allgemeine Regeln fliessen, die man in allen Reden beobachten muß, wenn man die Absicht der Uberredung glücklich erreichen will.

§. XIII.

Soll aber die Redekunst, wie gleich anfangs gedacht worden, eine vernünftige Anweisung zur Beredsamkeit seyn: So muß dieselbe nicht in gewissen willkührlich angenommenen; sondern auf die Natur des Menschen gegründeten, und aus der Absicht des Redners hergeleiteten Regeln

geln bestehen. Nichts ist in Wissenschaften und freyen Künsten vernünftig, als was auf gute Gründe gebauet ist. Diese sind aber nicht die Meynungen und Zeugnisse großer Leute; nicht die Exempel derer, die hier oder dort vor Redner gehalten werden; nicht das neue oder alte, insoweit es neu oder alt ist: Sondern die unveränderliche Natur des Menschen, als mit welchem ein Redner zu thun hat. Ein Bildschnitzer geht anders zu Werke, wenn er ein hölzernes, als wenn er ein steinernes Bild verfertigen will. Sein Gegenstand und seine Materie schreiben ihm die Regeln vor, darnach er sich richtet. Was würde er sagen, wenn man ihm eine neue Methode angeben wollte, das Holz in die Länge zu sägen, und in die Qveere zu spalten? So ist es in der Redekunst gleichfalls. Man muß die Vernunft- und Sittenlehre zu Hülfe nehmen, den Verstand und Willen des Menschen kennen zu lernen. Wer dieses nicht thut, der kan weder gute Regeln der Beredsamkeit vorschreiben, noch die vorgeschriebenen recht glücklich beobachten. Alle neu ausgekünstelte Methoden taugen nichts, wenn sie von dieser Richtschnur abweichen. Auch die Alten werden von uns nur darum zu Lehrern und Mustern angepriesen, weil sie ihre Regeln und Exempel nach dieser Vorschrift eingerichtet haben. Ihr Ansehen soll also unsern Regeln keine Kraft geben: Sondern ihr Beyfall soll uns nur wieder den Vorwurf der Neuerung zur Rechtfertigung dienen.

§. XIV.

Indessen rathe ich einem jeden, der diese meine Redekunst lesen wird, mit meiner Anleitung nicht schlechterdings zufrieden zu seyn. Ich bin so neidisch nicht, daß ich andern die Qvellen mißgönnen sollte, daraus ich selbst meinen Durst gelöschet habe. Man lese also des grossen Weltweisen Aristoteles rhetorische Bücher, sowohl die er an den Theodectes, als an Alexandern den grossen geschrieben hat. Ist man der französischen Sprache kundig, so kan man die Uebersetzung der ersten, die Cassandre

uns

uns geliefert hat, so lange brauchen, bis uns Herr von Steinwehr die deutsche Uebersetzung, so er versprochen hat, liefern wird. Man nehme unter den andern griechischen Lehrern der Beredsamkeit auch den Longin dazu, der in seinem Buche von dem Erhabenen, wenigstens im Absehen auf die Schreibart, sehr nützlich zu gebrauchen ist. Auch Lucian ist in den obenangeführten Stellen, und sonst hin und wieder, mit Nutzen zu lesen. Von den Lateinern aber ist Cicero in allen seinen rhetorischen Schriften, die ich nicht alle erzählen mag, der vollkommenste Lehrmeister der Redekunst. Man muß sie alle mit Fleiß lesen, wenn man sich recht fest setzen, und die grosse Einsicht dieses Mannes vollkommen kennen lernen will. Auch das Gespräche von den Rednern, oder von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, muß man zu Hülfe nehmen, wenn man sich einen rechten Begriff von der alten Beredsamkeit machen will: Weswegen ich es auch diesem Werke statt einer Einleitung beygefüget habe. Endlich lese man auch den Qvintilian; wo nicht ganz, doch wenigstens die ersten und letzten Bücher desselben: Als worinn das meiste, auch zu unsern Zeiten noch, brauchbar ist; da hingegen die mittlern sich nur auf die gerichtliche Beredsamkeit der Alten beziehen.

§. XV.

Um auch von den neuern Anleitungen zur Redekunst etwas zu gedenken: So muß ich einige Franzosen in diesem Stücke rühmen, und zwar lauter solche, die ich selbst gelesen, u. den Regeln der Alten gemäß befunden habe. Darunter ist nun der Jesuit Rapin einer der besten, der nicht nur von der Beredsamkeit, sondern auch von der Dichtkunst, Historie und Philosophie die vernünftigsten Gedanken ans Licht gestellet hat. Auch seine Vergleichung (Comparaison) des Cicero und Demosthenes ist hier mit Nutzen nachzulesen. Nächst diesem muß ich den obgedachten P. Lami und seine Art de parler loben. Fenelons Gespräche von der Beredsamkeit sind überaus schön,

und

und die Reflexions sur l'Eloquence, die man ausser denselben hat, auch nicht ohne Vortheil zu gebrauchen. Vor geistliche Redner ist des P. Gisberts Eloquence Chretienne das schönste Buch so man wünschen kan: Obwohl auch Fenelon und Rapin dieselben nicht vergessen haben. In Rollins obangeführtem ausbündigen Werke, wie man die schönen Künste und Wissenschaften lernen kan, handelt ein ganzer Band von der Redekunst auf eine sehr gründliche Art. Wo bleiben nun noch einige kleinere Schriften, die auch dahin gehören? Z. E. des P. Bouhours Maniere de bien penser dans les Ouvrages d'esprit; des Herrn Furetiere Nouvelle allegorique de la guerre dernierement arrivée dans le Royaume de l'Eloquence; des Herrn le Faucheur Tractat de l'Action de l'Orateur, den einige dem berühmten Conrard zuschreiben; ein andres kleines Werkchen unter dem Titel: Methode nouvelle pour bien animer un discours; und endlich eine kleine Rhetorik L'Eloquence du Tems, die einem Frauenzimmer zu gut geschrieben worden. Man sehe auch in der deutschen Gesellschaft eignen Schriften u. Uebersetzungen I. Theil p. 420. das von Herrn M. Mayen übersetzte Werkchen, der Redner genannt.

§. XVI.

Von deutschen Rhetoriken kan ich unter denen, deren Verfasser bereits todt sind, keine einzige loben, als Philipp Melanchthons seine; die aber lateinisch abgefaßt ist. Von den übrigen habe ich schon oben meine Gedanken gesagt. Von den Anleitungen itztlebender Gelehrten zur Redekunst hätte ich zwar verschiedene Lobsprüche zu sagen: Wenn ich es nach meiner obigen Regel thun dörfte. Ich würde zum Theil vor einen Schmeichler angesehen werden: Zum Theil aber würde ich auch diejenigen erzürnen, von denen ich nichts sagen möchte. Mein bloßes Stillschweigen würde schon die Kraft eines Tadels haben. Weil es also das Ansehen bekommet, als ob ich diese meine Redekunst ganz allein vor was gutes ausgäbe; so gestehe

ich, daß alles gute so sie in sich hält, nicht aus meinem Kopfe entsprungen, sondern von den Alten, und nächst ihnen von den itzterwähnten Ausländern entlehnet ist. Diesen habe ich alle meine rhetorische Wissenschaft zu danken: Und wer ihre Schriften selbst lesen will, der kan mein Buch entbehren. Daß ich aber nicht bey allen §. §. die Stellen aus ihnen anführe; das kommt theils daher, weil ich keine Sammlungsbücher habe, darinn ich die zu meinen Regeln gehörigen Zeugnisse gleich finden könnte; theils weil ich überhaupt kein Freund von solchem Mischmasche aus allen Sprachen und Zungen bin. Ich habe auch alle gemeldten Bücher mit solchem Fleisse gelesen, und bey meinen vieljährigen oratorischen Lectionen über meinen Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunst so viel darüber nachgedacht; daß mir alles darinn so eigen geworden ist, als ob ichs selbst erfunden hätte. Wem daran gelegen ist, der kan sich die ähnlichen Stellen aus den Alten selbst anmerken, und am Rande hinzuschreiben, wo sie stehen sollen.

Das II. Hauptstücke.

Von dem Charactere eines Redners und denen ihm dienlichen Vorbereitungen.

§. I.

Durch einen Redner verstehe ich einen gelehrten und rechtschaffenen Mann, der die wahre Beredsamkeit besitzet. Ich schliesse also aus der Zahl der Redner die Sophisten und alle Schwätzer aus, die entweder eine falsche Beredsamkeit besitzen, oder nur viel Worte machen, aber keinen Menschen dadurch überreden, vielweniger etwas zu thun oder zu lassen bewegen. Man nenne also dergleichen Leute Windmacher, Plauderer, oder wie man will: Genug, daß sie den Namen der Redner nicht verdienen. Wollte man aber ja diese Be-

nen-

nennung in einer so allgemeinen Bedeutung nehmen, daß alle, die sich ihrer Zunge mit einer gewissen Fertigkeit zu bedienen wissen, dieselbe verdienetenz wie man etwa einen jeden Schmierer einen Maler, oder jeden Reimschmied einen Poeten zu nennen pflegt: So wird dieses ein blosser Misbrauch seyn; dem man nicht anders, als durch einen vielfältigen Unterscheid, unter grossen, mittelmäßigen und schlechten Rednern, wird abhelfen können. Weiter schliessen wir auch von dem Namen eines Redners alle blosse Stilisten aus, die zwar in dogmatischer, historischer und epistolischer Schreibart sehr geschickt ihre Gedanken zu entwerfen wissen; aber dem ungeachtet keines von denen Stücken in ihrer Gewalt haben, welche wir oben zur Beredsamkeit erforderten. Doch behaupten wir deswegen nicht, daß ein Redner sich ohne eine schöne Art des Ausdruckes behelfen könne oder solle. Nein, er braucht dieselbe auch zu Beförderung seiner Absicht: Aber das Hauptwerk ist sie nicht. Die Beredsamkeit begreift zwar die Wohlredenheit in sich, aber nicht umgekehrt.

§. II.

Ich habe gesagt, ein Redner sey ein gelehrter Mann: Und dadurch behaupte ich, daß kein Ungelehrter ein Redner seyn könne. Man wird mir dieses leicht zugeben, wenn man erwegen will, was für eine weitläuftige Wissenschaft zur wahren Beredsamkeit gehöret. Ein Redner muß von allerley vorkommenden Dingen so zu reden vermögend seyn, daß er sich Beyfall erwirbt, und auch diejenigen zu seiner Meynung bringt, die ihr vorhin zuwieder waren. Dazu gehört nun sehr viel: Denn vors erste muß er die Sache selbst, davon er redet, vollkommen inne haben; ja sie besser als seine Zuhörer einsehen. Nun laufen aber die meisten Materien der gewöhnlichen Reden in eine von den sogenannten vier Facultäten, oder doch in eine von den freyen Künsten. Alle diese aber gehören zur Gelehrsamkeit, und wer sie versteht ist ein Gelehrter.

Zwar

Zwar wollen wir auch einigen Unstudirten es gar gerne einräumen, daß sie in gewissen Dingen, die zu ihrer Lebensart gehören, eine ziemliche Geschicklichkeit und Fertigkeit im Reden besitzen: Allein das ist eine blosse Wohlredenheit; dazu eine natürliche Lebhaftigkeit des Geistes, ein Reichthum in Worten und Gedanken, und ein öfterer Umgang mit Leuten schon zulanget. Gesetzt aber, daß einige unter den sogenannten Unstudirten, das ist, Leuten, die kein Latein können, zuweilen weit mehr durch ihr Reden ausrichteten, und wohl gar ihre Zuhörer überreden, erhitzen u. zu gewissen Dingen aufbringen könnten: So würde ich ihnen sogleich unter den Gelehrten einen Platz einräumen. Denn nothwendig müssen Personen von dieser Geschicklichkeit mehr wissen, als der gemeine natürliche Verstand einem jeden geben kan. Sie müssen nothwendig im französischen und in andern heutigen Sprachen; oder wenigstens in ihrer Muttersprache viel gelesen haben, das ihnen zu einer solchen Stärke im Reden behülflich gewesen. Das Erkenntniß der Sachen, nicht aber der Sprachen macht gelehrt. Und selbst die griechischen Redner sind bloß in ihrer Muttersprache zu aller der Wissenschaft gelanget, die sie zu ihrer Kunst nöthig gehabt haben.

§. III.

Zum andern aber muß ein Redner nothwendig den Verstand und Willen seiner Zuhörer kennen, und auf die gehörige Art anzugreifen wissen. Jener soll überredet, dieser aber gelenket werden: Wie wird nun dazu ein Mensch vermögend seyn, der sich die Kräfte der Seelen gar nicht bekannt gemacht; der die Quellen der Vorurtheile nicht entdecken; die irrigen Meynungen nicht in ihren Wurzeln ausrotten; die heimlichen Treibfedern der Begierden nicht auskundschaften, und die neuen Bewegungsgründe seinen Zuhörern nicht recht ans Herz legen kan. Daher gehört denn hauptsächlich die Vernunft- und Sittenlehre vor einen Redner: Und da beyde in der Psychologie, oder der Lehre von der menschlichen

Seele

Seele ihren Grund haben: So gehört auch hauptsächlich diese dazu. Man kan unmöglich ein wildes Pferd recht regieren, wenn man seine Tücke nicht kennet. Es ist kein Gleichniß geschickter, den Zustand einer Menge Volkes, die einem Redner zuhöret; und die Pflicht eines Redners zu entwerfen. An Gewalt ist ein muthiger Gaul seinem Reuter weit überlegen: Es kommt bloß auf die Art und Geschicklichkeit an, womit er sich zum Herrn darüber machen muß. Gleichergestalt hat auch ein Redner nichts zu befehlen. Keiner von seinen Zuhörern ist so schlecht, der ihm nicht den Gehorsam versagen würde, wenn er es so anfangen wollte: Aber durch Glimpf und vernünftige Vorstellungen läßt sich das wildeste Herz gewinnen. Dazu gehört nun Einsicht in den Verstand und Willen des Menschen; das ist, eine gute Vernunft- und Sittenlehre. Cicero in seinem Brutus C. VI. sagt: Dicere bene nemo potest, nisi qui prudenter intelligit: Quare qui eloquentiae verae dat operam, dat prudentiae. Und in dem III. Capitel seines Redners an den Brutus schreibt er: Fateor me oratorem, si modo sim, aut etiam quicumque sim, non ex rhetorum officinis, sed ex Academiae spatiis exstitisse. Bald darauf aber macht er den Schluß: Positum sit igitur in primis, quod post magis intelligetur; sine philosophia non posse effici, quem quaerimus, eloquentem.

§. IV.

Ich könnte von dieser Nothwendigkeit die Philosophie zu verstehen, aus den Schriften Ciceronis noch ein vieles sagen. Ich könnte den Demosthenes als einen fleißigen Schüler des Plato zum Muster darstellen. Ich könnte auch den Pericles noch dazu anführen, den Socrates in dem Phädrus des Plato nur deßwegen allen übrigen Rednern seiner Zeit vorgezogen: Weil er den Anaxagoras fleissig gehöret hatte; der doch ein bloßer Naturkündiger war. Hatte nun auch das physicalische Erkenntniß eines Redners so viel Einfluß in seine Bered-

samkeit: Was wird nicht dasjenige, was wir aus der Weltweisheit ihm als nöthig angepriesen haben, seinen unbeschreiblichen Nutzen überall zeigen? Ich könnte ferner nach diesem Vorgänger sagen, daß man weder deutliche Erklärungen, noch gründliche Beweise, ohne die Philosophie, in einer Rede geben könne, die doch zur Ueberredung unentbehrlich sind: Ja daß man von den Pflichten und Handlungen der Menschen, von Tugenden und Lastern, und tausend andern Dingen, die unaufhörlich vorkommen, nichts rechtes würde sagen können, wenn man die Weltweisheit nicht inne hätte. Allein ich muß dieses nur kürzlich fassen, um auch den Quintilian noch zum Zeugen anzuführen. Dieser erzürnet sich in seiner Vorrede recht, daß man die Lehren der Weisheit von der Beredsamkeit getrennet und zwey ganz besondere Wissenschaften daraus gemachet. Er behauptet, von rechtswegen sollte der weise Mann und der Redner allezeit in einer Person beysammen seyn: Und so wäre es auch vorzeiten gewesen. Aus Faulheit hätte man hernach beydes von einander gerissen, und zwar dazumal, als die Zungen der Redner angefangen feil zu stehen. Denn da hätten die Bösen sich der Beredsamkeit zu Vertheidigung schlimmer Sachen gemisbrauchet, und die guten Sitten ganz verlassen. Endlich schließt er: Sit igitur orator vir talis, qualis vere sapiens appellari possit; nec moribus modo perfectus, sed etiam scientia, et omni facultate dicendi.

§. V.

Von den übrigen Künsten und Wissenschaften, sind die beyden angeführten Meister der Redekunst gleichfalls der Meynung, daß ein Redner sie nicht entbehren könne. Sie wollen, er solle die Alterthümer und Geschichte, die Rechtsgelehrsamkeit, die Mathematik, die Musik, die Mahlerkunst, ja fast alles übrige verstehen, was der menschliche Witz nur erfunden hat. Allein man muß dieses nicht so schlechterdings annehmen. Es

ist

ist allerdings einem Redner die Wissenschaft vieler Dinge sehr zuträglich. Je weitläuftiger sein Erkenntniß ist, desto ausführlicher wird er von tausend Dingen reden können. Alle Wissenschaften haben eine gewisse Verbindung mit einander: So daß man keine vollkommen verstehen kan, wenn man von den andern gar nichts weis. Ja wenn man von einer gewissen Materie noch so geschickt zu reden weis, und von den andern Dingen gar nichts versteht: So kan man oft sehr lächerliche Fehler begehen, die den Redner in Verachtung bringen. Gesetzt also, daß man nur ein geistlicher, oder politischer, oder juristischer, oder ein Schulredner werden wollte: So werden einen doch die übrigen Gattungen des Erkenntnisses theils vor Fehlern bewahren, theils zieren, theils in ein gewisses Ansehen setzen; welches allerdings zur Ueberredung auch was beyträgt. Denn einem Manne, den man vor sehr gelehrt hält, giebt man viel eher Beyfall, als einem solchen, der in den meisten Arten der Erkenntniß vor ganz unwissend gehalten wird. Wir rathen es also gleichfalls einem jeden, der ein Redner zu werden gedenket, keine freye Kunst, keine Wissenschaft vor unnöthig und unnützlich zu halten. Man muß sich ausser seiner Hauptsache, so viele Dinge bekannt machen, als möglich ist: Um in allen Gattungen des Erkenntnisses, wo nicht vor geschickt, doch nicht vor ungeschickt gehalten zu werden.

§. VI.

Ich habe ferner oben gesagt, ein Redner müsse auch ein rechtschaffener Mann seyn, und dieses geht auf seinen Willen, oder auf seine Sitten. Auch dieses haben die Alten, sonderlich Cicero und Quintilian von ihm erfordert. Der letztere schreibt ausdrücklich im XI. B. I. Cap. Sit ergo nobis Orator, quem instituimus, is, qui a M. Cicerone finitur, *vir bonus*, dicendi peritus. Er beweiset diese Eigenschaft hauptsächlich daher, weil ein boshafter Mann, der dabey beredt wä-

re, dem gemeinen Wesen höchst schädlich seyn würde. Er setzt hinzu, daß alle seine Mühe, die er, einen zum Redner zu machen, angewandt, sehr übel angewandt seyn würde: Wenn er zum Verderben des menschlichen Geschlechts, nicht einen Soldaten, sondern einen Mörder mit den Waffen der Beredsamkeit ausgerüstet hätte. Ja er hält davor, es wäre besser gewesen, daß der Mensch stumm gebohren würde, als daß er die Gabe des Himmels zum Schaden des gemeinen Wesens anwenden sollte. Der Beweis ist gut, aber er geht noch weiter, und zeiget, daß man nicht einmal ein Redner werden könne, wenn man nicht ein rechtschaffener Mann sey. Longius tendit hoc iudicium meum. Neque enim tantum id dico, eum qui sit Orator, virum bonum esse oportere: sed ne futurum quidem Oratorem, nisi virum bonum. Denn da ein Redner Verstand und Klugheit besitzen müsse: So könne derjenige ja unmöglich Verstand haben, der aus freyer Wahl das böse dem guten vorzieht; noch auch Klugheit besitzen, der sich muthwillig entweder den Strafen der Obrigkeit, oder doch den Foltern eines bösen Gewissens aussetzet. Hernach sey ja ein Boshafter allezeit von den Weltweisen so wohl, als von dem Pöbel, vor einen Thoren gehalten worden. Weil nun ein Thor unmöglich ein guter Redner seyn kan: So könne es auch ein Boshafter unmöglich werden.

§. VII.

Man kan noch verschiedene Betrachtungen hinzusetzen, dieses desto wahrscheinlicher zu machen. An einem Redner muß alles etwas zur Ueberredung beytragen; folglich auch seine Gemüthsart, und sein Wandel. Man ist ohne Zweifel viel geneigter einem rechtschaffenen, tugendhaften Manne, in dem, was er vorbringet, Beyfall zu geben; als einem leichtfertigen, gottlosen, ungerechten und boshaften Menschen. Wer es mit niemand gut meynet, der findet keinen Glauben.

Ein

Ein jeder ist mistrauisch gegen ihn: Denn man vermuthet einen Betrug, auch wenn er sich am redlichsten stellet; indem ein jeder fürchtet, er möchte etwa aus Eigennutz, oder andern bösen Absichten die Sachen verdrehen. Hergegen wenn man den Redner vor einen ehrlichen und redlichen Mann hält: So glaubt man ihm oft auf sein blosses Wort. Man kennt seine Liebe zur Wahrheit und Tugend, und diese gute Meynung giebt allen seinen Sätzen einen Nachdruck. Ein solcher Redner war in Rom M. Porcius Cato. Wenn er jemandes Vertheidigung übernahm: So war der Proceß schon halb gewonnen, ehe er noch zu reden anfieng. Seine strenge Tugend überredete einen jeden, daß er die Sache nicht vertheidigen würde, wenn sie nicht gerecht wäre. Cicero empfand dieses einmal, als er wieder ihn eine Sache zu führen hatte. Er muste daher nicht nur wieder die Gründe der Gegenparthey; sondern auch wieder das Ansehen ihres Vertheidigers, des Cato, streiten. Er muste eine Abschilderung der Stoischen Philosophie machen, und dadurch die Tugend des Cato, als gar zu rauhe und strenge vorstellen, um dadurch seine Anklage in etwas verdächtig zu machen. Aus dem allen erhellet, daß allerdings ein Redner ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn müsse, wenn er seinen Zweck, die Ueberredung der Zuhörer, mit leichter Mühe erhalten will. Die Einwürfe, so dawieder gemacht werden können, sollen im andern Theile in einer eigenen Rede wiederleget werden.

§. VIII.

Nachdem wir also den Character eines Redners nach seinem Verstande und Willen beschrieben: So müssen wir ihn auch nach seinen übrigen Gemüthskräften und natürlichen Gaben abschildern, die er besitzen muß, wenn er nur etwas mehr als ein mittelmäßiger Redner werden will. Es gehöret aber vors

erste zu einem Redner eine grosse Scharfsinnigkeit. Diese ist eine Fertigkeit viel an einem Dinge wahrzunehmen, und sich also in der Geschwindigkeit einen deutlichen Begriff von jeder vorkommenden Sache zu machen. Man nennet diese Gabe sonst einen hurtigen und fähigen, auch wohl einen aufgeweckten und muntern Kopf; jenes in eigentlichem, dieses in verblümtem Verstande: Und nichts ist einem Redner nöthiger als dieses. Ein langsamer und schläfriger Mensch schicket sich zu nichts weniger, als zur Beredsamkeit. Ein Redner muß auf alles Achtung geben, was bey einer jeden Sache, in allerley Umständen, bey allerley Zuhörern, zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten, zu seinem Vortheile oder zu seinem Nachtheile dienen kan. Die Anzahl aller dieser Dinge ist oft sehr groß, und wenn er zu jedem davon viel Zeit brauchete: So würde er langsam fertig werden. Vielmals kan er auch nicht alle Dinge und Umstände vorher sehen, und muß mitten im Reden allererst einen Schluß fassen, was er sagen will: Wie P. Gisbert vom heil. Augustin ein solch Exempel anführt. Folglich ist es denn nothwendig, daß ein Redner viel Scharfsinnigkeit besitzen muß, die ihn fähig mache so aufmerksam auf tausenderley Dinge zu seyn.

§. IX.

Nechst dieser muß er auch eine starke Einbildungskraft und einen lebhaften Witz besitzen. Dieser ist eine Fertigkeit die Aehnlichkeiten der Dinge wahrzunehmen, wenn sie gleich so merklich nicht wären: Jene aber eine Fähigkeit die vergangenen und vormaligen Bilder der Dinge sich wieder als gegenwärtig vorzustellen, sobald man im geringsten darzu veranlasset wird. Der Nutzen des Witzes zeiget sich nicht nur in der Erfindung schöner Gleichnisse, als die mit den verglichenen Sachen allemal eine Aehnlichkeit haben müssen; sondern auch in den verblümten Redensarten,

als

als in welchen mehrmals gewisse Gleichnisse liegen. Doch sonderlich ist der Witz zu den so genannten guten Einfällen nöthig, die durch Veranlassung der gegenwärtigen Dinge, vermöge der Einbildungskraft, hervorgebracht worden. Denn diese geht allezeit auf die Aehnlichkeit der Dinge, der Begriffe, der Wörter, der Eigenschaften, Zufälligkeiten und Wirkungen. Ja es ist zuweilen genug, daß wir an gewisse Sachen nur einmal zu gleicher Zeit gedacht; um bey Gelegenheit des einen wieder auf das andere zu kommen, und sich dasselbe auch vorzustellen. Dadurch fällt nun einem witzigen Kopfe tausenderley ein, daran ein andrer nicht denket. Jemehr er schon iemals gedacht, erfahren oder gelernet hat, desto mehr Einfälle hat er auch, bey jedem vorkommenden Dinge. Ja durch die verschiedene Verbindung der Begriffe bringt er oft ganz neue Bilder hervor, daran noch niemand gedacht hat: Die aber allemal gut sind, wenn sie die Prüfung einer guten Urtheilskraft überstanden haben. Diese Gemüthskräfte nun machen es, daß ein Redner den Vorwurf der Magerkeit und Trockenheit in seiner Schreibart vermeiden, ja auch im äusserlichen alles durch einen muntern Vortrag beleben kan.

§. X.

Endlich gehört zu einem guten Redner auch ein gutes und getreues Gedächtniß. Dieses gründet sich zwar auf eine gute Einbildungskraft; äussert aber seinen Nutzen noch auf besondre Art. Was würde es einem Redner helfen, wenn er noch so sorgfältig alles überleget hätte, wodurch er seine Zuhörer überreden kan: Wenn er selbiges nicht behalten und zu rechter Zeit hervor geben könnte? Auch an der Ordnung der Beweisgründe und Sätze ist viel gelegen: Aber auch diese muß uns das Gedächtniß anweisen, wenn wir im Reden nicht irre werden wollen. Mit den Ausdrückungen, die man mit Fleiß ausgesonnen hat, ge-

wisse Gedanken lebhafter und nachdrücklicher vorzubringen, hat es eben die Bewandniß. Es ist also in allen diesen Absichten höchst nöthig, daß ein Redner ein starkes Gedächtniß habe. Wir wollen damit nicht behaupten, als ob ein Redner allezeit seine Reden von Wort zu Wort answendig lernen müsse. Dieses ist nur Anfängern nöthig, die sich noch nicht so viel zutrauen können, daß sie allezeit an Sachen und Worten einen genugsamen Zufluß haben würden, um nicht gar stecken zu bleiben; oder doch elendes Zeug zu plaudern. Wir wollen nur sagen: Daß ein Redner die Vorbereitung zu seinen Reden nicht ganz vergeblich anstelle, daß er nicht das beste vergesse, das nöthigste auslasse, das hinterste zuförderst vorbringe; dazu sey ein gutes Gedächtniß vonnöthen. Denn je besser es ist, desto weniger wird ein Redner irre werden; desto unerschrockener und herzhafter wird er in seinem Vortrage seyn: Indem er nicht besorgen darf, daß er anstossen oder stecken bleiben werde.

§. XI.

Doch kommt es bey dieser Herzhaftigkeit eines Redners, auch nicht allein auf das Gedächtniß an. Es gehört darzu, als eine neue Eigenschaft eines guten Redners, auch ein unerschrockenes Gemüthe; welches theils das Naturell eines Menschen ihm giebt, theils von der Auferziehung und von dem Umgange mit Leuten herkommt. Nichts ist nemlich einem Redner so unanständig und hinderlich, als die Blödigkeit und Furchtsamkeit des Gemüthes. Die von Natur mit dieser Schwachheit behaftet sind, schicken sich gar nicht zur Beredsamkeit. Sie sind viel zu kleinmüthig, sich in eine solche Gefahr zu wagen, wo man zwar viel Ehre, aber auch viel Schande einlegen kan. Oft kommt aber die Blödigkeit bey jungen Leuten nur aus der einsamen Lebensart, darinnen man sie erziehet; oder aus der Ehrliebe, die in ihnen steckt, und die sie

nicht

nicht herzhaft werden läßt, so lange sie sich noch selbst nicht viel zutrauen. Diese beyden Hinderniße zu heben, muß man junge Knaben in öffentlichen Schulen unterrichten lassen, damit sie es gewohnt werden, unter vielen aufzutreten und etwas laut herzusagen; auch durch die Vergleichung ihrer Geschicklichkeit mit andern Ungeschickten eine gewisse Zuversicht zu sich selbst bekommen mögen. Könnte man aber darzu kein Mittel finden: So muß man theils die Knaben unter viele Leute bringen, daß sie in dem Umgange mit andern die Blödigkeit ablegen lernen, theils muß man sie durch das Lob ihres Wohlverhaltens und ihrer bereits erlangten Gelehrsamkeit, zu einigem Vertrauen auf sich selbst bringen: Bis sich endlich mit wirklich anwachsender Geschicklichkeit, auch die Blödigkeit völlig verlieret.

§. XII.

Und das wären nun die Gemüthseigenschaften, die ein Redner in hohem, oder doch ziemlichem Grade besitzen muß, wenn er was rechtes in seiner Kunst leisten will. Im Absehen auf den Leib muß er eine wohlgebildete Gestalt haben. Es muß kein Fehler an seinem Körper seyn, der in die Augen fällt; das ist, er muß weder lahm, noch höckericht, weder blind, noch einäugicht oder so sehr schielend seyn, daß man solches in der Ferne merken könnte. Hat er aber ausser dem allen auch eine ansehnliche Länge, und eine angenehme Gesichtsbildung: So ist es desto besser. Alcibiades ist die schönste Mannsperson seiner Zeit in Athen gewesen, und darum hat er mit seinen Reden so viel Beyfall gefunden. Wohlgebildete Leute sieht man gern an, und wenn sie reden: So finden sie viel leichter Gehör und Beyfall als andere; zumal wenn sie auch alles mit anständigen Minen und einer ernsthaften Leutseligkeit vorzubringen wissen. Doch sind die hauptsächlichsten guten Eigenschaften eines Redners eine laute und anmuthige

Stimme, eine deutliche und zierliche Aussprache, und eine lebhafte Erhebung und Senkung des Tones in derselben, die den Sachen, Worten und Gemüthsbewegungen gemäß ist; endlich auch eine männliche und gravitätische Stellung des ganzen Leibes, nebst den freyen und anständigen Bewegungen desselben: Nequc enim refert videre quid dicendum sit, nisi id queas solute & suauiter dicere. Ne id quidem satis est, nisi id, quod dicitur, sit voce, vultu motuque conditius: schreibt Cicero im XXIX. Capitel seines Brutus. Hat nun ein Redner alle diese Eigenschaften beysammen:

Tum pietate grauem ac meritis, si forte virum quem
Conspexere, silent, arrectisque auribus adstant.
Ille regit dictis animos & pectora mulcet.

§. XIII.

Nun fragt es sich, wie man junge Leute, die sich der Beredsamkeit widmen sollen, auf die geschickteste Art zu erziehen, und zu dieser so schweren Kunst recht vorzubereiten habe? Quintilian hat in seinem ersten Buche sehr weitläuftig davon gehandelt: Also muß ich wohl auch etwas davon gedenken. Vors erste also muß man nicht aus unbedachtsamen Gelübden, sondern nach genauer Prüfung des Naturells, einen jungen Knaben der Beredsamkeit widmen. Es ist thöricht, wenn Mütter ihre Leibesfrucht, noch ehe sie ans Licht gekommen, der Kanzel weihen. Wie kan man es vorher sehen, ob ein solcher eingebildeter Samuel auch die gehörige Geschicklichkeit von Natur dazu haben wird? Es gehört ein gesunder dauerhafter Leib zu einem Redner, den man sich durch keine Kunst geben kan: Es gehört auch eine grosse Fähigkeit der Gemüthskräfte darzu, in deren Austheilung die Natur so verschwenderisch nicht zu seyn pflegt. Man muß also die erste Kindheit vorbey lassen, bis es sich äussert, was für Gaben ein solcher Knabe bekommen hat.

Doch

Doch muß man gleich in dem ersten und andern Jahre, dieser Ungewißheit wegen, ein Kind nicht aus der Acht lassen. In diesen Jahren lernet ein Kind die Sprache, und man muß sorgen, daß es dieselbe wohl aussprechen lerne. Zu dem Ende müssen die Wärterinnen nicht nur selbst eine gute und deutliche, auch nicht pöbelhafte Aussprache haben; sondern auch verhindert werden, daß sie, aus thörichter Gefälligkeit gegen die Kinder, nicht mit verstümmelten und abgebrochenen Worten mit ihnen reden mögen. Am allerbesten aber wäre es, wenn sie, wie die Gracher in Rom, von ihren eigenen Müttern erzogen, und so wenig als möglich wäre in den Händen und im Umgange des Gesindes gelassen würden: Als von welchem sie nicht nur eine gemeinere Sprache, sondern auch viel pöbelhafte Sitten zu lernen pflegen.

§. XIV.

Sind nun die ersten drey Jahre vorbey: So ist es Zeit, daß ein Knabe, der eine gute Fähigkeit an sich blicken lässet, allmählich zum lesen angeführet werde. Auch dieses muß von einem Lehrmeister geschehen, der eine gute Aussprache hat; und sonst mit Kindern sanftmüthig umzugehen weis. Sonderlich muß ein solcher Achtung geben, daß ein Knabe sich im Lesen nichts singendes, stehnendes oder stammlendes angewöhne; daher es denn nicht gut ist, daß man die Kinder in öffentliche Leseschulen gehen läßt. Denn das singende Wesen, so sie sich daselbst im Lesen angewöhnen, klebt ihnen hernach auch in anwachsenden Jahren so stark an, daß sie es nicht wieder los werden können. In diesen Jahren ist es auch sehr gut, wenn man Kinder bey aller Gelegenheit kleine Glückwünsche an ihre Eltern oder Großeltern, Gönner oder andre Angehörige auswendig lernen läßt, und mit einer gewissen Munterkeit hersagen lehret. Denn ausser daß sie ihr Gedächtniß dadurch üben, so lernen sie auch die Stimme

auf

auf eine anständige Art erheben und verändern, imgleichen in Stellungen und Bewegungen des Leibes mit einer gewissen Freyheit und Munterkeit auftreten. Damit dieses letztere desto besser geschehen könne, muß man sie auch beyzeiten der Aufsicht eines Tanzmeisters übergeben, der ihnen zeige wie sie die Füsse setzen, den Leib gerade führen, den Kopf tragen, die Hände bewegen, u. in allerley Umständen einem jeden durch geschickte Beugungen des Leibes seine Ehrerbiethung bezeugen sollen. Denn wenn dieses Kinder nicht in der ersten Kindheit lernen, so behalten sie mehrentheils ein hölzernes Wesen an sich, welches ihnen sehr übel anstehet.

§. XV.

Wenn sie nun zu Hause deutsch und lateinisch, auch wohl französisch lesen gelernet, und irgend das sechste Jahr zurücke geleget haben; so ist es gut, daß man sie in eine wohlbestellte öffentliche Schule schicket: Dafern man an dem Orte, wo man ist, dergleichen hat, oder auch die Kosten daran wenden kan, solches in der Fremde zu thun. Denn ich halte mit dem Quintilian davor, daß es besser sey, in Gesellschaft vieler andern Knaben erzogen zu werden, wo einer den andern übertreffen, aufmuntern und anspornen kan; als wenn man ganz allein erzogen wird, und also weder seine eigene Kräfte recht gegen andre abmessen, noch die natürliche Blödigkeit ablegen lernet, die Kindern gemeiniglich anklebt. Ich weis es aus meinem eigenen Exempel, wie sauer mirs in dem Falle geworden, die Furchtsamkeit fahren zu lassen, die mir von der einsamen Auferziehung anhieng, so ich bis zu meinen academischen Jahren, obwohl von einem sehr treuen und sorgfältigen Vater, genossen, dem ich auch seine Mühe und Arbeit niemals werde verdanken können. Doch da wir nicht sowohl einen lateinischen als einen deutschen Redner auferziehen wollen; die deutsche Sprache aber in den öffentlichen Schulen gar nicht getrieben wird:

So

So muß ein sorgfältiger Vater auch neben den öffentlichen Schulen, seinem Sohne noch einen besondern Unterricht darinne geben lassen. Es ist gut und nöthig, daß man ihnen nebst der lateinischen, auch eine deutsche Grammatik beybringen lasse. Ferner muß man sie deutsche Historienbücher zu lesen angewöhnen, und zwar lauter solche die wohl geschrieben sind. Imgleichen muß man ihnen die Schriften der besten Poeten in die Hände geben, als woraus sie einen grossen Reichthum in Worten und Redensarten fassen werden.

§. XVI.

Wenn sie nun bis zum zehnten und zwölften Jahre die lateinischen Autoren verstehen gelernet: So ist es Zeit, daß man sie aus den besten derselben die kleinen Reden, so darinnen vorkommen, auswendig lernen, und mit einer gehörigen Art hersagen lasse. Denn die Lebhaftigkeit und Munterkeit die in solchen kleinen Proben der Beredsamkeit bey den Alten angetroffen wird, drücket in das Gemüthe der Knaben ein gewisses Bild; darnach sie nachmals ihre eigene Sachen beurtheilen können. Man thut auch wohl, wenn man sie diese Reden übersetzen läßt, solche sattsam ausbessert, und selbst das deutsche von neuem auswendig lernen und hersagen läßt: Damit sie um so vielmehr sehen mögen, wie sich auch in ihrer Muttersprache alle der Nachdruck und alle die Schönheit der lateinischen Sprache ausdrücken und erreichen läßt. Man muß aber in der Ausbesserung solcher ihrer Übersetzungen fleissig acht haben, daß kein Latinismus, oder sonst was ungeschicktes in Redensarten und Wortfügungen mit unterlaufe. Denn wäre dieses, und sie lernten selbiges auswendig: So würden sie eben dadurch sich etwas falsches ins Gedächtniß drücken, welches hernach schwerlich wieder zu verlernen wäre. Bey dem allen aber ist es auch noch gut, wenn man sie auch an Festen und

bey andern Gelegenheiten kleine Reden halten läßt, die sie gleichwohl noch nicht selbst verfertiget, sondern nur auswendig gelernet haben.

§. XVII.

Man wird sich vielleicht wundern, warum ich die Knaben noch nicht zur Ausarbeitung anzuhalten, anrathe: Allein ich thue es mit gutem Bedachte. Sie sollen nicht eher selbst etwas aus ihrem Kopfe zu schreiben anfangen, bis sie was gelernet haben, das sie schreiben können. Denn aus einem leeren Gehirne, oder darinn noch weiter nichts, als lateinische oder griechische Wörter und Redensarten stecken, läßt sich nichts kluges hervorbringen. Es ist genug, wenn sie erst die Schriften der Redner kennen, und ihre Schönheit wahrnehmen lernen. Man nehme also irgend nach dem zwölften Jahre, auch wohl später, einige Reden Ciceros mit ihnen vor, und lehre die Knaben selbige nach den Worten und Sachen verstehen. Das erstemal wenn man sie durchgeht, sey man zu frieden, daß sie dieselben dem Wortverstande nach erklären können, und die Alterthümer, so etwa darinn vorkommen, verstehen lernen. Aber zum andernmale mache man sie auf die Sachen aufmerksam, so darinn vorkommen. Man erzähle ihnen die Umstände der Rechtssache, davon in einer solchen Rede gehandelt wird. Man zeige ihnen die Absicht des Redners, und die Mittel so er dazu zu gelangen ausgedacht und angewandt. Man lehre sie die Gründe anmerken, womit er seinen Clienten verfochten, oder den Gegentheil angeklagt. Man zeige ihnen aber auch die Affecten, die er zu Hülfe genommen, die Ausschweifungen, die Lehrsprüche, die schönen Einfälle, und alles was zu Gewinnung der Gemüther etwas beytragen können. Wenn ein Knabe etliche Reden auf diese Art einsehen gelernet: So wird er mehr von der wahren Beredsamkeit wissen, als wenn

er

er alle weisische Rednerkünste vom kleinsten bis zum grösten inne hätte.

§. XVIII.

Da nun bey solchen Ubungen und bey zunehmenden Jahren, auch die Urtheilskraft bey jungen Leuten immer reifer wird: So ist es auch Zeit, ihnen einen Vorschmack von der Weltweisheit zu geben. Gegen das funfzehnte Jahr ist ohnedem der Kopf zum Nachsinnen schon geschickt, und fähig genug eine wohl gefaßte Vernunft und Sittenlehre zu fassen: Wenn es nur nicht an Lehrern fehlt, die selbige geschickt vorzutragen wissen. Dieses muß ihnen nun allererst den Kopf aufräumen, und ihnen ein Erkenntniß von vielerley Dingen beybringen. Hier müssen sie von allen vorkommenden Sachen Erklärungen und Beweise machen, Folgerungen daraus herleiten, Urtheile fällen, und Irrthümer wiederlegen lernen. Alles dieses sind logische Künste, die aber ein Redner unmöglich entbehren; und die er sonst nirgends als in der Vernunftlehre recht lernen kan. Auch die andern philosophischen Wissenschaften, so entfernt sie auch von der Beredsamkeit zu seyn scheinen, muß man junge Leute mit Fleiß treiben lassen. Sie vertreiben die Unwissenheit, vertilgen den Aberglauben und mancherley gemeine Irrthümer, und setzen einen in den Stand, von allem was vorkommt vernünftig zu denken und zu reden. Doch ist kein Zweifel, daß die Lehre von der Seele und die ganze practische Philosophie, zumal nach der heutigen Wolfischen Art, einem künftigen Redner die allervortrefflichsten Dienste thun muß. Vor allen andern aber wird ein geistlicher Redner solche Vortheile daraus ziehen können, die ihm kein andres Buch so leicht verschaffen wird.

§. XIX.

Wenn nun ein junger Mensch, bey solchen Uebungen in der Weltweisheit, auch in den historischen Wissenschaften, davon ich keine ausnehme, das seinige gethan;

thun; dabey aber allezeit in seiner Muttersprache die besten Schriften, die ihrer Schönheit und Reinigkeit halber bekannt sind, gelesen; sich selbst auch im Uebersetzen, aus andern Sprachen in die deutsche, fleißig geübet: So kan er denn endlich auch einen tüchtigen Schüler der Redekunst abgeben. Wenn er also nach vorhergegangenen sattsamen Vorbereitungen in seinem achtzehnten Jahre dazu schreitet: So hat er noch nichts versäumet. Ja wenn es ihm in jungen Jahren mit dem allen nicht gelungen wäre: So käme er auch im zwanzigsten nicht zu spate. Gesetzt aber, daß mancher wohl erst in diesen Jahren auf hohe Schulen zöge, und sich daselbst erst ein paar Jahre mit philosophischen und andern Wissenschaften recht bekannt machen wollte: So würde er auch da viel besser thun, wenn er erst am Ende seiner academischen Jahre, die Redekunst selbst zu fassen bemühet wäre; als wenn er sie entweder gleich im Anfange treiben, oder gar hindansetzen wollte. Doch ist es nicht genug, daß man sich die Regeln der Redekunst bekannt mache: Die Uebung im Schreiben, Ausarbeiten, Uebersetzen und Reden, muß allerdings das beste thun. Stilus enim intermissione paullum admodum de celeritate deperdit: promtum hoc et in expedito positum exercitatione continetur. Hac vti sic optimum est, vt quotidie dicamus audientibus pluribus, maxime de quorum simus iudicio solliciti. Quintil. L. X. c. VII.

§. XX.

Die letzte Regel ist noch übrig, die ich einem angehenden Redner zu geben habe: Nemlich, daß er die besten Redner seiner Zeit und seines Ortes fleißig höre, und ihnen alles dasjenige abmerke, was an ihnen entweder von andern gelobt wird, oder doch ihm selber gefällt. Es ist nicht zu sagen, was die Nachahmung, wie sonst überall, also sonderlich in der Beredsamkeit vor eine Kraft hat. Ein vortrefflicher Redner, der an

einem

einem Orte aufsteht, weckt oft unzählige muntere Geister auf, die es sonst nicht würden gewußt haben, daß sie eine Gabe zur Beredsamkeit hätten, wenn sie nicht das Beyspiel und der Ruhm eines solchen Vorgängers zur Nacheiferung gereizet hätte. Cicero würde vielleicht so heftig nicht die Redekunst geliebet haben, wenn er keinen Hortensius vor sich gesehen hätte: So wie Brutus den Cicero sich zum Muster der Beredsamkeit vorgestellet hat. Wäre mein Exempel nicht viel zu klein, als daß es hier angeführt zu werden verdiente, nachdem ich so grosse Männer genennet: So würde ich sagen, daß mich zu Königsberg in meinen academischen Jahren, zweene sehr gelehrte und beredte Geistliche an der Thumkirche, Flottwell und Kreuschner, zur Nachahmung angeflammet: Welche beyde ich ohne Verdacht der Schmeicheley hier rühmen kann und muß; da sie die beredtesten Männer gewesen, die ich noch zur Zeit gehöret habe. Dieses kurze aber sehr gegründete Lob, ist es alles, was ich ihnen vor das viele Gute, so ich ihnen zu verdanken habe, itzo entrichten kann: Nachdem sie beyde, und zwar bald auf einander, in ihren besten Jahren, zu grosser Betrübniß ihrer Gemeine gestorben sind.

Das III. Hauptstücke.

Von der Eintheilung der Redekunst, und den Theilen einer Rede, auch von ihren Hauptsätzen.

§. I.

Da wir nun das Werk selbst angreifen und die Redekunst auf eine gründliche Art vortragen wollen: So fragt es sich, wie wir dieselbe abhandeln werden; damit wir weder was überflüssiges einmischen, noch irgend was nöthiges vergessen mögen. Wir werden aber ohne Zweifel unsrer Pflicht ein Gnü-

gen thun, wenn wir alles das abhandeln und lehren werden, was ein Redner nothwendig besitzen muß, wenn er eine Rede mit Beyfall und erwünschter Wirkung halten will. Dazu gehört nun vors erste eine gute Erfindungskraft, als welche ihm alle Materien, davon er redet, oder die Ausführung der Sätze, davon er redet, nebst den Eingängen dazu, an die Hand geben muß. Zweytens gehört hierzu eine gute ordentliche Einrichtung der erfundenen Materialien, dadurch alles seine rechte Stellen bekommt. Drittens braucht ein Redner die Ausarbeitung, oder die Schreibart, die ihm den gehörigen Ausdruck seiner Gedanken an die Hand giebt. Viertens bedarf er ein gutes Gedächtniß, alles was er erfunden, geordnet, und ausgearbeitet hat, wohl auswendig zu behalten: Und endlich fünftens einen guten Vortrag, so wohl im Absehen auf die Sprache, als auf die Bewegungen des Leibes. Der Verfasser der Rhetorischen Bücher an den Herennius sagt im II. Cap. des I. B. Oportet igitur esse in oratore inuentionem, dispositionem elocutionem, memoriam & pronunciationem. Cicero in seinem ersten Buche von der Erfindung Cap. VII. stimmet völlig damit überein. Werden wir nun zu diesen fünf Stücken eine zulängliche Anweisung geben: So werden wir ohne Zweifel eine ausführliche Redekunst zu Stande bringen.

§. II.

Ungeachtet nun diese fünf Stücke bey allen Reden in Betrachtung zu ziehen sind: So sind doch nicht alle Reden von einerley Gattung. Die Alten haben so wohl in Griechenland als in Rom dieselben hauptsächlich in drey Classen abgetheilet, die sie die erweisende, die rathschlagende, und die gerichtliche Gattung, (Genus demonstratiuum, deliberatiuum & iudiciale) nenneten. Zu der ersten Gattung gehörten alle Lob- und Schimpfreden auf Personen und Sachen. Z. E. des Plinius Lobrede auf den Trajan und des Cicero Catilinarische

und

und Philippische Reden. Zu der andern rechnete man die bürgerlichen Reden an das Volk freyer Republiken, von dem, was man in politischen Dingen zu thun oder zu lassen hätte: Dergl. die Philippischen und Olynthischen Reden des Demosthenes waren. Zu der dritten Gattung endlich zählte man die Anklagen und Vertheidigungen der Clienten vor Gerichte; dergleichen die meisten Ciceronischen Reden sind, oder auch des Demosthenes seine vor den Etesiphon, oder von der Krone. Von allen diesen Gattungen nun ins besondre, haben so wohl Aristoteles, als der Urheber der Rhetorik an den Herennius, imgleichen Cicero selbst, und nach ihm Quintilian hier und da gehandelt und Regeln dazu vorgeschrieben. Es würde also leicht seyn, dieselben auch hier kürzlich vorzutragen, und ihren Gebrauch in heutigen Reden zu zeigen, als woselbst sie gar Stückweise statt finden, ja wohl auch zuweilen alle zugleich gebrauchet werden können. Allein die ganz veränderte Regimentsform hat gemacht, daß man in Deutschland die beyden letzten Arten so eigentlich nicht mehr brauchet, und also ist es nicht nöthig, sich lange dabey aufzuhalten.

§. III.

Indessen ist es doch gewiß, daß in allen diesen Gattungen der Reden die allgemeinen Regeln der Redekunst einerley sind. Man hat allenthalben einen Hauptsatz vor sich davon man seine Zuhörer überreden will; es mag nun derselbe seyn von welcher Art er wolle: Und überall wird man sich den Weg dazu durch einen Eingang bahnen müssen, der die Zuhörer aufmerksam macht, und den Redner in ein gutes Ansehen setzt. Ferner werden alle Sätze, von welcher Gattung sie auch seyn mögen, eine gewisse Erklärung erfordern, die entweder historisch oder philosophisch seyn wird. Weiter wird man allezeit gewisse Beweisgründe zu Bestätigung seines Satzes nöthig haben, dadurch der Beyfall der Zuhörer erlanget werden muß. Die Beantwortung der

Einwürfe, die theils wieder den Hauptsatz, theils wieder die Beweisgründe gemacht werden können, wird auch in allen Gattungen der Reden statt finden. Die Erläuterung, die zum Zierrathe der ernsthaften Sachen und zur Aufmunterung der Zuhörer pfleget eingestreuet zu werden, ist ebenfalls allenthalben nöthig. Und mit den Bewegungsgründen, so die Affecten entweder rege machen, oder sie besänftigen können, ist es nicht anders beschaffen. Endlich ist es auch mit dem Beschlusse der Rede eben so bewandt: Denn auch dieser kann nirgends ausbleiben. Folglich giebt es denn gewisse Haupt- und Grundregeln, die allenthalben vorkommen, ohne daß man sich um die Gattungen der Reden bekümmern darf.

§. IV.

Z. E. der Hauptsatz in des Plinius Lobrede heisset: Trajanus ist ein vortrefflicher Kayser; und der in des Cicero I. Catilinarischen Rede: Catilina ist eine Pest des Römischen Staats: Beyde sind also generis demonstratiui. In des Demosthenes Philippischen Reden wird den Athenensern der Krieg wieder den Macedonischen König angerathen, und in den Olynthyschen ist nichts anders seine Absicht: Beyde gehören also zum genere deliberatiuo. In eben dieses Redners Arbeit vor den Ctesiphon ist eine Vertheidigung dieses wackern Mannes, und sein selbst, gegen die Anklage des Aeschines enthalten: Und also gehört sie zum genere iudiciali. Wenn Cicero den Archias oder Ligarius, den Roscius oder Milo vertheidiget; oder gar den Verres anklaget: So gehören alle diese Reden zu dieser Classe. Nun überlege man alle diese Sätze, so wird man finden, daß alle oberwähnte Theile einer guten Rede darinn vorkommen werden. Man wird keinen davon entbehren können, wo man nicht entweder seines Zweckes, nemlich der Ueberredung verfehlen; oder dieselbe bey seinem Zuhörer unvollkommen lassen will. In der That wird auch ein scharfsinniger Leser alles das in den angeführten Mu-

stern

stern antreffen, wenn er sie mit Bedacht durchgehen will. Wie sich solches leicht zeigen liesse, wenn es nicht hier zu weitläuftig fiele. Es bleibt also dabey, daß man ausser den Hauptregeln, sich um die besondern der dreyen Gattungen derselben bey den Alten, nicht bekümmern dörfe.

§. V.

Vielleicht ist es aber nöthiger die heutigen Gattungen der Reden in gewisse Classen zu theilen, und davon absonderliche Regeln zu geben. Wir leugnen es nicht, daß es nicht heute zu Tage allerley Arten von Reden geben sollte, davon die Alten nichts gewußt. Z. E. unsere Predigten, unsere Huldigungs- und Landtagsreden u. s. w. Allein ungeachtet wir von diesen Arten in dem andern Theile unserer Redekunst ins besondre handeln werden: So ändern doch dieselben in den allgemeinen Regeln der Redekunst nichts. Denn gesetzt, daß wir alle heutige Reden auch in drey Gattungen eintheilen wollten; nemlich in lobende, lehrende und complimentirende Reden, dahin sich ganz beqvem alle übrige Arten werden bringen lassen: So würde doch auch diese Abtheilung in den Hauptbegriffen der Beredsamkeit nichts ändern. Die ersten beyden Gattungen nemlich sind vollständige, regelmäßige Reden, die alle obige Theile erfordern: Die letzte Gattung aber, verdienet so zu sagen den Namen der Reden nicht, indem sie nur nach Chrienart abgehandelt zu werden pflegt, und mehr zur Wohlredenheit als zur Beredsamkeit zu rechnen ist. Wir wollen uns also auch durch diese Einwendung nicht irre machen lassen, und in diesem ersten Theile unsrer Redekunst nur die allgemeinen Hauptregeln der Beredsamkeit vortragen, so wie sie sich allenthalben anbringen lassen, wo man eine vollständige Rede zu halten willens ist. Wer das schwerere kann, der wird mit Kleinigkeiten leicht zurechte kommen.

§. VI.

Indem wir das allgemeine, so alle vollständige Reden an sich haben, untersuchet und herausgebracht haben: So haben wir zugleich gewiesen, worauf sich die Erfindung, als die erste Pflicht eines Redners, gefaßt zu machen habe. Es muß nemlich derselbe I.) Eingänge, II.) Erklärungen, III.) Beweisgründe, IV.) Widerlegungen, V.) Erläuterungen, VI.) Bewegungsgründe, und VII.) den Beschluß zu erfinden im Stande seyn. Ich weis wohl, daß die Alten, an statt der Erklärungen, von der Erzählung (Narratio) redeten: Allein daß dieses einerley sey, wird sich in dem eigenen Hauptstücke davon zeigen. Ich weis ferner, daß die alten nach der Erzählung von einer Abtheilung (Diuiſio) handelten: Allein diese gehört nach unsrer Art entweder mit zum Hauptsatze, oder sie ist gar nicht nöthig; wie gleichfalls im folgenden erhellen wird. Ferner weis ich auch, daß die Alten von den Erläuterungen keine besondere Pflicht eines Redners machten, wenn sie dieselben überhaupt erzählten. Siehe C. II. der Rhet. an den Herenn. L. I. Allein sie haben nichts destoweniger dieselben in ihren Reden gebraucht, wie unter andern aus des Cicero Rede vor den Archias zur Gnüge erhellet, auch solche zu brauchen gerathen und vorgeschrieben. Endlich weis ich auch, daß selbst aus der Erregung der Gemüthsbewegungen in angeführtem Orte eben keine Hauptpflicht eines Redners gemacht worden: Allein sonst sind in Aristotelis Redekunst, und in Ciceros Schriften unzählige Spuren, daß dieses ein höchstnöthiges Stück der Rede sey. Ja sie haben dieselbe auch mit unter dem Beschlusse verstanden; wie man aus Ciceros I. Buche von der Erf. Cap. 52. 53. und den folgenden erhellet, wo er zum Beschlusse enumerationem, indignationem & conqueſtionem erfordert.

§. VII.

Es ist ein Wunder, daß die Alten unter die Anzahl der

der Dinge die man erfinden soll, nicht auch die Hauptsätze der Reden gerechnet haben. Denn das dörfte manchem leicht das allernöthigste, und das allerschwerste zu seyn bedünken, wenn er eine Rede machen soll: Wovon, oder was er eigentlich reden solle? Allein die Reden der Alten waren gemeiniglich so beschaffen, daß ihnen nichts leichter fallen konnte, als den Hauptsatz derselben zu bestimmen. Denn was konnte es wohl z. E. dem Plinius vor grosses Kopfbrechen machen, den Inhalt seiner Rede zu erfinden; da es ihm von dem Rathe aufgetragen ward, dem Kayser Trajan, eine Lob- und Dankrede zu halten? Was konnte dem Demosthenes leichter fallen, als den Hauptsatz seiner Rede vor den Ctesiphon fest zu setzen, da ihm derselbe die Vertheidigung seiner Unschuld im Absehen auf die Athenienſischen Gesetze auftrug? Was konnte eben diesem Redner weniger Mühe machen, als den Hauptsatz seiner Philippischen Reden zu finden: Da der bedrängte Zustand der Stadt Athen, und die anwachsende Macht des Macedonischen Königes Philippi, ihm genugsam zeigte, daß er die Athenienser zur Gegenwehr anreizen, und den Philippus recht schwarz abmalen müßte? Und was konnte endlich dem Cicero leichter einfallen, als der Inhalt seiner Catilinarischen Reden; da die Gefahr der Stadt Rom, und die Bosheit dieses Aufrührers ihm fast alle Worte in den Mund legten? Es war nemlich mit solchen Reden kein Spielwerk, sondern ein Ernst. Sie redeten nicht zum Zeitvertreibe, oder ihren Witz sehen zu lassen; sondern in wichtigen Angelegenheiten. Daher gaben ihnen die Umstände allezeit an die Hand, was und wovon sie reden sollten.

§. VIII.

Bey uns Neuern sollte es von rechtswegen nicht anders seyn. Die öffentlichen Gelegenheiten, dabey ein Redner auftreten soll, geben ihm allezeit die Materien an die Hand, die er abzuhandeln hat, und man hat also um

nichts weniger bekümmert zu seyn, als um den Hauptsatz seiner Rede. Z. E. gesetzt es sollte jemand eine Lobrede auf den Kayser, auf den hochseligen König Friedrich August, auf den Prinzen Eugen, oder sonst auf ein hohes Haupt, auf einen Helden, grossen Staatsmann, berühmten Gelehrten, oder einen andern Verstorbenen geringerer Gattung halten. Was kann da dem Redner leichter fallen, als einen Hauptsatz zu seiner Rede fest zu setzen? Das Lob seiner Person, der zu Ehren er reden soll, muß ihm alle andere Erfindungen aus dem Sinne bringen. Der Bischof Fleschier soll dem Marschall von Turenne eine Leichrede halten. Nichts ist hier leichter, als den Hauptsatz zu erfinden. Turenne war ein Held, ein Sieger, ein Uberwinder. So stellt ihn sein Lobredner vor. Wir wollen seine Worte selbst hören:

Hören sie auf zu klagen, meine Herren, denn es ist Zeit sein Lob anzufangen, und ihnen zu zeigen, wie dieser mächtige Held über die Feinde des Staats durch seine Tapferkeit, über die Neigungen seines Gemüths durch seine Weisheit, und über die Irrthümer und Eitelkeiten der Welt durch seine Gottesfurcht triumphiret hat.

Eben so hat es dieser grosse Redner in seinen andern Lobreden gemacht, die wir von ihm haben: Und eben so sollten es alle vernünftige Leichenredner machen, wenn sie ihr Handwerk verstehen. Das Lob ihres Todten ist Hauptsatzes genug, wenn sie denselben nur gekannt haben, oder auf eine vernünftige Art zu loben wissen. Was brauchen sie da viel zu erfinden?

§. IX.

Mit andern Arten der Reden, die man lehrende nennen kan, hat es keine andre Bewandniß. Sie werden hauptsächlich in Kirchen und Schulen gehalten, und man führet darinn allezeit gewisse Lehrsätze aus, davon man den Verstand der Zuhörer überreden, und wozu man ihren Willen lenken will. Was die geistlichen Reden oder Predigten anlanget, so ist es ja bekannt, daß

daß in unsrer Kirche auf alle Feste und Sonntage gewisse Texte vorgeschrieben sind, die einem Prediger die Hauptsätze ohn alle Mühe darbiethen: Wie wir davon in dem andern Theile mit mehrerm handeln werden. Gesetzt aber, daß ein Geistlicher auch in Wochenpredigten, oder bey andern Gelegenheiten, da er zu reden hat, nicht eben an gewisse Texte gebunden wäre; wie man denn zum Exempel, in einer andern Kirche, in keiner einzigen Predigt gewisse Schriftstellen zu erklären gehalten ist: So kann doch auch da ein Redner aus der Beschaffenheit der Umstände, darinn seine Gemeine sich befindet; imgleichen der Zeit, des Ortes, der Veranlassung zum Reden, und dergleichen, sehr leicht auf eine Materie gebracht werden, die sich vor seine Zuhörer und und vor ihn selbst schicket. Eben das ist von den Reden zu halten, die auf hohen und niedrigen Schulen von den Lehrern derselben gehalten werden. Ein jeder Redner wird daselbst wissen, was Zeit und Ort, seine Zuhörer und andere Umstände von ihm verlangen. Sonderlich muß ein jeder auf seine Fähigkeit sehen, was er am besten auszuführen vermögend ist, oder was sein Amt eigentlich vor eine Art von Wahrheiten erfordert. So habe ich z. E. bey dem Antritte meiner poetischen Profession, den Satz, daß ein Poet, der zugleich ein Weltweiser ist, der Republik viel Vortheil bringe; und bey dem Antritte meines metaphysischen Lehramtes, den Satz: Daß die Metaphysik eine höchstnöthige und nützliche Wissenschaft sey, ausgeführet.

§. X.

Was endlich die Complimentir-Reden betrifft; darunter man billig alle Staats- und Hof, auch Landtags- und Huldigungsreden rechnet: So werden dieselben insgemein nur als Chrien ausgeführet, und bedörfen also am allerwenigsten eines künstlich erdachten Hauptsatzes. Die Absicht einer solchen Rede giebt dem Redner allemal den Inhalt derselben an die Hand. Der Prin-

cipal der ihm zu reden befiehlt, sagt ihm auch das Thema schon. Z. E. Bey Huldigungsreden heißt es: Der Landesherr verlangt von seinen Ständen den Eid der Treue. Die Antwort darauf hat diesen Hauptsatz: Die Stände sind willig und bereit denselben abzulegen. In Landtagsreden kommt es auf den Vortrag an, den der Fürst seinen Ständen will thun lassen; der aber gemeiniglich dahinausläuft: Der Herr bedarf Geld. Die Antwort darauf heißt diesem zu folge: Die Stände wollen es in Ueberlegung ziehen. u. s. w. In Gesandschaftsreden heißt es, nach Veranlassung der Angelegenheiten, mehrentheils: Mein Principal läßt seinen Glückwunsch, oder sein Beyleid abstatten; seiner Freundschaft versichern, oder um des Nachbars seine bitten; Allianzen oder Vermittelungen anbiethen, oder suchen, und dergl. Was es nun da überall vor eine Schwierigkeit gebe, einen Satz zu erfinden, davon man reden soll, das fällt mir sehr schwer zu begreifen. Ein Redner müste kein kluger und verständiger, oder doch ein ganz unerfahrner Mann seyn, wenn ihm dieses nur die geringste Mühe machen sollte. Dergleichen Leute aber müsten sich gar nicht unterfangen öffentlich zu reden: Denn wer nicht weis, was er sagen soll, der thut am besten, wenn er stille schweiget, und seinen Platz einem andern einräumet.

§. XI.

Man wird uns zwar noch andere Arten der Reden vorgeben, da es nöthig zu seyn scheinet, Regeln von Erfindung der Hauptsätze zu geben. Z. E. wenn man in Parentationen keine ausführlichen Lobreden halten will, oder solches nicht thun soll, oder es nicht thun kann; weil von dem Todten nichts zu sagen ist, als daß er gelebet hat, und gestorben ist: Wo nimmt da der Redner eine Materie her? Ich antworte: Vors erste müste es ein Mensch von ganz elender Beschaffenheit seyn, von dem man nicht etwas gutes solte rühmen können, wenn man ihn

nur

nur gekannt hat, und sonst einsieht, was in jedem Stande und in jeder Lebensart der Menschen einiges Lob verdienet. Man führe doch nur aus: Cajus ist ein kluger Handelsmann; Titius ein wackerer Soldat; Sempronius ein guter Hauswirth, Handwerksmann, Bürger oder Ackersmann gewesen. Caja ist eine fromme Matrone, treffliche Ehegattin, kluge Mutter, verständige Hausfrau, tugendhafte Jungfrau gewesen. Oder wenn man nichts mehr weis, so sage man, der Verstorbene sey ein guter Christ gewesen. Die besondern Umstände der Leute werden schon sattsame Veränderungen der Ausführung an die Hand geben: Es kommt nur darauf an, daß der Redner eine sattsame Einsicht in die Pflichten aller Stände und Lebensarten haben muß; und man kann hier mit dem Horaz sagen:

Qui didicit, Patriae quid debeat, & quid amicis,
Quo sit amore parens, quo frater amandus & hospes,
Quid sit conscripti, quod iudicis officium, quae
Partes in bellum missi ducis; ille profecto
Reddere personae scit conuenientia cuique.

Wir haben nemlich oben eine weitläuftige Wissenschaft, sonderlich moralischer Wahrheiten, nicht vergebens von einem Redner gefordert. Wer nun dieselbe besitzet, dem wird es an Materien zum Lobe nicht fehlen können: So wenig auch die Personen der Verstorbenen ins Auge gefallen. Viele wackere Leute leben schlecht und recht in der Welt, und sind weit tugendhafter bey ihrem stillen Wandel, als andere, die noch so viel Aufsehens machen. Sollte nun eine so stille Tugend ihres Lobes nicht so wohl würdig seyn, als oft die Scheintugenden anderer, die nur viel Geräusche in der Welt gemachet haben?

§. XII.

Gesetzt aber, man wollte und sollte keine Lobrede in solchen Fällen abfassen und halten: Gut, so mache man eine blosse Chrie, oder so genannte Parentation, die kein

sonder-

sonderlicher Thema braucht, als dieses: Die Leidtragenden lassen den Leichenbegleitern Dank abstatten ꝛc. Wie dieses in gewöhnlichen Abdankungen, oder Standreden ausgeführt werde, wird sich im andern Theile zeigen. Kommen auch ausser solchen Leichenreden, irgend noch Anwerbungsreden, Hochzeitreden, Strohkranzreden, imgleichen Grundlegungs, Einweihungs, und Vorstellungsreden u. a. m. vor: So hat es eben die Bewandniß damit. Alle diese Arten gehören zu den Complimenten, die kein rechtes Thema brauchen, und nur als Chrien abgehandelt werden. Wollte aber jemand ja zum Ueberflusse einen rechten Hauptsatz dabey ausführen: So werden ihm sein Verstand und seine Gelehrsamkeit, imgleichen Zeit und Ort, nebst den übrigen Umständen seiner Zuhörer oder eigenen Person, schon etwas an die Hand geben, so sich dazu schicket. Wir wiederrathen aber dabey alles Ernstes alle die Erfindungsqvellen, die man sonst nach der vormaligen Redekunst angewiesen, und die in den Wappen, in den öffentlichen Zeitungen, in den Namen, oder in allerley Sinnbildern, Münzen und Ehrenpforten gesuchet worden. Alles dieses wunderliche Zeug ist zum Schimpfe der wahren Beredsamkeit erfunden worden; und hat seine Urheber und Nachfolger damit sattsam bestrafet, daß keiner davon jemals ein wahrer Redner geworden. Ein gleiches Schicksal drohe ich allen denen an, die sich noch etwa künftig in diese abgeschmackten Erfindungen verlieben sollten. Wer einmal die einfältigen Spuren der Natur in seinem Hauptsatze zu verlassen fähig und geneigt ist, von dem kann man auch in der ganzen Ausführung nichts gesundes und natürliches hoffen. Bey dem unnatürlichen aber ist keine wahre Beredsamkeit zu erlangen möglich; man mag selbiges noch so sehr zu überkleistern und zu verstecken suchen.

§. XIII.

Indem ich dergestalt die allernatürlichsten, einfältigsten

sten und ungekünstelten Hauptsätze anpreise: So werden viele mit Verlangen warten, was ich denn von den allegorischen oder schematischen Sätzen halte, die eine lange Zeit her, zumal in der geistlichen Beredsamkeit geherrschet haben. Ich kann darauf sehr kurz antworten: Daß ich nemlich gar nichts darauf halte, und sie vor Ueberbleibsel eines barbarischen Geschmackes unter unsern Rednern ansehe. Mein Beweis ist leicht: Weil aus der Beredsamkeit billig alles zu verbannen ist, was ihren Absichten nicht beförderlich ist, sondern denselben wohl gar zuwieder läuft. Das thun aber die allegorischen und schematischen Hauptsätze. Sie helfen nicht das allergeringste zur Ueberredung der Zuhörer, indem sie die Sache, davon eigentlich die Rede handelt, weder deutlicher noch wahrscheinlicher machen; sondern sie vielmehr verdunkeln und verwickeln helfen, daß der Zuhörer um so vielweniger weis, was er davon halten soll. Z. E. Wenn jemand bey dem Ableben eines grossen Herrn, den Tod desselben mit dem Untergange der Sonnen vergliche, und daraus das schematische Thema drechseln wollte: Die untergehende Landessonne: So würde dieser Satz, weder zur Erklärung noch zum Beweise der grossen Eigenschaften eines Monarchen noch zur Erregung der Traurigkeit, noch zum wirklichen Troste des Landes etwas beytragen. Denn man würde in dem gröstn Theile der Rede eine gezwungene Vergleichung eines Regenten mit der Sonne anstellen müssen, und sich dadurch nur die Zeit benehmen, den erblichenen Prinzen nach seinen Eigenschaften und Thaten recht zu beschreiben, den Unterthanen die Grösse ihres Verlustes lebhaft abzuschildern, und andre weit nützlichere Materien abzuhandeln. Imgleichen wer ein verstorbenes junges Frauenzimmer schematisch als eine verblühete Rose vorstellen wollte: Der würde zwar seinen Witz in Erfindung künstlicher und weitgesuchter Aehnlichkeiten zeigen können; aber sehr wenig Hochachtung gegen die

Ver-

Verstorbene, sehr wenig Trost vor die Leidtragenden, dadurch zu wege bringen.

§. XIV.

Hernach erwege man nur, daß die Alten den höchsten Grad in der Beredsamkeit haben erlangen können, ohne dergleichen allegorische Künste zu gebrauchen. Wo hat doch Demosthenes jemals seinen Athenienfern ein solch schematisches Thema vorgetragen? Wie würde dieses kluge Volk gelachet haben, wenn er ihnen in einer Philippischen Rede die Stadt Athen unter dem Bilde eines von dem Habichte gescheuchten Täubleins, oder eines von den Seeräubern verfolgten Schiffes vorgestellet hätte? Würden sie ihn nicht viel ärger ausgezischet haben, als da er zum erstenmal unter ihnen auftrat, und noch das R nicht aussprechen, auch so laut nicht reden konnte, daß man ihn in einiger Entfernung hätte hören können? Oder was würde man in Rom gedacht haben, wenn Cicero seinen Witz auf die Folterbank gespannet hätte, den Catilina mit einem africanischen Löwen, oder gar mit einer höllischen Furie zu vergleichen? Es würde ihm solches nicht schwerer gefallen seyn, als unserm Lohenstein den Hofmannswaldau mit dem grossen Pan zu vergleichen, von welcher Rede man den II. Band der Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Spr. ꝛc. nachsehen kan. Aber ein so gezwungenes Wesen gefiel diesem vernünftigen Redner nicht. Sein Kopf war viel zu philosophisch, als daß er sich mit solchen läppischen Spielwerken hätte beschäftigen sollen, womit Kinder ihre Zeit nicht einmal verderben sollten. Er sahe wohl, daß er seinen Römern ganz was anders vorsagen müste, um ihnen einen rechten Haß gegen dieses Ungeheuer beyzubringen. Er heißt ihn zwar eine Pest seiner Vaterstadt: Allein er führt diese Vergleichung nicht in der ganzen Rede aus. Ein Gleichniß anzubringen und zuweilen metaphorisch zu reden, ist deswegen kein Fehler: Aber ganze schematische Reden zu machen, das ist ganz

un-

ungereimt; und wenn es gleich auf der Kanzel geschähe.

§. XV.

Man kan leicht denken, was denn von den Jahrgängen zu halten sey, darinn gewisse Homileten ihre ganze Beredsamkeit zu zeigen vermeynen. Sie ersinnen einen gewissen Hauptsatz, der sich ihrer Meynung nach, auf alle evangelische Texte, durchs ganze Jahr schicket: Aber sie müssen dem wahren Sinne des Geistes hernach alle nur ersinnliche Gewalt anthun, und den unschuldigen Text so lange zerren und martern, bis er ihrem Eigensinne nachgiebt. Ich will hier nicht mit theologischen und exegetischen Gründen wieder diese Methodenkünstler streiten: *Ich will nur als ein Redner davon urtheilen, daß es ungereimt sey, seinen Zuhörern mehr als funfzigmal einerley Hauptsatz vorzusagen, wenn die Texte ganz offenbar lauter verschiedene Materien in sich halten.* Und was wird der Zuhörer davon gebessert, wenn er endlich seine Neugierigkeit gestillet sieht: Wie doch der Herr Pastor sein Thema aus dem heutigen Evangelio herausbringen werde? Sehr selten kömmt es ihm ungezwungen genug vor: Und er hat recht! Dabey bleibt denn hernach seine ganze Aufmerksamkeit. Ich enthalte mich, aus Ehrfurcht gegen die heil. Wahrheiten, einige lächerliche Exempel von solchen unzeitigen Jahrgängen anzuführen. Wer indessen sehen will, wie viel seltsame schematische Hauptsätze aus einem einzigen Spruche erfunden werden können, der besehe Wiedemanns Kanzelredner: Wo er aus dem Spruche: Alſo hat GOtt die Welt geliebet ꝛc. allerley seltsame Sätze erzwungen finden wird.

§. XVI.

Man pfleget die Hauptsätze auch in einfache und zusammengesetzte einzutheilen; auch wohl die einfachen nach geschehenem Vortrage in Theile zu zerfällen, von deren jedem man hernach ins besondre handelt. Nun ist

es

es allerdings gut, wenn eine Rede so wohl, als alle andre Werke des menschlichen Witzes und Verstandes auf einer gewissen Einheit beruhet. Ein Heldengedichte muß, so wohl als eine comische oder tragische Fabel, nur eine einzige Haupthandlung haben. Ein schönes Gemählde, so eine Historie abbildet, muß nur eine Hauptsache darstellen, davon alle übrige Figuren nur Theile abgeben. So ahmet man der Natur in ihren Werken nach, welche den Körpern ihrer Thiere zwar viele andre Gliedmassen doppelt, aber nur ein einziges Herz, gegeben, welches alle übrige Theile belebet; nur eine Seele, die alles übrige regieret; nur ein Haupt, darinn dieselbige ihren Sitz hat. Eine Rede also, die nur einen Hauptsatz hat, ist die allervollkommenste, und je einfacher derselbe ist, desto schöner ist er. Z. E. in Demosthenis II. Philippischen Rede ist der Hauptsatz: **Philippus ist der Athenienser Feind.** Hier ist nur ein Subject, und ein Prädicat, und kürzer kan kein logischer Satz seyn. Jemehr man sich dieser edlen Einfalt nähert, desto schöner wird eine Rede. Plinii Lobrede hat gleichfalls einen sehr einfachen Satz zum Grunde: **Trajan ist ein vollkommen guter Käyser.** Auch Cicero in seiner Rede vor den Ligarius setzet sich zum Hauptsatze: **Der unschuldige Ligarius bittet um Gnade.** Selbst Fleschier hat seinen Turenne durch den einzigen und einfachen Hauptsatz gelobet: **Turenne ist durchgehends ein Sieger gewesen.** Man bemühe sich also, so viel als möglich ist, den ganzen Inhalt seiner Rede, die man noch ausarbeiten will, in einen so einfachen logischen Satz zu fassen, der sich leicht verstehen und behalten läßt.

§. XVII.

Gleichwohl aber will dieses nicht allezeit so genau angehen, und wir haben auch von den grösten Rednern Exempel, da ihre Hauptsätze nicht so einfach sind. Z. E. Cicero, in der Rede vor den Archias, verspricht darzuthun:

Daß

Daß man den Archias nicht nur aus der Zahl der Römischen Bürger, unter welche er bereits gehöret, nicht verstossen solle; sondern, daß man ihn, wenn er noch nicht in ihrer Anzahl gewesen wäre, noch itzo in dieselbe aufzunehmen verbunden seyn würde.

Da haben wir zweene Hauptsätze; der erste ist: Man soll dem Archias sein Bürgerrecht nicht nehmen; der andere: Man sollte ihm selbiges geben, im Fall er es noch nicht hätte. Eben so ist es mit des Themosthenes Iſter Philippischen Rede bewandt. Es heißt:

Mein Vorhaben ist euch zu zeigen, wie stark eure Armee seyn müsse, wie viel Geld man brauchen werde, und wie man alles übrige aufs beste anschaffen und veranstalten könne.

Hier scheinet gar ein dreyfacher Hauptsatz zu seyn: Man könnte aber zur Entschuldigung dieses grossen Redners sagen, daß dieses nur die Abtheilung oder Zergliederung seines kurzvorhergehenden viel einfachern Hauptsatzes sey. Denn es heißt unmittelbar vorher: Nun komme ich erst auf die Zurüstungen, wodurch ihr euch aus der vorhandenen Gefahr befreyen könnet. Hierinn steckt ganz offenbar der logische Satz: Ihr Athenienser müßt euch zum Kriege rüsten. Und da ist er so einfach als es möglich ist. Eben das ließe sich von des Cicero obigem Hauptsatze zeigen, wenn es darauf ankäme. Denn man dörfte den Hauptsatz nur setzen: Archias verdient das römische Bürgerrecht: So können die obigen beyden Sätze vor die Abtheilung desselbigen angesehen werden.

§. XVIII.

Die Abtheilungen der Hauptsätze, oder vielmehr der Reden, darinnen man sie ausgeführet, sind also nicht nur erlaubt, sondern auch zuweilen nothwendig. Ich sage mit Bedacht nur zuweilen: Darum muß man aus der Abtheilung kein Handwerk machen, wie in den geistli-

chen Reden mehrentheils zu geschehen pflegt. Wenn man nur ein Subject und ein Prädicat in dem Hauptsatze hat, so braucht es keiner Abtheilung. Denn zu sagen, daß man seinen Satz erstlich erklären, hernach beweisen, hernach anwenden wolle; das heißt nicht die Materie der Rede, sondern überhaupt die Rede in die Theile zergliedern, daraus sie allezeit bestehen soll. Auch giebt die Erzählung der Beweisgründe, dadurch man etwas erhärten kan, keine Eintheilung ab, die gelten könnte. Die meisten Reden haben mehr als einen Beweis, aber deswegen hat die Materie nicht so viel Theile. Nehmen wir diese Arten falscher Abtheilungen weg: So bleiben noch diese drey übrig: I.) Da entweder mehr als ein Subject, oder mehr als ein Prädicat in dem Satze ist. II.) Da entweder das Subject, als ein Begriff einer Gattung, vielerley Arten unter sich begreift, von welchen das Prädicat auch gilt; oder wo das Prädicat viele Arten unter sich hat, die dem Subjecte alle zugeeignet werden. III.) Da entweder das Subject ein Ganzes ist, so viele Theile unter sich begreifet, oder das Prädicat von solcher Beschaffenheit ist. Allein die erste Art fällt auch noch gänzlich weg; indem man sonst zwo kleine Reden an statt einer grossen machen würde. Z. E. wenn ich beweisen wollte, daß Alexander und Cäsar grosse Helden gewesen; oder daß Cäsar sehr gelehrt und sehr tapfer gewesen. Da nun dieses ein Fehler seyn würde: So bleiben nur die beyden letzten Arten der Eintheilungen als regelmässige übrig.

§. XIX.

Nunmehro ist es auch leicht, die Regeln dieser Eintheilungen zu geben. I.) Muß die Abtheilung vollständig seyn, oder alle Arten einer Gattung, alle Theile eines Ganzen in sich begreifen. Z. E. wenn jemand erwiese, daß der Krieg schädlich wäre: So müste er es nicht nur von demjenigen, da man jemanden angreift, und von dem, da man sich vertheidiget; sondern auch von dem Kriege,

den

den man seinen Bundsgenossen zu gut führt, erweisen. Wenn jemand erwiese, daß man Gott lieben solle: So müste er nicht nur zeigen, daß solches mit der Liebe der Erkenntlichkeit, und mit der Liebe des Verlangens geschehen müsse; sondern er müste auch noch die reine Liebe, oder die Liebe des Wohlwollens hinzusetzen. II.) Man muß in der Erzählung der Theile oder Arten eine Gleichheit beobachten; so daß man nicht grössere und kleinere neben einander setze. Z. E. Wer von der Gelehrsamkeit erweisen wollte, daß sie einem Staate sehr zuträglich sey, der müßte nicht sagen: Er wollte dieses erst von den freyen Künsten, hernach von den Wissenschaften, und endlich von der Historie erweisen. Denn diese letztere ist eine untere Art der Gelehrsamkeit, die schon unter den freyen Künsten begriffen ist. III.) Man muß der Theile nicht zu viel machen, weil sie sonst dem Gedächtnisse zur Last werden möchten; da sie ihm zur Erleichterung dienen sollten. Ueber drey, oder höchstens über vier Theile muß also eine Rede nicht bekommen, wenn sie gut seyn soll. Nach diesen Anmerkungen wird man nunmehro dasjenige leicht beurtheilen können, was Cicero und Qvintilian von den Abtheilungen gesagt haben: Wo man finden wird, daß sie sich aus vielen Schwierigkeiten nicht zurechte zu finden gewußt. Nach eben diesen Regeln wird man auch die obenangeführten Hauptsätze des Demosthenes, Cicero und Fleschier eingetheilet befinden.

§. XX.

Ich habe nichts nöthiges mehr von den Hauptsätzen zu erinnern, als daß ich noch die Frage abhandeln muß: Ob denn die Eintheilung des Hauptsatzes aus dem Eingange herfliessen müsse, wie einige künstliche Homileten haben wollen? Es ist eine unzeitige Regel, die von spitzfündigen Methodenkünstlern ersonnen worden: und die mehr dient einen übelangewendten Witz zu zeigen, als die Materie in ein Licht zu setzen. Weitgefehlt daß die-

ses letztere von ihnen geschehen sollte; so pflegt vielmehr eine so erzwungene Eintheilung die Materie nicht zu erschöpfen, ja wohl ganz unrichtige Glieder an die Hand zu geben. Von Exempeln dazu wimmeln alle Postillen, wo man nach der so berühmten Leipziger Prediger-Methode alles hat ausdrechseln wollen. Am allerungereimtesten ist es, wenn man gar vorschreibet, daß sich die Glieder des abgetheilten Hauptsatzes reimen sollen. Man will dem Gedächtnisse der Zuhörer dadurch zu statten kommen; allein man setzet gemeiniglich die Beurtheilungskraft darüber aus den Augen. Z. E. Jener wollte eine Leichenpredigt über den Text: Ich habe einen guten Kompf gekämpfet ꝛc. halten. Darum stellte er des sel. Verstorbenen herrlichen Glaubenskampf zu betrachten vor, dabey man denn sehen sollte 1.) wie er tapfer gestritten, 2.) geduldig gelitten, und 3) freudig gen Himmel geritten. Oder damit es auch an einem schönen Exempel einer aus den Eingängen erfundenen Abtheilung nicht fehlen möge, so mag folgendes dazu dienen. Der Text war von dem Jünglinge zu Nain. Der Eingang war der Spruch aus dem Propheten: Land, Land, Land, höre des Herrn Wort. Daraus stellete der Redner vor: Ein dreyfaches Land: 1.) Mayland, 2.) Weiland, 3.) Heiland. Das erste sollte Nain bedeuten, welches an Schönheit der Stadt und Gegend um Mayland nichts nachgegeben. Das andre sollte auf den verstorbenen Jüngling; das dritte auf dessen Auferweckung durch das Wunderwerk Christi zielen. Sind das nicht herrliche Früchte der homiletischen Regeln?

Das

Das IV. Hauptstücke.

Von Erfindung der Eingänge, ihren verschiedenen Arten und Eigenschaften.

§. I.

Wenn der Redner mit seinem Hauptsatze fertig ist, so kan er den Eingang zu demselben erdenken. Wir verstehen dadurch eine kurze Rede, dadurch der Zuhörer zu der folgenden Abhandlung des Hauptsatzes vorbereitet wird. Cicero im I. B. von der Erf. c. 15. sagt: Exordium est oratio animum auditoris idonee comparans ad reliquam dictionem. Es ist nemlich nicht rathsam, daß man gleich ohne Eingang zu der Ausführung seiner Hauptmaterie schreite. Die Zuhörer sind von sehr verschiedener Art, und bringen sehr mannigfaltige Gemüthsverfassungen mit sich. Die eine ist aber immer den Absichten des Redners vortheilhafter als die andre: Und es wäre also gut, daß sie alle darinn übereinkämen. Um nun, so viel möglich ist, eine Aehnlichkeit unter ihnen zu befördern, ist es nöthig, sie so vorzubereiten, wie sie am geschicktesten werden können, sich von der vorhabenden Wahrheit überführen zu lassen. Wenn dieses nicht geschieht, so hat entweder der Zuhörer schuld, der nicht aufmerksam ist; oder die Person des Redners, wieder welche der Zuhörer eingenommen ist; oder die Sache selbst, davon die Rede handelt, von welcher der Zuhörer nichts wissen mag. Diese drey Hindernisse zu heben sind die Eingänge bestimmet. Sie sollen nemlich den Zuhörer aufmerksam, den Redner angenehm machen, und die Sache selbst als merkwürdig vorstellen. Dieses ist eben das, was Cicero will, wenn er sagt, man müsse sich dem Zuhörer geneigt, aufmerksam und gelehrig (benevolum, attentum, docilem) machen.

§. II.

Hieraus folget nun vors erste, daß ein jeder Redner von rechtswegen seine Zuhörer kennen müsse; zum wenigsten diejenigen unter ihnen, an deren Beyfalle ihm am meisten gelegen ist. Wer unter ganz fremden Leuten auftritt, von deren Meynungen, Gewohnheiten, Vorurtheilen, Neigungen und Sitten er nicht das geringste weis, der wird schwerlich einen geschickten Eingang ersinnen können. Wäre es also möglich, daß ein Redner ein Herzenskündiger seyn, und alle geheime Gemüthsverfassungen seiner Zuhörer einsehen könnte: So würde es sehr viel zu seinen Absichten beytragen. Da aber das nicht möglich ist: So muß er sich zum wenigsten angelegen seyn lassen, aus genauer Betrachtung und Erwegung aller Umstände, der Zeit, des Ortes, der Veranlassung seiner Rede, der besondern Personen die Theil daran haben, ihres Alters, Geschlechts und Standes, ihrer Lebensart, besondern Leidenschaften und Verbindungen untereinander, u. dergl. m. zu errathen, wie etwa der gegenwärtige Zustand ihrer Gemüther beschaffen sey? Geht dieses nicht bey allen, so geht es doch bey vielen, oder wohl gar bey den meisten an: Und wenn man es so weit gebracht hat; so ist es hernach leicht, einen guten Eingang zu erfinden. So kannte Demosthenes die Athenienser, als er ihnen die Philippischen Reden hielte. So kannte Cicero den Catilina, als er die erste; die Römer aber, als er die andern Catilinarischen Reden ablegte; andrer Exempel vorizo zu geschweigen.

§. III.

Zum andern wird ein Redner die Materie, davon er handeln will, in Betrachtung zu ziehen haben, und dabey sonderlich erwegen: Ob sie dem Zuhörer als neu oder alt, als wichtig oder verächtlich, als nöthig oder unnöthig, als leicht oder schwer vorkommen möchte? Nachdem er nun dieselbe befindet, so muß er auch seinen Eingang einrichten, und sich entweder des gütigen Urtheils der Zuhörer ge-

geschickt zu seinem Vortheile bedienen, oder das ungünstige aus dem Wege zu räumen suchen. Nun pflegt das Neue, das Wichtige, das Nöthige und das Schwere sich ohnedem schon Aufmerksamkeit zu erwecken: Daher ist es eine leichte Sache, in dem Eingange den Zuhörer in diesem seinem Urtheile zu bestärken, und ihn durch neue Gründe und vorläufige Vergrösserungen von der Haupt-Sache, recht aufmerksam zu machen. In dem Gegenfalle muß er sich angelegen seyn lassen zu zeigen, daß die Sache eben nicht so alt, verächtlich, unnöthig oder leicht sey, davon er reden wolle. Er hoffe, daß sie das Gegentheil davon urtheilen würden, wenn sie ihm ihre Aufmerksamkeit auf eine kurze Zeit gönnen wollten. Oder er muß es frey heraus gestehen, daß die Sache zwar was altes sey, aber sie sey dem ungeachtet wichtig, nöthig und schwer; oder sie sey zwar nicht von grosser Wichtigkeit, aber doch neu, nöthig, und nicht ohne Schwierigkeit; oder sie sey zwar nicht unter die nothwendigsten zu zählen, aber gleichwohl neu, wichtig und schwer; oder endlich, sie sey zwar leicht, aber doch neu, wichtig und nothwendig; Wozu denn die besondern Materien, davon er handeln will, leicht nähern Anlaß geben können. So hoffe ich die Classen der Materien besser nach dem heutigen Gebrauche eingetheilet zu haben, als wenn ich die Ciceronischen fünf genera causſarum, nemlich das honeſtum, admirabile, humile, anceps et obſcurum beybehalten hätte.

§. IV.

Hat man seine Zuhörer dergestalt aufmerksam gemacht: So sind sie zum Theil schon gelehrig und begierig geworden, den Redner anzuhören. Dieses aber vollends zu bewerkstelligen, muß der Redner die Versicherung geben, daß er die Sache auf eine solche Art vortragen wolle, die dem Zuhörer die angenehmste zu seyn scheinet: Z. E. Er wolle die bekannteste Sache auf eine ganz neue Art ausführen; das Dunkle viel besser ins Licht setzen, als andre vor ihm gethan; das ungewisse viel richtiger er-

weisen; die Irrthümer viel behutsamer vermeiden; die Quellen derselben viel genauer entdecken; allerhand nützliche Warnungen hinzufügen; viel erbauliche Anmerkungen mit einstreuen; die Widriggesinnten gründlich wiederlegen und zu schanden machen u. s. w. Doch muß er nicht alle diese Verheissungen in jeder Rede auf einmal thun; sondern bald diese, bald jene, die sich zu der vorhergehenden Sache schicket: Damit es keine Pralerey zu seyn scheine. Imgleichen muß ein Redner auch Achtung geben, daß er nichts verspreche, was er nicht zu erfüllen im Stande ist. Ferner kan ein Redner sagen: Diese Betrachtung wäre zu derjenigen Zeit nöthiger als zu einer andern; sie würde zu Beförderung ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt viel beytragen; die Zuhörer würden selbst eine Probe von ihrer Gottesfurcht, von ihrer Liebe zur Tugend, Gelehrsamkeit oder Gerechtigkeit; imgleichen von ihrer Ehrfurcht gegen ihre Obrigkeit, oder ihren Landesherrn, auch gegen ihre Gesetze und löbliche Gewohnheiten an den Tag legen, wenn sie der Sache ein geneigtes Gehör gönnen wollten.

V.

Drittens nun, sich selbst bey dem Zuhörer beliebt zu machen, muß ein Redner auch auf seine eigene Person sehen, und erwegen, wie die Zuhörer etwa gegen ihn ins besondre gesinnet sind. Weis er, daß er in gutem Ansehn steht, daß man ihn vor einen rechtschaffenen, Wahrheit und Tugend liebenden Mann halt: So hat er viel gewonnen. Hat er darneben ein gutes äusserliches Ansehn, und ist sein Stand, Amt oder Geschlecht so beschaffen, daß es ihm Ehre macht: So ist es desto besser. Ist aber dieses alles nur von mittelmäßiger Art, oder gar den Zuhörern unbekannt: So muß sich der Redner sonst bey ihnen einzuschmeicheln, und sich in ein gewisses Ansehen zu setzen wissen. Das schwerste ist hier zu sagen, wie solches geschehen kan? Vors erste thut die Ehrerbiethung, die der Redner in Worten und Geberden gegen die Zuhörer

rer bezeiget, sehr viel. Es ist natürlich, daß man Leuten gewogen wird, die uns hoch achten, oder es doch auf eine ungezwungene Art zu thun scheinen. Folglich muß ein Redner auch denn, wenn er in der That viel gelehrter und vornehmer wäre als seine Zuhörer, gleichwohl sich nicht merken lassen, als ob er solches glaubte oder wüßte. Er muß sich eine gewisse Bescheidenheit angewöhnen, und sich weder trotzig noch stolz bezeigen. So machte es Cicero in seiner Rede vor das Manilische Gesetz, welche er als Prätor vor dem versammleten Volke hielte. Oder wo ja ein Redner seinen Zuhörern auch bittere Wahrheiten zu sagen hätte: So muß er sich schon im Eingange als einen redlichen und aufrichtigen Mann darstellen, der die Wahrheit über alles liebet, es mit seinen Zuhörern gut meynet, und Gewissens oder Amtshalber ihnen solche verdrüßliche Dinge sagen muß. So hat es Demosthenes in seiner ersten Philippischen Rede gemacht. Wenn er sich nun durch die ganze Rede in diesem Character erhalten kan: So wird dieses die beste Einschmeichelung von der Welt seyn; da hergegen die niederträchtigsten Schmeicheleyen eines Böswichts bey niemanden einen Eindruck machen würden.

§. VI.

Wollen wir nun aus dem allen kürzlich die Regeln der Eingänge ziehen: So werden folgende die hauptsächlichsten seyn. I.) Der Eingang muß ganz ungezwungen und natürlich zur Rede passen: So daß es scheine, man habe ihn nicht anders machen können. Denn alle weitgesuchten Erfindungen bereiten den Zuhörer nicht zu, sondern zerstreuen nur seine Gedanken. II.) Der Eingang muß nicht gemein seyn, so daß man ihn schon von andern, oder doch von demselben Redner mehrmals gehöret hätte. Vielmehr muß er ganz neu zu seyn scheinen: Z. E. Wie des Cicero Eingänge in den Reden vor Cluentium und Ligarium sind. III.) Muß der Eingang einer Rede nicht mit dem Eingange einer andern vertauschet

werden können, sondern sich so genau zu ihr schicken, als kein andrer; zu einer andern aber sich gar nicht reimen. IV.) Daher muß denn ein guter Eingang mit seiner Materie so fest verbunden seyn, daß er gleichsam ein Glied von dem ganzen Körper der Rede auszumachen scheine. V.) Endlich muß er auch nicht zu lang seyn, damit er nicht den Zuhörer vor der Zeit überdrüssig mache. VI.) Zum Beschusse muß er auch nicht wieder die Absichten des Redners laufen, indem er irgend den Zuhörer weder aufmerksam noch gelehrig, und den Redner nicht angenehm macht. Vielweniger wird es VII.) zu dulden seyn, wenn er gar das Gegentheil davon wirkte.

§. VII.

Das bisherige nun gilt durchgehends in allen ordentlichen Reden, wo keine besondere Umstände vorfallen. So gar in den gewöhnlichen Kanzelreden kan fast alles dieses beobachtet werden: Wenn das wenige, was die Heiligkeit der Materie und des Orts anlangt, in Betrachtung gezogen wird. Doch kan es auch nicht schaden, wenn hier zuweilen statt des Einganges eine kleine Abhandlung einer Materie, die zu dem Hauptsatze vorbereitet, angestellet wird. Ich sage mit Fleiß eine kleine; denn es muß durchaus nicht eine ganze oder halbe Rede daraus werden: Weil überhaupt die Eingänge kaum den sechsten, fünften, oder höchstens den vierdten Theil der Rede ausmachen sollen. Gleichwohl bleiben auch bey dieser Art alle die obigen Regeln noch fest. Ganz anders verhält sichs in ausserordentlichen Fällen, wo der Redner in einem so starken Affecte ist, daß er gleichsam alle Regeln der Eingänge vergißt, und mit Gewalt alles das heraus stößt, was ihm die Gemüthsbewegung eingiebt. So ist des Cicero Eingang zu seiner ersten Catilinarischen beschaffen. Er brennet vor Eifer, den Catilina aus der Stadt los zu werden: Darüber vergißt er so gar den Rath anzureden. Auch heute zu Tage könnte ein Redner in einem heftigen Schmerze, oder in einer ausserordentlichen

chen Freude, hierinn die Regeln ein wenig beyseite setzen. Es müßte aber sehr wahrscheinlich seyn, daß er wirklich in einem Affecte stünde: Wenigstens müßte sein Ansehen, seine Sprache, nebst allen Geberden, solches zeigen. Sonst würde es lächerlich klingen und aussehen, eine Rede ohne einen gehörigen Eingang gemachet zu haben.

§. VIII.

Noch eine Frage fällt bey den Eingängen vor, nemlich, ob es wohl gut sey, zweene zugleich bey einer einzigen Rede zu machen. Es würde vielleicht niemand auf dieselbe gefallen seyn, wenn nicht in geistlichen Reden oder Predigten diese Gewohnheit seit langer Zeit aufgekommen wäre. Denn man pflegt gleich bey dem Auftritte auf die Kanzel den ersten, und nach dem verlesenen Texte den andern Eingang zu machen. Daß einer darunter überflüssig sey, ist leicht zu begreifen, indem eine Rede mit zweenen Eingängen ein zweyköpfigtes Ungeheuer ist. Es gestehen es auch viele Homileten selber, daß der so genannte erste Eingang nur eine Vorbereitung zum Gebethe ist. Allein sie sind nicht eins untereinander; denn viele lassen den andern Eingang, nach Verlesung des Textes, gar weg, und sehen also den ersten vor den rechten Eingang an. Diejenigen thun aber am besten, die mit einigen grossen Gottesgelehrten und geistlichen Rednern, an statt des ersten Einganges nur ein Gebeth thun, selbiges mit dem Vaterunser schliessen, und hernach den ordentlichen Eingang unmittelbar mit der Rede verknüpfen. Denn so bleibt doch der Eingang eine Vorbereitung zu der Rede, mit welcher er so genau zusammen hänget: Und der erste Auftritt bleibt wahrhaftig eine Vorbereitung zum Gebethe des Herrn. Die Römischcatholischen lesen den Text unmittelbar, wenn sie auf die Kanzel treten, und stimmen also im Absehen auf den andern Eingang mit mir überein. Die

Refor-

Reformirten haben gleichfalls nur diesen einzigen Eingang, und vor dem Vaterunser ein Gebeth eingeführet.

Das V. Hauptstücke.

Von den Erklärungen in einer Rede.

§. I.

Was wir die Erklärungen nennen, das hiessen die Alten die Erzählung (Narrationem). Das kam aber daher, weil sie keine solche lehrende Reden hatten, als wir heute zu Tage haben, da man von allgemeinen Begriffen Hauptsätze abfasset. Fast alle ihre Reden handelten von einzelnen Dingen. Z. E. Athen muß sich wieder den Philippus zum Kriege rüsten; Philippus ist unser Feind; Ctesiphon ist unschuldig ꝛc. Archias ist ein römischer Bürger; Ligarius ist unschuldig; man muß wieder den Mithridates Krieg führen; Trajan ist ein unvergleichlicher Käyser. Weil nun einzelne Dinge nicht anders erkläret werden können, als wenn man eine ausführliche Erzählung ihrer Umstände anstellt, und den Verlauf ihrer Begebenheiten beybringet: So haben die Alten den ersten Theil ihrer Reden allemal die Erzählung genennet. Wenn wir es aber itzo die Erklärung nennen wollen: So begreift dieses Wort auch die Erzählungen unter sich. Denn wir theilen die Erklärungen in philosophische und historische. Jene haben da statt, wo man gewisse dunkle Wörter und Sachen deutlich zu machen sucht; diese aber sind da nöthig, wo man gewisse Begebenheiten erzählen muß, dem Zuhörer einen rechten Begriff von dem Hauptsatze beyzubringen. Die erstern sind mehr in dogmatischen, diese letztern aber mehr in Lobreden und Complimenten nöthig: Wiewohl doch keine die andre ganz ausschliesset.

§. II. Daß

§. II.

Daß nun solche Erklärungen nöthig seyn, erhellet daraus, weil es unmöglich ist, die Zuhörer von einem Satze zu überreden, den er noch nicht recht verstehet. Wie will man einer Wahrheit beypflichten, wenn man entweder ihr Subject oder ihr Prädicat, oder beydes zugleich nicht kennet? Nun sind zwar mehrentheils die Wörter eines Satzes den Zuhörern bekannt genug: Allein das sind gemeiniglich nur klare Begriffe, die nicht zulänglich sind, eine Sache recht einzusehen. Man muß deutliche und ausführliche Begriffe von Worten und Sachen haben, wenn man urtheilen will, ob ein Satz wahr oder falsch sey. Z. E. Cicero will in seiner Rede pro Lege Man. die Römer bereden, wieder den Mithridates Krieg zu führen. Hier mochten die meisten wohl wissen, daß Mithridates ein König im Oriente wäre. Allein sie wusten doch die besondern Umstände nicht: Daher muß es der Redner erklären. Er hebt also an: Atque vt inde oratio mea proficiscatur, vnde haec omnis caussa ducitur, bellum graue et periculosum vestris vectigalibus atque sociis, a duobus potentissimis Regibus infertur, Mithridate et Tigrane. &c. Hierauf fährt er fort zu erzählen, woher er das wisse, und welches der ganze Verlauf der Sache sey. In Bithynien, welches eine römische Provinz war, hätte der Feind schon verschiedene Städte eingeäschert; das benachbarte Reich ihres Bundsgenossen, des Ariobarzanes, sey schon ganz in Feindes Hand. Lucullus sey zurücke beruffen, der dem Feinde bisher wiederstanden. Ein jeder Nachfolger, den man demselben ordnen könnte, würde so leicht nicht im Stande seyn, in seine Fußtapfen zu treten. Es gehöre ein sehr tapfrer, erfahrner und berühmter Kriegsheld dazu, diese Feldherrnstelle zu übernehmen und glücklich zu verwalten. Hierauf schließt er: Caussa quae sit videtis: Nunc quid agendum sit, considerate. Denn durch eine solche summarische Erzählung wurden die Zuhörer in den Stand gesetzt, die Sache einzusehen.

§. III.

Der andere Grund, warum die Erklärungen nöthig sind, ist dieser, weil man sich den Beweis dadurch sehr erleichtert. In den meisten Fällen kömmt die Wahrheit des Satzes, davon man die Leute überreden will, auf die ausführlichen Begriffe an, die man davon geben kan. Wer eine Sache wohl einsieht, der begreift oft von sich selbst, ob das Prädicat dem Subjecte zukommt oder nicht. Z. E. Cicero will erweisen, daß Archias ein römischer Bürger sey. Was braucht er dazu mehr, als daß er erzähle, wer Archias sey, wie er nach Italien gekommen, wo er sich aufgehalten, wie lange er in Rom gelebet, in wessen Hause er gewesen, was vor Gönner er gehabt? Aus dem allen erhellet hernach sogleich, daß er das Bürgerrecht erlanget gehabt. Imgleichen wenn Fleschier zeigen will, daß Turenne überall ein Sieger gewesen: So darf er nur erklären, wer Turenne von Stand und Herkommen sey, wie bald er angefangen die Waffen zu tragen, unter wem er gedienet, welchen Feldzügen er beygewohnet, wo er zu commandiren angefangen, was vor Feinde er geschlagen, und was für Städte er erobert. Alles dieses giebt den Beweis seines Hauptsatzes von sich selbst an die Hand: Da es hergegen unmöglich gewesen seyn würde, denselben zu führen, wenn man das alles nicht zum voraus gesetzet hätte. In dogmatischen Wahrheiten geht es eben so. Die besten Beweise fliessen aus den Erklärungen der Sachen und Wörter. Wer also seine Zuhörer zu den Beweisen recht vorbereiten will, der darf nur den Hauptsatz gut erklären. Z. E. Wenn ich darthun wollte, daß ein Prediger ein guter Redner seyn müsse: So dörfte ich nur recht erklären, was durch beydes zu verstehen sey.

§. IV.

Man muß aber nicht denken, als ob die Erklärungen nur gleich im Anfange einer Rede nöhig waren: Nein, sie können und müssen überall gegeben werden, wo

wo man sie nöthig hat. Bisweilen hat die Rede Theile, und da muß im Anfange eines jeden die nöthige Erklärung gegeben werden. Z. E. in der angezogenen Rede vor das Manilische Gesetz theilt Cicero seine Abhandlung in drey Theile: Er will erst von der Art des Krieges, sodann von seiner Grösse, und endlich von der Wahl des Feldherrn reden. Bey jedem von diesen Stücken erkläret er sich ausführlich: In den ersten beyden Stücken zwar historisch; in dem letzten aber dogmatisch, oder philosoppisch, durch die Beschreibung eines vollkommenen Feldherrn. Ego autem sic existimo, heißt es, in summo Imperatore quatuor has res inesse oportere, scientiam rei militaris, virtutem, auctoritatem, felicitatem. Zuweilen muß ein Redner bey jedem Beweisgrunde etwas dunkles deutlich machen, damit der Zuhörer dessen Kraft recht einsehen und empfinden möge. Z. E. Fleschier will den Turenne als einen grossen Geist vorstellen, und den Beweis dazu aus seiner Tapferkeit hernehmen. Dabey erklärt er uns denn erst, was er dadurch versteht.

Verstehen sie doch, meine Herren, durch dieses Wort nicht eine eitele, unbesonnene und verwegene Frechheit, welche die Gefahr um ihrer selbst willen suchet, die sich ohne Nutzen waget, und nichts als den Ruhm und die Hochachtung der Leute zum Zwecke hat. Ich rede von einer weisen und wohleingerichteten Kühnheit ꝛc.

Bald darauf will er abermal zeigen, daß er ein kluger Herr gewesen; und diese Klugheit daher beweisen, daß sie die gröbste Art von Leuten, nemlich ein Kriegsheer, der Ehrbegierde fähig gemacht. Hier würde man die Folge so leicht nicht eingesehen haben, wenn man sich nicht deutlich vorgestellet hätte, was eine Armee ist. Darum erkläret es der Redner folgender gestalt:

Denn was ist eine Armee, meine Herren? Es ist ein Körper, der durch unzählig viele verschiedene Neigungen getrieben wird, und den ein geschickter Mann zur Vertheidigung

gung seines Vaterlandes in Bewegung setzet. Es ist eine Schaar bewaffneter Menschen, welche den Befehlen ihres Oberhaupts blindlings folget, ob sie gleich seine Absichten nicht weis ꝛc.

§. V.

Von der ersten Art der Erklärungen, das ist von den historischen ins besondre, erfordert Cicero drey Eigenschaften, daß nemlich die Erzählung kurz, deutlich und wahrscheinlich sey. Sie wird aber kurz seyn, wenn man sich von allen den Umständen enthalten wird, die nicht zur Absicht dienen, oder zur Sache unmittelbar gehören: Ferner wenn man auch alle die kleinen Nebendinge übergeht, die sich von sich selbst verstehen, oder aus dem vorhergehenden und nachfolgenden begreifen lassen. Denn mancher meynt wunder wie kurz er erzählet, wenn er sich kurzer Ausdrückungen und Sätze bedienet: Da er doch die Helfte davon hätte ersparen können. Z. E. Ich gieng zu ihm; ich kam ans Haus und klopfte an. Der Diener kam heraus; ich fragte nach dem Herrn: Er sagte er wäre nicht zu Hause. Hier sind nicht der Worte, sondern der Sachen zuviel; und ein anderer würde gesagt haben: Ich gieng zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hause. Besiehe Cic. I. B. von der Erf. c. 20. Doch muß ein Redner auch nicht, aus übermässiger Liebe zur Kürze, dasjenige auslassen, was zur völligen Erkenntniß der Sachen, und sonderlich zum folgenden Beweise unentbehrlich ist. Ein kleiner Umstand giebt oft dem Zuhörer das nöthige Licht; ohne welches er nicht recht von dem Hauptsatze würde überredet worden seyn. Endlich zertheile man zuweilen eine etwas lange Erzählung, und mische auch einige Vernunftschlüsse mit unter: Damit man den Zuhörer nicht überhäufe. In seiner Rede vor Ligarium hat es Cicero eben so gemacht: Auch sind in seinen Reden wieder den Verres die trefflichsten Meisterstücke schöner Erzählungen zu finden.

§. VI.

§. VI.

Die andre Eigenschaft guter Erzählungen ist, daß sie deutlich seyn sollen. Die Erzählung soll die ganze Sache ins Licht setzen: wenn sie nun an sich selbst dunkel wäre; wie könnte sie dem Zuhörer etwas deutlich machen? Wir reden aber hier nicht so wohl von der Deutlichkeit die aus der Schreibart entsteht; davon wir hernach handeln werden: Sondern wir verstehen hier die Deutlichkeit der Sachen. Weil diese der Verwirrung entgegen gesetzt ist, so ist es leicht zu begreifen, daß man sich vor derselben aufs sorgfältigste zu hüten hat. Dieses geschieht, wenn man die Sachen in eben der Ordnung erzählt, in welcher sie sich zugetragen haben. Denn wer nicht der Zeit folget, der wirft alles durch einander, und der Zuhörer kan unmöglich wissen, wo er ist oder hingehöret: Weil er bald was aus der Mitte, bald was vom Anfange, bald wieder vom Ende höret. Man fange also von forne an, und lasse nichts nöthiges aus; damit man es nicht hernach allererst nachholen müsse: Man sage aber auch nichts zweymal, wie einfältige Leute zu erzählen pflegen. Z. E. So fängt Cicero an zu erzählen, wer Archias sey:

Denn so bald Archias die Kinderschuhe abgeleget, auch diejenigen Sachen beyseite gesetzet hatte, wodurch Knaben zur Gelehrsamkeit vorbereitet werden, hat er sich mit allem Fleisse aufs Schreiben und Dichten geleget. Zu Antiochia, einer vormals sehr berühmten und reichen Stadt, wo ein grosser Zufluß von gelehrten Leuten ist, und wo alle freye Künste blühen, ist er aus einem edlen Geschlechte gebohren: Und hier hat er sich zu allererst, durch seinen aufgeweckten witzigen Kopf, vor allen andern hervorzuthun angefangen. Nachmals ist in allen Theilen von Asien, und in ganz Griechenland, wo er nur hingekommen, so viel aus ihm gemachet worden; daß man überall mehr von ihm gehoffet, als von seinem Geiste war gerühmet worden, und bey seiner Ankunft mehr an ihm zu bewundern gehabt, als man von ihm gehoffet hatte.

§. VII.

Die dritte Eigenschaft der Erzählungen ist endlich die Wahrscheinlichkeit. Diese wird erhalten, wenn man den Character der Personen, die Beschaffenheit der Zeiten und der Oerter, die eingeführten Gewohnheiten und die Natur der Sachen recht vor Augen hat. Diese Wahrscheinlichkeit aber weichet zuweilen wohl gar von der strengen Wahrheit ab: Indem viele Dinge geschehen, die doch nicht wahrscheinlich sind; viele hergegen sehr wahrscheinlich sind, und doch nicht geschehen. Ein Redner aber bedienet sich lieber dessen, was zu seinem Zwecke dienet, als des Gegentheils: Zumal wenn auch jenes nicht ganz ungegründet ist; dieses aber ihm nicht schaden würde, wenn es dem Zuhörer gleich bekannt würde. Denn in diesem Falle würde auch die Ueberredung wegfallen, die aus der vorigen zwar wahrscheinlichen, aber falschen Erzählung entstanden wäre. Ueberhaupt ist es also besser, bey der bloßen Wahrheit zu bleiben, als erdichtete oder doch ungegründete Dinge zu erzählen. Ein Exempel giebt Cicero im Eingange zu der Rede vor Ligarium: Wo er es lieber frey gesteht, daß Ligarius in Africa auf der Pompejanischen Parthey gewesen, als daß er es hätte leugnen sollen; da Cäsar es leicht besser wissen konnte. Gleichwohl muß ein Redner seine Erzählung allezeit so einrichten, daß sie zu seiner Absicht diene, und nichts in sich enthalte, was derselben zuwieder läuft. Quintilian im IV. B. im II. Cap. schreibt: Supervacuam esse narrationem, quam iudex noverit, si non modo factum quid sit, sciet; sed ita factum etiam, vt nobis expedit, opinabitur. Neque enim narratio in hoc reperta est, vt tantum cognoscat iudex; sed aliquanto magis, vt consentiat.

§. VIII.

Ueberhaupt ist bey diesen historischen Erklärungen noch dieses anzumerken, daß man zuweilen auch die bekanntesten Dinge noch erzählen muß, die vielleicht die meisten

meisten Zuhörer schon wissen, oder doch wissen wollen. Hierbey ist denn eine Behutsamkeit nöthig, wenn man dieselben nicht beschämen, und sie sich also aufsätzig machen will. Daher muß ein Redner sagen: Er wüßte es freylich wohl, daß die Sache den allermeisten unter ihnen gar wohl bekannt sey, ja daß einige unter ihnen sie noch wohl besser inne hätten, als er selbst. Man würde es ihm aber verzeihen, daß er um der wenigen willen, die noch keine zulängliche Nachricht davon hätten, etwas davon beybringen müßte. Bisweilen spricht er: Sie wüsten es schon mehr als zu wohl, daß sich die Sache so und so verhielte: Es würde ein Ueberfluß seyn, sie zu erinnern, wie dieses oder jenes sich zugetragen hätte: Er müßte sich fast schämen, nochmals zu wiederholen, was es mit der ganzen Sache vor eine Bewandniß gehabt. Denn durch dergleichen höfliche Umschweife gewinnet man die Gemüther der Zuhörer, die es gerne sehen, wenn man ihnen keine Unwissenheit zutrauet: Und gleichwohl bringet man alles dasjenige bey, was zu seinem Endzwecke nöthig ist. So hat es Cicero gemacht, als er in der Rede vor den Murena, seinen römischen Rathsherrn von der Stoischen Philosophie, der sein Gegner Cato zugethan war, eine kurze Nachricht geben wollte. Er sagt: Weil er diese seine Rede, weder vor dem unwissenden Pöbel, noch in einer Versammlung von Landleuten hielte: So wollte er etwas freyer von der Gelehrsamkeit reden, und dasjenige vorbringen, was sowohl ihm selbst, als ihnen allen bekannt und angenehm wäre: Obwohl in der That die guten Römer nicht viel von der Philosophie verstunden. Darauf hebt er an: Fuit enim quidam summo ingenio vir, Zeno, cuius inventorum aemuli Stoici nominantur.

§. IX.

Endlich fragt sichs noch, ob man in währender Erzählung einer Begebenheit, auch die Gemüthsbewegungen erregen dörfe? Wenn man hier ausführliche und

weitläuftige Erregungen der Affecten versteht: So wäre es freylich noch viel zu frühe, wenn man in den Erklärungen schon den Zuhörer in Bewegung setzen wollte. Allein wenn man es von kleinen Kunstgriffen, die den Schmerz, die Freude, das Mitleiden, die Furcht, den Haß, oder die Liebe erwecken können, versteht: So kan man sie allerdings bey guter Gelegenheit mit anbringen. Denn so kan man unvermerkt den Zuhörer gewinnen, und seiner Meynung zugethan machen. Es muß aber freylich solches nur im Vorbeygehen geschehen. Ein Wort, ein kleiner Umstand, der in der Erzählung recht angebracht wird, thut bisweilen eine grosse Wirkung. So hat es Cicero in seiner Rede vor den Ligarius recht künstlich gemacht, daß Cäsar schon mitten in seinen Erzählungen, von allerley Gemüthsbewegungen gerühret werden müssen. Imgleichen hat er in einer seiner Verrinischen Reden, die Historie von dem in Sicilien gekreuzigten römischen Bürger, so beweglich erzählet, daß nothwendig bey den Zuhörern ein Mitleiden entstehen müssen.

§. X.

Wie man die philosophischen Erklärungen machen müsse, das kan zwar die Vernunftlehre am besten zeigen, doch muß ein Redner noch etwas besonders dabey beobachten. Jene lehret, daß man deutliche und ausführliche Begriffe von einem Dinge geben muß, wenn man es einem andern erklären will. Z. E. Wenn ich sagen soll, was die Tapferkeit ist: So lehrt mich die Moral nach logischen Regeln sagen: Sie sey eine Tugend in grossen Gefahren; oder eine Fertigkeit in der Gefahr dem Gesetze der Natur ein Gnügen zu thun. Wenn ich eine Armee beschreiben soll, so sage ich philosophisch: Sie sey eine Menge von Kriegsleuten, die unter einem Anführer oder Feldherrn stehen. Denn die Weltweisen lieben in solchen Erklärungen die Kürze, und sagen nicht gern ein Wort zuviel. Ganz anders

ist es

ist es mit den oratorischen Erklärungen beschaffen. Ein Redner hat nicht allemal Leute von der größten Fähigkeit vor sich, die da vermögend wären, aus einer so kurzgefaßten Erklärung ein genugsames Licht zu ziehen. Einfältige Leute wollen weitläuftigere Umschreibungen und ausführlichere Vorstellungen haben, um sich ein Ding recht lebhaft einzubilden. Man muß ihnen also die wesentlichen Merkmale einer Sache, nach und nach, und auf allerley Art vorsagen. Wenn die eine Redensart irgend nicht zulänglich wäre, eine Sache sattsam abzuschildern, so bedienet man sich der andern und dritten auch noch. So macht es Fleschier in seinen Erklärungen, davon wir oben den Anfang gesehen haben. Es heißt in der ersten:

Ich rede von einer weisen und wohleingerichteten Kühnheit, die sich bey dem Anblicke ihrer Feinde anfrischet, in der Gefahr selbst alles durchschauet, und ihren Vortheil beobachtet: Aber welche sich nach ihren Kräften misset, zwar schwere Dinge unternimmt, allein nichts unmögliches angreifet; welche nichts von demjenigen dem blinden Glücke überläßt, was durch Tugend kan erlanget werden. Endlich rede ich von einer Kühnheit, die in Ermangelung guter Anschläge, alles wagen kan, und bey der Beobachtung ihrer Pflicht, sowohl im Siege zu sterben, als im Unglücke zu leben bereit ist.

§. XI.

Doch muß man sich hier billig von allen unnützen Umschweifen und gleichvielbedeutenden Worten enthalten: Denn wer nur in vielen und gleichgültigen Redensarten die Schönheit einer oratorischen Erklärung sucht, der verfällt in die Tautologie. Man muß dem Zuhörer die Sache gleichsam auf allen ihren Seiten vorhalten. Man muß sie in verschiedene Gesichtspuncte stellen; da er zwar immer dieselbe Sache, aber allezeit in einem andern Lichte zu sehen bekommt. Ferner muß man die Deutlichkeit nicht hindern, indem man sie befördern will:

Wenn man irgend mit lauter hochtrabenden oder schwülstigen Metaphoren, eine an sich viel verständlichere Sache verfinstert. Ein Exempel von diesem Fehler giebt mir Lehms, in seiner Rede, auf die Vermählung des itzigen Kayſers. Er will die Liebe beſchreiben:

Die Liebe iſt ein verborgenes, dabey aber unergründliches Etwas, welches ſeine geheime Regierung in der Seele durch eine unwiſſende Macht führet, den Gemüthern einen unbegreiflichen Trieb nach einer gleichen Uebereinſtimmung, den übrigen Gliedern aber einen unvermeidlichen und höchſtangenehmen Zug einpräget, etwas unſern Augen gefälliges zu lieben, und ſolches nach vielen Geheimniſſen auch zu beſitzen.

Hier ſind beyde Fehler in ihrer Vollkommenheit zu ſehen; viel unnütze Umſchweife, und unverſtändlicheres Zeug, als die zu erklärende Sache ſelbſt war. Denn welcher Zuhörer hätte es nicht vor der Erklärung weit beſſer verſtanden, was die Liebe iſt; als nachdem er dieſelbe ſo kauderwelſch beſchreiben gehöret?

§. XII.

Aus der Vernunftlehre iſt es bekannt, daß man einerley Sache, durch verſchiedene Namen-Erklärungen beſchreiben kan, die doch alle gleich gut ſind. Eben ſo kan in der Beredſamkeit eine Sache in verſchiedenen Umſtänden ganz anders erkläret werden. Es richtet ſich aber ein Redner hierinn nach ſeinen Abſichten. Er malet ſeinem Zuhörer ein Ding nur von der Seite vor die Augen, wo es ſo ausſiehet, wie er es haben will. Wenn die Eigenſchaften, ſo er davon abſchildert, nur wahr ſind: So iſt er ſchon zufrieden, und ſein Zuhörer kan nichts mehr von ihm fordern. Z. E. Ein geiſtlicher Redner, der einen Angefochtenen zur Zuverſicht auf Gott ermuntern will, muß ihm Gott auf eine ganz andre Art beſchreiben; als wenn er einem Ruchloſen eine Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit einjagen will. Wer eine Lobrede des Soldatenſtandes halten wollte, der

würde

würde eine Armee beschreiben, als eine Vormauer des Landes, als eine Beschützerin der gerechten Sache, als eine Rächerin des erlittenen Unrechts, als eine Schaar von Helden, die ihr Blut vor ihr Vaterland wagen, und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens höher, als ihr Leben achten. Allein Fleschier, der die Klugheit eines Feldherrn aus der Erklärung einer Armee herleiten will, hat sie mit gleichem Rechte so beschrieben:

Es ist eine Menge mehrentheils geringer und vor Geld gedungener Seelen, welche ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Uberwinder zu befördern suchen. Es ist eine verwirrte Sammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorsam bringen; Verzagte sind es, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurücke halten, und Ungeduldige, die man zur Standhaftigkeit gewöhnen muß. Was vor Klugheit gehört nicht darzu, so viel verschiedene Absichten und Begierden zu leiten?

§. XIII.

In solchen Erklärungen nun muß man auch ein rechtes Mittel zu halten wissen, daß man sie weder zu lang, noch zu kurz mache. Freylich ist es zuweilen rathsam, vielerley Dinge deutlich zu machen, die dem ersten Ansehen nach nicht so gar nöthig scheinen. Der Beyfall der Zuhörer muß aus ihrer Einsicht in die Sache entstehen: Und je vollkommener also diese durch die Erklärungen gemacht worden, desto leichter kan man die völlige Beypflichtung hoffen. Man sinne also fleißig nach, was vor Erklärungen etwa in den Beyfall des Zuhörers einigen Einfluß haben könnten; und dann lasse man sichs nicht verdriessen, alle dieselben, geschickt anzubringen. Indessen aber muß man auch nicht gar zu weitgesuchte Dinge gleichsam bey den Haaren herzuziehen. Wer dieses thut, der verwirret den Zuhörer oft mehr, als er ihn unterrichtet: Ja er bekommt das Ansehen, als ob er nur mit seiner weitläuftigen Gelehrsamkeit pralen, und seine ganze Wissenschaft auf einmal ausschütten wollte. Man

muß also in solchen Fällen allemal die Nothwendigkeit solcher Erklarungen erst begreiflich machen; oder sich entschuldigen, daß man sie vorbringet; auch wohl hinzusetzen, daß man es nur mit wenig Worten thun wolle, weil man versichert sey, daß es seine Zuhörer ohnedem schon wüßten; und was dergleichen Formeln mehr sind.

§. XIV.

Nunmehro fragt es sich noch, wo denn ein Redner alle diese historische und philosophische Erklärungen hernehmen solle? Und da antworte ich: Entweder aus der Gelehrsamkeit, oder aus der Erfahrung, oder aus eigenem Nachsinnen. Die Begebenheiten, darauf sich der Verstand eines Hauptsatzes oder Beweisgrundes stützet, sind entweder alt, oder neu: Ist jenes, so muß man sie aus Büchern; ist aber dieses, so muß man sie bald aus mündlichen Nachrichten, bald aus eigenen Erfahrungen wissen. Z. E. Wer in einer Rede darthun wollte, daß der Kayser den Orden des güldenen Vliesses mit Recht als Großmeister verwalte, der muß aus den Geschichten die Erklärung von diesem Orden herholen. Wer aber von der pragmatischen Sanction, oder dem gegenwärtigen Kriege erweisen wollte, daß jene billig, und dieser unbillig sey; der würde in Büchern nicht viel Trost zur Erzählung der nöthigen Umstände von beyden antreffen. Mit den philosophischen Erklärungen verhält sichs eben so. Von vielen Sachen, davon ein Redner zu reden hat, wird schon in gewissen Wissenschaften gehandelt; und diese müssen einem Redner geläufig und bekannt seyn. Von andern Dingen aber hat vielleicht vor uns noch niemand eine Erklärung gegeben: Und da müssen wir selbst im Stande seyn, nach logischen und den obigen Regeln, gute Beschreibungen zu machen.

§. XV.

Wem dieses ein schlechter Trost zu seyn bedünket, und wer andere Quellen der Erklärungen von uns fordert;

dert: Der wisse, daß wir weder einen bessern Trost, noch andere Quellen vor einen guten Redner wissen. Denn Realiexica, Schatzkammern und Goldgruben nachzuschlagen, und daraus dasjenige allererst zu lernen, was man doch andern schon beyzubringen willens ist, das können wir niemanden rathen. Ein Redner muß alle die Materialien, so er zu seiner Rede braucht, selbst im Vorrathe haben; und einer Spinne ähnlich seyn, die alle ihre Fäden aus sich selbst hervorbringet. Man kan es auch bald hören, ob dasjenige, was jemand vorträgt, auf seinem eigenen Grunde und Boden gewachsen, oder nur entlehnet sey. Wenn man die Erkenntniß der Sachen, davon man redet, zuvor selbst recht verdauet, und gleichsam in Saft und Blut verwandelt hat; so klingt alles weit gewisser und freyer. Hergegen, wer erst kurz zuvor auswendig gelernet hat, was er zu der Erklärung brauchet, der redet immer als ein furchtsamer Lehrling, machet auch zuweilen wohl gar Fehler. Man unterstehe sich also nicht von Dingen zu reden, die man selbst noch erst lernen muß; und erinnere sich, daß wir oben nicht vergebens eine sehr weitläuftige Gelehrsamkeit von einem Redner gefordert haben. Die Regel, die Horaz seinen Poeten gegeben, ist einem Redner eben so nöthig.

Sumite materiam, vestris, qui scribitis, aequam
Viribus, et versate diu quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.

Das VI. Hauptstücke.

Von den Beweisgründen.

§. I.

Wir kommen auf das wichtigste Capitel der ganzen Redekunst, welches von den Beweisgründen handelt. Hierauf kommt in der Überredung alles an, und da diese der Hauptzweck der Beredsamkeit ist, so sieht man leicht, daß der Beweis das rechte Hauptwerk sey, darauf ein Redner allen seinen Fleiß anwenden muß. Alles übrige, was man in einer Rede sagen kan, gehört entweder nur zu den Zierrathen und Nebendingen; oder es ist nur eine Vorbereitung zum Beweise; oder auch eine Folgerung aus demselben. Der Beweis giebt also der ganzen Abhandlung ihre Festigkeit, so wie die Gebeine und Nerven dem menschlichen Körper. So wenig nemlich ein Klump des besten Fleisches, und wenn es mit der schönsten Haut überzogen wäre, zu den menschlichen Verrichtungen geschickt seyn würde, wenn es ihm inwendig an Knochen und Sehnen fehlen sollte: Eben so wenig kan eine Rede, die in der Schreibart und in allen übrigen Stücken unverbesserlich wäre, ihren Endzweck erhalten, wenn es ihr an tüchtigen Beweisgründen mangelt. Man kan dieses nicht gnugsam einschärfen, da es nur gar zu viel Leute giebt, die ein jedes weitläuftiges Gewäsche, es bestehe nun woraus es wolle, eine gute Rede nennen, wenn nur die Schreibart erträglich ist. Einige thun in ganzen Reden nichts anders, als daß sie erklären. Andere pflegen lauter Erläuterungen und zusammen geraffte Zeugnisse, eine Ausführung zu nennen. Noch andere meynen mit lauter guten Einfällen, und so genannten hübschen Gedanken etliche Blätter zu füllen. Wieweit

aber

aber dieses alles der Natur der wahren Beredsamkeit zuwieder sey, kan ein jeder leicht abnehmen.

§. II.

Aus diesen Ursachen nun haben sowohl Aristoteles, als Cicero und Quintilian sehr weitläuftig und ausführlich von den Beweisgründen gehandelt: Und auch ich würde ein ganzes Buch davon schreiben müssen, wenn ich in ihre Fußtapfen treten, und alles das beybringen wollte, was sie davon gesagt haben. Allein ich werde mich einer andern Lehrart bedienen, dabey sich die Sache sehr ins Kurze bringen läßt. Denn was die Lehren der Alten so weitläuftig machte, das waren die sogenannten Loca, oder Classen, oder Fächer der Beweisgründe, darauf sie ihre Schüler verwiesen, wenn sie gute Beweise erfinden wollten. Die Anzahl derselben war nun entsetzlich groß, und die Erklärungen und Exempel zu einem jeden, nahmen sehr viel Platz weg. Nach den heutigen Arten der Reden aber, und den Hauptregeln, die wir bereits zum Grunde gelegt haben, können wir uns leicht ohne die Topik der Alten behelfen. Wir verwerfen sie deswegen nicht ganz und gar. In den gerichtlichen Reden war es sehr dienlich, wenn man zu Erfindung gewisser Gründe nur ein Register durchlaufen dorfte, dadurch man auf gute Gedanken gebracht wurde. Wir haben aber dergleichen Reden nicht mehr, und weder in unsern Lobreden, noch Lehrreden, noch Complimenten können uns die topischen Fächer was helfen. Folglich müssen wir einen andern Weg gehen, wenn wir von den Beweisgründen Regeln geben wollen.

§. III.

Zuförderst setzen wir aus der Vernunftlehre zum voraus, daß sich ein jeder Satz beweisen läßt, wenn es nicht entweder ein identischer Satz, oder ein Grundsatz ist. Siehe das V. Cap. des ersten Th. meiner Vernunftl. Eine jede Wahrheit ist nemlich nur deswegen

eine

eine Wahrheit, weil sie einen zureichenden Grund hat, den derjenige angeben kan, der sie als eine Wahrheit einsieht. Die Wahrheiten hängen also mit einander zusammen, und die eine fliesset aus der andern: So daß die eine darum wahr ist, weil eine oder etliche andre wahr sind. Daraus folget nun, daß ein Redner keinen einzigen Satz zum Hauptsatze seiner Rede wird wählen können, der sich nicht beweisen, das ist, durch Anführung eines zulänglichen Grundes rechtfertigen liesse. Ein Beweis ist also eine Rede, darinn man durch die Anführung eines Grundes behauptet, daß ein Satz vielmehr wahr als falsch sey. Wahr nennen wir hier, was mit andern bereits ausgemachten, oder bekannten Dingen übereinstimmt; falsch aber, was denselben zuwiederläuft. Es mag also ein Satz historisch oder dogmatisch, theoretisch oder practisch, wahrscheinlich oder gewiß seyn: So muß er sich allezeit erweisen lassen. Und wenn ihn der Redner nur erst recht eingesehen hat, und vieles, was damit einige Verwandschaft hat, auch wohl versteht: So kan es ihm unmöglich schwer fallen, die Beweise desselben zu erfinden. Er darf sich selber nur fragen, warum er denselben vor wahr halte? Warum er nicht vielmehr dem Gegentheile beypflichte? So wird es ihm gleich einfallen, wodurch er auch andre davon überreden könne.

§. IV.

Ein historischer Satz ist ein solcher, darinn man von einem einzelnen Dinge etwas bejahet oder verneinet: Z. E. Petrus der erste Russische Kayser, ist der gröste Monarch seiner Zeiten gewesen; Friedrich August I. war ein Muster eines guten Regenten; Carl der VI. hat das Recht den Stanislaus von der polnischen Krone auszuschliessen; das Haus Oesterreich hat ein Recht auf den Orden des güldenen Vliesses u. d. gl. Ein jeder sieht wohl, daß nicht nur die Hauptsätze aller Lobreden dergestalt unter die historischen Sätze gehören wer-

werden; sondern, daß es noch unzählige andre solche Reden geben könne, die auf hohen und niedrigen Schulen vorkommen. Wenn es sich nun fragt, wo man die Beweisgründe zu dergleichen Sätzen hernimmt: So antworte ich, aus der Sache selbst, davon die Rede ist; nemlich aus der Historie, dem Staatsrechte, dem Rechte der Natur, oder aus dem Lebenslaufe desjenigen, dem die Lobrede gehalten werden soll. Der Redner muß nemlich die Sachen selbst wohl inne haben, davon er reden will. Wir haben es oben erwiesen, daß nicht Kinder und Unwissende, sondern gelehrte Leute allererst geschickt sind, gute Redner zu werden. Diese aber haben ihre Materie schon zuvor inne, oder haben sich wenigstens eine Zeit vorher darinn sattsam umgesehen; alle Gründe wohl untersuchet und auf die Probe gestellet. Diejenigen nun, die sie am tüchtigsten befunden haben, müssen sie beybringen, und dadurch ihre Zuhörer zum Beyfalle nöthigen.

§. V.

Hier sieht nun ein jeder, daß man ohne alle topischen Erfindungsfächer, gar leicht wird Beweisgründe finden können, wenn man nur kein Fremdling in den Geschichten und in den Wissenschaften ist, darein die historischen Sätze gewisser massen laufen. Nur bey den Lobreden dünkt manchem diese Hauptregel nicht zuzulangen. Man soll mehrentheils Leute rühmen, von denen in den Geschichtbüchern noch nichts geschrieben steht: Wo ist da was herzunehmen, wenn man nicht die Loca zu Hülfe nimmt, und aus den Namen, Eltern, Vorfahren, Oertern, Zeiten, Reisen, Gütern des Glücks, Eigenschaften des Leibes und Gemüthes, Thaten und Tugenden u. s. w. gewisse Gründe herzuholen weis? Wir verwerfen nicht alle diese Quellen einen Menschen zu loben; können aber auch unmöglich einräumen, daß alle ohne Unterscheid einen zulänglichen Beweis, von der Vortrefflichkeit einer Person abgeben. Die ersten

von

von erzählten Stücken sind nemlich sehr seichte Gründe eines Lobes, die sich zwar vor die falsche, nicht aber vor die wahre Beredsamkeit schicken. Wer mich nicht anders als wegen meines Namens, Geschlechtes, Vaterlandes, u. s. w. zu rühmen weis; der lasse mich lieber gar ungelobet. Bloß die guten Eigenschaften des Verstandes und Willens, der gute Gebrauch der Gemüths- und Leibeskräfte, die löblichen Verrichtungen und Dienste, die man dem Staate, der gelehrten Welt, der Kirche, oder doch seiner Stadt, seinen Angehörigen und Mitbürgern erwiesen: Diese allein, sage ich, verdienen ein wahrhaftiges Lob. Und wenn ein Redner hier den ausführlichen Lebenslauf eines solchen Menschen mit einem guten moralischen Erkenntnisse vereiniget: So wird er keine fernere Topiken brauchen.

§. VI.

Bey diesen historischen Beweisen fragt es sich nun: Ob man auch die Scribenten anführen, oder wenn es neulich vorgefallene Begebenheiten sind, die Zeugen angeben müsse, die durch ihre Aussage das behauptete bekräftigen? Was das erste anlanget, so ist ein Unterscheid unter Dingen zu machen, darüber die Geschichtschreiber eins sind, und wovon mehr als einer geschrieben hat; und unter denen, die entweder nur von einem beschrieben worden, oder wohl gar von andern anders erzählet werden. Im ersten Falle braucht man nur überhaupt die Geschichtschreiber aller Zeiten oder Nationen anzuführen. Käme es hoch, so dörfte man etliche Namen der berühmtesten schlechthin nennen, um sich bey den Zuhörern in den Credit zu setzen, daß man nichts ohne Grund vorgäbe. Aber im andern Falle braucht es freylich mehr Behutsamkeit und Sorgfalt. Denn wo nur ein einziger Scribent etwas bezeuget, da muß man seine Glaubwürdigkeit vorher darthun; indem man zeiget, daß er die Sache habe wissen können, und ohne Verfälschung habe sagen wollen. Die

Ver-

Vernunftlehre giebt hiervon mehrere Regeln an die Hand, und man muß dieselben desto mehr brauchen, wenn es gar andere Geschichtschreiber giebt, die jenem wiedersprechen. Denn da muß man dieser ihr Ansehen verdächtig zu machen suchen, indem man zeiget, daß sie entweder die Sache nicht recht gewußt, oder doch aus Furcht, Partheylichkeit, Hoffnung, Eigennutz oder Religionseifer nicht aufrichtig beschrieben haben.

§. VII.

Was die neuern Geschichte anbetrifft, so sind sie abermal zweyerley. Einige sind weltkündig, als z. E. Eugenii Siege wieder Türken und Franzosen; Friedrich Augusts I. Großmuth gegen seine Feinde, und seine Gnade gegen die Unterthanen. Da braucht es nun keine besondere Zeugen, indem, so zu reden, die ganze Welt, das ganze Land, ja alle Zuhörer davon Zeugniß geben können. Indessen ist es gut, daß der Redner in solchen Fällen darauf dringet: Wie Cicero in einer seiner Philippischen Reden, ganz Italien, Sicilien und Africa zu Zeugen wieder den Antonius aufführet. Wäre aber die Sache so weltkündig nicht: So müßte man auch wohl besondere Zeugen darstellen. So machte es Cicero in seiner Rede vor den Archias, als er darthun wollte, daß er zu Heraclea das Bürgerrecht erlanget. Da beruffet er sich auf das Zeugniß Luculli, der solches wisse, ja ihm zuwege gebracht; und auf die Heraclienfischen Abgeordneten, die es bezeugten. Oft aber kan man solche Dinge auch aus den Folgen und Wirkungen gewisser Begebenheiten und Thaten darthun. Z. E. Jemand muß gut hausgehalten haben; denn er ist reich dadurch geworden. Ein andrer muß gelehrt gewesen seyn, denn er hat treffliche Bücher geschrieben. Jemand muß eine gute Aufführung gehabt haben; denn er hat sich allenthalben Freunde gemacht. Jener muß ein Verschwender seyn, denn er ist seines grossen Erbtheils ungeachtet, an den Bettelstab gerathen.

§. VIII.

Mit den dogmatischen Hauptsätzen verhält sichs zwar etwas anders; doch kan man auch hier zur Erfindung ihrer Beweisgründe nichts bessers vorschlagen, als die rechte Einsicht in den Hauptsatz selbst. Diese Art von Sätzen kommt hauptsächlich in Lehrreden vor, die in Kirchen und Schulen gehalten werden: Und da laufen sie immer in eine gewisse Art der Wissenschaften, darinn die Gattung der Wahrheiten pflegt abgehandelt zu werden. Z.E. Wenn ein Gottesgelehrter eine Rede hielte, daß die Vereinigung der Protestantischen Religionen mit der Römisch-Catholischen unmöglich sey: So müßte er diesen Satz nothwendig aus den innersten Gründen der Gottesgelahrtheit erweisen. Oder wenn ein geistlicher Redner auf der Kanzel erweisen wollte, daß man Gott über alle Dinge lieben müsse: So müßte er diesen Satz aus der gründlichen Einsicht in das Wesen der Liebe, und aus der Erkenntniß Gottes und seiner Eigenschaften herleiten. Und so in andern Materien. Folglich muß denn auch hier ein rechtschaffener Redner kein Fremdling in denjenigen Wissenschaften seyn, darinn er einen Redner abgeben will. Er muß lange zuvor, ehe er sich zu reden unterfänget, diejenige Art der Gelehrsamkeit aus dem Grunde gefasset haben, von der er seine Materien hernimmt. Ja zuweilen muß er in mehr als einer Wissenschaft zu Hause seyn, wenn er recht gründliche Beweise von gewissen Sätzen führen will. Die Sachen haben oft eine grosse Verbindniß unter einander, und mancher Satz hat seine Gründe in verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit. Je mehr sich nun ein Redner in allen denselben umgesehen hat: Desto besser wird er im Stande seyn, gute Beweisgründe zu erfinden. Wenn er aber mit einem leeren Kopfe dergleichen Arbeit angreifen; oder von einer Sache reden wollte, die er gar nicht verstünde: So würde ihm die ganze Topik nichts helfen.

§. IX.

§. IX.

Ich muß doch von beyden bisher erwähnten Arten der Beweise ein Exempel geben. Gundling will in seiner Lobrede auf den König in Preussen, die er bald nach dem Antritte seiner Regierung 1714 in Halle gehalten, darthun:

Daß Friedrich Wilhelm das Wohlseyn seiner Unterthanen bishero weislich befördert und deswegen einen unsterblichen und ewigen Nachruhm verdienet habe.

Nach einer kurzen Erklärung, worinn das Wohlseyn des Volkes bestehe, fängt er an zu zeigen, daß erstlich die Wachsamkeit darzu nöthig sey: Und daraus fließt sein erster Beweis: Denn, sagt er, mein König ist wachsam, er regieret selbst, und verläßt sich nicht auf andre. Ferner führt er die Beschützung des Staats, als das zweyte Mittel die Wohlfahrt eines Reiches zu befördern, aus der Erklärung an; und das ist sein anderer Beweis. Denn er zeiget, sein König sey tapfer, und habe seine Armeen auf einen guten Fuß gesetzt. Der dritte Beweis seines Satzes ist von der Gerechtigkeit hergenommen, als welche zum Wohlseyn eines Staats das meiste beyträgt: Und auch da zeigt der Redner, daß sein König gerecht sey; indem er die langen Processe und die Menge der Advocaten hasse und abgeschaffet habe. Der vierte Beweis ist daher genommen, daß die Wohlfahrt des Staats durch den Reichthum der Bürger vermehret wird: Und hier zeiget der Redner: Sein König habe die Verschwendung, als die Ursache der Dürftigkeit, mehr durch sein Exempel, als durch Gesetze abgeschaffet, und allen fleißigen Arbeitern Geleaenheit gemacht, was zu erwerben ꝛc. Siehe die Sammlung auserlesener Reden die 1727 in Nordhausen herausgekommen p. 80 seq.

§. X.

Zum Exempel eines dogmatischen Satzes und seiner Beweise, soll uns des Herrn Abts Mosheim Rede, von der Thorheit der Religionsspötter, geben, die im II. Th.

seiner Heil. Reden enthalten ist. Nachdem er erklärt hat, was er durchs Spotten verstehe, sagt er:

Wenn die ganze Welt das Recht und die Freyheit hätte zu spotten, so würde doch diese Freyheit da aufhören müssen, wo die Religion anfängt. Erwecket euch meine Brüder, erwecket euch, unsern Beweis zu verstehen, und euren Wandel darnach einzurichten.

Hierauf kommt der Iste Grund, weil es thöricht ist, da zu spotten, wo Gründe, Beweisthümer und Ursachen verlanget werden. II. Weil es thöricht ist, in solchen Dingen zu lachen und zu scherzen, die wichtig und ernsthafft sind. III. Weil es thöricht ja rasend ist, in einer Sache zu spotten, die doch wahr seyn kan, und die mit ungemeiner Gefahr für uns verbunden ist. Diese allgemeine Grundsätze, die er vorher festgesetzt und erwiesen hat, werden nun auf die Religionsspötter gezogen, indem der Redner zeiget, daß sie alles dasjenige thun, was darinnen vor thöricht erkläret worden. Der IV. Grund den er hinzu setzet, ist dieser, weil es thöricht und unverschämt ist zu spotten, wenn man selbst Lehren und Dinge behauptet, die ein andrer mit grösserm Rechte verlachen kan. Und auch dieses wird auf die Religionsspötter gedeutet. Ich übergehe auch hier das übrige dieser vortrefflichen Rede, die man leicht selbst nachschlagen kan. Und wie es in diesen neuern Beyspielen beschaffen ist, so sieht es auch in den Exempeln der Alten aus: Wie man leicht wahrnehmen wird, wenn man mit vernünftigem Nachsinnen eine Prüfung derselben anstellen will.

§. XI.

Die dogmatischen Hauptsätze sind entweder theoretisch oder practisch, das ist, sie handeln entweder von Dingen, die man bloß vor wahr halten; oder von Sachen, die man thun und ausüben muß. Das Exempel, so ich im vorigen §. angeführet, giebt ein Beyspiel eines theoretischen Satzes ab; und da sieht man wohl selbst wo die Beweisgründe hergenommen worden: Nemlich aus der

Natur

Natur der Sache, und der gründlichen Einsicht in dieselbe. Was aber die practischen Sätze anlanget: So würde es z. E. einer seyn, wenn ich aus eben dem Theile der Mosheimischen Reden: Die Pflicht der Heiligen mit dem leidenden Erlöser zu leiden, abhandeln wollte. Es darf aber auch ein solcher Satz nicht eben theologisch seyn: Er kan moralisch, ökonomisch oder politisch seyn; und wird doch eben die Natur behalten. Z. E. Demosthenes behauptet in der ersten Philippischen Rede, daß man den Philippus bekriegen soll. Cicero in seiner Rede vor den Ligarius, will den Cäsar bereden, demselben Gnade wiederfahren zu lassen. Wenn nun diese Ubungssätze auch erwiesen werden müssen, so pflegt man die Gründe dazu, gemeiniglich aus den allgemeinen Bewegungsgründen des menschlichen Willens herzunehmen. Diesen nun, rühret bey seinem Thun und Lassen nichts als das Böse und Gute, welches ihm sein eigener Verstand als böse oder gut vorstellet. Will man also dem Willen beykommen, und ihn etwas zu thun oder zu lassen bewegen, so muß man erst den Verstand überzeugen, daß dergleichen Handlung entweder gut oder böse sey.

§. XII.

Die Urtheile und Meynungen der Menschen vom Guten und Bösen sind sehr unterschieden: Zumal bey einer vermischten Menge Volkes, die ein Redner gemeiniglich zu Zuhörern hat. Viele und zwar die meisten halten den blossen Vortheil, andre die Ehre, andre die Lust vor was Gutes; das Gegentheil aber vor böse. Einige, und zwar die Rechtschaffensten halten alles was vernunftmässig, ehrbar, billig, und gerecht ist, vor gut; und das Wiederspiel misfällt ihnen als was böses. Es giebt noch andre, die einer natürlichen Trägheit wegen, nichts zu unternehmen pflegen, als was sehr leicht ist, und ohne alle Mühe, ja wohl gar mit Lust ausgeführet werden kan: Hergegen halten diese alles vor böse, was schwer ist,

oder doch viel Mühe machet, ja Verdruß und Schmerzen bey sich führet; auch ihnen wohl gar unnöthig oder unmöglich zu seyn scheinet. Aus diesen allgemeinen Urtheilen und Meynungen der Menschen, muß nun ein geschickter Redner die Bewegungsgründe zu seinen practischen Sätzen hernehmen. Er darf also bey einer Sache, die man thun soll, nur zeigen, daß sie vernünftig, billig, gerecht, vortheilhaft, rühmlich, belustigend, leicht, anmuthig, nothwendig, ja unentbehrlich sey. Bey einer That aber, die man unterlassen soll, darf er nur darthun, daß sie unvernünftig, unbillig, ungerecht, schädlich, schändlich, schmerzlich, schwer, verdrüßlich, unnöthig und gar wohl zu entbehren sey. Kan er von etlichen oder von allen diesen Stücken den Verstand seiner Zuhörer überreden: So wird ihm gewiß der Wille derselben keinen Wiederstand mehr thun, sondern willig folgen.

§. XIII.

Ich will aber hiermit die andern Bewegungsgründe des menschlichen Willens, die sich noch etwa äussern könnten, gar nicht ausschliessen, ob sie gleich nicht so allgemein seyn möchten. Z. E. Es könnte kommen, daß auch das was gewöhnlich, oder ungewöhnlich; alt oder neu und unerhört; von grossen Leuten schon vor uns ausgeübet, oder noch von niemanden unternommen worden wäre, von jemanden vor gut oder vor böse gehalten würde. Es kommt alles auf die Klugheit eines Redners an, dadurch er die Meynung seiner Zuhörer geschickt zu errathen, und sich derselben zu seinen Absichten zu bedienen wissen muß. Man muß nemlich dieselben durch ihre eigenen Grundsätze, Vorurtheile und Neigungen zu lenken suchen, in soweit solches der Wahrheit und Tugend ohne Schaden geschehen kan. Die besten Bewegungsgründe sind freylich diejenigen, so von der Vernunft und Billigkeit hergenommen werden. Allein wenn diese kräftig in den Willen eines Menschen wirken sollen: So muß er schon tugendhaft seyn, und bereit seyn, alles ohne

Wieder-

Wiederrede zu thun, was seine Pflicht mit sich bringet. Wo wird man aber jemals Gelegenheit finden, eine Rede vor lauter solchen Leuten zu halten? Werden nicht die meisten Zuhörer allezeit gewissen herrschenden Vorurtheilen zugethan, gewissen gewöhnlichen Lastern ergeben, und gewissen Neigungen nachzuhängen gewohnt seyn? Alle diese Dinge nun auszurotten, und sie ganz vernünftig und tugendhaft zu machen, das geht in einer Rede nicht an. Man muß sie also nehmen wie man sie findet, und sich ihre Gemüthsart zu Nutze machen, so so gut man kan. Sind ja nicht alle Bewegungsgründe von einerley Kraft: So muß man allerley Arten derselben zusammen nehmen, damit man allerley Arten der Zuhörer dadurch gewinne und überrede.

§. XIV.

An Exempeln aus alten und neuen Rednern, die sich nach dieser Fürschrift gerichtet haben, kan es gar nicht fehlen. Weil Demosthenes wußte, daß die Athenienser zur Ehrliebe sehr geneigt waren: So wußte er, in seiner ersten Philippischen Rede, keinen bessern Beweisgrund wieder sie zu brauchen, als daß es ihnen schändlich wäre, so nachläßig zu seyn, als sie wären. Daher schmeichelt er gleich im Eingange ihrer Ehrliebe mit ihren ehmaligen Thaten, wieder die Lacedämonier. Er macht ihnen Hoffnung, daß sie noch eben das würden thun können, wenn sie nur wollten. Er beschämt sie wegen ihrer kaltsinnigen Neugierigkeit, und nachdem er von den nöthigen Kriegsrüstungen ausführlich geredet, kommt er wieder darauf, daß er ihre bisherige Anstalten und Kriegsverfassungen als lächerlich vorstellet. Er beschämet sie durch die Vergleichung ihrer Lustbarkeiten mit ihrem Kriegswesen, deren jene sehr ordentlich, diese aber sehr schlecht bestellet würden. Er vergleichet sie mit einem ungeschickten Fechter u. s. w. Kurz er unterläßet nichts, ihre ganze Ehrliebe zum Bewegungsgrunde des Krieges anzuwenden. Cicero hat es nicht anders gemacht. In

seiner Rede vor das Manilische Gesetz, sahe er wohl, daß das römische Volk zum Geize geneigt war. Daher sucht er allemal den Bewegungsgrund von dem Schaden hervor, den sie an ihren Zöllen von dem Mithridates erlitten hätten, und noch ferner würden leiden müssen, wenn sie ihn nicht nachdrücklich bekriegen würden. In der Rede vor Ligarium, wußte er wohl, daß Cäsar mehr durch die Ehre, als durch alles andre zu bereden seyn würde, denselben loszulassen. Daher braucht er zwar die Gründe von der Billigkeit dieser Vergebung, wegen der Unschuld des Beklagten: Aber er setzt überall soviel Lobsprüche und Schmeichelreden gegen den Cäsar dazu; daß er nicht im Stande blieb, ihm seine Bitte abzuschlagen.

§. XV.

Noch einen Unterscheid unter den Beweisgründen haben wir anzumerken, nachdem nemlich die Hauptsätze entweder nur wahrscheinlich, oder ganz augenscheinlich erwiesen werden können. Denn sie sind also entweder ganz dringende, unumstößliche, oder demonstrative Beweise; oder nur wahrscheinliche. Keine von beyden kan ein Redner verwerfen oder entbehren: Und er brauchet allemal die besten davon, wenn er nur sieht, daß sie bey seinem Zuhörer was gutes wirken können. So hat Cicero schon im I. B. von der Erfindung dieselben unterschieden. Denn so schreibt er C. 29. Omnis autem argumentatio - - - aut probabilis aut necessaria debebit esse. Er erkläret darauf ferner, theils was ein nothwendiger, theils was ein wahrscheinlicher Beweis ist. Necessarie demonstrantur ea, quae aliter ac dicuntur, nec fieri nec probari possunt. Z. E. Hat sie gebohren; so hat sie mit einer Mannsperson zuthun gehabt. Probabile autem est id, quod fere fieri solet, aut quod in opinione positum est; aut quod habet in se ad haec quandam similitudinem. Z. E. Wenn sie eine Mutter ist; so wird sie ihren Sohn auch liebhaben: Wenn er geizig ist; so

wird

wird er nach einem Eide nicht viel fragen. Ich führe dieses mit Fleiß aus dem Cicero an, um diejenigen zu widerlegen, die sich fälschlich einbilden, ein Redner dürfte sich niemals recht fester und bündiger Beweise bedienen; weil er nur mit der Wahrscheinlichkeit zufrieden wäre, ja seinen Zuhörern mit Fleiß die guten Gründe vorenthielte, und ihnen nur mit Scheingründen einen blauen Dunst vorzumachen bemüht wäre.

§. XVI.

Nun kan man es freylich nicht leugnen, daß nicht die Redner meistentheils nur wahrscheinliche Gründe anzuführen pflegen. Allein das kommt nicht aus der Natur der Beredsamkeit, oder von ihrem Vorsatze und Gutachten her: Sondern die Beschaffenheit der meisten Sachen läßt es nicht anders zu. Wo will man doch in allen Arten der Wahrheiten dergleichen unwiedersprechliche Beweisthümer hernehmen, die man Demonstrationen nennet? Sind denn alle Wissenschaften schon zu dem hohen Grade der Gewißheit gekommen, daß ihre Lehrsätze ganz unumstößlich erwiesen werden können? Vielweniger lassen sich in historischen Sachen so augenscheinliche Beweise führen, die keinem Zweifel mehr unterworfen wären. Hat aber ein Redner gar von künftigen Dingen, die auf die Willkühr der Menschen ankommen, zu reden: Wie will er es da zu völliger Gewißheit bringen? Er braucht also die demonstrativen Beweise wo er sie hat: Allein er muß in den meisten Fällen auch mit schlechtern zufrieden seyn. Doch stellt er sie allezeit auf der stärksten Seite dar, und bemüht sich ihnen einen solchen Grad der Gewißheit zu geben, daß man nichts mehr fordern kan, sondern vollkommen dadurch überredet wird. Und dadurch geht ja der Beredsamkeit an ihrem Werthe nichts ab. Behelfen sich doch alle Menschen im gemeinen Leben, im Handel und Wandel, in Regirungssachen, in Handhabung der Gerechtigkeit, im Kriegswesen, mit der blossen Wahrscheinlichkeit. Ja müssen doch die Schrift-

gelehrten, Rechtsausleger und Arzneyverständigen, sich damit befriedigen: So lange sie durch Hülfe der Weltweisheit und Mathematik noch in keinen bessern Stand gesetzet worden. So darf sich denn auch die Beredsamkeit nicht schämen, daß sie sich gemeiniglich mit wahrscheinlichen Gründen behelfen muß.

§. XVII.

Gleichwohl ist es in der oratorischen Wahrscheinlichkeit nicht mit einem jeden lahmen Gewäsche ausgerichtet, das dem Ansehen nach einen Grund in sich halten soll, aber nichts weniger als einen Beweis abgeben kan. Dieses ist eine Anmerkung, die sehr nöthig ist, die Sophisten unsrer Zeiten zur Vernunft zu bringen; die uns bisweilen einbilden wollen, sie bewiesen etwas, da doch ihr Geschwätze gar keinen Vernunftschluß in sich hält. Ich will nur aus einem verstorbenen Mitbruder dieser leeren Wortkrämerzunft ein Exempel anführen. Lehms schreibt in seiner Lobrede auf den Kayser Carl, bey dessen Vermählung 1708. gegen das Ende, also:

> Soll ein Demant seines gleichen zeugen: Warum sollten wir denn nicht auch die Meynung behaupten können, daß die mit einander verknüpften Seelen, auf eine uns zwar unbekannte, aber doch nicht unmögliche Art, neue Seelen oder neue Geister zeugen?

Hier soll ein Schluß von einem ähnlichen Dinge auf das andre enthalten seyn: Aber es fehlt nichts mehr, als daß erstlich die Dinge einander nicht ähnlich sind; und sodann, daß das erste nicht wahr ist. Denn worinn kommt doch eine Seele und ein Demant überein? Und wo hat man jemals gehört, daß die Demanten Junge hecken? Allein mein Redner fährt in seinem Beweise fort:

> Die Beschaffenheit derselben und wie sie die Liebe in sich hegen, ja wie sie dieselbe bey andern so leicht, als der Zunder das Feuer erwecken, muß nothwendiger weise neue Seelen zeugen: Weil man ja von der Liebe meldet, daß sie durch die Seele der Augen entzündet, durch die Seele der Zunge

bestätiget,

bestätiget, durch die Seele der Lippen befestiget, und durch die Seele der Seelen ewig verknüpfet werde.

Wenn das nun ein bündiger Beweis ist, so wird es gewiß dem Verfasser nicht schwer fallen, alles in der Welt zu beweisen. Es ist nur schade, daß man ihn in dem berühmten Streite der Weltweisen und Gottesgelehrten vom Ursprunge der Seelen nicht zum Schiedsmanne erwählet hat: Denn der Tradux würde von ihm vortrefflich demonstriret worden seyn. Wie gar wenig Mühe kostet es ihm, ein ganzes Schock Seelen zu erzeugen?

§. XVIII.

Die allgemeine Regel, die man hier geben kan, alle dieses Geplauder nichts bedeutender Worte zu vermeiden, ist diese: Man prüfe einen jeden Grund, den man von einem Satze angiebt, nach den Regeln der Vernunftlehre, ob er auch eine syllogistische Folge in einer Schluß-Rede behaupten kan. Z. E. Oben müßte ich sagen: Was von einem Demant gilt, das muß auch von einer Seele gelten. Nun zeuget ein Diamant den andern: Also muß auch eine Seele die andre zeugen. Ein jeder sieht hier von sich selbst, daß kein einziger Fördersatz, ich will nicht sagen, wahr ist, sondern nur die allergeringste Wahrscheinlichkeit hat. Ich sage nicht, daß man alle Gründe so syllogistisch vortragen solle: Ich will nur, daß ein Anfänger in der Beredsamkeit die Schlußreden gleichsam als einen Probierstein seiner Gründe brauchen soll, bis er eine solche Fertigkeit im gründlichen Denken erlanget hat, daß er solcher Prüfung weiter nicht bedarf. Denn es ist gewiß, wenn ein angeführter Grund die Probe nicht hält, und nicht aus ein paar wahrscheinlichen Fördersätzen den Schlußsatz herleitet: So taugt er nichts und wird keinen Menschen zum Beyfalle bewegen. Auch Aristoteles hat schon unter den topischen Beweisgründen ein Register derjenigen Fächer oder Classen gemachet, die nur Scheingründe in sich enthalten, und deren sich die alten Sophisten zu bedienen pflegten, wenn

sie eine faule Sache zu vertheidigen hatten. Es wäre zu wünschen, daß auch unter unsern geistlichen und weltlichen Rednern, die doch oft von den wichtigsten Dingen reden, nicht auch noch öfters solche Schnitzer wider die Vernunftlehre gemachet würden; ob sie sich gleich keiner Topik bedienen mögen.

§. XIX.

Die Alten theilten den Beweis in zweyerley Arten ein, die sie Inductionem und ratiocinationem nenneten. Siehe Cic. I. B. von der Erf. c. 31. Die Induction ist eine Rede darinn man den Zuhörer durch Vorhaltung einiger ungezweifelten Dinge, denen er den Beyfall nicht versagen kan, nöthiget, auch dem vorhabenden Satze des Redners beyzupflichten, weil er mit jenen eine Aehnlichkeit hat. Dergestalt überführte ehemals Aspasia des Xenophons Ehegattin, was sie nicht gestehen wollte, daß sie mit ihrem Manne nicht zu frieden wäre. Sage mir, sprach sie, wenn deine Nachbarin besseres Gold und Silber hätte als du, würdest du das ihrige nicht lieber wollen, als das deine? Ohne Zweifel das ihrige, sprach sie. Wie denn, wenn selbige bessere Kleider und kostbarern Schmuck hätte als du? Hättest du es nicht lieber als das deine? Freylich wohl. Wohlan denn, wenn deine Nachbarin einen bessern Mann hätte als du, würdest du denselben auch lieber wollen? Hierauf errötherte das Weib Xenophons? Eine solche Art zu beweisen brauchen nun fast alle Redner, weil sie sehr leicht zu begreifen ist, und sehr in die Sinne fällt. Es steckt auch ein guter Grund dahinter; der sich auf den Grundsatz stützet: In ähnlichen Fällen haben ähnliche Dinge statt. Wenn nun die Fälle nur Aehnlichkeit genug haben, und die Wahrheiten, so man als bekannt annimmt, nur augenscheinlich genug sind, so daß sie ein jeder davor annehmen muß: So geht man bey dieser Erwartung ähnlicher Fälle sicher genug; daher der gröste theil der Menschen sich

sich derselben an statt der Vernunft bedienet. Gundling in s. Lobrede sagt:

Das assyrische Reich zerfiel, als Sardanapalus unter dem Frauenzimmer saß. Der persische Zepter wurde ihren Regenten aus den Händen gewunden, da sie mehr auf den äusserlichen Pracht, und hingegen die Macedonier mehr auf den schwarzen Harnisch hielten. Das stolze Rom fiel unter die strenge Bothmäßigkeit der Barbaren, da ihre Kayser sich in ein faules Leben verliebet hatten. Die Mohren kamen aus Africa nach Spanien, als ihnen der Spaniarden unzüchtiges und sichres Leben kund worden. ꝛc.

§. XX.

Was den Vernunftschluß anlanget, so haben wir vorhin schon gesagt, daß sich derselbe in eine ordentliche Schlußrede muß bringen lassen: Und Cicero ist darinn am angeführten Orte c. 34. nicht nur eins mit uns, sondern fordert so gar, daß ihn der Redner auch so gar in Form einer Schlußrede vortragen soll, wenn er eine rechte Uberredung dadurch wirken will. Er geht noch weiter, und will, daß man den Obersatz und Untersatz, wenn sie einigermassen zweifelhaft seyn sollten, mit Gründen bestärken soll, so daß dergestalt ein oratorischer Beweis der recht vollständig ist, aus fünf Theilen bestehen muß: I. Der Obersatz. II. Sein Beweis. III. Der Untersatz. IV. Sein Beweis. V. Der Schlußsatz. Doch fordert er die Beweise der Förderſätze nicht allezeit, sondern nur auf den Fall wenn sie nöthig sind: Und so kan ein guter Beweis zuweilen auch aus vier, ja nur aus dreyen Theilen bestehen; bisweilen aber gar nur aus zweyen, wenn man ein sogenanntes Enthymema, oder eine verstümmelte Schlußrede, machen will, darinn entweder der Ober- oder Untersatz fehlet. So richtig dieses alles ist, so sehr beschämet Cicero dadurch die unphilosophischen Schwätzer, die an nichts weniger, als an eine ordentliche Schlußrede in ihren Beweisen denken. Wir sparen aber dieses ausführlicher abzuhandeln, in

das

das Hauptstück von der ordentlichen Einrichtung der Rede, wo wir mehrere Anleitung zum überzeugenden Vortrage eines Beweises geben wollen. Sonst ist Quintilian auch der Meynung, daß eigentlich die drey Sätze des Vernunftschlusses zu einem guten Beweise nöthig sind. Mihi et plurimis nihilominus autoribus tres summum videntur. Nam ita se habet natura, vt sit, de quo quaeratur, et per quod probatur: tertium adiici potest, velut ex consensu duorum antecedentium. Ita erit prima intentio, secunda assumtio, tertia connexio. Nam confirmatio primae ac secundae partis exornatio eisdem cedere possunt, quibus subiiciuntur. L. V. C. 14.

Das VII. Hauptstücke.

Von der Wiederlegung der Einwürfe.

§. I.

Wenn ein Redner seinen Satz mit guten Beweisgründen bestätiget hat, so hat er zwar die allerwichtigste Pflicht eines Redners erfüllet: Allein er hat deswegen noch nicht gewonnen. Es kan ja leicht kommen, und pflegt gemeiniglich zu geschehen, daß seinen Zuhörern Einwürfe in den Sinn kommen, die ihn verhindern, daß er dem Redner seinen Beyfall entweder gar entzieht, oder doch nicht völlig geben kan. Vielmal ist auch mancher Zuhörer gleich Anfangs einer gegenseitigen Meynung zugethan, weil er davor hält, er habe sehr guten Grund dazu. So lange er also diese Einwürfe oder Gegensätze vor gegründet hält, so lange kan der Redner über ihn nicht triumphiren. Nichts ist also zu einer vollkommenen Uberredung nöthiger, als die Wiederlegung der entgegen gesetzten Meynung,

nung, und die Beantwortung der Einwürfe, die man wieder den Hauptsatz, oder die Beweisgründe des Redners machen kan. Das schwerste dabey ist, dieselben zu errathen. Denn der Einwendungen sind zuweilen so viel und mancherley, daß es fast unmöglich scheinet, sie alle miteinander einzusehen. Doch das unmögliche fordert man nicht. Es ist genug, daß ein geschickter Redner diejenigen beantworte und wiederlege, die er vorher sehen oder errathen kan. Ein Mann aber, der seine Materie inne hat, den Menschen überhaupt, oder seine Zuhörer insbesondere kennet, der wird ohne Zweifel die wichtigsten Einwürfe mit leichter Mühe vermuthen können.

§. II.

Wenn man nun einen oder etliche solche Einwürfe errathen zu haben glaubet: So werden sie ebenfalls nach Beschaffenheit der Hauptsätze, entweder etwas geschehenes in Zweifel ziehen, weil sie Zeugen vor sich haben, welche das Gegentheil bestätigen: Oder sie werden Gründe haben, so die gegenseitige Meynung bestärken. Beyde muß ein Redner zu entkräften wissen, so daß jene ihre Glaubwürdigkeit; diese aber ihre Wahrscheinlichkeit verlieren. Wie dieses nun zu bewerkstelligen sey, daß muß die Vernunftlehre zeigen, wo man vom wiederlegen und disputiren Regeln giebt. Denn obgleich die Zuhörer des Redners nicht selbst als Gegner das Wort führen, und ihre Einwürfe vortragen: So muß doch der Redner selbst ihnen zuvorkommen, ihre Stelle vertreten, und ihre Scheingründe, so gut als es möglich ist, vortragen. Dieses ist also seine erste Pflicht, wenn er gründlich wiederlegen und alle Zweifel aus dem Gemüthe seines Zuhörers reissen will. Er muß den Einwürfen alle ihre Stärke lassen, die sie nach der Meynung ihrer Verfechter nur haben können. Er muß sie nicht verkehren, schwächen, oder das beste davon auslassen. Dieses würde wieder die Aufrichtigkeit und Redlichkeit

laufen,

laufen, und nichts weiter wirken, als daß der Zuhörer auf seiner alten Meynung bliebe, und also nicht gewonnen würde. Es ist also viel besser, daß der Redner die Einwürfe seines Gegners in aller ihrer Stärke und mit aller Wahrscheinlichkeit vorträgt, deren sie nur fähig sind. Denn destomehr Vertrauen wird er bey dem Zuhörer dadurch gewinnen.

§. III.

Ist nun der Einwurf dergestalt vorgetragen, so muß ihn der Redner auch beantworten. Gründet sich derselbe auf die Zeugnisse gewisser Scribenten, oder auf das Ansehen grosser Leute: So muß man zusehen, ob es eine historische oder dogmatische Sache ist, davon man handelt. Wäre es dieses, so ist es zwar gewiß, daß das Vorurtheil des Ansehens in Lehrsätzen nichts gilt; und also könnte der Redner diese Art von Einwürfen schlechterdings verwerfen. Allein weil der gemeine Mann gemeiniglich von den Aussprüchen gewisser Leute, als z. E. Seiner Eltern und Vorfahren, seiner Lehrer, der Geistlichen, oder andrer Leute die im Ansehen stehen, sehr viel hält: So würde man durch eine blosse Verachtung solcher Zeugnisse nicht viel bey ihm ausrichten. Es ist also zuweilen weit klüger gethan, wenn man sich nach der Schwachheit seiner Zuhörer richtet, und ihnen die Zeugen so sie vor sich anführen, nicht gleich mit einem mal verwirft. Man thut besser, wenn man sie durch einige Fragen verdächtig macht. Als zum E. Ob denn diese Personen, die man selbst in allen Ehren hielte, nicht auch Menschen wären? Ob sie nicht auch zuweilen aus Schwachheit fehlen und irren könnten? Ob sie nicht vielleicht ohne genugsame Untersuchung etwas vor wahr angenommen? Sie hätten ja wohl in andern Fällen etwas geglaubet, das doch nicht wahr gewesen. Es wären auch nicht alle solche ansehnliche Leute allemal einer Meynung; und also wüßte man nicht recht, welchen man glauben sollte. Man müßte die Sache lieber selbst untersuchen. Man

hätte

hätte itzo Mittel und Wege hinter die Wahrheit zu kommen, die man vormals, oder an gewissen Orten, nicht gehabt. u. s. w.

§. IV.

Wäre aber die Sache historisch, und zwar aus alten Zeiten, so müßte man die Glaubwürdigkeit der Scribenten untersuchen, die solche bezeugen. Man muß fragen, ob sie zu denselben Zeiten, in demselben Lande, und an so einem Orte gelebt, da sie es wohl hätten wissen können? Ob sie auch gute Nachrichten gehabt hätten? Ob sie nicht etwa partheyisch gewesen, welches man aus den Umständen beurtheilen muß. Man muß auch dem Zeugnisse eines einzigen so viele andre entgegen setzen, die in grösserm Ansehen stehen, und einhellig etwas bezeugen. Man muß andre Exempel aus demselben Geschichtschreiber anführen, da er schon andere Fabeln und Unwahrheiten beschrieben u. d. gl. Wäre aber die Sache erst neulich vorgefallen und man beriefe sich auf lebendige Zeugen, so muß man auch diese verdächtig machen. Zu dem Ende kan man sagen, diese Art von Leuten verdiene keinen Glauben. Sie hätten einem gemeinen Geschreye Gehör gegeben, ohne die Sache zu untersuchen. Sie wären entweder selbst betrogen worden, oder hätten andre hintergehen wollen. Sie hätten etwa eine scherzhafte Erzählung vor eine ernstliche, eine Muthmassung vor eine Gewißheit, einen Vorsatz vor eine wirkliche That verstanden. Oder es wären gar Feinde von den Personen, denen sie etwas nachgeredet, sie wären einer andern Parthey, Religion, Meynung oder Secte unter den Gelehrten zugethan. Sie hätten schon eher Unwahrheiten ausgebreitet, die man doch hernach falsch befunden: Man hätte ihnen in diesem Falle weit glaubwürdigere Zeugen entgegen zu setzen. Ja vielmal zeuget der Verlauf der erzählten Sachen selbst, daß etwas wiedereinander laufendes und unmögliches darinnen ist. Uberall aber muß der Redner eine Unpartheylichkeit und Liebe zur Wahrheit

heit blicken lassen, die seinen Worten die meiste Kraft geben kan.

§. V.

Wir kommen auf die dogmatischen Einwendungen, da man Ursachen und Scheingründe vor sich hat. Diese nun zu entkräften, muß man sich dieselben als ordentliche Schlußreden vorstellen, und entweder den Ober- oder Untersatz in Zweifel ziehen. Bey dem Obersatze ist es genug, wenn man etliche wiedrige Fälle angeben kan, da derselbe nicht eintrifft: Denn dadurch wird die Allgemeinheit desselben schon umgestossen. Bey dem Untersatze ist auch vielmal was zu erinnern, z. E. daß dieses wohl zu gewisser Zeit, an gewissen Orten, oder in gewissen Umständen; aber nicht allezeit und überall wahr sey. Bisweilen kan man einen Vernunftschluß auf eben den Schlag machen, dessen Schlußsatz ungereimt wird, und also auch den ersten verdächtig machet. Zuweilen sagt man, der Einwurf beweise zu viel; denn wenn er richtig wäre, so müste auch dieses oder jenes folgen, welches doch offenbar falsch wäre. Hätte man sich aber der Induction bedienet, einen Einwurf zu machen: so müßte man entweder, die vor unstreitig ausgegebenen Sachen leugnen, oder doch zweifelhaft machen; oder die Unähnlichkeit der Sachen und Fälle darthun, in welchen also unmöglich einerley statt finden könnte. Vielmals aber kan man den ganzen Ursprung des Irrthums gewisser Leute sehr von weitem herholen, und daher erklären, wie sie wieder ihren Willen und von ungefähr in denselben gefallen. Man kan hinzusetzen, es wäre sehr leicht durch den grossen Schein der Sache eingenommen zu werden: Man müßte sehr scharfsinnig und aufmerksam seyn, sich nicht davon verführen zu lassen: Um desto mistrauischer müßte man in dergleichen Dingen seyn. ꝛc. ꝛc.

§. VI.

Aus diesem allen begreifet wohl ein jeder, daß ein Redner ein guter Logicus, und sonderlich in der Disputir-

kunst

kunst wohl geübt seyn müsse. Dieses wußten die Alten nicht genug einzuschärfen; und Cicero sonderlich hielte bloß deswegen die Academische Dialectik, oder Disputirkunst der Peripatetiker, einem Redner vor ganz unentbehrlich. Sogar die stoische Subtilität fordert er zuweilen von demjenigen, der seine Gegner oder Zuhörer von seiner Meynung recht überreden will. Und in der That sind die meisten Redner hierinn zu nachläßig. Sie meynen ihr Zuhörer werde ihnen gleich auf ihr Wort glauben, da er doch oft tausend Einwürfe im Kopfe hat, die seinen Beyfall hindern. Es ist auch nicht allemal damit ausgerichtet, daß man sie versichert, die Gegenmeynung sey falsch, oder gottlos, oder ketzerisch, oder schädlich. Man will dieses nicht nur gesagt, sondern erwiesen haben. Die alten Redner waren hierinn viel sorgfältiger. Wie emsig war nicht Demosthenes in Wiederlegung der Einwürfe? Bald heißt es: Woher und wie soll diese ganze Mannschaft erhalten werden? Bald fragt er: Wieviel Geldsummen dazu gehören werden, und wo man dieselben hernehmen solle? Bald heißt es: Ja, wo wird unsre Flotte anlanden? Bald wiederum: Allein durch was vor ein Mittel wird man alle dem Ubel abhelfen können? Und auf alle diese Einwürfe antwortet er so gründlich und ausführlich, daß er nicht den geringsten Zweifel in ihren Gemüthern übrig gelassen hat.

§. VII.

Um ein Exempel eines gründlich beantworteten Zweifels zu geben, beruffe ich mich auf des Herrn Abt Mosheims H. R. im II Th. und dessen II Rede. von dem Siege der Heiligen über die Welt. Auf der 87sten Seite heißt es im Namen der Gegner:

Die Sache ist schwer; die Welt ist mächtig; unser Vermögen ist geringe; die Barmherzigkeit Gottes ist groß. Das sind die Stimmen der Natur, die sich unserer

Pflicht wiedersetzen. Die Stimme des Glaubens hebt alle diese Einwürfe.

Wir wollen nur den ersten anführen, den sich der Redner in Gedanken als einen ordentlichen Vernunftschluß vorgestellet haben muß, weil wir finden, daß er auf beyde Fördersätze antwortet. Die Schlußrede heißt: Was schwer ist, dazu sind wir nicht verbunden: Der Sieg über die Welt ist schwer; also sind wir nicht dazu verbunden. Zuerst beantwortet der Redner den Untersatz dergestalt.

Die Sache ist schwer. Johannes antwortet, die Gebothe Gottes sind den Wiedergebohrnen nicht schwer. Soll das Zeugniß unsers Fleisches, oder soll das Zeugniß dieses Jüngers Jesu mehr gelten? Ach wie sehr ist es zu besorgen, daß diejenigen, die so viel von den Schwierigkeiten reden, die man in dem Dienste Gottes antrifft, nur von einer Sache reden, die sie nie versuchet haben. Wie sehr ist es zu vermuthen, daß diese Klagen nichts, als Zeugnisse eines Herzens sind, welches noch die Befehle des Höchsten nach dem Maasse der Kräfte der Natur abmißt. Wer nichts hat, als Waffen der Natur, die Welt damit zu bestreiten, der wird freylich bald verzagen müssen. Aber laßt uns anfangen das Herz zu reinigen; laßt uns einer göttlichen Kraft Raum geben; laßt uns Busse und Glauben zu Hülfe nehmen: So werden die Sorgen wegfallen, die wir uns über die Mühseligkeit unsers Sieges machen.

Nun folget die Antwort auf den Obersatz, dessen Folge der Redner leugnet:

Doch gesetzt, es sey schwer ein Schüler Christi zu seyn: Wird uns das von unsrer Pflicht lossprechen? Wird das unser Urtheil mildern, wann der Herr kommt, wenn wir sagen werden: Herr, wir sahen, daß es schwer war, uns zu überwinden; daher haben wir gar nicht kämpfen wollen. Herr, wir merkten, daß unser Feind stark war; daher haben wir uns nicht einmal wiedersetzen wollen. Herr, wir haben uns für der Mühe und Arbeit gefürchtet, die dein

Dienst

Dienst erforderte: Daher haben wir dir gar nicht dienen mögen. Was deucht euch, geliebte Brüder? Deucht euch, daß ihr mit diesen Entschuldigungen vor dem Throne Jesu Christi werdet bestehen können? Deucht euch, daß der Richter, der alles siehet, euch hierauf so anreden werde: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters ꝛc.

§. VIII.

Damit es aber auch an einem Exempel aus einer weltlichen Rede nicht fehle, so soll mir abermal Gundlings Lobrede auf den König in Preussen dazu dienen. Er lobet die Handhabung der Gerechtigkeit; und hierbey findet sich der Einwurf: Daß der König die Zahl der Advocaten sehr vermindert hätte. Der Schluß, den der Redner in Gedanken gemacht hat: Heißt ohngefähr so: Wo es wenig Leute giebt, die den Leuten zu Recht verhelfen, da kan die Gerechtigkeit nicht wohl gehandhabet werden. Nun giebt es in Preussischen Landen wenig Rechtsbeystände oder Sachwalter: Folglich kan daselbst ꝛc. Aber der Redner beantwortet den Obersatz folgender gestalt, indem der Untersatz nicht zu leugnen war.

Unser gerechtester König hat eine viel tiefere Einsicht. Er weis, daß unter dem vielen Disputiren die Wahrheit verlohren werde, und daß diejenigen, welche disputiren, das Licht derselben, durch allerhand Künste, zu verfinstern suchen. Vielleicht ist ihm auch das spanische Sprüchwort bekannt, daß die Juden durch ihr Osterfest, die Mahometaner durch ihre Hochzeiten, und die Christen durch ihre Processe sich zu Grunde richten. Denn was ist doch das vor eine Justiz, wenn die Streitigkeiten ewig dauren? Plato sagte, es sey ein gewisses Kennzeichen einer sehr kranken Republik, wo viel Advocaten, Richter und Aerzte seyn. Jene machen Zänkereyen, wo keine sind; weil sie davon leben, und unter dem Geräusche der streitenden Partheyen ihr Brodt gewinnen: Und diese müsten gleichfalls Hungers

sterben, wenn nicht jemand wäre, der sich ihrer Essenzen und Säfte bediente.

Zwar wissen S. Kön. Maj. wohl, daß ein rechtschaffener Advocat bisweilen, wo die Sache verwirret ist, und die Streitenden selbst ihre Rechte nicht verstehen, so nöthig sey, als ein kluger Arzt, wenn von ohngefähr eine verzehrende Krankheit unter die Menschen kommt. Aber Sie wollen dergleichen Art Leute nicht haben, welche den Pöbel rasend und die Gesunden krank machen. Daß aber der Pöbel rase, wenn er sich unter einander beisset, und einer den andern um eines eingebildeten Gewinsts willen, durch unnützes rechten, verschlingen will, das ist eine Sache, welche nicht darf erwiesen werden. Sie wollen diejenigen nicht vertragen, welche den Spinnen gleichen, die in ihrem Gewebe auf die Fliegen lauren, und sich eine Lust machen, wenn sich in ihrem Garne, welches Tag und Nacht aufgestellet und zugerichtet ist, eine arme Magd, ein Bauer und Handwerksmann fänget, dem sie das Blut aussaugen, und den sie endlich, wenn der Körper ausgetrocknet ist, im Elende liegen lassen. Dahin gehen alle Anstalten, welche bishero in allen Landen und Herrschaften so den Preussischen Zepter verehren, gemacht worden.

§. IX.

Aus diesen Exempeln wird nun wohl ein jeder begreifen, wie geschickte Redner in den Einwürfen ihrer Zuhörer, die sie vorher sehen, oder vermuthen können, nichts unbeantwortet lassen. Man wird auch daraus unschwer erkennen, wie die Auflösung nicht eben so mager und trocken heraus komme, als wenn ein Weltweiser, nach den strengesten Regeln der Disputirkunst, mit seinem Gegner streitet. Nein, Exempel, Gleichnisse, Zeugnisse, Gegensätze, und alle Arten der Erläuterungen stehen ihm zu Diensten, die Sache dem Zuhörer desto handgreiflicher zu machen. Er überzuckert die bittre Wahrheit gleichsam, damit sie desto besser eingehe, und

auch

auch die Wiederspenstigen mit Lust bezwinge. Was aber die Erfindung der Beantwortungen anlanget, so könnte davon freylich noch ein vieles gesagt werden; wie Cicero im I B. von der Erf. §. 42 bis 52. weitläuftig gethan hat. Allein wir brauchen aller der Umschweife nicht, nachdem wir zu einem Redner einen Mann erfordert haben, der seiner Materie gewachsen ist, und die Vernunftlehre wohl gelernet hat. Wenn es damit seine Richtigkeit hat, so wird es ihm leicht von sich selbst einkommen, ob er den Obersatz oder Untersatz leugnen, eine Instanz geben, die Folge des Obersatzes verwerfen, ihn gewisser massen einschränken, eine Zweydeutigkeit im Mittelworte anmerken; oder sonst etwas daran aussetzen will. Es verstehet sich aber von sich selbst, daß man in allen diesen Dingen sich dieser und aller übrigen philosophischen Kunstwörter enthalten müsse: Es wäre denn, daß man vor lauter Gelehrten zu reden hätte, die solche ohnedem schon verstünden.

Das VIII. Hauptstücke.

Von den Erläuterungen in einer Rede.

§. I.

Ich komme auf eine Materie, die von den Alten nicht mit unter die nothwendigen Theile einer Rede gezählet würde: Dagegen von einigen Neuern wohl gar vor das rechte Hauptwerk eines Redners angesehen worden. Ich will hiermit nicht behaupten, als hätten die Alten keine Erläuterungen gebraucht: Nein man findet keine einzige etwas lange Rede bey denselben, darinn es nicht etliche Arten derselben gäbe. Ich will nur sagen, daß sie in den Re-

geln der Redekunst nicht daran gedacht: Entweder, weil sie selbige unter den wahrscheinlichen Beweisgründen oder unter den Erweiterungen mit verstanden. Denn das erste kan man von dem Simili, Contrario und Exemplo sagen, als welche unter den topischen Fächern der Beweisgründe eigene Classen ausmachen. Das andere aber kan von den meisten übrigen gesagt werden. Nun haben wir aber, was die Beweisgründe anlanget, ganz andre Regeln gegeben, dabey wir keine Topik brauchen. Die Amplification oder Erweiterung, in so weit sie nichts anders ist, als eine Verlängerung einer Rede, oder eines Satzes, ist uns sonst verdächtig. Denn entweder die ganze Ausführung eines Hauptsatzes ist eine Erweiterung desselben zu nennen; und also sind alle bisher abgehandelten Stücke einer Rede vor nichts anders als vor Arten derselben anzusehen: Oder die Erweiterung ist ganz und gar unnütze und überflüssig. Denn was soll ein Geplauder nützen, welches weder zur Erklärung, noch zum Beweise, noch zur Wiederlegung, noch zur Bewegung der Zuhörer etwas beyträget?

§. II.

Wir sagen also die Erläuterung sey ein Ausputz und Zierrath in der Ausführung einer Rede, der aber zugleich dienet, dem Zuhörer die Sache begreiflicher und wahrscheinlicher zu machen. Man rechnet zu diesen Erläuterungen allerley Dinge, nemlich Gleichnisse, Zeugnisse, Exempel, ähnliche Fälle, das Wiederspiel, gute Einfälle, Lehrsprüche u. d. gl. die man sonst lieber lateinisch comparata, testimonia, exempla, similia, contraria, meditationes und locos communes oder sententias zu nennen pflegte. Von allen diesen Arten ist es gewiß, daß sich die Alten ihrer nicht minder als die Neuern bedienet haben; indem ihr Nutzen, nach der oben gegebenen Beschreibung, ganz augenscheinlich war. Wir wollen dieses von allen einzeln erweisen, und begnügen uns indessen überhaupt, mit dem kurz zu-

vor

vor gegebenen Exempel einer Wiederlegung aus Gundlings Lobrede. Z. E. Das spanische Sprüchwort, so er anführet, ist ein Zeugniß: Platons Ausspruch ist gleichfalls nichts anders. Der kluge Arzt ist ein Simile, und die Spinnen geben ein Gleichniß ab. Und im folgenden führt er noch ein Exempel an, nemlich des Ferdinandi Catholici, der keine Juristen nach America hat senden wollen, weil er aus der Erfahrung gelernet hatte, daß, wo diese häufig sind, sich auf dem Nichtplatze auch gemeiniglich soviel Betrügerey hervor thue, als in einer unordentlichen Speisekammer Ungeziefer herum läufet: Wobey denn noch ein Gleichniß mit einfließt.

§. III.

Doch wir müssen sie einzeln durchgehen und erklären. Ein Gleichniß ist eine der vorhabenden Materie ähnliche Sache, Person, That, oder Begebenheit, die selbige ins Licht zu setzen, auch wohl wahrscheinlicher zu machen, zu erheben oder zu erniedrigen dienet. Weil ein Gleichniß allemal auf die Aehnlichkeit ankommt: So gehöret ein guter Witz dazu, dieselbe unter zweyen Dingen wahrzunehmen. Es darf aber diese Aehnlichkeit niemals ganz vollkommen seyn: Sondern es ist genug, daß ein paar Sachen nur in gewissen Hauptstücken, davon hauptsächlich die Rede ist, übereinkommen. Doch ist auch nicht eine jede geringe und weit gesuchte Aehnlichkeit zulänglich, ein gutes Gleichniß zu machen. Z. E. Lehms redet im Eingange zu seiner oftgedachten Lobrede, von der Erstaunung, und vergleichet sie erstlich mit einem vollen Grabe, hernach mit dem Tiresias, und endlich mit einem Löwen, folgender Gestalt:

Sie (die Erstaunung) ist wie ein volles Grab, welches sich bey herausgerissener Erde immer vergrössert siehet. Denn jemehr sie sich aus ihrer eigentlichen Eigenschaft zu wickeln vermeynet, je grösser wird die Verwirrung. Die Erstaunung wird bey Erstaunenswürdigen Zufällen erre-

get: Und doch ist sie wie ein im finstern schleichender Tirsias an Blindheit selbst erstaunet. = = Bey schlummernden Sinnen hat sie die Art eines heroischen Löwen an sich, und ihre entsetzliche Macht flösset sich durch ein unvermeidliches Etwas durch alle Glieder.

Alle diese drey Gleichnisse sind so weit hergesucht, daß sie die Sache nicht erläutern, sondern verdunkeln: Zumal da sie wegen ihres schwülstigen Ausdruckes weit schwerer zu verstehen sind, als die Sache selbst, davon die Rede ist.

§. IV.

Ferner muß ein Gleichniß nicht wieder die Absichten des Redners laufen, die er in der vorhabenden Sache hat. Wenn er etwas als wahrscheinlich, groß, oder geringe vorstellen will: So muß sein Gleichniß die Sache nicht als unwahrscheinlich, geringschätzig, oder herrlich vorstellen. Wieder die erste Regel handelt abermal Lehms, gegen das Ende der angezogenen Rede, in dem Wunsche, den er dem hohen Paare thut. Es heisset nemlich:

So scherze, liebe, küsse diesemnach, wie die hohen irrdischen Götter pflegen, und zeuge mit deiner himmlischen Elisabetha Christina neue Planeten, welche den Himmel auf der spanischen Welt einnehmen, und der halben Welt, als schöne und helle Sterne in die Augen fallen.

Denn wer hat es jemals gehöret, daß die irrdischen Götter neue Planeten zeugen? So unwahrscheinlich nun das Gleichniß ist, so unglaublich macht der Redner dadurch seine Hauptsache. Die andere Regel hat Fleschier sehr vernünftig beobachtet, wenn er in seiner Lobrede auf den Marschall von Turenne, ihn mit einem Strome vergleicht: Es heißt.

So fieng sich ein Leben an, dessen Fortsetzung so herrlich seyn sollte: Nicht anders als die Ströme, welche desto breiter werden, jemehr sie sich von ihrer Quelle entfernen und end-

endlich allenthalben, wo sie durchfliessen, die Bequemlichkeit und den Uberfluß mitbringen.

Denn das giebt uns von seinem Helden einen hohen und prächtigen Begriff. Das Gegentheil hatte Demosthenes im Sinne, als er die Athenienser in s. I Phil. Rede mit einem ungeschickten Fechter verglich, um sie verächtlich zu machen. Er sagt:

Ihr streitet mit Philippo nicht anders als die ungeschickten Fechter zu kämpfen pflegen. Bekommt ein solcher einen Streich: Sogleich fähret er mit der Hand auf die Stelle. Wird er anderwerts getroffen: So ist die Hand wiederum da. Die Hiebe aber abzuwenden, oder seinen Gegner selbst anzugreifen, das kan und will er nicht. Eben so macht ihrs auch. Hört ihr, Philippus sey in Chersonnesus, so beschließt ihr Hülfsvölker dahin zu senden. Ist er in Pylas, so marschirt ihr auch dahin. Ist er anderwerts, so verfolget ihr ihn abermal Fuß vor Fuß, und ziehet ihm hinterher, wie die Soldaten ihren Anführern. Ihr haltet aber keinen einzigen vortheilhaften Kriegsrath, und sorget eher vor nichts, als bis ihr hört, daß die Gefahr schon vorhanden, oder gar der Schade schon geschehen sey.

§. V.

In solchen verschiedenen Absichten nun kan ein Gleichniß von allerley Dingen in der Welt hergenommen werden. Hohes und niedriges, grosses und kleines kan einem Redner zu einer geschickten Vergleichung dienen, wenn er nur die obigen Regeln beobachtet. Er würde aber wieder sich selbst handeln, wenn er grosse Dinge mit Kleinigkeiten; und kleine Sachen mit grossen und prächtigen Dingen vergleichen wollte. Jenes würde nur in der possirlichen Schreibart angehen, in welche Scarron den Virgil übersetzet hat. Hier wieder fehlte z. E. ein geistlicher Redner, als er sagte: Die Seele eines Gläubigen fähret so sanft aus dem Leibe, als man ein Härchen aus der Buttermilch ziehet. Dieses aber

würde nur einen Schwulst in der Schreibart verursachen, davon wir an seinem Orte reden werden. Man muß auch mit den Gleichnissen, die schon unzählige mal von andern gebraucht worden, nicht immer wieder aufgezogen kommen. Dieses zeiget einen armseligen Witz des Redners, als der nicht fähig ist selber etwas zu erdenken, das neu und angenehm wäre. Das altenemlich ist man schon überdrüssig, weil man es so oft gehöret hat. Die Sonne, der Adler, der Löwe, der Sturmwind, der Donner, die Ströme, die brausende See u. d. gl. sind schon so viel tausendmal gebrauchet und gemisbrauchet worden; daß ich es keinem rathen will, mit dergleichen verlegnen und abgenutzten Gleichnissen wieder aufgezogen zu kommen: Es wäre denn, das man eine ganz neue Anwendung derselben zu machen wüßte.

§. VI.

Ich komme auf die Zeugnisse, und ein jeder begreift, daß diese nichts anders sind, als Aussprüche andrer Leute, darinn eben die Wahrheit enthalten ist, die der Redner vorträgt. Nun ist es zwar aus der Weltweisheit bekannt, daß das Vorurtheil des Ansehens an sich selbst nichts gilt, um etwas zu beweisen: Wofern es nicht eine historische Sache ist, darinn durch glaubwürdige Zeugen allerdings etwas bestätiget werden kan. Allein dem ungeachtet kan es in Reden, wo nicht zum Beweise, doch wenigstens zur Bekräftigung, daß eine Wahrheit schon von andern eingesehen worden, allerdings mit gutem Nutzen gebrauchet werden. Denn die meiste Zahl der Zuhörer trauet ihrem Verstande soviel nicht zu, daß sie das Herz hätten, vor sich die ersten zu seyn, die etwas neues vor wahr annähmen. Sie fürchten sich, so lange sie glauben, daß sie allein auf einer Meynung seyn. Hergegen bekommen sie ein Herz zu einer Sache, wenn sie hören, daß viel andre berühmte, grosse, oder gelehrte und verständige Leute auch schon eben der Meynung gewesen. Nach diesen richtet sich nun ein

Redner

Redner, und führt zuweilen solche Aussprüche und Zeugnisse an, die seinen Satz in sich halten. Bisweilen aber macht er sie dem Zuhörer erst bekannt, und giebt ihnen die Lobsprüche, so ihnen gebühren, sie desto ansehnlicher und glaubwürdiger zu machen. Bisweilen aber braucht er auch nur Sprüchwörter, die als Worte der Weisen angesehen werden, und den Beyfall ganzer Völker zu haben scheinen.

§. VII.

An Exempeln kan es uns hierzu nicht fehlen. Schon in der obigen Gundlingischen Stelle, waren einige dergleichen anzutreffen: Indem der Redner sich bald auf ein spanisches Sprüchwort, bald auf Ferdinandi Catholici Ausspruch berief. Wir wollen aber einige andre aus dem Cicero anführen. In seiner Rede für den Archias, will er behaupten, daß die Poeten von einem göttlichen Triebe gereget würden. Hier beruft er sich auf das Zeugniß des Ennius:

Unser Ennius nennt deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer; weil es das Ansehen hat, als ob sie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenke mitgetheilet und empfohlen würden. So laßt doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen eines Poeten heilig seyn, den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Gleichergestalt will er hernach darthun, daß man ein gutes Lobgedichte nicht geringe zu schätzen habe; und da beruft er sich auf das Zeugniß des Themistocles, und des Marius:

Als man den Themistocles, jenen grossen Athenienser, befraget, was, oder wessen Stimme er am liebsten höre? soll er gesagt haben: Dessen, der seine Tapferkeit am besten preisen könnte. Und jener Marius hat ebenfalls den L. Plotius geliebet, weil er glaubte, daß seine Thaten von ihm am besten gerühmet werden könnten.

§. VIII.

§. VIII.

Nur ist bey solchen Zeugnissen noch verschiedenes zu erinnern. I) Muß derjenige Scribent nicht ganz unbekannt, oder gar verächtlich seyn, dessen Worte man zum Zeugnisse anführen will. Ein Haufen fremde Namen geben keinen Zierrath, sondern ein weltbekannter Held, Kayser, König, Fürst, Staatsmann, Gelehrter oder Scribent, der in besonderm Ansehen steht, kan mit seinem Ausspruche allererst eine Rede schmücken. II) Es muß aber nicht eben jeder Satz, den ein Redner vorbringet, mit einem solchen Zeugnisse verbrämet seyn. Nein, ganz gemeine Wahrheiten, die man auch ohne Zeugniß glaubet, bedörfen keines fremden Beyfalles. Hierwieder pflegen die Homileten sehr zu verstossen, die bisweilen kein Wort hervor bringen, dabey sie nicht ein halb Dutzend Sprüche anführen, und so gar die Capitel und Verse ohn alle Noth aufs sorgfältigste anmerken. III) Muß auch bey Anführung der Zeugnisse nicht eben die Sprache des Zeugnisses beybehalten werden; sondern der Redner muß selbiges in seiner Mutterspracbe vortragen. So haben es alle grosse Redner gemacht: Nur die Römisch-Catholischen pflegen allemal die Vulgata lateinisch anzuführen. Noch wunderlicher ist es, wenn sie gar einen alten lateinischen Kirchenlehrer in seiner Sprache, oder gar einen griechischen Pater, in einer lateinischen Uebersetzung anführen. Z. E. Pater Joh. Jos. Schenhärl hat im verwichenen Jahre den 7 Jun. zu Wien dem H. Nepomucen eine Lobrede gehalten, darinne es p. 8. heißet:

Weiln nun Samuel einmal zum Dienste Gottes gewidmet ware, als liesse er selbst ihm solches schon in zartblühend-unschuldiger Jugend, nach allen Kräften und Möglichkeit bestens angelegen seyn, zumalen er nach Zeugnüß göttlicher heiligen Schrifft: Samuel ministrabat, ante faciem domini puer, schon als ein Knab vor dem Angesicht des Herrn im Tempel diente, quamquam redet hier

zu

zu seinem Lob der goldene Redner Heil. Chrysostomus: In puero ætas immatura, omnibus enim in templum ascendentibus, multæ pietatis ac religionis magister factus est, ob schon Samuel noch nicht reif an denen Jahren, ware er doch reif genug an denen Tugenden, zumalen er denen, die in den Tempel kommen seynd, ein Lehrmeister grosser Frommkeit und ein wahrhaftig-rechtschaffener Eyferer der Andacht worden ist.

§. IX.

Die dritte Art der Erläuterungen ist das Exempel. Ein jeder weis, daß man dadurch eine ähnliche Begebenheit versteht, die zum Behuf des vorhabenden Satzes angeführet wird. Wofern irgend eine Art der Erläuterungen nutzbar ist, so ist es diese. Sie ist zugleich mit eine Art von Beweisen, die den Zuhörer von der Möglichkeit einer gewissen Sache überführet: Denn was schon wirklich einmal geschehen ist, dabey darf man nicht zweifeln, ob es auch angehe? So erwies Demosthenes seinen Atheniensern des Philippi hinterlistiges Gemüthe, indem er sich auf verschiedene Begebenheiten berief, darinnen er es gegen andre Städte an den Tag gelegt. In seiner II. Phil. R. heißt es:

Wie ungern würden es wohl die Olynthier gehört haben, wenn jemand zu der Zeit, wieder Philippum Reden gehalten hätte, da er ihnen Antenunt überließ, welche Stadt sich doch alle vorige Macedonische Könige angemasset hatten? Da er ihnen Potidea schenkte, und die athenienſischen Colonien daraus vertrieb? Da er sich gar vor unsern Feind erklärte, und ihnen die gewonnene Landschaft zu nutzen einräumete? Hätten sie es wohl gedacht, daß es ihnen so gehen würde? Hätten sie es wohl geglaubt, wenn es ihnen jemand vorhergesagt hätte? Nimmermehr. Indessen geschah es, daß sie nach einem kurzen Genusse fremder Ländereyen, ihrer eigenen auf eine sehr lange Zeit beraubet wurden; indem sie nicht nur vertrieben und schmählich überwunden, sondern

dern so gar von ihren Mitbürgern verrathen und verkauft wurden. Was schliesse ich nun daraus? Dieses, daß die gar zu grosse Freundschaft und Vertraulichkeit mit Tyrannen, freyen Republiken ganz und gar nicht zuträglich sey. Wie gieng es den Thessaliern ?c. Ihr gleichfalls sehr Philippum gerne, so lange er schenket und giebt: Sobald er euch aber wird ins Garn gelocket und betrogen haben, sobald werdet ihr ihn weit von euch weg wünschen; wenn ihr anders klug seyd.

§. X.

Man begreift aber leicht, daß hier berühmte, einheimische, neue, und dem Zuhörer bekannte Exempel mehr Vermögen haben, als geringe, fremde, alte und unbekannte. Diese letztern machen keinen sonderlichen Eindruck, es müßte denn bey dem niedrigsten Pöbel seyn, dem ohnedem auch die sonst bekannten Dinge fremd und neu zu seyn pflegen. Ja man hat bemerkt, daß oftmals so gar Fabeln eben die Kraft bey ihm gehabt, als wahre Geschichte: So sehr liebt derselbe die Erzählungen. So bediente sich dort im Buche der Richter Jotham der Fabel von den Bäumen, die sich einen König wählten; und bey den Römern Menenius Agrippa, der Fabel von dem Streite der Glieder des menschlichen Leibes, mit sehr glücklichem Erfolge. Ein anders aber ist es, wenn man mit gescheidtern Leuten zu thun hat, die nicht so leichtgläubig sind, und sich wohl selbst dünken lassen, sie hätten viel gelesen, und eine solche Geschicht müßte ihnen auch bekannt seyn, wenn sie anders wahr wäre. Hier muß der Redner die wahrhaftigsten Historien, die auch sonst schon bekannt sind, oder doch seyn könnten, anwenden, wenn er was ausrichten will. Ja er führt wohl gar die Scribenten an, die solche Geschicht aufgezeichnet, wenn solches nöthig seyn sollte. So sind die Beyspiele beschaffen, die Cicero in seiner Rede vor den Archias, von der Hochachtung gegen die Gelehrsamkeit anziehet.

Zu

Zu dieser Art gehört Scipio Africanus, der unvergleichliche Mann, den unsre Väter noch gekannt; dahin gehörten L. Lälius und L. Furius, ein paar gerechte und genügsame Männer; dahin gehört jener alte M. Cato: Welche alle wahrhaftig nimmermehr das Studiren geliebt haben würden, wenn ihnen die Gelehrsamkeit nicht zur Tugend behülflich gewesen wäre.

§. XI.

Gleichwohl muß ein Redner auch in Exempeln Maaß zu halten wissen, und weder gar zu viele, noch auch die allergemeinsten, die auch allen Schulknaben schon bekannt sind, anführen. Viel Historien erzählen, ist sonst ein Kunstgriff der Stümper, die gern viel schwatzen wollen, und doch nichts gelernet haben. Daher laufen sie ihre Exempelbücher durch, und raffen daraus alles zusammen, was ihnen vorkommt, es mag sich nun zu ihrem Vorhaben reimen wie es will. Da heißt es immer, jener König, oder jener Kayser, oder jener grosse Kriegsheld that so und so. Oder wenn es hoch kommt: So hat Alexander, der grosse Weltbezwinger, Hannibal, das Schrecken der Römer, oder Julius Cäsar, alles mit einander gethan. Daher that ein gewisser König in Frankreich sehr wohl, daß er einem Redner, der ihm, als er eben im Begriff war zur Tafel zu gehen, Glück wünschen wollte, und den Anfang seiner Rede so machte: Als vormals Alexander der Grosse Asien zu bekriegen auszog; dergestalt ins Wort fiel: Mein Freund, als Alexander Asien bekriegte, so hatte er sich zuvor satt gegessen; ich aber bin noch hungerig, und will ein gleiches thun, ehe ich euch hören kan. Noch lächerlicher wird dieser Fehler, wenn man von Kleinigkeiten zu reden hat, und doch gleichwohl zur Erläuterung derselben die prächtigsten Exempel aus allen Historien zusammen sucht. Das war der Fehler jenes Redners den Martial auslachet: L. VI. Ep. XIX.

Non

Non de vi neque caede, nec veneno
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto,
Hoc judex sibi postulat probari.
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et periuria Punici furoris,
Et Sullas, Mariosque, Muciosque,
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic Postume, de tribus capellis.

§. XII.

Eine grosse Verwandschaft mit den Exempeln haben auch die sogenannten Similia, oder ähnlichen Fälle; welche die vierte Art der Erläuterungen ausmachen. Sie sind aber nicht mit den Comparatis oder Vergleichungen zu vermengen. Denn wie ein Gleichniß nichts von der Natur eines Exempels an sich hat: So ist hergegen ein Simile, oder ein ähnlicher Fall, zwar ein Exempel, aber nicht von eben der Art, sondern eine Begebenheit von einer andern doch ähnlichen Beschaffenheit. Ein Exempel macht die Sache klärer. Ein Gleichniß ist ausser den obigen Beyspielen auch dieses, so aus dem Fleschier gegen das Ende der oftgedachten Lobrede hergenommen ist:

Wie aus den Abgründen tiefer Thäler grobe Dünste aufsteigen, daraus die Donnerkeile entstehen, die auf die Berge schlagen: So kömmt aus dem Herzen des Volkes eine Bosheit, die Gott auf die Häupter der Regenten und Beschützer desselben fallen lässet.

Hergegen ist folgendes, aus des Cicero Rede für den Archias, ein ähnlicher Fall:

Wer ist unter uns von so bäurischem Gemüthe, daß er neulich nicht durch den Tod des Comödianten Roscius wäre gerühret worden? Der, ob er wohl ein Greis war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit, von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte

sich

sich nun dieser durch die Bewegungen seines Leibes bey uns allen so viel Liebe erworben: Wie wollen wir denn die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes und Hurtigkeit des Geistes verschmähen?

Doch wen dieser Unterscheid nicht groß genug zu seyn dünket, der mag es meinethalben vor einerley halten, oder gar die Similia mit unter die Exempel rechnen.

§. XIII.

Ganz anders verhält sichs mit dem Contrario, oder dem Wiederspiele dessen, was der Redner saget. Dieses kommt auch zwar zuweilen mit dem Exempel überein; ist aber eine ganz wiedrige Begebenheit, oder gar ein wiedriger Lehrsatz dessen, das der Redner behauptet. Es kan in der That beydes diesen Namen führen, und beydes kan mit Vortheile in Reden gebrauchet werden. Das erste beschämet, oder erhebet zuweilen die Aufführung gewisser Leute, die es entweder unrecht oder recht machen. Das andre aber stellet zween wiedrige Sätze gegen einander, um die Wahrheit desto mehr ins Licht zu setzen: So wie ein Maler das Licht, durch den dabey angebrachten Schatten, destomehr zu erheben pflegt. Ein Exempel des ersten, soll mir abermal die Rede vor den Archias geben:

Die Colophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann. Die Chier geben ihn vor den ihrigen aus. Die Salaminier eignen ihn sich zu: Die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre, daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andre streiten auf eben die Art unter einander um diese Ehre. Dergestalt eignen sich diese alle einen Fremden auch nach dem Tode zu; bloß weil er ein Poet gewesen: Wir aber wollen diesen Lebendigen verstossen, der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach, der unsrige ist.

Von dem andern kan folgendes, aus der ersten Rede des Demosthenes dienen:

> Doch was sage ich? Soweit ist es leider mit uns schon gekommen, daß unsre Generale vor eurem Gerichte wohl zwey bis dreymal in die Gefahr gerathen, ihren Kopf zu verlieren: Da doch kein einziger davon das Herz hat, sich sein Lebenlang nur einmal vor dem Feinde in Lebensgefahr zu wagen; so daß sie lieber gleich Räubern und Dieben sterben, als ein rühmliches Ende nehmen wollen. Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf verlieren: Rechtschaffene Feldherren müssen mit dem Degen in der Faust sterben.

§. XIV.

Nun folgen die sogenannten Meditationes oder guten Einfälle, die ein Franzose Pensées nennen würde. Dieselben zu beschreiben ist so leicht nicht. Denn wenn man gleich sagen wollte, es wären unerwartete sinnreiche Gedanken von der vorhabenden Materie, die dem Redner von ungefähr eingefallen: So würde man doch vielleicht nicht deutlich genug sehen, was man dadurch verstünde. Noch schwerer ist es einem Regeln zu geben, wie er sie erfinden soll: Denn es kommt dabey fast ganz und gar auf das Naturell an. Ein witziger Kopf, der mit Scharfsinnigkeit versehen ist, und sonst viel gelesen und erfahren hat, kan solche Einfälle von sich selbst, ohne alle Regeln hervorbringen. Wem es aber an demselben fehlet, der wird durch alle vorgeschlagene Kunstgriffe solche sinnreiche Gedanken nicht zuwege bringen. Bouhours hat ein ganzes Buch, von der Art in sinnreichen Werken wohl zu denken, geschrieben: Allein ob er gleich von den Einfällen der berühmtesten Scribenten sehr wohl geurtheilet; so hat er doch weder allgemeine Regeln davon festzusetzen, noch eine Methode anzugeben gewußt, wie man sie erfinden könne. Hier äussert sich also der Geschmack eines Redners auf das

aller-

allermerklichste. Eine gute Urtheilskraft muß der Probierstein seyn, daran er alle seine Einfälle prüfen muß; damit er nicht Schlacken vor Gold ansehe. Das angeführte Werk von dem P. Bouhours und im Deutschen die Gedanken und Urtheile von der Beredsamkeit des Herrn Prof. Bodmers können hier einem Anfänger gute Dienste thun.

§. XV.

Weil also hier mit Regeln nicht viel ausgerichtet ist, so wollen wir einige gute und schlimme Exempel solcher sinnreichen Einfälle anführen. Nirgends wird man einen grössern Vorrath guter Einfälle beysammen antreffen, als in des jüngern Plinius Lobrede auf den Kayser Trajan. Es hat uns dieselbe nur neulich Herr Damm sehr schön ins Deutsche übersetzet, und daraus will ich etliche Stellen anführen. Auf der 32sten Seite heißt es:

Denn, grosser Kayser, du hast nur gehorsamet, und bist zum Kayserthume bloß durch die Folgsamkeit gelanget: Und in keinem Stücke hast du mehr deine Unterthänigkeit bewiesen, als daß du zu regieren angefangen hast. Du warest schon Cäsar, schon wirklicher Kayser, schon Germanicus, von Rom abwesend, und dieses allen unwissend; und bey so hohen Namen, so viel dich selbst betraf, nur eine Privatperson. Es würde schon viel seyn, wenn ich sagete, du hättest nicht gewußt, daß du Kayser werden würdest: Und so warest du Kayser, und wußtest es doch nicht, daß du es warest.

Eben so fährt er auf der 33sten Seite fort:

Das Ansehen dessen, welcher dir dieses befahl, ward dadurch bey dir vergrössert, daß sein Ansehen in der grössesten Gefahr stund zu sinken. Und du hieltest es um soviel mehr für billig, ihm zu gehorsamen, jeweniger ihm andre mehr gehorcheten. Ueber das hörtest du den einstimmi-

gen Beyfall des Senats und des Volkes. Dieser Schluß, diese Wahl, war nicht des Nerva allein: Denn die ganze Welt wünschte eben dieses. Nerva ist ihnen nur, vermöge seines Kayserlichen Vorrechts zuvorgekommen, und hat das zuerst gethan, was alle gethan haben würden. Es würde auch wahrhaftig, nachdem es geschehen, nicht jedermann so wohl gefallen haben, wenn es ihnen nicht schon wohlgefallen hätte, ehe es geschahe.

§. XVI.

Man könnte noch unzählige solche Stellen in dieser Rede anmerken, wenn sie nicht ein jeder selbst leicht nachlesen könnte. Ich will aber lieber noch aus einem neuern Lobredner einige Proben geben: Weil es doch scheint, als wenn die Lobreden der rechte Sitz dieser sinnreichen Gedanken wären. Dieses soll Fleschier seyn, der in der oft gerühmten Lobrede auf den Marschall von Turenne nicht wenige derselben angebracht hat. Bald von Anfang heißt es:

Man sahe, daß er in der untersten Classe des Soldatenstandes keine Beschwerlichkeit flohe, und keine Gefahr fürchtete. Er that das aus Ehrliebe, was andere aus Nothwendigkeit thun, und suchte sich von ihnen durch nichts, als durch eine gröſſere Liebe zur Arbeit, und edlere Erfüllung seiner Pflichten zu unterscheiden.

Er suchte die Feinde zu bezwingen, nicht zu vertilgen. Er hätte gewünschet, daß er sie greifen könnte, ohne ihnen zu schaden; sich zu vertheidigen, ohne sie zu verletzen; und denen Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denen er, seiner Pflicht nach, Gewalt anthun muste.

Er wußte von keinen andern Feinden als von dem Hochmuthe, der Ungerechtigkeit, und der eigenmächtigen Beherrschung fremder Länder. Er war gewohnt ohne Zorn zu streiten, ohne Hochmuth zu siegen, ohne Eitelkeit zu triumphiren, und bloß die Tugend und Weisheit zur Richtschnur seiner Thaten zu machen. Er

Er redet, und ein jeder höret seine Ausſprüche. Er befiehlt, und ein jeder gehorchet mit Freuden. Er rücket dem Feinde entgegen, und ein jeder glaubet, daß er auf der Bahn der Ehren laufe. Man ſollte faſt ſagen daß er wie Abraham, bloß mit ſeinen Hausgenoſſen auszöge, die verbundenen Könige zu ſchlagen; daß die, ſo ihm folgten, ſeine Soldaten und Bedienten zugleich ſeyn müßten; daß er Feldherr und Hausvater zugleich wäre.

§. XVII.

Doch auch hier könnte ich noch ganze Blätter voll ſchreiben, ohne ein Ende zu finden. Man muß aber nicht denken, als ob nicht auch Demoſthenes und Cicero dergleichen Einfälle in ihren Reden angebracht hätten. Allerdings ſind ſie beyde Meiſter darinn geweſen: Nur in ihren Arten der Reden hätte ſichs nicht geſchickt, ſie garzuhäufig anzuwenden. Auch unſre deutſchen Redner ſind hier nicht zurücke geblieben, ſondern haben ſich zum Theil auch dadurch Ehre erworben. Gundlings oft angeführte Lobrede kan unzählige Proben davon geben, die ich nicht anzuführen Urſache habe, weil ich noch von der ſchlimen Art Exempel geben muß. Hier muß ich nun die Italiener, als Meiſter in falſchen Gedanken, billig zuerſt, hernach aber von den unſrigen auch diejenigen nennen, die in ihre Fußtapfen getreten. Von den erſten will ich nur den Loredano zum Beyſpiel nehmen, der ſovielen in der ſinnreichen Schreibart zum Muſter gedienet hat. In ſeinem Leben Adams, davon ich die 16 Aufl. habe, die 1660 zu Venedig herausgekommen, ſchreibt er p. 10.

Die Erde, ſo Gott zur Schöpfung des Menſchen nahm, war roth. Ich glaube nicht, daß ſie dieſe Farbe von Natur gehabt, ſondern daß ſie ſelbige aus Ehrerbiethung gegen ihren Gott angenommen habe. Ja den Menſchen zur Schande that ſie es, der, ärger als die unbeſeelten Dinge, in den Übertretungen nicht einmal ſchamroth wird, die er täglich begeht.

p. 11. Gott schuff den Adam nach der Sonne, dem Monden und allen andern Dingen; denn hätte er selbige nach dem Menschen geschaffen, so hätte dieser vielleicht gedacht, daß er an der Schöpfung derselben Theil hätte. Gott wuste nemlich, daß der Ehrgeiz das fünfte Element des Menschen seyn würde.

p. 12. Gott schuff den Menschen im Damascener Felde, und nicht im Paradiese, damit ihm die Thiere desto besser Gehorsam leisten sollten; weil man gemeiniglich denen nicht gern gehorchet, deren Ursprung man weis. Wie würden sie sich sonst vor dem Menschen gedemüthiget haben, der aus dem allerschlechtesten Kothe entstanden war?

p. 13. Gott ließ den Adam nicht da bleiben, wo er erschaffen war, aus Furcht, er möchte die Erde anbethen, daraus er gemacht worden; weil es der Menschlichkeit eigen ist, dasjenige zu verehren, was er vor ein Werkzeug seines Glückes hält: Oder auch, damit der Mensch nicht undankbarer Weise die Erde mit Füssen treten sollte, die doch mit zu seiner Bildung was beygetragen.

§. XVIII.

So wie nun unter allen diesen Einfällen nicht ein einziger gesunder Gedanke ist, der in der Wahrheit gegründet wäre: So ist in dem ganzen Buche keine Seite, darinn nicht einer oder etliche solche Schnörkel vorkämen. Bey uns hat sich Lohenstein zu einem andern Loredan aufgeworfen, und leider! eben so viel Anhänger gefunden, als jener in Welschland. Sein Arminius wimmelt von solchen Einfällen, darinn eben so wenig Wahrheit und Vernunft steckt, nur daß er sie mehrentheils noch mit mehrern buntscheckigten Zierrathen durchwirket. Doch hat er auch die Spanier zu Lehrmeistern gehabt, indem er sich sonderlich den Gracian zum Helden erwählet hat, dessen staatsklugen Ferdinand, er deutsch übersetzet hat. Nun ist es aber bekannt, daß dieser Scri-

Scribent, wo er recht schön schreiben will, z. E. wie in seinem Criticon, recht ungereimte Einfälle hat, da nicht die geringste Wahrheit zum Grunde liegt. Wer einzelne Exempel daraus haben will, darf nur Männlings Lohensteinium sententiosum, und Arminium enucleatum nachschlagen, da er sie auf allen Blättern finden wird. Man sehe auch den II B. der Beyträge der Deutsch. Gesellschaft. Wie weit es nun die Schüler dieses grossen Meisters in der falschen Scharfsinnigkeit gebracht, kan uns niemand besser, als eben der Lehms zeigen, den wir schon so oft angeführet. In der Zueignungsschrift an den Kayser und Herz. Anton Ulrichen, soll es recht was sinnreiches seyn, wenn er schreibet:

E. Kayſ. und Kön. Maj. großm. Herr Bruder iſt der vollkommenſte und nächſte Blutsfreund aller an Ihnen befindlichen unſchätzbaren Tugenden, und der ſo ſehr geſchätzten väterlichen Würdigkeiten: E. Hochfl. Durchl. aber großmächtigſte Frau Tochter ein allerliebſtes Etwas, ſo zu beſchreiben allein der großmächtigſte Carl vermögend iſt, weil Deroſelben engliſche Qvalitäten auch nur von irrdiſchen Göttern beſchrieben werden können, und ſchlechten Menſchen die hohen Königlichen Tugenden zu berühren eine Ohnmacht, auch nur eine unvollkommene Vollkommenheit zeiget.

§. XIX.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die falschen Gedanken die in der ganzen Rede vorkommen hier noch anmerken wollte. Er ist aber nicht der einzige, der dieses wunderliche Sinnreiche geliebet hat. Im Jahr 1716 ist zu Altdorf von einem andern Schlesier und Schüler Lohensteins, auf die Geburt des Kayserlichen Prinzen eine Rede gehalten worden, die auch in der obgedachten Sammlung von Reden steht. Sie hebt an: Was wir grosses haben ist einmal klein gewesen ꝛc. Bald von Anfange heißt es:

Rom wäre nicht so groß worden, wenn es alsobald wäre groß gewesen; und seine Hoheit würde nicht über alle Völker gestiegen seyn; wenn man nicht anfangs über seine Mauren hätte steigen können.

Bald darauf heißt es von den Türken:

Das Schicksal hatte dieses Volk an das Caspische Meer gen Mitternacht verwiesen, und seine Tapferkeit hat ihm in den Morgenländern den Mittag der Glückseligkeit gezeiget.

Aber das ist noch nichts gegen folgende Stelle, darinn sich der Urheber an schönen Spielwerken übertroffen hat.

Aus dem erloschenen Scheiterhaufen des verbrannten Hussen, war eine heftige Kriegsflamme entstanden, von welcher ganz Böhmen rauchete. Die schon erkaltete Asche dieses Lehrers hegete noch die gefährlichsten Funken vor die Wohlfahrt dieses beunruhigten Königreichs. Was einige Wiedersacher für ein Freudenfeuer angesehen hatten, dadurch gieng ihre Freude in dem Rauche auf ꝛc. Die schönsten Klöster wurden geschleift, und wo viele den kürzesten Weg zum Himmel gesucht hatten, das wurde ihnen zu einer irrdischen Hölle. Viele tausend musten eine Zelle im Grabe beziehen, und die Welt verlassen, weil sie dieselbe verlassen hatten. Gewisse Mönchsorden tragen einen Strick um den Leib: Ziska that ihnen denselben gar um den Hals, und schrieb ihnen eine strenge Art, nicht zu leben, sondern zu sterben, vor.

§. XX.

Doch auch davon sey es genug. Wir sehen aus allen diesen Exempeln, daß man bey sinnreichen Gedanken vor allen Dingen auf die Wahrheit der Sachen sehen müsse; wenn sie die Probe halten sollen. Denn wo der Einfall nichts wahres zum Grunde hat, so gleichet er einer vergoldeten Nußschale die keinen Kern hat. Hernach muß die Schönheit nicht in weitgesuchten Spitzfindig-

findigkeiten und erzwungenen Aehnlichkeiten bestehen. Ein ausschweifender Witz kan Himmel und Hölle zusammen reimen: Wer aber eine gesunde Vernunft hat, der mässigt seine Einbildungskraft. Ferner muß auch die Schönheit nicht in blossen Wortspielen und frostigen Gegensätzen bestehen, dergleichen in dem letzten Exempel viele vorkommen. Eine blosse Zweydeutigkeit gewisser Worte zum sinnreichen Einfalle zu machen, ist was kindisches, und schicket sich für keinen männlichen Redner. Auch Cicero selbst hat dem Tadel nicht entgehen können, da er in einer seiner verrinischen Reden das Gesetz, so Verres einmal gegeben: Ein Jus verrinum genennet, welches einen Doppelsinn im lateinischen ausmachet. Man sehe davon das Gespräche von Rednern, oder von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, so dem Qvintilian zugeschrieben wird. Hat man nun einen so grossen Redner nicht geschonet, so wird man geringern gewiß nichts neues machen: Zumal wenn sie recht ein Handwerk daraus machen, solche unrichtige Gedankenspiele auszuhecken. Auch das wahre sinnreiche muß nicht verschwenderisch, sondern mässig angebracht werden. Eine Speise die aus lauter Zucker bestünde, würde schlecht nähren: Und eine Rede die aus lauter Einfällen zusammen gesetzt wäre, würde weder den Verstand noch den Willen rühren.

§. XXI.

Nichts ist übrig, als die so genannten Loci communes oder sententiae, das ist Lehrsprüche, Maximen oder Grundsätze der Weisheit und Klugheit. Viele pflegen dieselben unter die Figuren zu rechnen: Aber mit Unrecht. Sie gehören weit besser zu den Erläuterungen. Ein Lehrspruch ist ein gewisser allgemeiner Grundsatz, der bald eine theoretische Wahrheit, bald eine gute Sittenregel in sich hält; aber so klar ist, daß er für wahr erkannt wird, sobald man ihn höret. Dergleichen Sprü-

che nun müssen kurz gefaßt und nachdrücklich, das ist von wenig Worten und von grosser Bedeutung seyn. Sie müssen nicht sowohl den Witz und die Einbildungskraft, als den Verstand und die Gelehrsamkeit zu Eltern haben; auch nicht sowohl die Ohren und Phantasie der Zuhörer kützeln, als die Vernunft derselben belustigen. Demosthenes ist darinne stärker gewesen als in den obigen Einfällen: Denn er war mehr von ernsthaftem als von angenehmem Geiste. Z. E. in der 1sten Phil. Rede heißt es gegen das Ende:

Ubelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf lassen: Rechtschaffene Feldherren müssen mit dem Degen in der Faust sterben.

In der andern heißt es bald im Anfange:

Wer mit Gewalt und Unrecht nach fremden Gütern strebet, der muß durch wirkliche Thaten, und nicht durch lange Reden zurücke gewiesen werden.

Cicero am Ende seiner Rede für Ligarium spricht:

Nichts ist den Menschen so angenehm, als die Gütigkeit ꝛc. Denn die Menschen werden den Göttern durch nichts so ähnlich, als durch die Beförderung ihrer Heils.

In der Rede für den Archias schreibt er:

Man gestehe es lieber! Wir lassen uns alle gern loben, und je edler ein Gemüth ist, destomehr läßt es sich durch Ruhm und Ehre lenken. ——— Die Tugend verlanget nemlich keine andre Belohnung ihrer Mühe und Gefahr, als Ruhm und Ehre.

§. XXII.

Gleichwohl ist es nicht zu leugnen, daß nicht auch dergleichen Lehrsprüche in Lobreden häufiger vorkommen sollten, als in den gerichtlichen und berathschlagenden Reden der Alten. Plinius auf den Trajan, und Fle-

schier

schier auf den Turenne ist ganz voll davon. Z. E. in unsrer deutschen Uebersetzung heißt es:

p. 19. Solchen Abwechselungen ist nun der Zustand der Sterblichen unterworfen, daß aus glücklichen Begebenheiten wiederwärtige, aus wiederwärtigen aber glückliche entstehen. Beyder Saamen verbirget die Vorsehung, und die Ursachen des Guten und Bösen liegen meistens unter ganz verschiedenen Gestalten versteckt.

p. 82. Ein Fürst mag immerhin nichts geben, wenn er nur nichts nimmt: Er mag keinen ernähren, wenn er nur keinen ums Leben bringt; so wird es dennoch nicht an Leuten fehlen, die gern Söhne haben wollen.

p. 83. Wer da haben kan, was alle haben, der hat allein soviel als alle.

Fleschier aber hat unter andern auch diese Stelle:

So groß ist die Ungerechtigkeit der Menschen! Die allerreineste und am besten erworbene Ehre verletzet sie. Alles was sich über sie erhebet, wird ihnen verhaßt, und unerträglich: Und das Glück, so von allen gelobt wird und am aller bescheidensten ist, hat sich niemals von dieser schnöden und boshaften Gemüthsneigung befreyen können.

Weiter gegen das Ende schreibt er folgender Gestalt.

Wie schwer ist es, meine Herren, ein Sieger und doch demüthig zu seyn! Das Kriegsglück läßt im Herzen so was rührendes zurücke, welches man nicht beschreiben kan, welches aber dieselben erfüllet und ganz einnimmt. Man eignet sich einen Vorzug an Kraft und Stärke zu; man krönet sich selbst mit eigner Hand; man richtet sich einen heimlichen Triumph an, und sieht die Lorbern, die man mit Mühe gesammlet, und oft mit seinem Blute befeuchtet hat, als sein Eigenthum an ꝛc.

§. XXIII.

Ubrigens nehme man sich bey solchen Lehrsprüchen nur vor schwülstigen und hochtrabenden Ausdrückunnen in Acht, dadurch manche Redner und Scribenten ihren gemeinen Sittenlehren einen Anstrich zu geben suchen. Hernach enthalte man sich der gemeinen Sprüchwörter, die auch in dem Munde des Pöbels schon niedrig und altväterisch klingen. Endlich zwinge man sich auch nicht immer als ein Orakel zu reden, und einen unaufhörlichen Mazarin, Richelieu und Gracian abzugeben. Auch diese Sprüche sind nur eine Würze, nicht aber eine alltägliche Speise. Man ermüdet den Verstand der Zuhörer, wenn sie lauter erhabene und tiefsinnige Götterspräche hören sollen. Es liessen sich von dem allen auch leicht Exempel geben, wenn es der Mühe werth wäre. Allein ein jeder kan sich leicht selbst dergleichen anmerken; wenn er entweder den Arminius selbst, oder doch die obbemeldten Auszüge daraus bey der Hand hat. Hernach mag man beurtheilen ob es wahr ist, was Männling in der Zueignungsschrift vor seinem Arminius Enucleatus von ihm geschrieben; mit welchen Worten ich demselben hier, in einer nach seinem Geschmacke eingerichteten Schreibart, parentiren will, da es eben itzo hundert Jahre sind, daß er gebohren worden:

Ich gestehe, daß das süsse Andenken des sel. Herrn von Lohenstein so hochschätzbar bey mir beygesetzt ist, daß mir dieß noch weit angenehmer seyn sollte, als Alexandro M. die gewünschte Belebung Homeri, wenn man könte die frölliche Zeitung bringen, der unvergleichliche Lohenstein wäre wieder von den Todten auferstanden. Weilen es aber mit uns Menschen gehet, wie mit dem westindischen Obstgewächse Mengaba, so nicht eher reif und vollkommen wird, es falle denn auf die Erde, auch keiner unter den sterblichen Menschenkindern wie der americanische Baum Maga unverderblich ist, sondern vielmehr wie Jonae Gewächs

wächs dem Wurmstich alle unterworfen sind, indem die Welt gleichet der Thomas-Insel, Mallacca, Alexandrien, der Abyssinischen Provinz Fatigar, beym Königreich Adel liegenden Thale, so der Europäer Kirchhof heißt, weil nicht allein Vourondula, der Todesvogel, in Madagascar, sondern allenthalben anzutreffen ist. Denn es ist mit uns Menschen wie mit der Borondischen Insel, die bald verschwindet, nachdem unser Leib dem Tode, Tag und Nacht, wie Goa, offen stehet ꝛc.

§. XXIV.

Diese närrische Stelle, die mit unendlichen Ausschweifungen nichts mehr als die gemeine Wahrheit sagt, daß alle Menschen sterben müssen; darüber aber der Verfasser den Othem verliert, ja den Periodum zu schliessen vergißt, den er angefangen hatte, bis er sich endlich aus dem Labyrinthe seines Collectaneenbuches wiederum zurechte findet: Diese Stelle, sage ich, habe ich mit Fleiß hieher gesetzet, um noch mit der letzten Hauptregel die ganze Abhandlung von Erläuterungen zu schliessen. Es ist diese, daß man sich ja bey leibe nicht einbilden müsse: Jemehr Erläuterungen eine Rede hätte, desto schöner wäre sie. Nein, wenige und gute thun eine weit bessere Wirkung bey dem Zuhörer. Der vormalige Geschmack unsrer Lohensteinischen, Weisischen und Weidlingischen Schulen ist bereits viel zu lächerlich geworden, als daß man ihn noch fortzupflanzen Ursache hätte. Man hält die überflüßige Belesenheit in Peruanischen, Mexicanischen, Chinesischen und Japonesischen Reisebeschreibungen, vor lauter Stroh und Stoppeln; und das mit dem gröbsten Rechte. Man fordert wirkliche Realien, das ist, Sachen, Wahrheiten, Gründe, Gedanken; nicht aber Purpur und Gold, Marmor und Porphyr, Blumen und Thiere, Perlen und Edelgesteine, Vögel und Fische, Bäume und Steine ꝛc. Dieses sind Lapalien dargegen zu nennen; daher verderbe man seine Zeit nicht mit Zu-

sam-

sammenschreibung solcher Allfanzereyen; sondern lerne lieber gründliche Wissenschaften, die den Verstand aufräumen, und den Geist erweitern. Diese Warnung ist itzo noch um desto nöthiger, da es noch hier und da Liebhaber des alten Wustes giebt, die sich unmöglich entschliessen können, ihre vormalige Leckerbissen fahren zu lassen.

§. XXV.

Und diesen zu gefallen will ich noch zum Beschlusse ein hübsches Bißchen aus dem oft belobten Männling in der Zueignungsschrift zum Lohenstein io sententioso anführen; damit sie zehn Reden werden ausputzen können:

Bekannt ist es, daß Arabien Weihrauch, Syrien Balsam, Zacotera Aloe, Persien Citronen, Chios Trauben, Syracusa Weizen, Paphos Tauben, Pohlen Bären, Siberien Zobel, Peru Gold, Decan Diamanten, Arabien Sand und Dornhecken, Preussen Bernstein zeige; Tugend und Laster aber mit der Muttermilch eingeflößt werden, die sich so geschwinde weisen, als an Löwen die Klauen, an fruchtbaren Bäumen die Blüthe nebst Früchten, und am Cytisus die Feindschaft mit andern Bäumen.

Nun sollte man wohl denken, der Verfasser wäre zu sich selber gekommen, und sein Vorrath wäre erschöpft. Allein man irret. Er holet nur Athem; denn gleich darauf ergreift ihn ein neuer Paroxysmus:

Die Africaner malen ihren Leib mit blauer Himmelsfarbe, und die massagetischen Mohren ihr Gesichte mit Feuerröthe: Da doch wohl, der sein Leben mit Tugend und Weisheit nicht bloß färbet, sondern vergoldet; vor Lastern und Unwissenheit aber wie Ameisen vor Wohlgemuth, die Ziegen vor Heydekorn, die Schafe vor Eppich, der Löwe vorm Hahne, der Affe vor der Schnecke, der Trappe vorm Pferde, das Pferd vorm Cameele, das Cameel wieder vorm Löwen, der Schwan vorm Drachen, der Elephant vorm Schweine, der Crocodill vor den Federn des Aegyptischen Storches Ibis,

der

der Scorpion vor der Maus, die Maus vor der Katze, und so ferner, einen Abscheu hat.

Sollte man da nicht besorgen, daß ein solcher Redner irgend durch die Hundstage, oder wenigstens durch ein hitziges Fieber, in solche Unordnung gesetzet worden? Zum wenigsten würde ihm Horaz ein Caput tribus Anticyris insanabile beygelegt; Juvenal aber zugeruffen haben:

O medici, medici, mediam pertundite venam!

Das IX. Hauptstücke.

Von Erregung und Dämpfung der Gemüths-Bewegungen, und dem Beschlusse.

§. I.

Dasjenige, was die Alten zuletzt in einer Rede forderten, war der Beschluß, den sie bald den Epilogum, bald Conclusionem, bald Perorationem zu nennen pflegten. Cicero in seinem I B. von der Erf. handelt gleich nach der Wiederlegung der Gegner davon, und beschliesset damit das Buch. Qvintilian handelt davon in s. VI Buche von Anfang bis zum Ende: Beyde begreifen aber die Erregung der Affecten mit darunter. Jener sagt nemlich, der Beschluß einer Rede habe drey Theile, Enumerationum, indignationem & conquestionem, die Wiederholung, die Erweckung des Zornes, und die Klage oder die Erregung des Mitleidens. Dieser aber nennet nur zweene, doch so, daß er die Affecten nicht vergißt. Peroratio sequitur, heißt es, quam Cumulum quidam, Conclusionem alii vocant. Eius duplex ratio est, posita aut in rebus, aut in affectibus

bus. Beyde waren also der Meynung, daß man vor dem Ende der Rede die Affecten seiner Zuhörer sich noch zu Nutze machen, und vermittelst derselben über sie völlig triumphiren müsse. Und in der That ist nichts vernünftiger, als dieses. Die allerbesten Beweisgründe nehmen zuweilen einen halsstarrigen Zuhörer nicht völlig ein: Wenn nemlich das Gegentheil dessen, so man ihm vorgetragen, seinen Begierden angenehmer ist. Wenige Menschen sind vermögend ihren Neigungen zuwieder zu handeln. Was würde es also einem Redner helfen, wenn er seinen Satz noch so schön erwiesen hätte, dafern er nicht auch ihre Gemüths-Bewegungen sich zum Vortheile rege zu machen, oder die wiedrigen zu dämpfen wüßte.

§. II.

Ehe er nun dieses thut, ist es nöthig, nach Art der Alten, erstlich eine kurze Wiederholung seiner Beweisgründe anzustellen, dadurch er die Wahrheit seines Satzes dargethan. Oft hat der Zuhörer kein so starkes Gedächtniß, oder keine so grosse Aufmerksamkeit, alles was er gehöret hat zu behalten. Folglich dient es denn zu seiner Uberredung nicht wenig, wenn man seiner Schwachheit zu statten kommt, und ihn nochmals dessen erinnert, worauf er Achtung geben muß, wenn er überzeuget werden will. Der Beyfall nemlich, den ein Redner von ihm haben will, soll vernünftig und gegründet seyn: Darum will er ihn auch nicht nur bloß durch die Affecten erschleichen, sondern auf eine rechtschaffene Art, durch Beweise erzwingen. Jenes würde sich vor einen redlichen Mann nicht wohl schicken, und könnte auch von der falschen Beredsamkeit zu Ausbreitung der Irrthümer, und Beförderung des Bösen gemisbrauchet werden. Dieses aber kan niemand thun, als der bey seiner Sache ein gutes Gewissen hat, und so zu reden sich nicht scheuet, seine Gründe noch einmal der Prüfung des Zuhörers zu unterwerfen. Ja vielmals

thut

thut auch die kurze Zusammenfassung aller Beweise in eins, eine bessere Wirkung in den Gemüthern als vorhin die einzelnen Gründe in aller Weitläuftigkeit thaten.

§. III.

Doch gehöret zu dieser Wiederholung eine Klugheit, daß man sie nicht allezeit auf einerley Art mache. Man muß sich aller beständigen Formeln enthalten, womit gewisse, sonderlich geistliche Redner ihre Peroration anzufangen pflegen. Da heißt es gemeiniglich: Und also hätten wir Eurer Andacht in der Furcht des Herrn ꝛc. Nichts steht einem geschickten Redner übler an, als dergleichen verdrüßliche Einförmigkeit. Man muß seine Wiederholung ganz ungezwungen in die Rede einzuflechten, und sie bald so, bald anders anzubringen bedacht seyn; damit man gleichsam von ohngefähr darauf gekommen zu seyn scheinen, und seine Zuhörer nicht überdrüssig machen möge, selbige anzuhören. So macht es Demosthenes in s. I. Phil. R. Er macht einen Ausruf:

> O wenn wir doch lieber, an statt des allen, klüglich erwegen wollten, daß Philippus unser Feind ist; daß er uns alles unsre nimmt; daß er sich schon eine geraume Zeit so trotzig gegen uns erwiesen; daß alles worauf wir uns verlassen haben, uns nunmehr zuwieder ist; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns selbst Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzo mit ihm dort nicht Krieg führen wollen, vielleicht ehestens hier, wo ich rede, mit ihm werden fechten müssen: Wenn wir sage ich dieses alles klüglich erwegen wollten; so würden wir vernünftig handeln, und uns aller thörichten Fabeln entschlagen.

Eben so geschickt hat Cicero seine Wiederholungen anzubringen gewußt: Wie unter andern aus der Rede für den Archias erhellet. Denn nachdem er mit allen

seinen Gründen fertig ist, die zu Vertheidigung desselben dienlich seyn, und die Richter zur Gewogenheit gegen ihn, als einen Poeten, bewegen konnten: So apostrophirt er dieselben gleichsam bittweise, wiederholt aber zugleich alles, was er vorgebracht hatte:

Ey so erhaltet denn, ihr Richter, diesen Archias, der eine solche Schamhaftigkeit besitzet, die durch die Zuneigung seiner Freunde sowohl, als durch ihren eigenen Werth und ihre besondre Schönheit gebilliget wird; den Archias, dessen Geist und Witz so groß ist, als man dasjenige schätzen muß, was von so vielen grossen Männern geliebet worden; den Archias, dessen Sache endlich so beschaffen ist, daß sie durch die Gesetze, durch das Ansehen einer Stadt, durch das Zeugniß Luculli, durch das Register Metelli bestätiget worden. Da es nun mit dem allen seine Richtigkeit hat, so bitte ich euch, ihr Richter, wenn etwan in so wichtigen Dingen nicht nur ein menschlicher, sondern auch ein göttlicher Vorspruch nöthig ist, daß ihr denjenigen, der Euch, der eure Feldherrn, der die Thaten des Römischen Volkes allezeit gepriesen, der auch in dieser neuen Gefahr, die sowohl mich als euch ins besondre betrifft, uns auf ewig ein rühmliches Zeugniß zu geben verspricht; und der endlich in die Zahl derer gehört, die allezeit vor heilig gehalten und so genennet worden, dergestalt in euren Schutz nehmen wollet, daß er mehr durch eure Gelindigkeit unterstützet, als durch eure Schärfe verletzet zu seyn scheinen möge.

§. IV.

Wenn nun dergestalt der Inhalt der ganzen Rede dem Zuhörer nochmals vor Augen gestellet worden: So folget von Rechtswegen die Erregung der Affecten. Cicero in seinem I. B. von der Erf. erzählet hier nur hauptsächlich zweene, indignationem & conquestionem wie oben gedacht worden. Jene erkläret er so: Indignatio est oratio, per quam conficitur, vt in aliquem hominem magnum odium, aut in rem grauis offensio concitetur.

tetur. Von dieser aber schreibet er dergestalt: Conquestio est oratio, auditorum misericordiam captans. Folglich erhellet aus beyden, daß er es für nöthig gehalten, in einer gerichtlichen Rede theils den Zorn der Richter und Zuhörer, wieder den Gegenpart, theils ihr Mitleiden gegen den Clienten des Redners zu erregen. Was nun Cicero in dieser besondern Art der Reden von diesen beyden Gemüths-Bewegungen vor nöthig gehalten; das kan man überhaupt im Absehen auf alle Reden von allen Affecten vor erwiesen ansehen. Wir wollen uns nemlich bey dem Beweise einer so klaren Sache nicht länger aufhalten. Quintilian und Aristoteles sind ohnedem auf unsrer Seite. Und Cicero selbst ist in andern Stellen seiner Rhetorischen Schriften eben der Meynung. Z. E. in seinem Brutus Cap. L. heißt es, da er einen Redner loben will: Tu artifex, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo & ducitur oratione, & quasi voluptate quadam perfunditur. Quid habes quod disputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, fauet, odit, contemnit, inuidet, ad misericordiam inducitur, ad pudendum, ad pigendum, irascitur, miratur, sperat, timet. Sind nun dieses alles lobwürdige Eigenschaften eies Redners, wenn er in dem Gemüthe seiner Zuhörer Freude, Trauren, Lachen und Weinen, Gunst und Haß, Verachtung und Neid, Mitleiden und Scham, Reue und Zorn, Bewundrung, Hoffnung und Furcht zu erwecken weis: So muß er sich allerdings auf diese Kunst legen, und alle Mittel anwenden solches zu bewerkstelligen.

§. V.

Dieses nun glücklich auszurichten, ist vor allen Dingen eine sattsame Erkenntniß der menschlichen Gemüther nöthig. Ein guter Redner muß also sonderlich sich selbst, und sodann auch andre Menschen aus dem Grunde kennen. Er muß in der Erfahrung selbst, vermittelst

einer grossen Aufmerksamkeit und philosophischen Scharfsinnigkeit wahrgenommen haben, durch was für Vorstellungen und Gegenstände diese oder jene Leidenschaft zu entstehen pflegt. Ja er muß durch Hülfe der Sittenlehre alle Tiefen des menschlichen Herzens erforschet haben. Aus diesen Quellen hat Demosthenes seine Stärke in Erregung der Gemüths-Bewegungen geschöpfet; sintemal er lange ein Schüler Platons gewesen. Eben daher hat Aristoteles die vortrefflichen Regeln genommen, die er in seiner Rhetorik den Rednern vorschreibt. Daher hat auch Cicero seine ungemeine Gewalt über die Herzen der Zuhörer gehabt, welcher auch die aller gesetztesten Gemüther nicht wiederstehen konnten. Denn wenn er in seinem Brutus die Ursachen erzählen will, warum er im Reden so viel Ruhm erlanget habe: So sagt er Cap. XCIII. unter andern: Es sey niemand vorhanden gewesen, der gelehrter als der Pöbel, und in der Weltweisheit recht gesetzt gewesen sey, als welche die Mutter aller schönen Thaten und Worte wäre. Niemand hätte den Richter aufzumuntern und zu ergetzen, niemand denselben zum Zorne zu reizen, oder ihm Thränen in die Augen zu bringen gewußt. Dieses alles hatte Cicero aber in seiner Gewalt, da er die ganze Philosophie der Griechen vollkommen inne hatte, und sich derselben zu rechter Zeit zu bedienen wußte. Ich will also hier auch aus der Weltweisheit das nöthige wiederholen, und aus der Natur der Affecten die Regeln herleiten, wie man sie theils erregen, theils aber auch dämpfen könne. Wer sie aber aufs vollständigste wissen will, der muß des Aristoteles Rhetorik mit Fleiß durchgehen, sonderlich sein ganzes andres Buch, als welches ganz davon handelt.

§. VI.

Die Gemüths-Bewegungen sind entweder angenehm oder verdrüßlich: Jene sind also ein hoher Grad

der

der sinnlichen Lust; diese hergegen ein hoher Grad des sinnlichen Abscheues. Alle Lust entsteht über der Vorstellung gewisser vermeynten Güter; alle Unlust aber über der Vorstellung gewisser vermeynten Ubel. Soll nun eine oder die andre in sehr hohem Grade entstehen: So muß entweder das Gut oder Ubel sehr merklich groß zu seyn scheinen; oder es müssen sich sehr viele kleine Güter, oder Ubel dem Gemüthe auf einmal darstellen. Und dieses letztere ist in den Leidenschaften das gemeinste. Denn aus der verwirrten Vorstellung vieles Guten und Bösen entstehen sie eigentlich in der Seele: Daher denn die Sinne mehr Theil daran haben, als der Verstand. Hieraus fliessen nun die beyden Hauptregeln zu Erregung und Dämpfung der Gemüths-Bewegungen I) Will man einen angenehmen oder verdrüßlichen Affect erregen; so stelle man seinem Zuhörer alle das Gute, oder alle das Böse, in grosser Menge, und sehr geschwinde hinter einander vor die Augen, welches an einer Person oder Sache befindlich ist, oder doch zu seyn scheinet. Dieses nun recht zu bewerkstelligen, muß ein Redner sehr scharfsinnig seyn, erst selbst viel an einem Dinge wahrzunehmen, was zu seinem Zwecke dient. Hernach muß er auch viel Witz haben, um durch einen Strom von nachdrücklichen und lebhaften Worten seine Gedanken feurig vorzutragen. Denn wenn dergleichen Vorstellungen gar zu mager und schläfrig geschehen: So verlieren sie alle ihre Kraft. II) Will man einen Affect unterdrücken oder dämpfen; so muß man dem Zuhörer zeigen, daß entweder das Gute, oder das Böse, an der Sache nicht vorhanden sey, welches er daran zu sehen meynet; oder daß es wenigstens so groß, oder so zahlreich nicht sey, als es ihm dünket. Auch hier kan er der obigen Eigenschaften nicht entbehren; wiewohl sonst noch mehr Einsicht dazu nöthig ist.

§. VII.

Doch wir müssen auch besondre Regeln von den vornehmsten Affecten geben. Die Liebe ist zwar eine Bereitschaft aus dem Glücke eines andern ein Vergnügen zu schöpfen: Sie entsteht aber aus dem Gefälligen, das jemand an einer Person wahrgenommen zu haben glaubet; es sey nun dieses von welcher Gattung es wolle. Will man also dieselbe in seinen Zuhörern erregen, so beschreibe man ihnen alle das Gute, so an einer Person oder Sache befindlich ist, oder doch zu seyn scheinet: Ihren guten Verstand, ihre sämtliche Gemüthsgaben, ihr redliches Herz, ihr gutes Verhalten, ihre Tugenden, ihre Geschicklichkeiten des Leibes u. s. w. Und da es ausser der Liebe des Wohlwollens auch eine Liebe der Erkenntlichkeit giebt; die aus denen von jemand genossenen Wohlthaten entsteht: So nehme man wo es möglich ist, auch diese zu Hülfe, und führe dem Zuhörer zu Gemüthe, wie gut der andre gegen ihn gesinnet sey, was er ihm schon vor Gutes gethan, oder doch zu thun geneigt gewesen. Man zeige ihm ferner, daß selbiger es ohne Eigennutz, aus blosser Liebe gegen ihn gethan; ja noch ferner zu thun bereit sey, wenn er sich nur nicht selbst um seine Gunst bringen würde. Da aber auch die Vergleichung mit andern, die in gleichen Umständen sind, viel hierzu beytragen kan: So zeige man, daß hundert andre, die doch eben das Vermögen, und eben die Gelegenheiten gehabt ihm Gutes zu thun, solches dennoch nicht gethan hätten; und was dergleichen Vorstellungen mehr sind, die aus den besondern Umständen der Zeiten, Oerter, und Personen herzunehmen seyn würden. Zum Exempel kan uns des Cicero Rede vor den Archias dienen, darinn er die Römer zur Liebe gegen diesen Poeten bewegen will. Er beschreibt erst weitläuftig seine gute Eigenschaften: Hernach setzt er auch hinzu, daß er die Römer schon in seinen Gedichten gepriesen habe und noch preisen werde.

Die

Die Stellen fallen aber zu weitläuftig, als daß ich sie hieher setzen könnte.

§. VIII.

Das Gegentheil von der Liebe ist der Haß, oder die Bereitschaft sich an dem Unglücke eines andern zu vergnügen. Diese Leidenschaft entsteht aus dem vielen Misfälligen, so man an jemanden wahrgenommen zu haben meynet. Will man also den Haß erwecken, so zeige man seinen Zuhörern, was eine Sache oder Person vor Unvollkommenheiten an sich habe; wie böse oder schädlich, wie ungerecht, unbillig, undankbar, grausam, stolz, geizig, niederträchtig, faul, verschwenderisch, falsch und untreu ein solcher Meusch sey, den man verhaßt zu machen willens ist. Ja da auch das äusserliche Wesen, so die Sinne rühret, eine Unlust oder einen Abscheu erreget, und also zu Beförderung des Hasses dienen kan: So kan man gar die Gestalt, Kleidung, Aufführung, Ungeschicklichkeit, Sprache, Gang und Wohnung mit dazu nehmen. Ferner pflegt auch der Umgang eines Menschen mit verhaßten Leuten, sein Geschlecht und Vaterland, sein übelerworbenes Vermögen, seine durch eigene Schuld entstandene Artmuth, u. d. g. zu Erregung des Hasses nicht wenig beyzutragen. Doch muß ein kluger Redner bey dem allen auf die besondern Umstände der Personen sehen. Denn wie sich niemals alle diese Gründe zugleich anbringen lassen: So finden sich zuweilen noch ganz besondre Betrachtungen, die eins oder das andre vergrössern helfen. Z. E. Wenn jemand wackere Eltern, gute Lehrmeister, und treffliche Exempel in seiner Familie gehabt hätte; doch aber aus der Art geschlagen wäre, alle Ermahnung seiner Freunde nichts geachtet hätte u. s. w: So würde dieses zeigen, daß ein solcher Mensch in der Bosheit ganz ersoffen wäre, und also einen billigen Haß verdienet hätte. Ein Exempel davon giebt Cicero in seiner Rede für den Ligarius, wo er den Tubero bey dem Cäsar so verhaßt

zu machen suchet, indem er seine vorige Feindschaft wieder den Cäsar, seine Unbilligkeit in der Anklage, seine Grausamkeit in der Absicht dabey, und die bösen Folgen, die solche Anklage bey einem andern Oberherrn haben könnten, sehr lebhaft vorstellet. Aber auch dieses ist länger als daß es hier völlig Platz finden könnte. Man begnüge sich hier mit einer kleinen Probe:

Du beschuldigest ihn dessen, was er gesteht: Aber noch nicht genug. Du klagest denjenigen an, dessen Sache entweder besser ist als die deinige, wie ich dafür halte; oder die doch der deinigen ganz gleich ist, wie du vermeynest. Das ist nun schon sehr wunderlich; aber noch weit seltsamer ist das, was ich noch hinzu setzen will. Deine Anklage hat nicht nur die Kraft den Ligarius verdammen, sondern ihn gar ums Leben bringen zu lassen. Dergleichen hat vor dir noch kein römischer Bürger gethan. Das ist ein ausländisches Verfahren! Die leichtsinnigen Griechen, oder die grausamen Barbarn pflegen in ihrem Hasse so blutdürstig zu seyn. Denn was ist wohl sonst deine Absicht? Soll er nur bloß zu Rom nicht leben? Soll er nur sein Haus meiden? Soll er nur mit seinen liebsten Brüdern, nur mit diesem gegenwärtigen T. Brochus, als seinem Vetter, nur mit dessen Sohne, nur mit uns nicht an einem Orte leben? Soll er sich nur in seinem Vaterlande nicht aufhalten? Sage mir, ist er denn itzo darinnen? Kan er wohl aller dieser Dinge mehr beraubet werden, als er es itzo schon ist? Er ist ja schon aus Italien verbannet. Er lebt in der Fremde. So willst du ihn denn nicht seines Vaterlandes, dessen er schon beraubet ist, sondern seines Lebens berauben. Wahrlich! so hat noch niemand einen andern, auch nicht einmal bey demjenigen Dictator angeklaget, der doch alle, denen er gehässig war, am Leben strafete. Er selbst befahl umzubeingen, ob es gleich niemand verlangte: Ja er setzte wohl gar Belohnungen darauf. Gleichwohl ist diese Grausamkeit von dem gegenwärtigen Cäsar, den du itzo gern grausam machen willst, gerochen worden. §. X.

§. IX.

Mit dem Hasse hat oft der Zorn eine Verwandschaft, welcher eine Begierde ist, demjenigen Ubels zuzufügen, der uns vorher beleidiget hat. Es entsteht aber der Zorn aus der grossen Unlust, die man über das Unrecht empfindet, so uns ein andrer angethan hat. Will ich also den Zorn meiner Zuhörer gegen jemanden erwecken: So muß ich ihnen zeigen, wie sehr sie von demselben beleidiget worden. Dazu ist nun dienlich, daß man theils darthue, wie wenig sie solches an ihm verdienet; indem sie ihm niemals was zuwieder gethan, wohl aber viel gutes gegönnet und erwiesen: Theils aber, wie boshaft und muthwillig er solche Beleidigung unternommen. Man muß ferner zeigen, daß solches sein erstes nicht sey, oder wenn es ja sein erstes wäre, so hätte es ihm bisher nur an Gelegenheit dazu gefehlet: Ja es läge an ihm nicht, daß er es nicht noch viel ärger gemacht hätte, sondern nur an den Umständen und an seinem Unvermögen. Man kan hinzusetzen, seine Beleidigung sey mit einer Verachtung der Beleidigten verbunden; indem er sie nicht vor fähig hielte, sich an ihm zu rächen. Er hätte so und so davon gesprochen, und wohl gar Spöttereyen und Drohungen hinzugesetzt. Ferner kan man sagen, daß die Unempfindlichkeit gegen einen so frechen Feind ihn nur noch trotziger machen, und dem Beleidigten noch viel mehrern Schaden zuziehen würde. Zuweilen ist der Beleidiger wohl gar geringer von Stande, Vermögen, Wissenschaft, Geschicklichkeit, Jahren und Kräften: Und alsdann kan man es als desto schimpflicher vorstellen, daß ein so nichtswürdiger Mensch das Herz gehabt, Leute, die besser sind als er, zu beleidigen. Zum Exempel kan hier des Demosthenes I. Philippische Rede dienen, darinn er den König in Macedonien verhaßt zu machen suchet. Es heißt im Eingange:

Ihr sehts ja wohl wie es steht, ihr Athenienser, und wie verwegen der Mensch schon geworden ist. Er läßt euch

ja nicht mehr die Freyheit, ob ihr Krieg oder Frieden haben wollet; sondern er drohet euch, und bedienet sich dabey der hochmüthigsten Ausdrückungen. Er ist damit nicht zufrieden, was er schon hat, sondern unternimmt immer grössere Dinge, und verstricket euch rings umher in eurer Trägheit und Langsamkeit. Wenn werdet ihr Athenienser einmal anfangen eurer selbst wahrzunehmen? Vielleicht wenn die höchste Noth euch dazu zwingen wird! Was dünket euch aber von dem allen, was itzo geschieht? Meines Erachtens kan ja freye Leute keine grössere Noth betreffen, als die Gefahr in Schimpf und Schande zu gerathen.

§. X.

Dem Zorne ist das Mitleiden entgegen gesetzt, und dieses ist eine heftige Unlust über das Elend eines Menschen, den wir eines bessern Glückes würdig achten. Selbiges entsteht aber aus der Gunst oder Liebe desjenigen, dessen Noth und Leiden uns bekannt wird. Wollen wir also das Mitleiden erregen, so müssen wir erstlich machen, daß die Zuhörer dem Nothleidenden, dessen sie sich erbarmen sollen, gewogen und zugethan werden, oder ihn gar lieben mögen. Dieses geschieht nun nach der obigen Vorschrift, da wir wiesen, wie die Liebe erwecket wird. Hernach muß man seinen elenden Zustand auf das kläglichste beschreiben; seine Noth mit lebendigen Farben abmalen; die Grösse derselben durch die Vergleichung mit geringern Zufällen, durch die Länge der Zeit, durch den Mangel aller Hülfe und Hoffnung, recht vor Augen stellen. Man muß hinzusetzen, daß er dieses alles unschuldig leide; daß er zum wenigsten ein so grosses Unglück nicht verdienet habe; daß nicht allein er, sondern auch die Seinigen, Freunde, Geschwister, Weib und Kind dabey leiden müsten; daß nur ein jeder Zuhörer selbst sich vorstellen möchte, wie es ihm zu muthe seyn würde, wenn er sich in dergleichen Umständen befinden sollte. Endlich kan man wohl gar

sagen,

sagen, daß solch ein Exempel unerhört, ja in keinen Geschichten anzutreffen sey; daß der Nothleidende um einer guten Sache, um der Religion, der Liebe zur Wahrheit und Tugend halber leide: Und was noch sonst die besondern Umstände an die Hand geben können. Das schönste Exempel giebt des Cicero Rede für den Ligarius an die Hand. Diese ist fast ganz zu Erweckung des Mitleidens bestimmet. Doch mag folgende Stelle zur Probe dienen:

Erhältst du Ligarium, so wirst du vielen von deinen nächsten Freunden einen Gefallen thun: Aber erwege dabey nur das, was du sonst zu erwegen gewohnt bist. Ich kan dir die tapfern Sabiner, denen du so viel zutrauest, ja das ganze Sabinische Gebieth, den Kern von Italien und den rechten Arm der Republik vorstellen. Du kennest diese Leute sehr wohl; aber siehe nur wie betrübt und bekümmert sie sind. Siehe nur, die Thränen dieses T. Brochi und die Traurigkeit seines Sohnes; denn ich weis wohl wie er bey dir angeschrieben ist. Was soll ich von seinen Brüdern sagen? Halte doch nicht dafür Cäsar, daß es hiebey nur auf einen Kopf ankomme. Du must entweder drey Ligarier aus der Stadt verbannen, oder drey Ligarier darinnen behalten. Sie wollen aber viel lieber, wer weis wohin verbannet seyn, als ihr Vaterland, ihr Haus und Hof und ihre Heiligthümer behalten, wenn dieser einzige nur in der Fremde leben muß. Handeln sie nun darinn als Brüder, handeln sie gottfürchtig; thun sie es mit Schmerzen: So laß dich doch durch ihre Thränen, durch ihre Tugend, durch ihre brüderliche Liebe bewegen = = = = Ertheilest du ihm nun diese Begnadigung, so wirst du sie nicht nur ihnen selbst, nicht nur allen anwesenden trefflichen Männern, nicht nur uns als ihren Blutsfreunden, sondern der ganzen Republik wieder schenken!

§. XI.

Die Freude ist ein hoher Grad der Lust über ein gegenwärtiges Gut, so man erlanget zu haben vermeynet.

Sie

Sie entsteht also aus der Vorstellung eines entweder wahrhaften, oder vermeynten Gutes, so demjenigen zu Theil wird, oder zu werden scheint, der sich erfreuet. Will man derowegen jemanden in Freude setzen: So zeige man ihm, daß ihm ein sehr grosses, oder doch ein vielfältiges Gut bescheret sey. Man überführe ihn von dem merklichen Nutzen der ihm davon zugewachsen, oder noch zuwachsen werde, und beschreibe denselben als ob er schon gegenwärtig wäre. Man zeige, daß sich unzählliche eben das Gut, oder doch dergleichen gewünschet, und es doch nicht erlanget hätten; imgleichen, daß er es viel eher und mit viel leichterer Mühe erlanget, als viele andre. Haben die Zuhörer durch ihre Geschicklichkeit oder Verdienste was dazu beygetragen, daß ihnen solch ein Gut zu theil geworden: So vergrössere man die Schwierigkeiten die dabey gewesen; die sie aber dennoch überwunden hätten. Ist es aber ein blosses Glück, oder die Gnade eines grossen Herrn, daß sie dergleichen erlanget: So sage man, sie wären doch vor andern eines solchen Glückes werth geachtet worden. Man beschreibe auch wohl den Neid, den sie über den Besitz eines so treflichen Gutes bey vielen bekommen würden: Denn auch der pflegt den Menschen gemeiniglich ihr Vergnügen zu vergrössern. Ubrigens merke man nur, daß auch die Befreyung von einem grossen Uebel, dieselbe Wirkung zu thun pflegt, die ein erlangtes wirkliches Gut hat. Ein Exempel davon giebt uns Cicero in seiner andern Catilinarischen Rede, gleich im Anfange.

Endlich einmal, ihr Römer, haben wir den Catilina, der vor Tollkühnheit raste, nach lauter Frevelthaten dürstete, den Untergang seines Vaterlandes boshafter Weise zu befördern suchte, und euch allen sowohl als dieser Stadt, mit Schwerdt und Flammen drohete, aus unsern Thoren entweder hinaus gestossen, oder ausziehen heissen, oder ihn doch beym Ausgange mit Worten begleitet. Er ist gan-

gangen, entwichen, entlaufen, ja gewaltsam hinaus gedrungen. Nunmehro wird dieses Ungeheuer, diese Misgeburt, in unsrer Stadt, wenigstens in ihren Mauren kein Verderben mehr anrichten. Unstreitig haben wir diesen einen Anführer eines einheimischen Krieges überwunden. Dieser Meuchelmörder wird sich nun nicht mehr mitten unter uns befinden. Weder auf dem Gefilde, noch auf dem Markte, noch auf dem Rathhause, noch in den Privathäusern wird man ihn mehr fürchten dörfen. Wir haben ihn ganz und gar ausgerottet, indem wir ihn zur Stadt hinaus getrieben. Nun können wir mit ihm ohne Hinderniß, als mit einem offenbaren Feinde, Krieg führen. Ja wir haben zweifelsfrey den Mann herrlich überwunden und zu Grunde gerichtet, da wir ihn genöthiget, aus einem heimlichen Meuchelmörder ein öffentlicher Räuber zu werden.

Daß er aber kein blutiges Eisen, wie er wohl gewünschet, mit sich davon gebracht, daß er uns lebendig hier hat lassen müssen, daß wir ihm den Stahl aus den Händen gewunden, daß er die Bürger in gutem Wohlstande, daß er die Stadt noch stehend zurück gelassen: Was meynt ihr wohl, wie sehr ihn das schmerzen und martern muß? Nun liegt er ganz zu Boden geschlagen, ihr Römer, ja er fühlt es selbst, daß er getroffen und niedergeworfen sey. Und wahrhaftig, er drehet seine Augen öfters nach dieser Stadt zurücke, und bedauret es, daß sie ihm aus dem Rachen gerissen worden: Welche mir aber zu frolocken scheinet, daß sie eine solche Pestilenz ausgespieen und hinaus geworfen hat.

§. XII.

Die Traurigkeit ist ein heftiges Misvergnügen über ein gegenwärtiges Ubel, welches entweder sehr groß oder sehr vielfach ist. Sie entsteht also, aus der Einbildung, daß man entweder ein grosses Gut verlohren, oder selbst ein grosses Ubel erlitten habe. Will man nun in den Gemüthern seiner Zuhörer die Traurigkeit erregen: So muß man ihnen die Grösse ihres Verlustes, oder

des Uebels so sie betroffen, recht lebhaft abschildern. Man muß ihnen zeigen, daß dieses Unglück längst zu besorgen gewesen, daß ein jeder schon zum Voraus gezittert habe, wenn er nur daran gedacht; itzo aber sey es wirklich erfolget. Er muß wünschen, daß er nicht davon reden dörfte, weil es gar zu betrübt sey, auch nur daran zu gedenken. Er muß um Vergebung bitten, daß er unordentlich und verwirrt davon sprechen werde: Weil ihm der Schmerz es nicht anders verstatte. Dann muß er alles dasjenige nahmhaft machen, was durch solch einen unglücklichen Zufall betrübet worden. Er muß Stückweise eine grosse Menge desjenigen erzählen, was dadurch verlohren gegangen, was man böses erlitten und was noch künftig zu besorgen sey. Er muß verschiedene Arten der Leute, allerley Stände, viele Städte ja Provinzen und Länder, klagend einführen, und ihrer aller Leid vor gerecht erklären. Er muß die Urheber dieses Unglücks in voller Bewegung anreden, und sie entweder einer Grausamkeit beschuldigen, oder selbst zum Erbarmen zu bewegen suchen. Er muß endlich auf die besondern Zeiten und Oerter sehen, dadurch ein solcher Fall noch trauriger wird; ja er muß ihn mit andern Fällen, die man selbst, oder die andere sonst erfahren, vergleichen, und zeigen, daß dieser weit schwerer sey, als alle übrige. Ein vollkommen schönes Exempel giebt uns hier Fleschier in der Rede auf den Marschall von Turenne; daraus ich aber nur diese Stelle zur Probe geben will.

Es fehlt nicht viel, daß ich hier nicht stecken bleibe. Ich werde irre, Meine Herren. Turenne stirbt! Alles kommt in Unordnung; das Glücke wanket; der Sieg wird müde; der Friede entfernet sich; die guten Absichten der Bundesgenossen werden matt; die Herzhaftigkeit der Soldaten wird durch den Schmerz niedergeschlagen, und durch die Rachgier wieder ermuntert. Das ganze Lager bleibt unbeweglich. Die Verwundeten denken an den erlittenen Verlust, nicht

nicht aber an ihre Wunden. Die sterbenden Väter schicken ihre Söhne, den entseelten Feldherrn zu beweinen. Das traurende Heer ist mit seinem Leichenbegängnisse beschäfftiget, und dgs Gerüchte, welches ungewöhnliche Fälle so gern in der Welt ausbreitet, erfüllet dieselbe mit der Erzählung von dem herrlichen Leben dieses Prinzen, und von seinem bedaurenswürdigen Tode.

Was für Seufzer, was für Klagen, was für Lobsprüche erschalleten nicht damals in Städten und auf dem Lande! Der eine sieht seine Saat wachsen, und preiset das Andenken desjenigen, dem er die Hoffnung seiner Erndte zu danken hat. Der andre geneußt noch in Ruhe seines väterlichen Erbes, und wünschet denjenigen den ewigen Frieden, der ihn vor der Unordnung und Grausamkeit des Krieges geschützet hat. Hier opfert man das anbethenswürdige Opfer Jesu Christi, für die Seele desjenigen, der sein Blut und Leben für das gemeine Beste aufgeopfert hat. Dort bauet man ihm ein Trauergerüste, wo man ihm Triumphbogen aufzurichten gedachte. Ein ieder suchet sich die herrlichste Stelle aus einem so schönen Leben aus. Alle unterfangen sich ihn zu loben, und ein ieder, der sich durch seine eigene Seufzer und Thränen unterbricht, bewundert das Vergangene, beklaget das Gegenwärtige, und zittert vor dem Künftigen. So beweinet das ganze Königreich den Tod seines Beschützers, und der Verlust eines einzigen Mannes ist ganz allein eine allgemeine Trübsal.

§. XIII.

Mit der Traurigkeit hat die Furcht viel Gemeinschaft. Diese ist eine starke Unlust über ein bevorstehendes Ubel; und je grösser, je vielfältiger solches einem vorkommt, desto grösser wird seine Furcht. Will man also dieselbe erwecken, so muß man ihm zeigen, das Uebel welches man bisher nicht vermuthet, sey nunmehro vor der Thür, es werde einbrechen und auch diejenigen betreffen, die es nicht hätten glauben wollen. Man muß hinzusetzen, daß

es grösser seyn werde, als man sichs vielleicht eingebildet; und zu dem Ende dasselbe durch die Beschreibung aller Umstände wahrscheinlich machen. Man muß zeigen, wie vieler, und wie grosser Güter es uns berauben, wie mancherley Böses es mit sich führen, und wie elend es dadurch unsern Zustand machen werde. Man muß zeigen, daß es unmöglich seyn werde, ihm zu entgehen; daß unsre Kräfte viel zu ohnmächtig wären, ihm zu wiederstehen; daß wohl stärkere Schultern demselben hätten unterliegen müssen, und daß man sich dabey auf niemands Hülfe zu verlassen hätte. Man kan die Länge der Zeit, die selbiges dauren wird, und die andern Umstände mit dazu nehmen, die alles desto wahrscheinlicher und fürchterlicher machen. Ja der Redner selbst kan sich furchtsam anstellen, indem er sagt das ihm selbst die Haare zu Berge stünden und die Haut schauerte, wenn er daran gedächte. Er kan sein Mitleiden gegen diejenigen zum voraus bezeugen, die das Ubel treffen wird, und einen herzlichen Wunsch nach dem andern thun, daß es ihm möglich wäre, sie aus der instehenden so schrecklichen und unausbleiblichen Gefahr zu erretten. Zum Exempel kan hier der gröste Theil der Predigt des Herrn Abts Mosheim dienen, darinn er eine Betrachtung des Todes angestellet hat. Sie steht im dritten Theile s. Heil. N. p. 1167. der grössern Ausgabe. Uns soll nur eine Stelle davon p. 1207 u. f. f. zur Probe dienen.

Was sehen wir, wenn wir etwa mit unsern Gedanken auf das Gegenwärtige fallen? Ihr, die ihr bey den Betten eurer sterbenden Freunde zuweilen gestanden und ihren Tod abgewartet habt, könnt selber leicht antworten. Wir sehen einen ausgezehrten Leib, der seine Gestalt verlohren; eine welke Haut, die für einen andern Körper scheint geschaffen zu seyn und unsern Gliedern nicht gerecht ist; schlaffe Gebeine, die bereits aus einander gehen wollen und ihre Fugen von selbst zu verlassen scheinen. Wir fühlen ein träges Geblüte, welches hier und da schon stille stehet, und nicht mehr durch alle

Gefäße

Gefässe dringen kan; einen Mangel der Wärme, die zum Leben gehöret; eine Abnahme des Gesichtes und der übrigen Sinne; eine schmerzhafte Empfindung nach der andern. Was muß ein Verstand, der sich selbst gelassen ist, für traurige Betrachtungen über diese Dinge anstellen? Wir sehen um unser Bette eine Anzahl von Freunden, von Weysen, von Angehörigen, in deren Gesellschaft und Umgang wir ehedem unser Vergnügen gefunden, die durch bittere Thränen ihren Schmerz entdecken und mit uns zu halben Leichen werden. Welch ein Anblick! Zuweilen erblicken wir gar diejenigen, die uns schon lange das Leben nicht gegönnet, und durch ihre Geberden und Blicke an den Tag geben, daß sie bald da zu erndten hoffen, wo sie nicht gesäet haben. Bald tritt ein Arzt herein, der die Achseln zucket, die schlechte Wirkung der vorgeschriebenen Mittel beseufzet, das Haupt über die neuen Zufälle, die man ihn erzählet, schüttelt, die Feder mit Wehmuth ergreifet, eine stärkende Arzney vorzuschreiben, und zuletzt die Hülfe des Herrn, als die einzige Hoffnung die noch übrig ist, anwünschet: Das heißt, der uns mit behutsamen Worten den Tod ankündiget. Ihm folget ein Knecht des Herrn, der zuletzt sein Amt an uns verrichten soll, und der es mit Furcht und Ungewißheit verrichtet. Er thut was er kan. Er prediget bald Gesetz, bald Evangelium. Er schrecket, warnet, tröstet, ermahnet, nachdem er es nöthig findet. Und wehe dem, der nicht weis ob er die Worte des Gesetzes auf sich ziehen soll! Wehe dem, der da zittert, wenn er von der Qvaal der Verdammten höret, und nicht weis, ob er sich freuen soll, wenn der Bothe des Herrn die seligen Wohnungen der Auserwählten zu seiner Erqvickung aufschleußt ꝛc.

§. XIV.

Das Gegentheil von der Furcht ist die Hoffnung. Diese ist ein starkes Vergnügen über ein künftiges Gut, so uns wahrscheinlicher Weise zu theil werden wird. Wie sie also aus der Vorstellung von einem jemanden bevorstehenden Gute entsteht: So sieht man leicht, wie

man dieselbe bey seinen Zuhörern erwecken kan. Man muß ihnen erstlich eine lebhafte Beschreibung von einer gewissen guten Sache machen. Man muß sie als ein Gut vorstellen, das nicht gemein, sondern groß und selten ist; welches sich viele vergebens gewünschet hätten, und welches zu erlangen sehr schwer sey. Man muß zeigen wie vielerley Vortheile, Ehre, Bequemlichkeiten und Ergetzlichkeiten es bey sich führe, wenn man es einmal besitzet. Hierauf muß man anfangen zu zeigen, daß es sich anliesse, als ob es den Zuhörern wohl zu theil werden könnte, wenn diese oder jene Schwierigkeit nicht im Wege stünde. Doch diese sey leicht zu heben, ja wohl gar schon wirklich gehoben; welches mit allen möglichen Gründen wahrscheinlich gemacht werden muß. Nunmehro wären also entweder gar keine, oder doch sehr geringe Schwierigkeiten mehr übrig. Diese würden sich auch in kurzem verlieren. Es stehe in der Gewalt der Zuhörer, sie ehestens aus dem Wege zu räumen. Man kan auch zu desto mehrerer Bestätigung sich auf Exempel andrer beruffen, die wohl noch schwächere Gründe zu hoffen gehabt, und doch ihres Wunsches theilhaftig geworden wären. So suchte Demosthenes in s. I. Phil. N. den Athenienſern gleich im Eingange eine gute Hoffnung zu machen. Denn nachdem er ihnen die Zaghaftigkeit aus dem Sinne zu reden getrachtet: So macht ers ihnen sehr wahrscheinlich, daß es ihnen nicht schwer fallen werde den Sieg zu erlangen, wenn sie nur das ihre thäten:

Derowegen, ihr Athenienſer, wenn ihr euch künftig eben so verhalten wollt, welches ihr allerdings bisher nicht gethan habt; wenn ein jeder von euch ohn alle Säumniß oder Ausflucht, zum Besten der Republik, dasjenige beytragen will, was die Noth erfordert, und was in seinen Kräften steht; die Begüterten durch ihre reichliche Beysteuer, die junge Mannschaft aber durch ihre Kriegsdienste; und damit ichs kurz fasse, wenn ihr künftig eure eigene Kräfte brauchen, und endlich

lich aufhören wollt, euch auf andre zu verlassen, die indessen, daß ihr selbst schläfrig seyd, alles allein thun sollen: So werdet ihr mit Gottes Hülfe das eurige bald wieder erlangen; alles was ihr durch eure Nachlässigkeit verlohren, zurücke bekommen, und euch nach Wunsche an euren Feinden rächen können.

Bildet euch doch nicht ein, daß Philippus ein Gott sey, dem es nothwendig allezeit wohl gehen, und dessen Glück unveränderlich seyn müsse. Nein ihr Athenienser, es giebt Leute die ihn hassen, die ihn fürchten, die ihn beneiden, und zwar selbst unter denen, die itzo seine besten Freunde zu seyn scheinen. ꝛc.

§. XV.

Die Schamhaftigkeit *ist eine merkliche Unlust über das Böse, so man an sich hat, oder begangen hat; wenn es bekannt und offenbar wird.* Sie entsteht also aus Betrachtung seiner Unvollkommenheiten und bösen Aufführung, zumal wenn man bedenkt, daß sie auch andern kund geworden, oder doch werden möchte. Will daher ein Redner dieselbe in seinen Zuhörern erwecken: So stelle er ihnen alles das vor Augen, was sie Böses an sich haben. Man vergleiche es mit andern, die ihres gleichen, ja wohl noch schlechter, als sie, seyn sollen, und zeige, daß ihnen selbige weit vorgehen. Man stelle ihnen ihre Vorfahren, Eltern und andre dergleichen Personen vor, von deren Fußtapfen sie weit abgewichen, und nehme alle übrige Umstände zusammen, die das üble Verhalten grösser machen können. Ferner gebe man es den Zuhörern selbst zu bedenken, was andre, die solches gewahr würden, von ihnen denken und urtheilen würden. Man zeige daß es unmöglich sey dergleichen Urtheile zu vermeiden, indem die Sache ganz offenbar und handgreiflich sey. Sie könnten es weder leugnen noch auf einige Weise entschuldigen. Ja gesetzt, daß es niemand wüste, so könnte es ein jeder vor sich selbst nicht verhelen oder verantworten. Ein jeder müste sich wenigstens

vor seinem eigenen Gewissen schämen: Ja derjenige wüste es, der auch ihre Herzen kennete. Sonst aber kan die Schamhaftigkeit auch wachsen, wenn man zeiget, daß das Böse nicht wenigen, geringen und unverständigen Leuten; sondern vielen, den vornehmsten und verständigsten bekannt sey; Leuten, an deren Urtheile den Zuhörern überaus viel gelegen sey. Ein Exempel soll uns Herr Abt Mosheim geben. Es steht p. 959. sqq. s. heil. Reden der grössern Auflage. Wir wollen nur folgende Worte p. 963. seqq. davon hersetzen:

Wir wollen euch eine einzige Frage vorlegen, die in eurem Herzen den Ausschlag geben wird, ob ihr Ursache habt euch für so stark anzusehen. Fraget euch selbst: Wie viel Liebe habe ich noch gegen mich, gegen das, was ich besitze, und gegen die Meinigen, die mir angehören? Bin ich fertig, so bald der Herr rufft, Häuser, Aecker, Güter zu verlassen und ihm nachzufolgen? Bin ich gefaßt, das Pfand der Wahrheit mit dem Verluste der wenigen Güter, die ich besitze, der geringen Ehre, die mir der Herr zugeworfen, des mühseligen Lebens, so ich genieße, zu erkaufen? Es ist wenig, was wir aufzusetzen haben, die wir hier versammlet sind. Wir haben keine Thuren, keine Fürstenthümer, keine Völker zu verlieren, wie unsre ersten Bekenner. Wir haben keine Herrschaften und Regierungen mit dem Gefängnisse zu vertauschen. Es ist wenig was wir verlieren können. Wie viel gilt denn dieses wenige bey uns? Heißt dieses wenige Nichts bey uns, wenn wir es gegen die Wahrheit halten? Sind wir bereit, dieses wenige hinzugeben, um den Glauben zu behalten? Was antwortet euer Herz auf diese Frage? Regt sich nicht ein inwendiges Schrecken, wenn ihr recht daran gedenket? Steigen nicht, ich weis nicht was für unangenehme Regungen bey euch auf, wenn ihr an der Seite der Wahrheit, die ihr habt, Schmach, Verachtung, Armuth, Gefängniß, Scheiterhaufen; und an der Seite des Irrthums den ihr verwerft, Ehre, Reichthum, Freyheit, Gnade und Leben erblicket? Was bedeuten diese Regungen? Was bedeutet diese geheime Angst? Was bedeutet dieser inwendi-

ge

ge Wiederstand? Eine rechtschaffene und lebendige Erkenntniß zeuget eine wahre Heiligkeit und Unschuld. Eine wahre Heiligung wirkt eine unerschrockene Freudigkeit, alles um des Namens Jesu willen zu dulden. Aber uns fehlt leider diese Großmuth! uns fehlt diese Freudigkeit! uns fehlt dieser unverzagte Geist! Unser Herz giebt uns Zeugniß davon. Was werden wir denn hieraus schliessen? Zuerst dieses, daß wir weit von den Fußtapfen unsrer Väter abgewichen. Ihr Blut regt sich nicht in uns, ihr Geist ruht nicht auf uns. Wir sind nicht geschickt, eben so, wie sie, das Evangelium zu bekennen. Aber was müssen wir ferner schliessen? daß wir mehr den Namen, als die Kraft der Evangelischen Christen haben; daß weder eine rechtschaffene Erkenntniß, noch eine lebendige Heiligkeit unter uns sey.

§. XVI.

Die Ehrliebe ist das Gegentheil von der Scham, oder ein heftiges Vergnügen, über die guten Urtheile der Leute über unser Verhalten. Sie entsteht, wenn man iemanden die Ehre als was besonders und herrliches vormalet, hernach aber zeiget, daß er dieselbe entweder schon erlanget habe, oder noch erlangen werde, oder doch erlangen könne; wenn er sich auf diese oder jene Art bezeigen wolle. Will man sie nun in seinen Zuhörern erwecken, so thut man wohl, wenn man sie erst durch einiges Lob ihrer bisherigen Aufführung zu gewinnen trachtet. Man muß sie auch wohl gar andern ihres gleichen in gewissen Stücken vorziehen, ihre Thaten erzählen, und durch Benennung der Zeit, des Ortes und der Umstände etwas vergrössern. Hernach kan man hinzu setzen, daß die Ehre die schönste Belohnung edler Gemüther sey; daß alle grosse Leute die Ehre und den Ruhm geliebet; daß ohne diese lobwürdige Leidenschaft das meiste gute in der Welt nicht geschehen würde. Daß hergegen nichts so schwer, nichts so groß und wichtig sey, das ein Ehrliebender nicht glücklich zu Stan-

de bringen könne. Man muß hinzusetzen, die Zuhörer hätten schon so viele Proben von ihrem edlen Triebe abgeleget, daß man alles von ihnen hoffen könnte. Man vermuthe gar nichts anders von ihnen, als daß sie in die löblichen Fußtapfen ihrer Vorfahren treten, ja es denselben noch zuvorthun würden. Aller Augen wären auf sie gerichtet, und tausend Zungen würden sie mit Lob und Ruhm krönen, wenn sie sich so löblich bezeigen würden. Die späte Nachwelt würde ihnen noch Ehrenmale setzen, und ihr Gedächtniß der Ewigkeit einverleiben. Einige Exempel kan man im Curtius finden, wenn Alexander seine Soldaten vor einem Treffen anredet. Auch in der I Phil. N. Demosthenis kommen solche Stellen vor. Ich will aber aus des Cicero Rede vor den Archias folgende Probe hersetzen:

Denn was ich in meinem Bürgermeisteramte, zugleich mit euch, zur Wohlfahrt dieser Stadt und des Regiments, zur Erhaltung der Bürger, und zum besten der ganzen Republik gethan, das hat dieser Archias in Versen zu beschreiben angefangen. So bald ich das vernahm, ermahnte ich ihn fortzufahren, weil es mir eine wichtige und angenehme Sache zu seyn schien. Die Tugend verlanget nemlich keine andre Belohnung als Lob und Ehre. Sobald aber dieses wegfällt, ihr Richter, was verlohnt sichs wohl der Mühe, daß wirs uns in diesem kurzen Leben so sauer werden lassen? In Wahrheit, wenn wir nichts künftiges vorher sehen könnten, und wenn das Ende unsers Lebens allen unsern Gedanken ein Ziel steckte: So würde man sich weder mit so vieler Arbeit schwächen, noch mit so vielen Sorgen und schlaflosen Nächten qvälen, noch so oft in Lebensgefahr wagen. Nun aber stecket in jedem edlen Gemüthe, eine geheime Kraft, die das Herze Tag und Nacht durch den Sporn der Ehre aufmuntert, und ihm die Erinnerung giebet: Man müsse das Andenken seines Namens nicht mit dem Leben aufhören lassen, sondern selbiges bis auf die spätesten Nachkommen fortpflanzen.

Sind

Sind wir denn aber alle so verzagt, und kleinmüthig? Wir, sage ich, die wir des gemeinen Wesens halber in so vieler Arbeit und Gefahr schweben, daß, da wir bis an unsern letzten Othem keinen ruhigen Augenblick geniessen, wir dennoch davor halten sollten, es würde im Tode alles mit uns aus seyn? Oder da viele treffliche Leute ihre Seulen und Bilder, so doch nur den Leib und nicht die Seele abschildern, aufs sorgfältigste hinterlassen haben: Sollten wir denn nicht vielmehr streben, auch von unsrer Klugheit und Tugend solche Abbildungen zu hinterlassen, die von geschickten Köpfen entworfen und ausgearbeitet worden? zum wenigsten habe ich mir eingebildet, daß alles was ich gethan, schon damals, als ich es noch that, zum unsterblichen Andenken der ganzen Welt kund gemacht und ausgebreitet würde. Es mag nun dieses alles mir entweder nach dem Tode ganz unbekannt seyn, oder auch alsdann, nach der weisesten Männer Meynung, noch einem gewissen Theile meines Gemüthes angehören: So belustige ich mich doch schon itzo in Gedanken und in der Hoffnung daran.

§. XVII.

Die Reue ist ein hoher Grad, der Betrübniß über eine oder mehrere Handlungen, die man begangen hat, und vor böse erkennet. Sie entsteht also aus der Uberlegung seiner bisherigen Handlungen, und aus der Beurtheilung derselben, die man vor böse, schändlich oder schädlich erkläret. Um nun dieselbe in seinen Zuhörern zu erregen, so muß man sie auf ihr voriges Verhalten aufmerksam machen. Man muß sie alles dessen Stückweise erinnern, worinn sie irgend was versehen haben möchten. Man muß die Umstände mit dazunehmen, die oft eine Sache zu vergrössern, und eine böse That noch ärger und abscheulicher vorzustellen pflegen. Man kan hinzusetzen, die Sache sey gar nicht zu leugnen, sondern offenbar und bekannt. Es liege bereits am Tage, was derselbe vorgehabt oder gethan. Nun sey aber nichts schändlicher, als eine solche That. Er wäre der

erste der eine solche Bosheit oder Ubelthat zu begehen das Herz gehabt; oder er hätte es doch weiter darinn gebracht, als alle seine Vorgänger. Von seiner Person hätte man es am allerwenigsten vermuthet, daß er sich so vergehen würde, da ihn sein Geschlecht, Stand, Amt, Ansehen u. s. w. davon hätten abhalten können. Es sey aber auch die That für niemanden schädlicher als für ihn selbst. Er habe sich dadurch zum Abscheu bey allen rechtschaffenen Leuten gemacht. Er habe sich Feinde zugezogen, die ihn zu mächtig wären. Sie würden es ihn aufs empfindlichste fühlen lassen, wie sehr er sie beleidiget hätte. Ja die andern Folgerungen und Früchte seiner Thaten würden ihn ehestens auch betreffen. Sie wären schon vor der Thür, und würden ihn, sein Haus, seine Ehre, sein Vermögen, ja alles was ihm lieb wäre, mit der Zeit zu Grunde richten. Dieses muß man aus einigen wahrscheinlichen Muthmassungen glaublich machen; und ihn selbst deswegen zu bedauren anfangen. Man sage: Man wollte viel darum geben, daß es nicht geschehen wäre: Aber nun wäre es zu spät, und es stünde nicht mehr zu ändern; u. s. f. Ein Exempel könnte zwar leicht aus des Herrn Abt Mosheims Reden angeführt werden: Allein ich will aus des Cicero I. Catil. Reden folgende Stelle hersetzen. Es heißt c. III. IV.

Denn worauf warteſt du noch, Catilina, da weder die Nacht deine boshaften Zuſammenkünfte verbergen, noch ein Privathaus die Stimme deiner Verſchwörung in ſeinen Wänden erhalten kan? Aendre doch endlich deinen Sinn; glaube mirs, vergiß dein Morden und Brennen. Du biſt überall gefangen; alle deine Anſchläge ſind uns klärer als der helle Tag; und du kanſt ſie ſo gar mit mir wiederholen. Beſinneſt du dich nicht daß ꝛc. Kurz du thuſt nichts, du haſt nichts vor, du denkeſt ſo gar nichts, was ich nicht nur hören, ſondern auch ſehen und ganz und gar fühlen ſollte. Uberdenke nur endlich die vorige Nacht mit mir: So wirſt du ſehen,

hen, daß ich viel schärfer für die Wohlfahrt der Republik wache, als du zum Verderben derselben. Ich sage also, daß du vorige Nacht zum Lecca ins Haus gekommen, und daß sich daselbst viele Gesellen deiner Raserey und Frevelthaten versammlet haben. Kanst du es leugnen? Was schweigest du? Ich will dich überführen, wenn du es nicht gestehst? Denn ich sehe hier im Rathe einige, die auch dabey gewesen.

O ihr unsterblichen Götter! Unter was für Leuten sind wir? In was für einer Stadt leben wir? Was haben wir für eine Republik? Hier, hier, in unsrer Zahl, ihr ehrwürdigen Väter, in dieser majestätischen und ansehnlichsten Rathsversamlung des ganzen Erdbodens, giebt es Leute, die auf meinen und unser aller Untergang, die auf den Ruin unsrer Stadt, und folglich des ganzen Weltkreises denken! ꝛc. Da nun dieses also ist, Catilina, so fahre fort, wie du angefangen hast, zeuch endlich einmal aus der Stadt. Die Thore sind offen, mache dich davon! Dein Mannlianisches Feldlager erwartet seinen Feldherrn schon längst. Führe alle die Deinigen; wo nicht, doch die meisten mit dir hinaus. Reinige die Stadt! Du wirst mich von einer grossen Furcht befreyen, wenn nur zwischen dir und mir eine Mauer seyn wird. Bey uns kanst du unmöglich länger bleiben. Ich werde es nicht leiden, nicht dulden, nicht verstatten. ꝛc. Und was kan dir in dieser Stadt noch wohl gefallen? in welcher gewiß ausser deiner Rotte verruchter Bösewichter kein einziger Mensch ist, der dich nicht fürchte. ꝛc. Ich übergehe den Ruin deines Vermögens, den du in den nächsten Tagen vor Augen sehen, ja empfinden wirst.

§. XVIII.

Es sind freylich ausser den bisherigen Gemüths-Bewegungen noch verschiedene übrig, als z. E. die Zufriedenheit mit sich selbst, der Neid, die Eifersucht, die Verzweifelung u. d. gl. die ein Redner auch zuweilen zu erregen Gelegenheit haben kan: Allein weil sie so selten vorkommen, so will ich mich dabey nicht aufhalten. Ein

jeder, der sich in den obigen Arten eine Geschicklichkeit erworben hat, wird sich leicht selbst dabey zu helfen wissen: Sonderlich wenn er sich in dem fleissigen Lesen der grösten Redner die Kunstgriffe derselben anmerket. Nur das Lachen ist noch übrig, und davon fragt es sich, ob es sich für einen Redner schicke, bey seinen Zuhörern ein Gelächter zu erregen? Von dem Cicero ist kein Zweifel, daß er es nicht vor erlaubt gehalten, ja selbst bey Gelegenheit gebraucht hätte, seine Zuhörer in ernsthaften Materien aufzumuntern, und die zerstreuten Gedanken derselben von neuem aufmerksam zu machen. Qvintilian ist eben der Meynung gewesen. Im III. Cap. seines VI. B. handelt er ausführlich davon. Demosthenes hat auch in einigen Stellen seiner Reden gewiesen, daß er es nicht vor unanständig gehalten, zuweilen seinem Zuhörer was lustiges vorzusagen: Nur hat er das Naturell nicht so dazu gehabt, als Cicero, indem jener von gar zu strenger und bittrer Gemüthsart, dieser aber zuweilen fast garzuaufgeräumt gewesen. Plerique Demostheni facultatem huius rei defuisse credunt; Ciceroni modum, schreibt Qvintilian. Als z. E. Cicero in der Rede vor den Murena die Rechtsgelehrten so lächerlich gemacht, und die Stoische Philosophie verspottet hatte: Soll Cato gesagt haben: Bone Deus, quam ridiculum habemus consulem! Allein, da des Cicero sein scherzhaftes Wesen allezeit von der Niederträchtigkeit entfernt, und mit einer gewissen Wohlanständigkeit verknüpfet gewesen, so halte ich mit dem Qvintilian davor, daß man ihn deswegen nicht zu tadeln Ursache habe. In vielen Fällen kan ein Redner mit dem ernsthaftesten Vorstellungen so viel nicht ausrichten, als mit einem lustigen Einfalle. Denn wie der Poet sagt:

Ridiculum acri
Fortius, & melius magnas plerumque secat res. *Hor.*

§. XIX.

§. XIX.

Doch wie man das Lachen erregen könne, das ist durch keine Regeln jemanden beyzubringen möglich. Überhaupt kan man wohl sagen, was das Auslachenswürdige ist, nemlich eine gewisse unschädliche Ungereimtheit eines Dinges, oder die doch nicht zu dem gänzlichen Untergange desselben gereichet. So war nun das Lächerliche in den gerichtlichen Formeln der römischen Rechtsgelehrten beschaffen, die mit sehr vielen Worten und Umschweifen nichts oder sehr wenig sagten; worüber sich Cicero in der obgedachten Rede wieder den Servius Sulpicius, den Ankläger des Murena, so lustig macht. Es gehört also nur ein scharfsinniger Kopf dazu, der das ungereimte an einem Dinge leicht gewahr werden, und mit solchen Worten zu verstehen geben kan, die es dem Zuhörer sehr klar vor Augen stellen. Zuweilen gehört auch einiger Witz dazu, wenn nemlich gar Gleichnisse von Dingen, die bekannter sind, gebraucht werden, um eine Sache, die nicht so gemein ist, lächerlich zu machen. So war des Demosthenes Exempel, da er in der I. Phil. R. seine Athenienser mit Bildschnitzern und Steinmetzen vergleichet, die sich Generale und Kriegsobersten erwählten und machten, nicht ins Feld, sondern auf den Markt zu stellen. Eben so ist auch das andre Gleichniß in eben der Rede beschaffen, da er sie mit ungeschickten Fechtern vergleicht, die nur immer mit der Hand dahin greifen, wo sie schon einen Streich bekommen haben; die Hiebe aber gar nicht abzuwenden, vielweniger aber ihrem Gegner vorzukommen wissen. Dieses sind nun Proben von dem Attischen Salze der Athenienser, das ist, von den subtilen Spöttereyen und Scherzreden der Alten, die man in Rom urbanitatem zu nennen pflegte. Sie lernt sich am allerbesten im Umgange mit aufgeweckten Köpfen, die so vertraulich mit einander sind, daß sie alle ihre Einfälle heraussagen, und sonderlich in geschwinden Antworten ihrem Wieder-

part

part eines zu versetzen wissen. Z. E. soll mir hier der Herr Abt Mosheim in seiner Rede wieder die Religionsspötter dienen, wiewohl in Gundlings Lobrede eine Menge solcher gesalzenen Einfälle vorkommen. Dort heißt es p 608. in II. Th.

Es fehlt einmal denen, die den Höchsten verehren, an Kraft und Nachsinnen nicht, ihre Wiedersacher mit eben so vielem Glücke lächerlich zu machen. Die Sache ist leicht. Die Einbildung wird bald rege, wenn ein wenig fremde Hitze den Körper einnimmt. Der kleinste Verstand ist oft an thörichten Erfindungen der reichste. Man ersinnt Fabeln von den Bienen, um die Geheimnisse des Glaubens als Thorheiten vorzustellen. Aber wie viel Mühe würde es denn kosten, Fabeln von Eseln und Tygerthieren zu machen, die Feinde der Religion abzumalen. Sind wir denn so sinnreich nicht, daß wir etliche Stunden dazu anwenden könnten, Gedichte mit Gedichten abzuweisen? Man erfindet Reisen in unbekannte Südländer, um den Glauben der Knechte Christi in dem Bilde erdichteter Völker verdächtig zu machen. Allein wie schwer wäre es denn, Reisen in die Nordländer zu erdichten, um durch den Abriß einiger wilden Menschenfresser die Ungläubigen zu beschämen? Würde es denn so viel Geist erfordern, eine Gesellschaft von Ungläubigen, als eine Versammlung von Rasenden abzubilden, oder in einem abgelegenen Winkel des Erdbodens ein Land zu setzen, worinn Leute wohneten, die den Unglauben mit ihrem Leben und durch Gesetze verdammeten? ꝛc. Man muß das übrige selbst nachschlagen.

§. XX.

Nunmehro sollte ich noch eine eben so weitläuftige Anleitung geben, wie die Affecten gedämpfet werden können und müssen, wenn sie den Absichten des Redners zuwieder laufen, daß dieses nöthig und nützlich sey, wird niemand leugnen, der da weis, daß oft die Leidenschaften den Verstand der Zuhörer hindern, den Gründen eines Redners bey sich Platz zu geben. Allein eine so aus-

ausführliche Abhandlung davon würde mich zu weit führen. Ich will also kürzlich folgende Hauptregeln geben. I. Da ein jeder Affect einen Gegner hat, der ihm zuwieder ist, so darf man nur seinen Gegentheil rege machen, den ersten zu dämpfen. Dergestalt kan die Liebe durch den Haß, die Traurigkeit durch die Freude, der Zorn durch die Ehrliebe, die Reue durch die Zufriedenheit mit sich selbst, und umgekehrt, diese letztern durch die erstern gedämpfet werden. II. Stelle man sich jeden Affect in Form eines Vernunftschlusses vor, und suche alsdann entweder einen, oder gar beyde Förderſätze derselben zu wiederlegen. Z. E. Wer sich freuet, der schliesset so: Wer dieses oder jenes Dinges theilhaftig worden, der hat ein grosses Gut erlanget, und hat also Ursache sich zu freuen. Nun ist mir dergleichen Sache zu theil worden: Folglich habe ich ein grosses Gut erlanget ꝛc. Hier muß man also bemüht seyn, demselben entweder zu zeigen, daß dergleichen Sache entweder gar kein Gut, oder doch kein so grosses Gut sey, als er denkt; oder daß selbige, wenn sie ja gut wäre, doch ihm noch nicht zu theile geworden; oder doch noch sehr ungewiß sey. Und so mit den übrigen. Damit es auch hier nicht an einem Exempel fehle; So will ich folgendes aus der I. Philipp. N. Demosthenis anführen. Gleich im Eingange will er den Athenienſern die Furcht dämpfen.

Zuförderſt nun, so verzaget nur nicht, ihr Athenienſer, über den gegenwärtigen Zustand eurer Republik, ob er gleich in der That sehr gefährlich zu seyn scheinet: Denn das allerschlimmste aus den vergangenen Zeiten, wird noch ins künftige das allerbeste werden. Was verstehe ich aber dadurch? Dieses, daß alle eure Wiederwärtigkeiten bloß von eurer Trägheit und Nachlässigkeit den Ursprung haben. Dieses muß euch muthig machen, so betrübt es auch an sich selbst ist. Denn wäret ihr ohn eure Schuld in diese Noth gerathen: So würde auch nicht einmal die geringste Hoffnung mehr übrig seyn, daß es sich wieder bessern würde.

Ferner

Ferner so erweget nur alles, was ihr zum Theil von andern höret, zum Theil aber selber wisset; und erinnert euch, wie ihr euch vor nicht gar langer Zeit, als die Macht der Lacedämonier so groß war, so klüglich und tapfer erwiesen, als es rechtschaffenen Athenienfern zustund; indem ihr zu Vertheidigung eurer Rechte recht männlich wieder dieselben gefochten. Aber warum erwähne ich dieses? Darum, ihr Athenienser, damit ihr es wissen und begreifen möget, daß ihr euch für nichts zu fürchten habt, wenn ihr auf eurer Hut stehet, und daß euch nichts nach Wunsche gelingen werde, wenn ihr eure Pflicht aus den Augen setzet. Ihr seht dieses aus Exempeln. Denn daß ihr damals die Spartanische Macht überwunden habt, daß hat eure Wachsamkeit gethan: Daß wir uns aber itzo, vor dem Übermuthe eines andern Nachbars fürchten müssen, daß kömmt bloß daher, daß wir unsre Schuldigkeit nicht beobachtet haben. ꝛc.

Stehet jemand unter euch, ihr Athenienser, in den Gedanken, daß Philippus in Betrachtung so vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und so vieler Städte, die unsre Republik verlohren, sehr schwer zu bezwingen seyn werde; so muß ich ihm zwar recht geben: Doch gebe ich es ihm zu bedenken, daß wir Athenienser vormals Pydna, Potidäa, Methon, und die ganze umliegende Gegend besessen; daß viele Völker, die es itzo mit ihm halten, damals ihre eigene Herren und freye Leute gewesen, und dennoch eure Freundschaft den Bündnissen Philippi weit vorgezogen. Hätte also Philippus damals, als er noch keine Bundsgenossen hatte, sichs in den Sinn kommen lassen, Athen zu bekriegen, welches doch sehr schwer war; ꝛc.

§. XXI.

Was nun endlich den Beschluß der Rede selbst anlanget, so muß derselbe gleichfalls nicht matt oder schläfrig werden; sondern so beschaffen seyn, daß er einen guten Nachdruck habe, und wo möglich einen Stachel in den Gemüthern der Zuhörer zurücke lasse. Dieses wird geschehen, wenn sich der Redner bemüht, die Zuhörer durch

durch eine frohlockende Rede nochmals ganz triumphirend in Bewegung zu setzen; und ihnen nochmals die bis dahin erwiesene Wahrheit einzuprägen. Denn wie diese Freudigkeit von seinem guten Gewissen ein Zeugniß ableget: So gewinnt er dadurch von neuem ein gutes Vertrauen bey dem Zuhörer. Zuweilen endigt ein geschickter Meister seine Rede mit einer theuren Versicherung von seiner Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Er bittet um Vergebung, daß er so frey von dergleichen unangenehmen Dingen geredet: Er habe es aber nicht unterlassen können, wenn er nicht wieder sein Gewissen handeln wollen. Ihr eigener Vortheil hätte ihm diese harte Rede abgedrungen. In gewissen Fällen aber sucht er sich auch wohl nochmals durch einige sinnreiche Lobeserhebungen bey den Zuhörern beliebt zu machen. Eine verdeckte Schmeicheley und scharfsinnige Art in dem Ausdrucke derselben thut eine gute Wirkung im Beschlusse. Endlich kan man auch zuweilen mit einem nachdenklichen Lehrsatze, den man ein Epiphonema zu nennen pflegt, wenn er am Ende zu stehen kommt, den Beschluß machen. Zu Exempeln können die obigen Reden Demosthenis und Ciceronis dienen. Seine Rede für den Archias beschlüßt Cicero so:

Ich habe von dieser Sache, ihr Richter, nach meiner Gewohnheit, kurz und schlechtweg geredet, und hoffe, daß ich damit bey allen werde Beyfall gefunden haben. Was ich aber, auf eine vor Gericht ungewöhnliche Weise, von dem grossen Witze dieses Mannes, und überhaupt von der Dichtkunst erwähnet habe: Davon habe ich das Vertrauen, es werde mir gleichfalls von euch ihr Richter zum Besten, gedeutet werden; so wie ich es von demjenigen, der das Gerichte hält, ohnedem schon völlig versichert lebe.

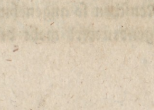
Seine Rede für den Ligarius, schließt derselbe so:

Nichts ist den Menschen so angenehm als die Gütigkeit: Keine von deinen Tugenden wird mehr bewundert und geliebet,

bet, als die Barmherzigkeit. Denn die Menschen werden den Göttern durch nichts so ähnlich als durch die Beförderung ihres Heils. Dein itziger hoher Stand hat nichts gröſsers an sich, als daß du viele erhalten kanst; dein Naturell aber nichts trefflichers, als daß du solches thun willst. Vielleicht hätte die Wichtigkeit der Sache wohl eine längere Rede erfordert: Doch wegen deiner gütigen Gemüthsart hätte sie noch viel kürzer seyn sollen. Weil ich es also für weit zuträglicher halte, daß du dich mit dir selbst besprichst, als daß ich oder ein andrer mit dir redet; so will ich hier schlieſſen, und nur dieses noch hinzusetzen: Daß, wenn du jenen Abwesenden begnadigen wirst, du zugleich alle die hier zugegen sind, begnadigen werdest.

Demosthenes aber hat seine I. Phil. Rede so geschlossen:

Mein Lebenlang habe ich mich nicht beflissen, euch durch meine Reden gefällig zu seyn; es wäre denn, wenn solches mit eurer Wohlfahrt verbunden gewesen. Daher habe ich euch auch anitzo alles frey heraus gesagt, was ich für Gedanken hege, und euch nicht das geringste verschwiegen. Was wollte ich nun lieber, als daß gute Anschläge, einem treuen Rathgeber so vortheilhaft wären, als nützlich es euch ist, dieselben anzuhören. Ich würde noch einmal so freudig geredet haben, wenn ich davon wäre versichert gewesen. Itzo wuste ich zwar nicht, was selbiges nach sich ziehen würde: Doch habe ich es gewagt, euch alles zu eröffnen; bloß weil ich wuste, daß es euch zuträglich seyn könnte. Gott gebe nur, daß die vortheilhaftesten Vorschläge die Oberhand behalten mögen.



Das

Das X. Hauptstück.

Von der Anordnung oder Einrichtung einer Rede.

§. I.

Bisher haben wir alles Zubehör stückweise betrachtet, dessen ein Redner zu seiner Kunst benöthiget ist. Nun ist es Zeit, daß wir auch die Regeln der Zusammenfügung vortragen, darnach alle diese verschiedenen Theile verbunden werden müssen. Steine, Holz und Kalk machen noch kein Gebäude aus, wenn sie gleich an sich selbst noch so gut und auserlesen sind. Sie müssen auf eine gewisse Art aneinander gefüget, und verbunden werden, wenn ein Haus daraus werden soll. Wie aber die Regeln der Baukunst sehr unterschieden sind, darnach man in verschiedenen Ländern gebauet hat: So ist es auch mit den Regeln von der Anordnung und Einrichtung einer Rede beschaffen. So viel Köpfe es unter den Lehrern der Beredsamkeit gegeben, so viel eigene Lehrsätze von der Disposition haben sie auch gegeben. Daher sind viele auf die Gedanken gekommen, es sey nicht nöthig, sich viel um die Ordnung und Abtheilung einer Rede zu bekümmern: Man müsse es der Willkühr eines jeden Redners überlassen, wie er seine Abhandlung einrichten wolle, und sey nicht befugt jemanden zur Rede zu setzen, warum er seine Materie so und nicht anders ausgeführet habe. Andre hergegen haben gar zu eigensinnige Regeln davon vorgeschrieben, und alles verworfen, was nicht nach ihrem Leisten eingerichtet gewesen.

§. II.

Allein man muß auch hier das Mittel halten. Alle Arten der Anordnung in einer Rede für gleich gut zu halten, das würde eben so viel seyn, als wenn man alle

Arten zu bauen für gleich schön, oder gleich dauerhaft ausgeben wollte. Wer ein Gebäude von alter gothischer Arbeit sieht, und ein neues nach der italienischen Baukunst dargegen hält, der wird leicht den Vorzug des letztern gewahr werden. Fiele nun die gute und üble Einrichtung einer Rede so wohl in die Sinne, als die Symmetrie und Eurythmie eines Gebäudes: So würde man auch hier ohne Mühe begreifen, daß es nicht gleichviel sey, wie man die Theile einer Rede angeordnet hat. Aus den besten Baumaterialien kan ein ungeschickter Baumeister, ein sehr unbequemes, unansehnliches, und hinfälliges Haus bauen. Und aus den schönsten Materien und Gedanken kan ein verwirrter Kopf ein unordentliches Mischmasch und wunderliches Geschwätze machen. Man sieht es aber wenigstens aus den Wirkungen wohl, welche Rede besser eingerichtet worden. Die eine ist zwar anmuthig zu hören, aber man kan sie nicht recht verstehen, vielweniger behalten, weil alles wie Kraut und Rüben durcheinander geworfen ist. Die andre erwecket zwar eine Meynung von der Gelehrsamkeit des Redners; aber sie hat keinen bessern Zusammenhang als Spreu und Stoppeln: Und die dritte, die doch voll schöner Einfälle ist, scheint das hinterste zuforderst zu haben. Eine andere aber erleuchtet den Verstand, überzeuget das Gemüthe und lenket den Willen sammt den Gemüthsbewegungen. Wo dieses geschieht, da ist gewiß die Einrichtung der Rede am besten gewesen.

§. III.

Dieses letztere führt uns auf die rechte Quelle aller Regeln von guter Einrichtung einer Rede. Die Erfahrung hat es nemlich zuerst in den verschiedenen Wirkungen vieler Reden gewiesen, welche gut, und welche schlecht eingerichtet gewesen. Dasjenige Kunstwerk ist unstreitig am besten eingerichtet, welches den Zweck seines

nes Urhebers zu befördern am geschicktesten ist. Nun ist unstreitig die Ueberredung seiner Zuhörer der letzte Zweck eines guten Redners. Wer diesen nun am besten erreichet, der hat ohne Zweifel seine Rede am besten eingerichtet, und ihre Theile aufs richtigste angeordnet. Und ob dieses gleich in verschiedenen Materien allezeit etwas anders geschehen muß: So bleiben doch allezeit gewisse Hauptregeln übrig, die überall beobachtet und nur nach Veranlassung der Umstände ein wenig verändert werden müssen. Da nun in Griechenland Demosthenes, und andre grosse Meister in der Beredsamkeit die glücklichsten Proben gegeben hatten, wie weit man es in Ueberredung und Bewegung seiner Zuhörer bringen könnte: So hat Aristoteles, der dieselben mit critischen Augen einsahe, uns die schönsten Regeln davon geben können. Ja da Cicero selbst aus seiner eignen Erfahrung gar wohl wuste, wie man die Einrichtung aller Theile zu machen hätte, wenn man seinen Zweck erreichen wollte: So hat man Ursache, auch zu seinen Regeln davon das gröste Vertrauen zu haben.

§. IV.

Doch wir wollen uns stellen, als ob wir ihre Schriften nicht hätten, und selbst durch eignes Nachdenken die Regeln der guten Anordnung einer Rede erfinden wollten. Wir wollen die Zuhörer von der Wahrheit eines gewissen Satzes überreden. Wird das wohl angehen, wenn er denselben nicht versteht? Das erste derowegen, was ein Redner zu thun hat, das muß nothwendig die Erklärung seyn, die er von seinem Hauptsatze giebt. Es würde ganz umsonst seyn den Beweis anzufangen, wenn man noch nicht wüßte, was bewiesen werden sollte, oder es doch nur halb und halb eingesehen hätte. Die Erklärung eines Satzes erleichtert insgemein den Beweis: Dieser hergegen fällt oft sehr schwer, ja unmöglich, wenn der Satz noch nicht recht verstanden worden. Die

Erläuterungen gleich im Anfange zu setzen, das würde ebenfalls ungereimt seyn. Niemand setzet hungrigen Gästen zuerst Zuckerwerk und Confect vor. Man macht sie erst satt; hernach sucht man sie zu vergnügen. So muß es ein vernünftiger Redner auch machen. Die Beantwortung der Einwürfe würde auch ganz übel angebracht seyn, wenn man sie vor der Behauptung eines wohlverstandenen Satzes setzen wollte. Man versteht die gegenseitigen Gründe gar nicht, wenn man den Hauptsatz nicht versteht. Endlich kan man am allerwenigsten die Erregung der Affecten gleich im Anfange der Rede brauchen. Der Eingang könnte zur Noth bisweilen beweglich eingerichtet werden, und den Zuhörer aufmerksam machen. Allein den Hauptsatz gleich mit einem Affecte abzulösen: Das würde soviel heissen, als vor erhaltenem Siege ein Triumphlied singen.

§. V.

Es bleibt also dabey, daß die Erklärungen des Hauptsatzes den ersten Platz in dem Entwurfe einer Rede machen. Doch ist deswegen die Meynung nicht, als ob alle Erklärungen, die zum völligen Verstande desselben dienen, gleich auf einmal ausgeschüttet werden müßten. Nein, dieses würde gar zu mathematisch herauskommen, wo man oft, nach dem Exempel des Euclides, alle Definitionen gleich anfangs auf einen Haufen wirft. Ein Redner ist behutsamer. Er scheuet sich den Verstand seines Zuhörers zu überhäufen. Er zertheilet deswegen seine Erzählungen, wie Cicero in seiner Rede für den Ligarius; Er zerstreuet auch seine Erklärungen, wie Fleschier in seiner Lobrede auf den Turenne gethan. Und nichts ist nöthiger als dieses letztere. Oft hält ein Beweisgrund was in sich, das dunkel ist, wo es nicht erkläret wird. Der Beweis aber kan ja keine Ueberzeugung wirken, wo er nicht wohl verstanden wird. Das oben aus dem Fleschier angeführte Exempel erläutert die ganze Sache. Er

wollte

wollte beweisen, der Herr von Turenne sey klug gewesen; Und das daher, weil er die gröbste Gattung von Leuten der Ehrbegierde fähig gemacht. Hier muste er nun eine Armee beschreiben, damit man daraus abnehmen könnte, was für eine Klugheit nöthig sey, ein so wüstes Volk zu seinen Absichten zu brauchen. Nach den Worten die p. 96. schon angeführet worden, heißt es:

> Es ist eine Menge mehrentheils geringer, und um Geld gedungener Seelen, welche ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern suchen. Es ist eine verwirrte Versammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorsam bringen muß; Es sind Verzagte, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurücke halten; Ungeduldige, die man zur Beständigkeit gewöhnen muß. Was für Klugheit gehört nicht dazu, so viel verschiedene Absichten und Begierden zu leiten, und zum einzigen Nutzen des gemeinen Wesens unter einen Hut zu bringen? Wie kan man sich furchtbar machen, ohne sich in Gefahr zu setzen, gehasset, ja oft gar verlassen zu werden? Wie kan man sich beliebt machen, ohne ein wenig Ansehen zu verlieren und von der ordentlichen Schärfe etwas nachzulassen?

§. VI.

Wenn man die Erklärung des Hauptsatzes, so viel als nöthig ist, gemacht hat: So sieht wohl ein jeder, daß nichts anders als der Beweis folgen kan. Dieser ist das Hauptwerk in der ganzen Rede, und folglich kan er nicht länger verschoben werden. Wollte man an seiner Stelle lauter Erläuterungen vorherschicken: So würde dieses zwar die Phantasie des Zuhörers belustigen, und die Zeit wegnehmen, aber keine Ueberredung zuwege bringen. Wollte man die Affecten erregen: So würde man zwar ein Feuer anzünden; welches

aber bald verlöschen würde, weil es keine rechte dauerhafte Nahrung hätte. So bald die Hitze der Gemüthsbewegung ein wenig nachliesse, würde der Zuhörer selbst nicht wissen, ob er Ursache genug gehabt hätte, in Zorn oder Mitleiden, in Haß oder Liebe, in Freude oder Traurigkeit, in Furcht oder Hoffnung zu gerathen. Mit den Wiederlegungen ist es nicht anders, wie schon oben gedacht worden. Sie kommen zu frühe, wenn man sie vor den Beweis des Hauptsatzes setzet: denn sie fliessen mehrentheils daraus her. Ja der Zuhörer kan oft nicht einmal urtheilen, ob der Gegensatz durch seine Scheingründe nicht eben so gut, oder vielleicht noch wahrscheinlicher erwiesen wird, als der Hauptsatz zu behaupten steht. Aus dem allen fließt, daß der Beweis gleich nach der Erklärung seinen Platz haben müsse. Die Exempel der Alten und die Regeln derselben bestärken uns hierinn. Ja Aristoteles hat den Beweis für so nothwendig gehalten, daß er die ganze Rede nur in vier Theile, den Eingang, den Hauptsatz, den Beweis und den Beschluß, eingetheilet. S. III. B. das 13. Cap.

§. VII.

Wenn sichs nun fragt, wie denn die Beweise an sich selbst anzuordnen sind: So muß man hier zween Fälle unterscheiden. Entweder man hat nur einen Beweis, oder man hat mehrere, die den Hauptsatz darthun. Ist das erste, so muß man die Theile desselben wohl zu unterscheiden und zu ordnen wissen. Wir haben schon oben aus dem Cicero erwiesen, daß ein jeder Beweis als eine ordentliche Schlußrede vorgestellet werden kan, und also nach logischer Schärfe eingerichtet seyn soll. Aristoteles will im 17 Cap. des III. B. seiner Rhetorik eben das haben. Der Beweis muß demonstrativ, das ist auf die Kraft der Vernunftschlüsse gegründet seyn, sagt er daselbst: Τας δε πιστεις δει αποδεικτικας εἰναι. Nun hat aber ein Vernunftschluß zwey Forderſätze und den

Schluß-

Schlußsatz; deren jene wieder einen Beweis brauchen, wenn dieser ganz ungezweifelt erwiesen werden soll, daher zählt Cicero eigentlich fünf Theile des Beweises, und giebt folgendes Exempel davon. S. 1 B. von der Erf. C. 34.

Der Satz. Die Welt wird von einem weisen Wesen regieret.

Obersatz. Was mit Ueberlegung geschieht, das wird viel besser ausgeführt, als was ohne dieselbe geschieht.

Beweis. Ein Haus, welches mit Vernunft regieret wird, ist mit allem besser versehen, als ein anderes, welches blindlings und ohne Verstand verwaltet wird. Ein Heer, dem ein weiser und verschmitzter Feldherr vorgesetzt ist, wird durchgehends besser geführet, als ein andres, welches durch die Thorheit und Verwegenheit geleitet wird. Eben so ist es mit einem Schiffe beschaffen: Denn welches den erfahrensten Steuermann hat, das wird gewiß seinen Lauf am besten vollführen.

Untersatz. Nun wird aber unter allen Dingen nichts besser und ordentlicher verwaltet, als dieses ganze Weltgebäude.

Beweis. Denn der Aufgang und Untergang der himmlischen Zeichen beobachtet seine bestimmte Ordnung, die Abwechselung der Jahreszeiten geschieht nicht nur allezeit und gewisser massen nothwendig auf einerley Weise; sondern sie ist auch zur Bequemlichkeit aller Dinge recht wohl eingerichtet. Ja auch der Wechsel von Tag und Nacht, der in keinem Stücke jemals verändert worden, hat niemals etwas geschadet.

Schlußsatz. Wenn nun dergestalt allemal dasjenige am besten von statten gehet, was mit Vernunft verwaltet wird; gleichwohl aber nichts ordentlicher eingerichtet ist, als dieses Weltgebäude: So muß wohl dasselbe durch Weisheit und Vernunft regieret werde

§. VIII.

Dieser Art Abtheilung nun gefällt dem Cicero noch besser, als die Art derjenigen, die einen Beweis nur in drey Theile zergliedern: Und ich halte es gleichfalls mit ihm, ungeachtet Quintilian diese letztere vorgezogen. Denn dergestalt bekommt ein Anfänger, dem man Regeln der Beredsamkeit vorgeschrieben, einen weit bessern Begriff von der Gründlichkeit im Beweisen, und der geschickten Ausführung eines Satzes; als wenn man ihm schlechthin sagt, daß der oratorische Beweis, so wie der logische, nur drey Sätze hat. Dieses würde zu dem Uebelstande Anlaß geben, daß der Beweis eines Redners gar zu sehr nach der Schule schmecken, und zärtlichen Zuhörern einen Ekel erwecken würde. Hergegen wenn man die Beweise der Fördersätze auch noch als Theile des Haupt-Beweises zählet: So vergißt man es so leicht nicht, daß man seinem Zuhörer nichts unerwiesenes vorsagen, oder seinen Satz auf keine ungewisse Gründe bauen müsse. Ja bey den Beweisen können auch zuweilen kleine Erklärungen und Erläuterungen mit einfliessen, die dem Zuhörer ein bessers Licht in der Sache geben. Selbst das obige Exempel zeiget, daß Cicero den Obersatz mehr durch Exempel oder Gleichnisse, als durch subtile Schlüsse erwiesen. Dieses ist auch einem Redner nicht zu verargen; als der oft durch die Induction mehr, als durch die tiefsinnigsten Gründe bey seinen Zuhörern ausrichten kan.

§. IX.

Hat man aber mehr als einen Grund zum Beweise seines Hauptsatzes im Vorrathe: So thut man wohl, wenn man sie so ordnet, wie sie die beste Wirkung in den Zuhörern thun können. Da sind nun einige der Meynung, man solle die besten zuerst, und die schwächsten Gründe zuletzt setzen. Andere wollen, man solle die schlech-

schlechtesten Beweise in die Mitte nehmen, vorn und hinten aber die stärkesten brauchen. Endlich rathen einige, die schwächsten voran zu schicken, die stärkesten aber ans Ende zu sparen. Die letzte Meynung scheinet mir den beyden erstern vorzuziehen zu seyn. Die erste hat die Unbequemlichkeit, daß der Zuhörer zwar durch den ersten Beweis gerühret, durch die andern aber immer weniger bewogen wird, den Hauptsatz für wahr zu halten. Da nun die letztern Gründe mehr im Gedächtnisse bleiben, als die ersten: So geräth man endlich auf den Argwohn, die Beweise des Redners wären durchgehends nicht sonderlich gewesen, und folglich hätte er seinen Satz schlecht ausgeführet. Die andre Meynung liesse sich zwar eher behaupten, als die itztgedachte. Doch wenn auch hier der letzte Grund merklich schlechter wäre, als der erste: So würde es mit dem vorigen auf eins hinauslaufen. Es ist also nichts übrig, als daß man die schwächsten Beweise zuerst und die stärkesten zuletzt setze. Denn wenn gleich der Zuhörer durch den erstern, der gleich nach der Erklärung folget, noch nicht eben gar zu sehr gerühret oder überzeuget wird: So folget doch gleich ein besserer Grund, der ihm nach einiger Vorbereitung die Sache schon etwas wahrscheinlich machen kan. Folget nun der dritte, oder wohl gar der vierte Beweis hierauf, der nach aller Schärfe schliesset: So wird man den Beyfall des Zuhörers vollkommen gewinnen.

§. X.

Wie nun zu rechter Beurtheilung der Beweisgründe nach ihrer Stärke und Schwäche, nicht wenig Verstand und Einsicht gehöret: Also siehet wohl ein jeder, daß es einem Redner sehr dienlich und nöthig sey, die Vernunftlehre wohl zu wissen. Ohne diese wird er ein schlechter Held in der Beredsamkeit werden; ja in Auflösung der Einwürfe nicht fortkommen können, die man wieder seinen Hauptsatz machen kan. Denn nach ge-

schehenem Beweise ist nichts zu völliger Ueberführung der Zuhörer nöthiger, als eben diese. Vielmal weis man an den Beweisen, die jemand vorbringet, nichts auszusetzen, als daß man noch andre entgegen stehende Gründe zu haben vermeynet, die einem auch gut zu seyn scheinen. Ehe und bevor also diese gehoben werden, ist der Beweis nicht vollkommen kräftig. Doch darf man nicht denken, daß deswegen alle Einwürfe bis ans Ende des ganzen Beweises versparet werden müssen. Es ist weit besser, wenn jede Einwendung an dem Orte beantwortet wird, wo sie dem Zuhörer am ersten einfallen kan. So räumet man sie denn allmählich beyseit, und gewinnet nach und nach den ganzen Beyfall des Zuhörers. So haben es die Alten gemacht, wie ihre Regeln und Exempel zeigen. So ist es auch der Natur des Verstandes am meisten gemäß. Die angenehme Abwechselung, die sonst eine Rede so zieret, ist auch um soviel leichter zu erhalten.

§. XI.

Ich sage von den Einwürfen weiter nichts, weil das übrige schon oben beygebracht worden. Nun kan man leicht denken, daß nach geschehenem Beweise in der Rede nichts mehr übrig sey, als die Erregung der Affecten. Und diese muß allerdings den letzten Platz einnehmen. Dieses geschieht sonderlich denn, wenn man nicht mehr als eine einzige Gemüthsbewegung erwecken will. Hier ist es nirgends bequemer, dieselbe anzubringen, als gegen das Ende der Rede, wo der Zuhörer völlig vorbereitet ist, dem Redner zu folgen, und wo ihn seine eigene Vernunft schon antreiben kan, sich den Regungen seines Herzens zu überlassen. Hier macht auch der Affect den tiefsten Eindruck in das Herz, und läßt rechte Stacheln nach sich, die auch nach geendigter Rede ihre Wirkungen haben. Wäre aber mehr als eine Gemüthsbewegung nöthig, oder hätte man verschiedene Vorstellungen

gen im Vorrathe, eine gewisse Leidenschaft auf allerley Art rege zu machen: So wäre es auch rathsam in dem ganzen Beweise hier und dar die Gemüthsbewegungen zu erwecken. So hat es Demosthenes in seiner ersten Philippischen Rede, und sonderlich Cicero in seiner Rede für Ligarium gemacht. Denn hier hat er den Affect des Mitleidens und des Hasses, gegen den Beklagten und gegen den Kläger, dergestalt unter die Beweise gemenget, daß dadurch die ganze Rede beweglich oder affectvös geworden. Wären aber die Affecten, so sich in einer Rede anbringen liessen, von einer Art, z. Ex. alle angenehm, oder alle verdrüßlich: So müßte man sie so ordnen, daß zuerst die gelindesten, hernach aber die heftigsten erreget würden: *Weil jene zu diesen vorbereiten, und also stuffenweise immer ein grösseres Feuer erwecket wird.*

§. XII.

Nun ist nichts übrig, als den Erläuterungen noch ihre Stelle in dem Gebäude der ganzen Rede anzuweisen: Denn man möchte sonst denken, wir wollten sie gar übergehen. Allein man kan aus dem, was oben davon gesagt worden, leicht abnehmen, daß sie nicht an einen gewissen Platz gehören. Sie dienen den Zuhörer zu belustigen, und ihm die schweren Betrachtungen und trockenen Beweise ein wenig zu erleichtern. Folglich ist es am rathsamsten dieselben in der ganzen Rede zu zerstreuen, und überall, wo es sich in solcher Absicht thun läßt, anzubringen. Man erläutere also zuweilen die Erklärungen selbst noch, durch allerley angenehme Zusätze; Man erläutere die Beweise mit Exempeln, Gleichnissen, Zeugnissen ꝛc. Man erläutere auch die Wiederlegungen der Einwürfe, damit sie nicht gar zu mager und zänkisch aussehen mögen. Endlich kan man auch wohl in den Gemüthsbewegungen selbst hin und wieder etwas einstreuen, das die Gemüther auf eine anmuthige Art beschäf-

beschäftiget: Zumal da gewisse Arten der Erläuterungen zu Erregung der Einbildungskraft sehr geschickt sind. Doch nehme man sich bey dem allen in Acht, daß man nicht die ganze Rede mit gar zu vielen Erläuterungen überhäufe. Ich muß diese Warnung nochmals wiederholen, weil der Misbrauch dieser Zierrathe eine zeitlang bey uns gar zu sehr eingerissen gewesen. Die Erläuterungen sind einem Zucker, oder anderer Würze, zu vergleichen. Diese pflegt man nun zwar zuweilen über die ganze Speise herzustreuen; aber doch geschieht es mit Maasse: Denn sonst würde man den Geschmack der Speise ganz verlieren. Cicero hat selbst in seiner Rede vor den Archias, die er doch unter allen seinen Reden mit den meisten Erläuterungen ausgezieret hat, nicht halb so viel solch Putzwerk gebraucht, als einige Neuern in halb so kurzen Parentationen.

§. XIII.

Will man nun ein Muster eines Entwurfs sehen, der unsrer bisherigen Lehre nach, von einer vollständigen Rede gemacht werden muß, ehe man sie wirklich ausarbeitet: So will ich es auch daran nicht fehlen lassen. Ich will aber weder aus einem alten noch neuern Redner das Exempel dazu borgen, sondern selbst ein allgemeines Modell geben, welches sich zwar in besondern Fällen in etwas verändern läßt; Doch aber alle nothwendige Theile einer guten Rede vor Augen stellen wird. Es ist nemlich die Meynung nicht, daß alles, was in diesem Muster steht, unausbleiblich in allen vollständigen Reden angebracht werden müßte; oder als wenn nichts mehr hinzugethan werden könnte, was hier nicht steht. Nein, ein Redner behält allemal die Freyheit, nach Gutachten etwas hinzuzusetzen, und wegzulassen, wie und wo es die Umstände seines Hauptsatzes und seiner Zuhörer erfordern. Das Modell selbst sieht so aus:

I. Der

I. **Der Eingang**, besteht aus einer Vorbereitung, die den Zuhörer aufmerksam macht, und ihn allmählich zubereitet, dem Redner desto leichter beyzupflichten.

II. **Der Hauptsatz**, hier pflegt sich der Redner auch durch ein Compliment bey den Zuhörern einzuschmeicheln.

III. **Die Erklärung** ist entweder historisch, oder philosophisch, nachdem der Hauptsatz es erfodert. Man erkläret aber entweder

1. **Das Subject** des Hauptsatzes, oder
2. **Das Prädicat** desselben, oder beydes zugleich, wenn es nöthig ist. Auch werden zuweilen
3. **Einige Erläuterungen** mit eingestreuet.

IV. **Der Beweis** folget nunmehro mit seinen abgesonderten Gründen, so daß der schwächste vorne steht.

1. Der erste Beweisgrund. Hier kommt
   a) Der Obersatz des Vernunftschlusses
   b) Seine Erklärung, Erläuterung und Beweis.
   c) Der Untersatz.
   d) Dessen Erklärung, Erläuterung und Beweis, wenn es nöthig ist.
   e) Der Schlußsatz, dabey zuweilen noch einige Anmerkungen, Einfälle, oder Lehrsprüche mit einfliessen können.
2. **Der andre Beweisgrund**, wenn man ihn im Vorrathe hat, und vor nöthig erachtet. Er muß schon stärker seyn als der erste, und wird eben so ausgeführt als der erste.
3. **Der dritte Beweisgrund**, wenn er vorhanden und nöthig ist, muß noch stärker schliessen als der erste; u. s. w. bis die Beweise aus sind.

V. **Die Wiederlegung** der Einwürfe, die aber auch zwischen die Beweise eingeschaltet werden kan. Ist es indessen nicht bequem gefallen, so folgen sie hier beysammen.

1. Der

1. Der erste **Einwurf**, dabey kommt anfänglich
   a) **Sein Vortrag**, der so wahrscheinlich und vortheilhaft für den Gegner gemacht werden muß, als nur möglich ist.
   b) **Die Beantwortung**, die man nach logischer Art einzurichten hat, doch ohne es ausdrücklich zu sagen, daß man den Obersatz, oder den Untersatz leugnet.
   c) **Eine Erläuterung** kan auch hier gar füglich angebracht werden, doch ist sie so gar nothwendig nicht.
2. Der andere **Einwurf** wird eben so, als der vorige vorgetragen und beantwortet, u. s. w.

VI. **Die Gemüthsbewegungen** können zwar auch bey dem Schlußsatze jedes Beweisgrundes angehänget werden: Indessen pflegen sie doch hauptsächlich ans Ende verschoben zu werden. Man erreget aber entweder

verdrüßliche Affecten,	oder **angenehme**,
als Reue	als Zufriedenheit
Scham	Ehrliebe
Furcht	Hoffnung
Traurigkeit	Freude
Neid	Gunst
Haß	Liebe
Zorn	Mitleiden
Schrecken	Verlangen
Verzweiflung u. dgl.	Zuversicht u. dgl.

oder beyderley Art, doch so daß die verdrüßlichen nicht mit den angenehmen vermischet werden. Auch muß man nicht denken, daß nothwendig in jeder Rede alle Leidenschaften erreget werden müssen. Es ist genug wenn man etliche, ja wohl gar nur eine einzige erwecket: wenn es nur mit rechtem Nachdrucke geschieht.

VII. **Der Beschluß.** Nach den Regeln, die oben von seinem Inhalte gegeben worden.

§. XIV.

§. XIV.

Dieses ist nun ein allgemeiner Entwurf zu einer vollständigen Rede, der aber in besondern Fällen, nachdem die Rede entweder historisch oder dogmatisch ist, entweder einen theoretischen oder practischen Hauptsatz hat, auf allerley Art verändert werden kan und muß. Denn man muß nicht denken, als ob man einen Redner so sclavisch einschränken wollte, als Aphtonius es mit seiner Chrie gemacht hat. Nein wir lassen einem jeden vernünftigen Manne seine Freyheit, nach Gutachten zu verfahren, wenn seine Materien und die besondern Umstände der Zeit und des Ortes es anders erfordern sollten. Wir werden auch selbst in dem andern Theile besondre Regeln zu den vornehmsten Arten der üblichen Reden vorschreiben, die in manchem Stücke von diesem Muster abweichen werden. Soviel ist indessen gewiß, daß die Exempel der Alten, die ich mit genauer Aufmerksamkeit untersuchet, mich auf diese Ordnung der Theile einer Rede geleitet. Da ich sie nun der Absicht eines Redners, und demjenigen, was die Vernunft und Sittenlehre von der Natur des menschlichen Verstandes und Willens lehret, vollkommen gemäß befand: So habe ich kein Bedenken getragen, dieselbe auch andern anzupreisen.

Das XI. Hauptstück.

Von den Chrien und ihren verschiedenen Arten.

§. I.

Gleichwohl aber können nicht alle Reden so groß und vollständig seyn. Die Gewohnheit hat es bey Hofe und in vielen andern Fällen eingeführt, daß man auch gewisse Ceremonien-Reden hält, die

die zwar länger als die täglichen Complimenten sind, aber doch noch keine ausführliche Reden heissen können. Diese nun wohl einzurichten ist auch die Pflicht dessen, der sie halten muß: Und uns liegt es ob, die Regeln dazu vorzuschreiben. Eine Chrie ist aber nichts anders, als eine kleine Rede, die bey allerley Fällen, wo eine vollständige zu lang werden würde, gehalten werden kan. Ihren Namen mag sie wohl in Ansehung des Nutzens, den sie sowohl an sich, als in grössern Reden hat, erhalten haben. Viele haben ganze Bücher von der Redekunst geschrieben, aber nur von Chrieen darinn gehandelt. Viele haben die Abhandlung von Chrien gleich im Anfange ihrer rhetorischen Anweisungen gesetzet, und alsdann erst von ausführlichen Reden gehandelt. Allein ich habe mit Bedacht so viel Wesens daraus nicht machen wollen, damit man nicht denken möchte, das Hauptwerk in der politischen Beredsamkeit käme auf die Chrien an. Wer eine gute Chrie macht, ist darum noch kein Redner: Ja der beste Redner kan seine Stärke in einer Chrie gar nicht zeigen. Ein muntres Pferd kan seine Behendigkeit und Kräfte in einem engen Platze nicht sehen lassen: Es gehört eine lange Laufbahn dazu. So ist es auch mit einem Redner. Zudem so ist es auch eine solche Kleinigkeit eine Chrie zu verfertigen, daß man nicht Ursache hat so viel Wesens davon zu machen.

§. II.

Die älteste Art von Chrien ist diejenige, die man nach ihrem Erfinder Aphtonius die Aphtonischen nennet. Diese besteht aus acht Theilen, die nach dem Gutachten dieses alten Redners allezeit nothwendig beybehalten werden müssen. Sie heissen Laus autoris, Propositio, Paraphrasis, Aetiologia, Comparatum, Exemplum, Testimonium, Conclusio. Ein jeder sieht wohl ein, daß hier viel willkührliches angenommen worden, welches auch

anders

anders hätte gemacht werden können. Denn vors (1) setzet das Lob eines gewissen Scribenten, welches in dieser Chrie die Stelle des Eingangs vertritt, zum voraus, daß der Hauptsatz allemal ein Ausspruch eines berühmten Schriftstellers, oder sonst eines grossen Mannes seyn müsse. Warum ist das aber nöthig? Kan denn ein Redner von nichts eigenem eine Rede halten, und muß es allemal ein andrer schon gesagt haben, was er sagen will? Hernach fragt es sich (2) warum er nothwendig dreyerley Arten der Erläuterungen, nemlich das Gleichniß, das Beyspiel und Zeugniß erfodert? Warum nicht mehrere? denn es giebt ja noch das Gegentheil oder Wiederspiel, die Einfälle, die Lehrsprüche ꝛc. Warum nicht weniger als die dreye? denn es ist zuweilen schwer sie alle zu finden. Mit einem Worte, man sieht wohl, daß diese Art der Chrien ein gezwungenes Wesen ist, das nur zur Marter junger Leute erfunden worden. Wir wollen also nicht einmal ein Exempel davon geben.

§. III.

Doch war es deswegen noch nicht rathsam, die Chrie ganz und gar aus dem Reiche der Wohlredenheit zu verbannen. Daher geriethen verständige Redner auf eine freyere Art derselben, die viel nutzbarer und doch zugleich leichter war, als die Aphtonischen. Sie beobachteten, daß einige Stücke derselben nothwendig, einige aber zufällig und willkührlich waren, und sie hielten es also für rathsam, beyde sorgfältig von einander zu unterscheiden. Die nothwendigen waren Propositio, der Hauptsatz, und Ratio, oder Aetiologia, der Beweis; die zufälligen aber, Paraphrasis oder Explicatio, die Erklärung, und Illustratio die Erläuterung. Da stellten sie es nun einem jeden Redner anheim, ob er die nothwendigen Theile der Chrie allein brauchen, oder auch einen, oder beyde zufällige Theile sich zu nutze machen

wollte. Ja sie stellten es ihm auch frey, ob er sie in dieser oder jener Ordnung setzen wollte. Folglich konnte diese Art von Chrien mit dem besten Rechte Chria libera heissen. Dieses war um desto vernünftiger, je leichter es sich aus den Schriften der alten Redner erweisen ließ, daß sie auch unvermerkt, mitten in ihren Reden, unzählige Chrien gemachet hatten. Z. E. Cicero in seiner Rede für den Archias schreibet:

> Gesetzt aber, daß man keinen so grossen Nutzen davon aufzuweisen hätte; gesetzt daß das Studiren bloß zur Belustigung dienlich wäre: Nichts desto weniger würdet ihr doch diese Beschäfftigung des Gemüthes für was edles und wohlanständiges erkennen müssen. Alles übrige nemlich, schickt sich weder für alle Zeiten, noch für jedes Alter, noch für jeden Ort. Die freyen Künste hergegen nähren die Jugend, und belustigen das Alter. Sie sind eine Zierde im Glücke, und eine tröstliche Zuflucht im Unglücke; Sie ergetzen uns zu Hause, und hindern uns auch in der Fremde nicht. Sie übernachten bey uns, reisen mit uns, und verlassen uns auch bey dem Landleben nicht. Könnten wir es nun gleich selbst so weit nicht bringen, noch die Süßigkeit des Studirens schmecken und empfinden: So müßten wir es doch bewundern, wenn wir es bey andern anträfen.

Dieses ist eine Chrie, die aus dem Hauptsatze: Das Studiren ist was edles; dem Beweise: Denn es schicket sich für alle Menschen, zu allen Zeiten und an allen Orten; und dem Beschlusse: Daher müssen wir es hochschätzen, besteht. Hier fehlen also die zufälligen Theile, nemlich die Erklärung und die Erläuterung; deren in folgendem Exempel eines vorkommet. Es ist aus eben der Rede genommen:

> Wir haben es ja von den größten und gelehrtesten Leuten gehöret, daß gewisse Gattungen der Wissenschaften

ten auf Regeln ankommen, und als Künste gelernet werden; ein Poet aber von Natur sein Talent hat, durch die eigene Munterkeit seines Gemüths angespornet, und fast von einem göttlichen Triebe geregt wird. Unser Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer: Weil es das Ansehen hat, als ob sie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenke verliehen und empfohlen würden. So laßt doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen heilig seyn, den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Auch hier ist ein Hauptsatz, nemlich dieser: Die Poeten sind ehrwürdige Männer. Der Beweis ist dieser: Weil sie ihre Geschicklichkeit schon von Natur haben. Hierzu kommt eine Erläuterung, die in dem Zeugnisse des Ennius besteht, der die Poeten heilige Männer nennet.

§. IV.

Bey diesen beyden Exempeln kan man sich zugleich einen Begriff machen, was eine gemeine und umgekehrte Chrie (ordinata & inuersa) eigentlich vor ein Ding sey. Nemlich wo der Hauptsatz vorangesetzet wird, der Beweis und die Erläuterung aber nachfolgen, da ist es die gemeine und ordentliche Chrie. Und so war das erste Exempel beschaffen. Wo aber der Hauptsatz nicht im Anfange steht, sondern entweder die Erläuterung oder der Beweis vorhergeht, da ist die Chrie verkehrt. Und so war das andere Exempel Ciceros beschaffen; wo der Beweis den Anfang machte. Will man ein Exempel von einer solchen Chrie haben, wo die Erläuterung den ersten Platz einnimmt: So giebt uns eben die Rede vor den Archias eins an die Hand. Es heißt:

Decimus Brutus jener grosse Held und Feldherr hat mit den Gedichten seines Freundes Attius sogar die Ein-

gänge seiner Capellen und Ehrenmäler ausgeschmücket. Ja Fulvius, der in Begleitung des Ennius mit den Aetoliern Krieg geführet, hat kein Bedenken getragen, die Beute, so doch dem Mars gehörete, den Musen zu heiligen. In einer Stadt also, wo auch die gewaffneten Feldherren den Namen der Poeten und die Heiligthümer der Musen verehret haben: Da sollten ja wohl die politischen Richter vor der Ehre der Musen und der Wohlfarth der Poeten keinen Abscheu haben.

Hier ist der Hauptsatz: Es ist billig, daß die Staatsklugen und richterlichen Obrigkeiten einer Stadt die Poeten hochschätzen. Beweis: Denn die Kriegsobersten haben solches schon gethan. Erläuterung: So hats Decimus Brutus und Fulvius gemacht. Von diesem aber ward der Anfang gemacht.

§. V.

Nunmehrò kan ich auch sagen, was die so berühmten Chrien per Antecedens & Consequens und per Thesin & Hypothesin sind. Das Geheimniß ist so groß aber nicht, als es vielen dünken sollte: Denn Cicero hat in den obigen Exempeln von beyden Muster gegeben, ohne es selbst zu wissen. Beyde Arten der Chrien nemlich, sind umgekehrte Chrien, wo der Hauptsatz nicht gleich im Anfange zu stehen kommt. Nimmt man nun den Beweis gleich zum Anfange, so nennet man ihn das Antecedens; und der Hauptsatz heißt das Consequens. Z. E. Wie oben, der Name eines Poeten ist sehr hoch zu schätzen: Denn die Geschicklichkeit eines Dichters kommt auf das Naturell an. Hier kehre ich es um und sage: Antecedens: Die Poeten haben ihre Geschicklichkeit von Natur. Consequens: Darum muß man sie höher schätzen, als andere Gelehrten, die kein besonderes Naturell nöthig haben. Wenn man aber die Erläuterung gleich im Anfange nimmt, und den

Haupt-

Hauptsatz mit seinem Beweise nachfolgen läßt: So bekommt jene den Namen der Thesis, und dieser einer Hypothesis. Z. E. in dem obigen Exempel heißt der Satz: Die Obrigkeitlichen Personen sollten die Dichter hochschätzen. Die Erläuterung heißt: Das hat Decimus Brutus, das hat Fulvius gethan. Umgekehrt heißt es: Thesis. Decimus Brutus und Fulvius haben die Musen geliebet. Hypothesis. Wievielmehr werden solches die Staatsleute und Obrigkeitlichen Personen thun müssen?

§. VI.

So sieht nun der erste Grundriß einer Chrie aus, so wie sie von den Meistern in dieser Kunst zu unsern Zeiten sehr häufig gemacht worden. Doch muß man nicht denken, daß deswegen die nothwendigen Stücke allein alles ausmachen. Nur in grössern Reden pflegt es dabey mehrentheils sein Bewenden zu haben, wo man die einzelnen Sätze, die von einiger Wichtigkeit sind, als z. E. die Fördersätze der Schlußreden in den Beweisen, etwas zu erweitern gesonnen ist. Auch in Briefen gerathen die Chrien per Antecedens und Consequens, die darinn häufig gebraucht werden, nicht viel weitläuftiger: Denn es kommt selten, daß man mehr als ein Antecedens, mehr als eine Connexion, oder mehr als ein Consequens darinn macht. In kleinen Reden, die Chrienmäßig ausgeführet werden, ist dieses zur Erweiterung und Verlängerung etwas nöthiger. Auch eine blosse Complimentirrede würde viel zu kurz gerathen, wenn man es bloß bey dem, was unentbehrlich ist, bewenden lassen wollte. Man bringet also vors erste den Beweis in einen Vernunftschluß. Denn nimmt man den Obersatz davon zum Antecedente, und den Untersatz zur sogenannten Connexione, die jenes mit dem Hauptsatze verbindet. Jedes davon kan durch Erklärungen erweitert und ausgeführet, auch wohl mit neuen

Gründen bestätiget werden. Alsdann folgt der Hauptsatz, der gleichfalls mit etlichen Zusätzen von eben der Art erkläret, erläutert und dem Zuhörer empfohlen wird. Und alsdann folget der Beschluß. Der Entwurf einer solchen Chrie mit einem einzigen Antecedente sieht alsdann so aus:

I. Antecedens ist der Obersatz eines Beweises zum Hauptsatze des Redners, und vertritt die Stelle des Einganges in solchen Chrien.
   1. Der Vortrag desselben.
   2. Die Erklärung oder Erläuterung, nachdem es nöthig ist.
   3. Der Beweisgrund dieses Obersatzes, dabey auch allerley Lehrsprüche, Einfälle, Anmerkungen und Folgerungen vorkommen können.

II. Connexio. Ist der Unterfatz des Hauptbeweises.
   1. Der Vortrag desselben und
   2. Die Erläuterung oder Erklärung dessen, so darinn dunkel seyn möchte.
   3. Der Beweis.

III. Consequens. Oder der Schlußsatz einer Chrie.
   1. Der Vortrag
   2. Die Erläuterung oder Erklärung, Einschränkung, oder was sonst nöthig ist.
   3. Die Folgerungen, so daraus fliessen.

IV. Beschluß. Dieser empfiehlt dem Zuhörer nochmahls die angeführte Sache und machet der Chrie ein Ende.

§. VII.

Doch es kan auch kommen, daß mehr als ein Antecedens gebraucht wird: Wenn nemlich viel Ursachen sind, die einen Satz wahrscheinlich machen. Eben so kan es kommen, daß mehr als eine Connexio statt findet, wenn noch besondere Verbindungen und nähere Ursachen

sachen, die das Antecedens mit dem Consequente verknüpfen, vorkommen. Allein denn wird auch nicht ein jedes Antecedens so weitläuftig als eine Schlußrede ausgeführet, sondern nur kürtzlich mit seiner Erklärung und Erläuterung zusammen genommen. Bey der Connexion geht es eben so. Kurz die Hofleute, die sich mehrentheils mit solchen Complimentirreden behelfen, bedienen sich hier ihrer Freyheit: Und es ist auch nicht nöthig, daß man mit Complimenten gar zuviel Umstände mache. Die Schreibart der Canzleyen ist ohnedem sehr geschickt vielerley Gründe in einem einzigen Satze zu berühren, und keinen recht in seiner Stärke vorzutragen. Und dieser folgen die Hofleute gemeiniglich. Wir könnten hier leicht ein Exempel davon geben: Allein es wird dergleichen unten schon in dem II. Theile dieser Redekunst vorkommen; wo wir die Hofreden ins besondere abhandeln werden.

§. VIII.

Von den Theilen per Thesin & Hypothesin ist es eben so leicht zu zeigen, wie sie gemacht werden. Man nimmt erstlich seinen Hauptsatz und erfindet die Theile einer ordentlichen Chrie darzu: Nemlich den Beweis und ein paar Erläuterungen, auch wohl eine Erklärung, wo es nöthig ist. Alsdann nimmt man diejenige Erläuterung, so sich am besten dazu schicket, gleich von forne, und nennt sie die Thesin. Auf diese folgt irgend eine Paraphrasis, ein Lehrspruch, oder Einfall, auch wohl eine Art eines Beweises, nachdem die Sache es leidet. Alsdann kommt die Hypothesis, oder der Hauptsatz der Chrie, mit seinem Beweise. Diesen erkläret, erläutert und bestätiget man so weitläuftig, als man will; und macht endlich den Beschluß ohne alle Erregung der Affecten. Will man auch hier ein allgemeines Muster einer solchen Chrie haben; So mag folgendes dazu dienen:

I. Thesis, dieses ist eine Erläuterung des folgenden Hauptsatzes. Dazu gehört eine Paraphrasis, die gewisse Anmerkungen oder Gedanken darüber enthält; und zuweilen eine Aetiologie, oder Bestätigung desselben.

II. Hypothesis. Diese ist der Hauptsatz selbst, und da kommt dann

1. Der Vortrag und die Erklärung desselben.
2. Der Beweis, der wiederum erläutert und ferner bestätiget werden kan.

III. Der Beschluß; wie oben gedacht worden. Besondere Exempel nach dem heutigen Gebrauche sollen auch in dem andern Theile dieser Redekunst vorkommen.

§. IX.

Aus dem allen erhellet, daß es mit den Chrien so ein schweres Werk eben nicht sey, als es uns viele bereden wollen, die grosse Bücher bloß davon geschrieben haben. Ingleichen erhellet daraus, daß man keine sonderliche Stärke in der Beredsamkeit zeigen kan, wenn man eine Chrie macht. Man bereitet seine Zuhörer durch keinen förmlichen Eingang; man erkläret und beweiset nicht ernstlich genug; man erreget keine Gemüthsbewegungen. Mit einem Worte, man redet so, als ob man nicht einmal Willens wäre, seine Zuhörer zu überreden. Daher werden denn die meisten Chrien mehrentheils ein kaltsinniges Gewäsche, das weder Geist noch Leben hat. Kommt nun noch eine schlechte Schreibart und ein schläfriger Vortrag darzu: So sieht alles vollends sehr elend und mager aus. Da nun aber die meisten neuern Anleitungen zu nichts anders, als zu der Kunst, Chrien zu machen, Regeln und Exempel in sich gehalten: So ist leicht daraus abzunehmen, warum die wahre Beredsamkeit bisher so wenig in Schwang gekommen. An der natürlichen Fähigkeit unserer Landsleute

leute hat es nicht gefehlt. Sie sind vielleicht noch wohl geschickter als viele Ausländer. Sie haben Witz, Gelehrsamkeit und Feuer genug gewiesen: Wie die Schriften unser Dichter sattsam zeigen. Es hat bloß an der Anleitung zu den wahren Regeln und Exempeln der Beredsamkeit gefehlet. Man hat die Schüler der Redekunst nicht auf die Alten geführet, und ihnen die rechten Quellen nicht angewiesen: Wir haben Ursache zu hoffen, daß die deutsche Beredsamkeit in kurzem ein ganz anderes Ansehen gewinnen wird, wenn diejenigen Anfänger so sich bisher hier und dar zu zeigen angefangen, zu ihrer völligen Reife gelangen werden.

Das XII. Hauptstück.

Von der Ausarbeitung einer Rede.

§. I.

Die allerersten Redner haben ohne Zweifel in ihrer ehrlichen Einfalt nur aus dem Stegreife, das ist, ohne alle Vorbereitung geredet. Nachmals, als die Geschicklichkeit einiger beredten Leute den andern eine Eifersucht erweckte, hat man sich auch wohl ein wenig zum Reden gefaßt gemacht, wenn man öffentlich hat auftreten wollen. Doch ist es wahrscheinlich, daß man sich mehr auf die Sachen, als auf die Worte vorbereitet hat, weil man mehr durch jene, als durch diese auszurichten hoffete, und wirklich ausrichtete. Endlich, da die Aufmerksamkeit der Leute gröſſer, und ihre Scharfsinnigkeit immer feiner ward: So fieng man auch an, auf die Ausdrückungen zu sehen, womit dieser oder jener Redner seine Sachen vortrug. Da man nun wahrnahm, daß der eine besser als der andere redete, seine Gedanken deutlicher, flieſſender, prächtiger und sinnreicher ausdrückte, und sowohl die Ohren als den Verstand belustigte: So hub man an diejenigen zu loben, die

andere in solchen Stücken übertrafen. Es war aber nicht eines jeden Werk gleich aus dem Kopfe schön zu sprechen, daher wollte man durch den Fleiß das ersetzen, was der Fähigkeit des Geistes und Mundes fehlete. Und also fieng man an, auch auf die Worte und Redensarten zu studiren, womit man seine Gedanken vortragen wollte: Das heißt, man fieng an seine Reden auszuarbeiten und auswendig zu lernen.

§. II.

Sobald dieses geschah, so ward man auch den Unterscheid in der Schreibart gewahr, der sich bey verschiedenen Rednern äusserte. Denn nachdem ihr Naturell, ihre Gelehrsamkeit, Beleseneit, und Art zu denken, es mit sich brachte, nachdem gerieth auch ihre Art des Ausdruckes. Zumal da Isocrates eine bessere periodische Schreibart einführte, als man vorhin gewohnt war; da Demosthenes, Aeschines, Xenophon, Plato, Theophrastus, Hyperides, Lysias und Demetrius Phalereus, ihre Schriften in die Hände der Leute kommen liessen, und überall ihre Anhänger fanden: Da fieng man an mit der gröstenAufmerksamkeit auf die Schreibart zu sehen, alle Kleinigkeiten in Regeln zu bringen, und fast eine abergläubische Sorgfalt darauf zu wenden. Aristoteles gedenket in seiner Poetik, schon vieler grammatischen und critischen Kunstrichter, die den Homer und die tragischen Poeten vieler Fehler beschuldiget hatten. Er selbst beurtheilet in seiner Rhetorik die Ausdruckungen so vieler ungebundenen Scribenten: Und Longin ist sowohl als Lucian ein strenger Richter der Schreibart gewesen; wie ihre Schriften sattsam zeigen. Daß die Römer dadurch auch endlich, wiewohl sehr spät aufgewecket worden, auf die Schönheit und die Zierlichkeit ihrer Sprache achtung zu geben, das ist kein Wunder. Es ist allemal leichter in fremde Fußstapfen zu treten, als selbst den Anfang wozu zu machen.

Gleich-

Gleichwohl ist Cicero fast der erste gewesen, der seine Schreibart mit einer critischen Schärfe zu beurtheilen und zu läutern gewußt.

§. III.

Nachdem wir Deutschen auch in unsrer Sprache zu schreiben und zu reden angefangen, hat man auch auf unsre Schreibart genauer achtung gegeben, als vorhin. Man hat allmählich die alte Rauhigkeit unsrer Ausdrückungen ins feine gebracht, und solche wohlklingende, zierliche und prächtige Redensarten erfunden, daß wir es in allen Gattungen der Schreibart den Ausländern gleich thun können. Wir haben auch an unsern Scribenten bereits eine solche Mannigfaltigkeit des Vortrages bemerket, daß es allerdings nöthig ist, durch Regeln zu bestimmen, welche es gut, und welche es schlecht darinn getroffen. Es haben sich daher sehr viele Anleitungen zur guten deutschen Schreibart gefunden, die aber nach Unterscheid der Zeiten, darinn sie ans Licht getreten, sehr unterschieden sind. Schon um Lutheri Zeiten hat man an verschiedenen Orten Deutschlandes solche Anweisungen geschrieben, daraus man zierliche Reden und Schriften zu machen, lernen soll: Und die Zahl derselben hat sich in neuern Zeiten fast jährlich gemehret. In dem Büchervorrathe unserer Deutschen Gesellschaft ist eine grosse Menge solcher Bücher vorhanden, wie aus der neuen Auflage ihres Verzeichnisses ehestens erhellen wird. Ungeachtet nun die Lehre von der Schreibart in ganz besondern Abhandlungen pflegt vorgetragen zu werden: So kan doch ein Redner dieselbe nicht übergehen. So gewiß es ist, daß gute Stilisten darum noch keine gute Redner sind: So gewiß ist es auch, daß ein Redner seine Schreibart nicht aus den Augen setzen darf. Und eben darum will ich auch hiervon soviel als meiner Einsicht nach zu wissen nöthig ist, mit wenigem vortragen.

§. VI.

§. IV.

Denn auch wir halten davor, daß es nöthig sey, einen wohl ausgesonnenen Entwurf zu einer Rede, ausführlich, das ist von Wort zu Wort auszuarbeiten. Denn so gut auch der Hauptsatz mit allen zu seiner Ausführung gehörigen Zusätzen an sich selbst ist: So wenig Beyfall wird doch ein Redner damit finden, wenn er ihn nicht in einer deutlichen, ordentlichen, angenehmen und nachdrücklichen Schreibart vorträget. Wie ein blosser Kohlenriß noch keinen in Vergnügen oder Verwunderung setzet, ob er gleich alle mögliche Verhältniß, Ordnung und Schönheit an sich hat: Die Farben, das Licht und der Schatten geben ihm erst die vollkommene Aehnlichkeit, Schönheit und Lebhaftigkeit. Eben so ist es mit einer Rede beschaffen: Die gute Ausarbeitung muß einem Entwurfe allererst das rechte Leben und Gewichte geben. Denn wenn zehn Gelehrte einerley Materien, die man ihnen zum Innhalt einer Rede vorgegeben, nach ihrer Art ausführen sollten: So würden auch zehn verschiedene Reden herauskommen. Eine würde allemal besser, das ist anmuthiger und nachdrücklicher gerathen, als die andere: Und das müßte doch nothwendig von dem unterschiedlichen Ausdrucke herkommen, der ihnen eigen wäre. Nun urtheile man, wenn ein junger Mensch, der noch weder Wissenschaft, noch Uebung, noch Reichthum und Kenntniß in seiner Muttersprache besitzet, und solchen Entwurf, aus dem Stegreife herplaudern sollte: was würde der vor ein ungeschicktes, übel zusammenhangendes und kraftloses Geplauder zuwege bringen? Wer aber viele Reden mit Fleiß ausgearbeitet hat, wer dieselben auswendig gelernet, und sich dadurch einen Reichthum an Worten, und eine regelmäßige Art im Ausdrucke erworben hat: Der wird sich allmählich auch die Fähigkeit erwerben, ohne Vorbereitung geschickt zu reden.

§. V.

§. V.

Wir rathen es folglich allen Anfängern und Schülern in der Redekunst, sich nicht auf die Fertigkeit ihrer Zungen, und auf die Fähigkeit ihres Witzes zu verlassen; sondern alle ihre Reden aufs fleißigste zu Papier zu bringen. Wenn man sich seine Gedanken und Einfälle, so zu reden, vor die Augen gemahlet hat: So sieht man viel besser ihren Werth und Unwerth, ihre Mattigkeit oder Stärke, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit. Man hütet sich auch daey viel leichter für allem unnützen Geschwätze, für unnöthigen Wiederholungen, und andern unzähligen Fehlern, die einer, der unbereitet redet, unmöglich vermeiden kan. Man bessert alles sorgfältiger aus, man wieget gleichsam alle Worte und Sylben ab, man giebt vielen Stellen mehr Deutlichkeit, andern mehr Nachdruck, andern mehr Feuer und Geist. Durch das alles aber übt man sich in der Scharfsinnigkeit, die allmählich so groß wird, daß man in der Geschwindigkeit alles an seinen Ausdrückungen sehen kan, was zu loben oder zu tadeln ist: Ja man lernt endlich so behutsam reden, als mancher nicht schreibet; welches allerdings einem Redner sehr vortheilhaft ist, wenn er ja auch zuweilen aus dem Stegreife reden muß. Denn geübten und gelehrten Männern wollen wir dieses gar nicht verbiethen; vielmehr wollen wir sie loben, wenn sie es geschickt zu thun vermögen.

§. VI.

Wer also seine Reden mit Fleiß auszuarbeiten willens ist, der gewöhne sich nicht eben an einen besondern Ort, es sey nun derselbe, welcher es immer seyn möchte. Wer sich entweder an ein einsames und verschlossenes Zimmer, oder an einen Garten, oder an ein Lustwäldchen, oder sonst an einen gewissen Umstand gewöhnet, dem fällt es hernach schwer, ja fast unmöglich

ohne

ohne diese Bequemlichkeit fortzukommen. Nun kan man aber in vielen Fällen in solche Umstände gerathen, da man es unmöglich so gut haben kan, als man sichs wünschet. Und gleichwohl muß man seiner Pflicht im Reden nachkommen, man habe nun seine gewöhnliche Bequemlichkeit gehabt, oder nicht. Hernach sind einige von den obgedachten Oertern so nicht beschaffen, daß man seine Gedanken sattsam darinnen sammlen könnte. Eine schöne Aussicht, ein Lustwäldchen, ein Garten u. d. gl. zerstreuen nur die Aufmerksamkeit eines Redners, auf seine vorhabende Materie, wenn er ihrer Annehmlichkeit geniessen will. Will er aber bey dem allen blind und unempfindlich seyn: So kan er ja in einer verschlossenen Kammer eben so gute Einfälle haben, und mit gleichem Fortgange was ausarbeiten. Ich zum wenigsten kan es nicht begreifen, was der jüngere Plinius von seinem Lustwalde, von dem Seeufer, von den Spaziergängen und schattigten Bäumen seines Laurentinischen Gartens vor ein Rühmens machet. Alle diese Dinge sind angenehm; ich gestehe es: Aber nur denn, wenn man nichts thun, und sich schlechterdings erlustigen will. Hergegen wenn ich studiren will: So hindern sie mich mehr, als sie mir beförderlich sind.

§. VII.

Es giebt Leute, die auch im Absehen auf die Zeit, da sie etwas ausarbeiten sollen, sehr eigensinnig sind. Bald ist ihnen diese, bald jene Stunde nicht recht dazu. Einige wollen allezeit die Frühstunden, andere den Abend darzu haben; und da soll sie niemand ein einzig mal stören, wo sie nicht ganz aus der gehörigen Gemüthsverfassung kommen sollen: Allein diese Zärtlichkeit taugt gleichfalls nichts. Männer die mit Aemtern und Geschäften überhäuft sind, können nicht allezeit wie sie wollen. Sie müssen sich nach so vielen andern Leuten richten, und sich in so viel verschiedene Umstände schicken

lernen,

lernen, daß sie zu allen Zeiten des Tages, ja bey vielen Hindernissen der Aufmerksamkeit, dennoch studiren können. Man gewöhne sich also beyzeiten darzu; so wird man es weiter bringen, als solche Zärtlinge, die sich in nichts zu finden wissen. Eben so ist es mit der Bequemlichkeit derer, die sich eines Schreibers bedienen, wenn sie was ausarbeiten wollen. Bey andern Arten der Schriften, als bey Briefen und juristischen Aufsätzen läßt man dieses schon gelten: Allein in der Beredsamkeit ist es gar nicht rathsam. Es gehöret gar zu viel Ueberlesens, Ausbesserns und Nachdenkens dazu, wenn man was geschicktes machen will. Säße nun ein Schreiber da, so würde man sich vielmal seiner Langsamkeit oder Unentschlossenheit schämen, und oft lieber was schlechtes stehen lassen, oder zu schreiben anbefehlen, ehe man sich lange besönne, oder alle Augenblicke was ausstreichen liesse. Ja vielmal ist es gut, sich dasjenige, was man schon zu Papier gebracht, mit einiger Erhebung der Stimme laut vorzusagen, und wohl gar die gehörigen Bewegungen dazu zu machen. Wie würde sich nun solches vor den Augen eines Bedienten thun lassen?

§. VIII.

Will man also meinem Rathe folgen, so setze man sich selbst, und wo es seyn kan, an einem einsamen verschlossenen Orte, über seine Arbeit. Man sinne den ersten Satz seiner Rede bey sich selber aus, und wiederhole ihn nochmals laut, um zu hören, ob er klinget, und ob er noch irgend zu verbessern sey? Wenn er diese Probe ausgehalten, oder nach Gutbefinden ausgebessert worden, so schreibe man ihn auf. So bald er auf dem Papiere steht, überlese man denselben nochmals, theils um ihn noch einmal durch die Musterung gehen zu lassen; theils aber auch wiederum in die Lebhaftigkeit des Gemüthes zu gerathen, die zur Fortsetzung seiner Arbeit nöthig ist. Denn

durch

durch das langsame Schreiben wird das Gemüthe gleichsam kalt und matt; und gleichwohl muß der Witz und die Einbildungskraft in voller Bewegung seyn, wenn man was lebhaftes ausarbeiten will. Durch das laute und muntre Vorlesen aber erregen sich die Geister wiederum, und so fällt einem leicht der Anfang des folgenden Satzes ein. Diesen prüfet und wiederholt man wieder, so wie den ersten, bis er die Probe hält: Und alsdann wird er ferner gleichfalls aufgeschrieben. Solchergestalt geht es nun ferner bis zum Ende. Wem diese Art der Ausarbeitung zu langsam vorkommt, der erwege nur, daß wir einem Anfänger Regeln geben. Hier ist nun nichts so schädlich, als die Übereilung. Wer zu schnell die Feder ansetzet, und ungeprüfte Gedanken niederschreibt, der gewöhnet sich eine Unbedachtsamkeit an, die ihm künftig allezeit ankleben wird, und die ihn leicht einmal gereuen kan. Hergegen wer im Anfange hübsch bedächtig verfährt, der kommt endlich doch zu einer Fertigkeit, nicht allein geschwinde, sondern auch gut zu schreiben.

§. IX.

Dem ungeachtet aber ist es mit der wohlbedächtigsten Ausarbeitung noch nicht ausgerichtet. Denn wenn nun ein Anfänger mit seiner ganzen Rede fertig ist: So muß nun allererst die Verbesserung angehen. Die ersten Gedanken nemlich sind nicht allemal die besten: Man thut wohl, wenn man sie nochmals durch die Musterung gehen läßt, und sie so scharf auf die Probe stellet, als man kan. Zu dem Ende ist es gut, wenn man seine Arbeit etliche Tage bey seite legen kan, ohne dieselbe anzusehen; damit sie einem etwas neu und fremde vorkomme, wenn man ihrer wieder ansichtig wird. So lange einem seine Einfälle noch neu sind, so lange gefallen sie einem gemeiniglich: Weil uns eine gewisse Eigenliebe blendet, und ihre Fehler verbirget. Allein wenn man

sie nach einiger Zeit als die Arbeit eines Fremden ansieht: So ist man etwas unpartheyischer als vorhin. Man verzeihet sich keinen Fehler, man läßt nichts schlechtes gelten, sondern wird sich selbst so ein strenger Richter, als es andre vielleicht nicht seyn würden. In dieser Absicht muß man an seinen ersten Aufsätzen einen hübschen breiten Rand übrig lassen, um hernach zu den Ausbesserungen Platz zu haben. Wer gar zu enge schreibet, der kan hernach die bessern Einfälle nicht hinzuschreiben, wenn er gleich gern wollte. Es dauret ihn etwas auszustreichen, wenn er nicht Raum hat was bessers hinzuschreiben. Doch muß auch aus der Ausbesserung keine unendliche Arbeit werden: Wie wohl gewisse Leute des Aenderns und Besserns gar kein Maaß wissen. *Was einem zuerst einfällt, ist darum nicht allemal schlecht: Und wenn das gestrige bloß darum nichts taugt, weil es einem gestern eingefallen ist:* So wird einem auch das heutige misfallen, wenn es morgen wieder vorgenommen wird. Geübten und muntern Köpfen gerathen zuweilen die ersten Ausarbeitungen, die sie in der ersten Hitze und in einerley Feuer aufsetzen, so gut, daß sie dieselben hernach durch viel ängstliche Künsteleyen nur verstümmeln würden.

§. X.

Da es nun in der Ausarbeitung sehr viel auf die Schreibart ankommt, die ein Redner schon in seiner Gewalt hat, ehe er sich niedersetzet und zu schreiben anfängt: So müssen Anfänger sich um dieselbe bemühen, noch ehe sie ernstliche Reden zu halten, auftreten dörfen. Es würde viel zu spät seyn, alsdann allererst auf die Schreibart zu studiren, wenn man sich schon in wichtigen Angelegenheiten hören lassen soll. Nun kan aber die Uebung allein nicht alles thun. Die Natureile gleichfalls, so viel sie auch zu einer vernünftigen Art des Ausdruckes beytragen: So unzulänglich sind sie

doch, wenn man ganz ohne Tadel schreiben will. Es geht hier wie in der Musik. Das Naturell ist zwar sehr nöthig und nützlich; die Uebung ist unentbehrlich: Aber die Regeln eines Meisters und die beständige Aufsicht desselben ist bey dem allen doch noch nothwendig. So ist es auch mit der Geschicklichkeit wohl zu schreiben. Man muß sich theoretische Lehrsätze von der guten Schreibart geben lassen. Man muß die wahren Schönheiten des Ausdruckes von den scheinbaren unterscheiden können. Man muß die verschiedenen Arten der Schreibart am rechten Orte zu brauchen wissen. In allen diesen Stücken fällt kein Meister vom Himmel. Mancher grosse Mann, der in den Sachen, die er vortrug, ohne Tadel war, ist gleichwohl durch die Art des Ausdruckes vielmals unerträglich und lächerlich geworden. Dieses aber hat ihn in Erreichung seiner Absichten gehindert; und nichts ist für eine Kleinigkeit zu halten, was so wichtige Folgerungen nach sich ziehet. Zu dem Ende lasse man sich die Mühe nicht dauren, die folgenden Regeln von der Schreibart, die wir aus den innersten Gründen der Vernunft- und Sprachkunst hergeleitet, einzusehen und auszuüben.

§. XI.

Ueberhaupt ist die Schreibart ein Ausdruck unserer Gedancken durch solche Worte, daraus man ihre ganze Beschaffenheit einsehen kan. Es verhält sich mit derselben als mit einem Gemählde, welches sein Original vorstellet: Doch ist dieses der Unterscheid. Ein Bild ist schon gut und schön, wenn es dem Originale nur vollkommen ähnlich ist, so garstig auch dasselbe an sich seyn möchte. Der Maler erweiset alle seine Kunst in der natürlichen Nachahmung dessen was er abgeschildert. Aber ganz anders ist es mit der Schreibart. Denn ob es gleich wahr ist, daß eine Schreibart auch darum schlecht und verwerflich seyn

kan,

kan, weil sie nicht alle Schönheit ihres Originals, das ist der Gedancken, sattsam darstellet und zu verstehen giebt: So ist sie doch mehrentheils bloß deßwegen schlimm und verwerflich, weil sie ihrem Originale so ähnlich ist. Wenn die Gedanken eines elenden Scribenten noch so genau ausgedrücket werden, so werden sie darum doch keine schöne Schreibart geben: Denn je genauer die Worte mit dem Sinne des Schreibers übereinstimmen; desto närrischer, verwirrter, niederträchtiger und abgeschmackter werden sie lauten. Es kommt folglich bey der Schreibart mehr auf die Gedanken als auf die Worte und Redensarten an. Wer lauter phantastisches Zeug, lauter ungereimte Einfälle, und thörichte Fratzen im Kopfe hat, der kan unmöglich was kluges schreiben. Die allerschönsten Ausdrückungen, deren er sich befleißigen möchte, würden ihn nicht zu einem erträglichen, geschweige denn zu einem guten Scribenten machen. So wahr ist es, was Horaz saget:

Scribendi recte *sapere* est & principium & fons.

Und Boileau gleichfalls hat recht wenn er schreibt:

Avant donc que d'ecrire aprenez à penser

§. XII.

Besteht nun die Schreibart mehr in Gedanken als in Worten, so sieht man wohl, daß man dieselbe nicht aus den Sprachbüchern oder Sammlungen von allerley auserlesenen Redensarten, sondern vielmehr aus den Wissenschaften und sonderlich aus den philosophischen zu lernen habe. Diese räumen den Kopf auf, bessern die Kräfte des Verstandes, üben die Vernunft, und reinigen den Witz. Sie geben auch die Materien an die Hand, davon man schreiben und reden kan: Davon in allen Anweisungen zur guten Schreibart, in allen Rednerschätzen und Sammlungsbüchern nichts stehet. Doch schliessen wir hier die Erfahrung und den Umgang mit

vernünftigen und wohlgesitteten Leuten nicht aus. Hier lernt man oft eine anständige und edle Art des Ausdruckes, eine sinnreiche Art zu reden, einen artigen Scherz, eine höfliche Schmeicheley u. d. gl. weit besser, als aus Büchern. Ein Redner muß sich so auszudrücken wissen, wie man in der Welt, nicht aber wie man in der Schule redet. Er muß also die Sprache derer, die am besten zu leben wissen, kennen, und sich dieselbe geläufig machen. Sie muß ihm so eigen werden, daß es ihm keine Mühe mehr kostet dieselbe zu beobachten. Ohne Zweifel redete Cicero in seinen Reden so, wie die geschicktesten und vornehmsten Römer seiner Zeit redeten: Wie solches die Briefe und andere Schriften seiner Zeit zur Gnüge zeigen. Wer sich aber als ein Schulfuchs immer zwischen seinen vier Wänden einschliessen wollte, der würde eine Sprache in seine Reden bringen, die niemand mit Vergnügen hören würde, weil sie keine von den Artigkeiten der wohlgesitteten Welt an sich hätte.

§. XIII.

Indessen ist es nicht zu leugnen, daß das Lesen wohlgeschriebener Bücher nicht einem Redner noch weit nöthiger seyn sollte, eine gute Schreibart daraus zu lernen. Im täglichen Umgange pflegen auch die gröbsten Meister in ihrer Sprache zuweilen aus Unachtsamkeit kleine Fehler zu begehen, die wieder die genaueste Richtigkeit der Sprachlehre und wieder die Regeln von der Wortfügung verstossen. Auch die Wahl der Wörter und Redensarten, kan im gemeinen Leben nicht allemal so sorgfältig geschehen, als wenn man die Feder in der Hand hat, und mit Fleiß alle Ausdrückungen überleget, die man zu Papier bringet. Daher kan man sich weit sicherer darauf verlassen was man lieset, als was man nur reden höret. Doch setze ich zum voraus, daß man die Schriften der besten Scribenten in jeder

Art

Art lese, die sich vor andern einer reinen und richtigen Schreibart befliſſen haben. Indem man sich nun täglich mit denſelben unterhält, ſo gewöhnt man ſich unvermerkt eine eben ſo regelmäßige, vernünftige, deutliche, ſinnreiche und lebhafte Art des Ausdruckes an, als ſie in ihrer Gewalt gehabt. Ich ſchlieſſe von dieſer Anzahl guter Scribenten auch ſo gar die Schriften der beſten Poeten nicht aus. Dieſe ſind zu allen Zeiten für Meiſter in ihren Sprachen gehalten, und ſelbſt von proſaiſchen Schriftſtellern zu Muſtern erwählet worden. Plato hat den Homer überall nachgeahmet, und daher eine ſo ſchöne Schreibart bekommen, die von allen bewundert worden. Cicero hat den Ennius und andere alte Poeten ſeines Vaterlandes ſo fleißig geleſen, daß er ſie faſt auswendig gekonnt. Und wer kan daran zweifeln, daß nicht die Poeten einen groſſen Reichthum auserleſener Gedanken, Worte und Redensarten in ſich halten ſollten?

§. XIV.

Bey dem allen iſt es doch mit dem Leſen nicht ausgerichtet, wenn man nicht auch critiſche Gründe der guten Schreibart hat. Auch die beſten Scribenten ſind nicht ganz ohne Fehler: Und ohne die Kenntniß derſelben würde man ſie nicht vermeiden können. Weil aber die Schreibart ein Ausdruck der Gedanken iſt, ſo müſſen ſich auch die critiſchen Regeln auf die logiſchen Lehren von dem Unterſchiede der Gedanken gründen. Nun hat man dieſelben längſt in drey Gattungen abgetheilet, nemlich in Begriffe, Urtheile und Schlüſſe; und wir müſſen dieſe drey Arten in allen unſern Schriften nothwendig brauchen. Jede davon muß auch in der Schreibart etwas haben, dadurch ſie angedeutet wird, und dadurch man dem Leſer oder Zuhörer die Gedanken des Schreibers oder Redners zu verſtehen giebt. In der Vernunftlehre nennt man es Wörter, Sätze und

Schlußreden: Aber in der Redekunst heissen eben diese Dinge, Ausdrückungen, Perioden und Aufsätze. Die Ausdrückungen nemlich deuten nur einzelne Begriffe eines Scribenten an, ohne etwas davon zu bejahen oder zu verneinen: sie mögen nun einfach oder zusammen gesetzt seyn. Z. E. wenn ich sage: Die Redekunst; der gute Geschmack; die durch Vernunft und Uebung gebesserte Schreibart. Die Perioden, die man auch nach Art der Vernunftlehrer zuweilen schlechtweg Sätze nennet, sind ganze Aussprüche von gewissen Dingen, darinn man entweder zween oder mehr Begriffe mit einander verbindet, oder voneinander trennet. Z. E. Fürsten sterben zwar eben so als andere Menschen; doch haben sie auch hierinn vor andern ein vieles voraus. Endlich ein Aufsatz ist ein Innbegriff vieler zusammenhangender Sätze, die eine ausführlichere Vorstellung von einer gewissen Wahrheit in sich enthalten. Ich sage mit Bedacht vieler zusammenhangenden Sätze, oder Perioden: Denn viel einzelne Aussprüche, die gar nicht zusammen hiengen, würden zwar etliche Blätter anfüllen, aber niemals einen Aufsatz ausmachen, der eine Schrift, oder Rede heissen könnte. Und wie also die Verbindung vieler Perioden eigentlich die Schreibart eines Scribenten anzeiget: So kan man aus dem ersten gar nicht, aus dem andern aber sehr unvollkommen urtheilen, was jemand für eine Schreibart habe.

§. XV.

Nun von diesen dreyen Stücken müssen wir ausführlicher handeln. Bey dem Hauptstücke von den Worten und Redensarten müssen wir auch von den verblümten Ausdrückungen einen Unterricht geben. Bey dem Unterrichte von den Perioden werden wir auch von den Figuren und ihrem Gebrauche handeln. Und bey der Lehre von ganzen Aufsätzen werden wir auch von den verschiedenen Gattungen der guten und bösen Schreibart das nöthige vortragen.

Das

Das XIII. Hauptstück.

Von den Wörtern und Redensarten, imgleichen von verblümten Ausdrückungen.

§. I.

Die Wörter an sich sind willkührliche Zeichen unserer Begriffe. Nachdem nun diese einfach oder vielfach und zusammengesetzt sind: Nachdem werden auch jene entweder einzeln, oder als Redensarten in Verbindung mit andern gebraucht. Von beyden sind oben schon Exempel vorgekommen, und von beyden muß hier gehandelt werden. Die Wörter sind von den Sprachlehrern in acht Arten unterschieden worden, nemlich in Nennwörter, zu welchen auch die Beywörter gehören, in Fürwörter, Zeitwörter, Mittelwörter, Nebenwörter, Vorwörter, Bindewörter und Zwischenwörter. Im deutschen pfleget, so wie in einigen andern Sprachen, auch noch der Artikel hinzuzukommen. Von der Natur dieser Wörter überhaupt und insbesondere; von ihrem guten und schlimmen Gebrauche; imgleichen von ihren Abänderungen und Verbindungsarten könnte hier, nach dem Beyspiele des berühmten P. Lami, ein vieles gesagt werden. Allein weil es hier unser Vorhaben nicht ist, eine deutsche Sprachkunst zu schreiben: So verweisen wir hiermit unsre Leser zu unsern Sprachlehrern, Schotteln, Clajus, Böddickern, dem Spaten, Steinbachen, Hentscheln, u. a. m. die davon nach der Länge gehandelt haben. Wir loben keinen davon mit Ausschliessung aller übrigen; verachten auch keinen ganz und gar. Man kan aus allen viel lernen, wenn man seine Sprache noch nicht anders weis, als aus der Uebung. Kan man sich aber nicht überall mit ihnen befriedigen: So ist dieses kein Wunder. Die Sache ist so leicht nicht, als sich viele einbil-

den, eine vollkommene Sprachkunst zu schreiben. Die Zeiten und Oerter, darinn einige geschrieben haben, entschuldigen auch manches. Es ist aber allemal viel besser, eine unvollkommene, als gar keine Grammatik gelesen zu haben.

§. II.

Wir haben hier ohnedem noch auf eine andere Art von den Wörtern zu handeln. Man kan dieselben in Absicht auf ihren Gebrauch noch auf vielfältige Art unterscheiden. Denn da giebt es verständliche, und unverständliche, ehrbare und schandbare, ernsthafte und possirliche, alte und neue, fremde und einheimische, edle und pöbelhafte, wohl und übelklingende Wörter. Alle diese ohne Wahl und Unterscheid zu brauchen, das würde sehr übel gethan seyn. Ein Redner muß seine Beurtheilungskraft zwar überall, doch sonderlich auch hier allezeit zeigen. Man kan seine Absichten durch bequeme Wörter so wohl befördern, als durch ungeschickte hindern. Was an einem andern Orte sehr gut und brauchbar seyn würde, das ist oft hier sehr ungereimt. Was in Lobreden schön ist, das kan in dogmatischen Reden und Complimenten sehr übel angebracht seyn und verkehrt lauten. Wir müssen also die obgedachten Arten der Wörter etwas genauer ansehen und kennen lernen.

§. III.

Was die verständlichen Wörter betrifft, so hat sich ein Redner auf dieselben sonderlich zu befleißigen: Weil er seine Absicht gar nicht erreichen kan, wofern er nicht verstanden wird. Es sind aber alle Wörter verständlich, die bey dem Volke, wo man redet, durchgehends üblich sind, und die der Redner in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt. Hergegen unverständlich pflegen oft zu seyn 1) die Provinzialwörter, die nur in gewissen Mundarten gelten, oder gar nur in gewissen Städten ge-

gebrauchet werden. 2) Die gar zu alten Wörter, dergleichen in der Bibel noch einige vorkommen, als z. E. raunen, lecken, (die Lahmen werden lecken wie ein Hirsch) endelich, u. d. gl. 3) Fremde Wörter, die aus der griechischen, lateinischen, italienischen oder französischen Sprache entlehnet werden, und die nicht ein jeder Deutscher versteht. 4) Die neugemachten Wörter, die zuweilen sehr seltsam klingen, und nicht ohne Erklärung verstanden werden können. 5) Die Kunstwörter aus allerley Künsten und Wissenschaften, die nicht ein jeder weis. Aller solcher Wörter nun muß sich ein Redner enthalten, wenn er verstanden werden will. Er muß sich stellen, als wenn er nichts anders als die gemeine Sprache seiner Mitbürger wüste, und weder in den alten Sprachen, noch in ausländischen Mundarten, noch in den Wissenschaften geübt wäre. Er muß sich auch nicht merken lassen, was er vor ein Landsmañ ist, und sich zu dem Ende vor allen Provinzialwörtern hüten. Was man in ganz Deutschland versteht, das ist allererst recht gut deutsch. Endlich muß er sich auch vor allen zweydeutigen Reden in acht nehmen. Denn jede doppelsinnige Redensart kan eine Undeutlichkeit verursachen. Es geschieht ohnedem wohl, daß einem wieder alles Vermuthen zuweilen ein Wort oder ein Ausdruck unrecht verstanden wird: Wie viel mehr wird man sich hüten müssen, daß es einem nicht durch seine Schuld wiederfahre.

§. IV.

Doch auch unter den verständlichen Wörtern ist noch ein grosser Unterscheid zu machen. Einige davon sind in ehrbaren Gesprächen, und bey wohlgesitteten Leuten gebräuchlich: Andere aber gehen nur bey schändlichen Unterredungen, und bey lasterhaften Leuten im Schwange. Bloß jene, nicht aber diese darf ein Redner brauchen. Er muß sich allezeit in dem Character

eines tugendliebenden Mannes, dem alles unehrbare Wesen misfällt, erhalten. Er muß also durch seine Sprache zeigen, daß er gute Sitten liebet. Man kennt den Vogel am Gesange, wie das Sprüchwort sagt, und ein Redner verliert viel von seiner Hochachtung, wenn man ihn die Sprache der ruchlosen, der üppigen, der tückischen und boshaften reden höret. Er hüte sich also vor dem Umgange solcher Leute, damit er nicht etwa ihre Redensarten unvermerkt annehme. Er halte sich hergegen zu den Freunden der Ehrbarkeit und Tugend; in deren Umgange er die Kunst lernen wird, entweder von allen unanständigen Dingen zu schweigen, oder doch auf eine unanstößige und schamhafte Art davon zu reden. Die Höflichkeit der Sitten aber hat es eingeführt, daß man auch von natürlichen, obgleich an sich selbst ganz unsträflichen Dingen, nicht reden darf. Man nennet gewisse Theile des Leibes, imgleichen gewisse Verrichtungen entweder gar nicht, oder allezeit durch gewisse Umschweife, die das schändliche derselben bemänteln. Diese löbliche Behutsamkeit muß sich ein Redner auch empfohlen seyn lassen.

§. V.

Auch darinn pflegt ein grosser Unterscheid zu seyn, von was vor Stande die Leute sind, die sich gewisser Worte und Redensarten bedienen. Personen von gutem Herkommen und edler Auferziehung pflegen ganz anders zu sprechen, als gemeine Leute. Der Pöbel hat immer gewisse niederträchtige Ausdrückungen, derer sich vornehmere nicht bedienen mögen, weil sie ihnen zu schlecht sind. Die guten Redensarten sind dem ungeachtet dem niedrigen Volke doch wohl verständlich, ob sie ihm gleich in der täglichen Sprache nicht geläufig sind: So wie auch die Edlen wohl die Ausdrückungen des Pöbels wissen, ob sie gleich selbige nicht brauchen. Es bedarf hier keiner Exempel, weil ein jeder sich selbst darauf

auf besinnen kan. Ein Redner indessen hat Ursache, sich allezeit zur Zahl der Vornehmern zu halten, und sich nur der unter ihnen gebräuchlichen Wörter zu bedienen. Denn wollte er nach Art des untersten Pöbels sprechen: So würde er sich bey den Edlen verächtlich machen; und selbst des Volkes Gunst nicht einmal erwerben. Denn dieses würde ihn alsdann nicht höher schätzen, als einen andern aus ihren Mitteln: Da es hingegen vor einen Redner, der bessers Standes ist, doch eine gewisse Hochachtung haben würde. Deswegen darf aber ein Redner nicht lauter hochtrabende Ausdrückungen suchen, oder immer auf Stelzen gehen. Nein, auch die Erhabenen dieser Welt reden natürlich, und nennen tausend Dinge bey ihren gemeinen Namen: Und es scheinet eine gezwungene Hoheit zu seyn, wenn jemand lauter ungemeine und auserlesene Redensarten brauchen will. Seine natürliche Niedrigkeit scheinet noch immer dabey hervor. So wie kleine Leute, die gern groß wären, mit allen ihren Absätzen und aufgereckten Hälsen nichts mehr ausrichten, als daß man ihre Kleinigkeit desto mehr wahrnimmt.

§. VI.

Alte Wörter in seinen Reden zu gebrauchen, wenn sie nicht mehr gewöhnlich sind, das ist eben so wenig rathsam, als ganz neugebackene zu sammlen. So nachdrücklich manche veralterte Redensart zu ihrer Zeit geklungen haben mag: So rauhe und dunkel kommt sie uns heute zu Tage vor; wie wir dieses in den alten Kirchenliedern wahrnehmen. Es ist in diesem Falle mit unsrer Sprache ganz anders, als vormals mit der griechischen. In derselben blieben die allerältesten Wörter, deren sich Homer bedienet hatte, noch immer gewöhnlich; und alles was neu erdacht wurde, war gleich willkommen, wenn es nur verständlich war. Bey uns hergegen will keins von beyden ekeln Ohren anstehen.

hen. Man tadelt alles, was gar zu altfränkisch und was gar zu neu ist; daher muß ein Redner das Mittel halten. Nun kommen zwar freylich auch bey uns gar viele Wörter auf, die man vor hundert und zwey hundert Jahren nicht gekannt. Allein sie müssen erst sehr gäng und gäbe seyn, ehe sie ein Redner brauchen darf. Doch wenn er sich ja genöthiget sähe, dergleichen anzuwenden: So müßte er gleichsam um Vergebung bitten, wie Cicero es mit dem Worte Beatitudo und Beatitas gemacht hat, welche zu seiner Zeit noch neu waren. Gleichwohl wollte ich es niemanden rathen, mit der fruchtbringenden Gesellschaft ihren Geburten aufgezogen zu kommen, oder z. E. mit dem Pegnitzschäfer Floridan, aus seiner seeligentseelten Margaris, einen Lustwandelweg, einen Schmerzensthau und Herzregen, das Tireliren, die geflügelten Lustharfen, die Engellerchen, das Fluthenglas, das Prachtgelümpe, die Danz und Schwanzdocken, einen Zeitblick, die Bankschwestern, die Ehrnamen, und das heilige Gottesbuch, ꝛc. in seinen Schriften anzubringen.

§. VII.

Was die einheimischen und fremden Wörter anlanget, so ist es einem Redner gleichfalls nicht anständig, seine Reden und Schriften mit vielen von andern Völkern entlehnten Ausdrückungen zu putzen. Weder Demosthenes noch Cicero haben dieses vormals gethan: Dennoch ist dieß ein Fehler, der schon von vielen Sprachverständigen an unsern gemeinen Scribenten und weltlichen Rednern, sonderlich bey Hofe, getadelt worden. Es ist ein ungegründetes Vorgeben, daß unsre Muttersprache gar zu arm sey; und nothwendig von ihren Nachbarn Wörter erborgen müsse. Wer sein Deutsches nur recht kan, der wird es gewiß nicht nöthig haben, aller Welt Zungen zu Hülfe zu nehmen, um deutlich, nachdrücklich und angenehm zu reden und zu schreiben.

ben. Es ist eine thörichte Liebe zu fremden Sprachen gewesen, die unsern Landsleuten das Vorurtheil in den Kopf gebracht, auch das Deutsche klinge schöner, wenn was italienisches, französisches oder doch lateinisches mit untermenget wäre. Man läßt den Sprachen der Ausländer gern ihre Vorzüge: Aber es fehlt unsrer deutschen gewiß an den ihrigen auch nicht. Opitz und Andreas Gryphius haben dieses schon im vorigen Jahrhunderte geglaubet und bezeuget, wenn sie die Liebhaber der Sprachenmengerey ausgelachet. Jener hat solches in seiner deutschen Poeterey, dieser aber in seinem Horribilicribrifax bewerkstelliget. Sempronius der Schulfuchs redet immer halb griechisch u. Latein im Deutschen: Und die beyden großsprecherischen Officier, Daradiridatumtarides und der obgedachte Horribilicribrifax plaudern noch immer mehr italienisch, spanisch und französisch als deutsch in ihren Reden. Es scheint mir daher, als wenn diese Mengesucht damals im dreyßigjährigen Kriege mehr als vorhin müsse eingerissen seyn. Rachelius ist ebenfalls nebst Laurenbergern übel darauf zu sprechen, daß man sich in das Ausländische so verliebt gehabt. Dem ungeachtet haben die Weisianer, ja wohl gar Ziegler, Puffendorf, Fuchs und Thomasius sich nicht gescheuet, noch immer die Sprachenmengerey beyzubehalten: Bis sie endlich zu unsern Zeiten von neuem angegriffen und fast unehrlich gemacht worden. Man sehe was hiervon in dem Patrioten, in den Tadlerinnen und dem Biedermanne hin und wieder vorkommt.

§. VIII.

Noch ein Unterscheid kan unter den Wörtern in der Absicht gemacht werden, daß sie entweder ernsthaft oder poßirlich sind. Von diesen schicken sich die ersten am besten vor einen Redner. Ein Mann, der von wichtigen Dingen redet, der scherzet nicht gern. Das Lachen schicket sich mehr vor Lustigmacher, als vor Männer

ner von Verdiensten und Ansehen. Leichtsinnige Leute pflegen auch nicht viel Glauben zu finden, wenn sie gleich wieder ganz ernsthaft zu reden anfangen. Cicero ist hier anderer Meynung gewesen, und hat einem Redner die Regel gegeben, den Zuhörer zuweilen mit einem lustigen Einfalle zu vergnügen. Er hat es auch selbst fleißig gethan, sonderlich in der Rede vor den Murena: Allein er hat es auch leiden müssen, daß Cato von ihm gesagt: Bone Deus, quam ridiculum habemus Consulem! Er hätte freylich hier auch die Bürgermeisterwürde bedenken sollen, die er eben ablegte, und darzu sich ein so spöttisches Wesen nicht sonderlich schickte. Gleichwohl kan man es einem Redner überhaupt nicht verbiethen zuweilen einen lustigen Einfall zu haben, und heraus zu sagen. Es thut solches oft eine bessere Wirkung als der bündigste Beweis. Denn

— — — Ridiculum acri
Fortius, & magnas melius plerumque secat res. *Horat.*

Nur muß es nicht auf eine so niederträchtige Art geschehen, daß alles lustige auf possirliche Worte ankomme. Auch die Zweydeutigkeiten sind in gar zu übelm Ruffe, als daß man sie einem Redner erlauben könnte. Gemeine Lustigmacher mögen den Pöbel damit vergnügen: Leute von besserm Geschmacke schämen sich derselben. Hat gleich Cicero einmal dergleichen Spielwerk (Jus Verrinum) in seinen Verinischen Anklagen gemacht: So hat ers auch leiden müssen, daß es ihm in dem alten Gespräche von Rednern, hundert und zwantzig Jahre hernach, als ein Fehler angerechnet worden.

§. IX.

Es fehlet noch der Unterscheid zwischen den wohlklingenden und übelklingenden, oder unangenehmen Wörtern, den ein Redner zu beobachten hat: Und ein jeder begreift leicht, daß er Ursache habe, es mit jenen zu halten. Nun ist es zwar gewiß, daß der Wohlklang sich

mehr

mehr in dem Zusammenhange ganzer Sätze und Perioden, als in einzelnen Worten beobachten läßt. Allein dem ungeachtet klingen auch gewisse Wörter und Redensarten schon gut oder übel. Ohne Zweifel kommt dieses theils von den Begriffen, die darunter liegen, oder von den Nebenideen, die damit gemeiniglich verknüpft sind; oder von der blossen Vermischung der lauten und stummen Buchstaben her. Im Absehen auf das erste muß freylich ein Redner alle Sorgfalt anwenden, daß er nichts sage, was dem Zuhörer unangenehme Begriffe und wiedrige Gedanken in den Sinn bringen kan. Doch weil dieses theils schon bey den obigen Abtheilungen vorgekommen, theils in dem folgenden noch vorkommen wird: So halte ich mich dabey nicht auf. Aber der eigentliche Wohlklang, den die Ohren empfinden können, kommt doch auf die Vermischung solcher Buchstaben an, die entweder rauh oder angenehm klingen. Darinnen sind nun sonderlich unsre deutschen Wörter in übelm Rufe, indem man dafür hält, daß sie der stummen Buchstaben zuviel hätten. Allein dieses ist im Absehen auf die französische und englische Sprache so wahr nicht, als im Absehen auf die italienische. Wenn wir nur die unnützen Verdoppelungen gewisser Buchstaben in der Rechtschreibung weglassen, die man nicht ausspricht; und sonst keine Lautbuchstaben verschlucken: So werden unsre Wörter an sich selbst so gar rauhe nicht klingen.

§. X.

So sind nun die Wörter und Redensarten ordentlicher Weise beschaffen, deren sich ein Redner bedienen muß. Allein die gröste Schönheit des oratorischen Ausdruckes besteht in den verblümten Redensarten, die man sonst Tropos nennet. Es sind diese nichts anders, als Wörter, die man in andern Bedeutungen nimmt, als die sie gemeiniglich haben: So daß theils dieselben, theils

aber

aber auch die ganze Rede einen neuen Glanz bekommt. Quintilian sagt L. VIII. cap. VI. Tropus est verbi, vel sermonis a propria significatione in aliam cum virtute mutatio. Z. E. Fleschier sagt in seiner Lobrede: Durch was vor unsichtbare Ketten band er ihre Neigungen? Hier ist das Wort Ketten und das Wort band in verblümten Verstande genommen. Denn mit eigentlich sogenannten Ketten kan man die Neigungen nicht binden. Hätte der Redner schlechtweg reden wollen; so würde es geheissen haben: Durch was vor unvermerkte Mittel lenkte er ihre Neigungen? Allein dieses würde so zierlich nicht geklungen haben. Die unsichtbaren Ketten machen die Sache weit lebhafter, und stellen gleichsam der Einbildungskraft einen lebendigen Abriß von der Sache vor. Zu allererst mag wohl die Armuth der Sprachen zu solchen tropischen Redensarten Gelegenheit gegeben haben. Man hub allmählich an mehr zu denken, als man in der gewöhnlichen Sprache mit eigentlichen Worten auszudrücken vermochte. Man nahm also in der Noth eines von den bereits gewöhnlichen Wörtern, dessen Bedeutung aber der vorhabenden Sache etwas ähnlich war. Dieses brauchte man denn an statt eines eigenen. Z. E. Man wollte die Wirkung der Seele nennen, dadurch sie die verstandenen Sachen recht einsieht oder fasset. Es war aber noch kein Wort von solchen geistlichen Wirkungen vorhanden: Darum borgte man eins von dem Körper, und nannte es begreifen. Die Aehnlichkeit ist hier leicht zu finden: Und so gieng es fast bey allen geistlichen Begriffen, wie denn auch das obige einsehen und fassen nur in verblümtem Verstande von der Seele gelten.

§. XI.

Allmählich aber merkte man an, daß Leute die auch sonst von gewissen Dingen ganz wohl in eigentlichen Worten reden konnten, dennoch in gewissen Leidenschaf-

schaften, die sie in einige Verwirrung setzeten, sich nicht gleich auf die gewöhnlichen Redensarten besinnen konnten, oder doch die Sachen etwas stärker als gemeiniglich ausdrücken wollten, sich verblümter Redensarten bedieneten. Z. E. Man wollte sagen, einer sey so zornig, daß er des andern Tod wünsche, und zu befördern geneigt sey: So kan man dieses sehr kurz sagen, wenn man spricht: Er dürstet nach seinem Blute; oder er ist recht blutdürstig. Man weis nemlich, wie stark die Begierde zu trinken in einem heftigen Durste ist. So bald man dieses wahrgenommen hatte, fieng man an mit Fleiß die verblümten Redensarten zu suchen, und einen Zierrath der Rede draus zu machen. Man gefiel auch den Zuhörern damit um so viel besser, je mehr man ihren Witz und ihre Scharfsinnigkeit damit beschäfftigte. Denn weil eine jede verblümte Redensart ihnen nicht nur eine, sondern zwo Sachen auf einmal, und die Aehnlichkeit derselben noch dazu in die Gedanken brachte: So gefiel es ihnen zum Theil, daß sie so vielerley auf einmal denken konnten; zum Theil aber auch, daß ihnen der Redner so viel Verstand zugetrauet hatte, seine verblümten Worte recht einzusehen. Sie gaben ihm daher das Lob einer sinnreichen Schreibart; und zwar mit Recht. Denn solche Ausdrückungen sind allerdings reicher an Sinn und Bedeutung, als die gemeinen Worte: Und wer sie verstehen will, der muß mehr nachsinnen können, als wer nur eigentliche Redensarten vernehmen kan. Dadurch wurden nun die Tropi in der Redekunst eingeführet, als ein Mittel die Schreibart schöner zu machen. Man sehe was Cicero in dem III. Gespr. vom Redner davon geschrieben hat.

§. XII.

Aristoteles wirft alle tropische Redensarten in eine einzige Classe, und nennet sie die Metaphoram; das

ist eine Uebertragung oder Versetzung eines Wortes in eine neue Bedeutung. Dieses ist auch in der That das allgemeine, so in allen verblümten Redensarten stecket: Man ändert nur den Sinn der Wörter. Allein die nachfolgenden Meister der Redekunst haben mit der Zeit genauer achtung gegeben, und verschiedene andere Classen erfunden, die tropischen Redensarten einzutheilen. Sie haben ausser der Metaphore, die Metonymie, die Synecdoche, und die Ironie angemerket, die gewissermassen von jener unterschieden sind. Die Metonymie heist nichts anders als eine Namenveränderung, die Synecdoche ein Auszug, und die Ironie ist eine Spötterey. Andere sind auch damit nicht zufrieden gewesen, und haben noch mehr Arten hinzugesetzt, die sie Allegorien, Antonomasien, Tapeinosin, oder Litoten, und Hyperbolen oder Auxesin genennet haben. Alle diese Kunstwörter zu behalten und erklären zu können, das ist fast schwerer, als die verblümten Redensarten selbst zu erfinden, oder zu brauchen. Die Natur selbst und ein lebhafter Kopf lehret einen jeden zu rechter Zeit tropisch reden, ob er schon die Namen der Tropen nicht weis. Man darf sie also in der Redekunst deßwegen nicht vortragen, daß man sie machen lerne: Nein, lange zuvor, ehe eine Rhetorik geschrieben worden, hat man schon verblümte Redensarten von allen Arten gemacht. Wir wollen sie nur unterscheiden und benennen lernen, damit wir in bedürfendem Falle davon ohne Verwirrung reden können. Hernach pflegen viele Fehler darinn zu begehen, die man ihnen, ohne einen genauen Unterricht von allen verblümten Worten, nicht aus dem Sinne bringen kan. Selbst diejenigen, die hierinn geschickt sind, versehen sich zuweilen, und begehen lächerliche Ausschweifungen, die man durch gute Regeln im Zaume halten muß. Wir wollen also auch ein ganzes Register von den tropischen Redensarten hieher setzen und mit Exempeln erläutern.

§. XIII.

§. XIII.

Die erste Art verblümter Redensarten ist also die Metaphore. Diese enthält allemal in einem Worte ein Gleichniß, welches sich aber zu der vorhabenden Sache, und zu den Absichten des Redners schicken muß, wenn die Redensart gut seyn soll. Z. E. Fleschier sagt von dem Turenne:

> Er erblickte die Schlingen und Fallgruben, die ihm seine Vorurtheile bisher ganz verdecket hatten. Er fieng an mit Fürsichtigkeit und Furcht auf denen Irrwegen zu wandeln, darauf er einmal gerathen war.

Hier sind viel metaphorische Wörter beysammen. Die Schlingen, die Fallgruben, das Verdecken, die Irrwege, das Wandeln, sind lauter verblümte Ausdrücke: Denn keins hat seine gewöhnliche Bedeutung, sondern eine neue wegen der Aehnlichkeit mit den Sachen, davon der Redner handelt. Er redet aber von der Religionsänderung des Marschalls von Turenne; da er die reformirte Parthey verlassen, und die römische angenommen. Sie sind aber alle seiner Absicht gemäß, denn sie stellen die protestantischen Lehren unter lauter verhaßten Bildern vor. Wenn man eine angefangene Metaphore länger fortsetzet, als in einer Redensart: So bekommt sie den Namen einer Allegorie. Z. E. Eben der Redner schreibt bald nach der obigen Stelle:

> Wie oft hat er aus brünstigem Verlangen nach dem lebendigen und kräftigen Lichte, welches einzig und allein über die Irrthümer des menschlichen Gemüthes triumphiret, zu seinem Heylande geseufzet: Herr hilf daß ich sehen möge! Wie oft suchte er mit unvermögender Hand die verdrüßliche Binde abzureissen, die seine Augen vor der Wahrheit verschloß.

Hier stellet der Redner seinen Held unter dem Bilde eines

nes Blinden vor, und setzet die Vergleichung bis ans Ende fort. Er meynet aber die Unwissenheit in der römischcatholischen Lehre dadurch, welches denn seiner Absicht vollkommen gemäß ist; ob es gleich in unsern Augen falsch ist.

§. XIV.

Vermittelst dieser Metaphore und Allegorie nun, kan ein Redner seiner Schreibart einen grossen Zierrath geben. Er kan von den schlechtesten Dingen auf eine anständige und edle Art reden; er kan von einerley Sache oft auf eine andre Art sprechen, und dadurch den Ekel der Ohren vermeiden; er kan endlich dadurch seine Sprache bereichern, und da wo sie mangelhaft schien, ihr einen Ueberfluß zuwege bringen. Man nehme sich nur in acht, daß man grosse Dinge nicht mit Metaphoren die von schlechten Dingen hergenommen worden, ausdrücke. Z. E. Einen Helden, den ich loben will, muß ich nicht mit einem Geyer oder Habichte vergleichen: Diese Vögel sind in keinem Ansehen. Ein Adler aber und ein Falke werden vor edler gehalten. Hergegen wenn ich was verachten will: so muß ich die Metaphore nicht von gar zu hohen, schönen oder vollkommenen Dingen entlehnen. Z. E. Den Cartousche muß ich nicht einen Phönix seiner Zeiten nennen; ob er gleich an Büberey nicht seines gleichen gehabt: Denn dieser Vogel steht in gar zu gutem Ansehen. Endlich muß eine Allegorie nicht aus einer Metaphore in die andre fallen; sondern in einerley Gleichnisse fortfahren. Z. E. Wenn Fleschier schreibt:

> Die ehernen Donner, so die Hölle zum Verderben der Menschen erfunden hat, knalleten schon von allen Seiten.

So ist die Allegorie von dem Donnerwetter beybehalten. Wenn er aber an statt knalleten, gesaget hätte, sie brülleten: So hätte er alles verderbet; weil hier

zwey-

zweyerley Gleichnisse, vom Donner, und von einem Löwen mit einander vermenget wären. Hierinn pflegen es schwülstige Scribenten leicht zu versehen.

§. XV.

Damit man aber die Metaphore von einem Gleichnisse unterscheiden lerne: So ist zu merken, daß jene weit verwegner ist als dieses. Denn wenn das Gleichniß nur sagt, die Stücke hätten wie ein Donnerschlag geknallet: der Held hätte wie ein Löwe gefochten; die Armee wäre dem Feinde so schnell, wie ein Adler seinem Raube, auf dem Hals gekommen: So sagt die Metaphore weit kühner. Die ehernen Donner knalleten; dieser Löwe schlug alles nieder; dieser Adler übereilte seinen Raub. Man kan leicht sehen, daß in dieser Art sich auszudrücken sehr was edles und erhabnes steckt. Quintilian theilet die Metaphore in vier Classen ein. I. Wenn man unter lebendigen Dingen eins vors andre nimmt. Z. E. Livius schreibt: Cato habe den Scipio oft angebellet. II. Wenn man ein lebloses Ding vor das andre setzt. Z. E. Da ein Poet saget: Er wirft der Flotte Zügel an. III. Wenn man vor was lebendiges ein lebloses Ding setzet. Z. E. Wenn man von einer Schönen sagte: Die Krone des Frauenzimmers ist abgefallen. IV. Wenn man vor was lebloses die Metaphore von lebendigen Dingen entlehnet. Z. E. Cicero für den Ligar spricht:

> Was machte dein entblößtes Schwerdt in der pharsalischen Schlacht? Nach wessen Leibe sehnte sich deine Degenspitze? Wohin zielten alle deine Waffen?

So wie nun diese vier Arten der Metaphoren alle sehr gewöhnlich sind, und eine Rede sehr zieren und erheben: So muß man sich vor der Vermengung ungleicher Metaphoren hüten, als die endlich ein Räthsel zuwege bringen würde. Aristoteles giebt das Exempel: Ich

sahe einen Menschen, der Metall mit Feuer an eines andern Körper klebete: d. i. ihm Köpfe setzte.

§. XVI.

Die andre Art der verblümten Redensarten heist die Metonymie, deutsch der Namenwechsel, oder wie Longolius sie genennet, das Namenlehn. Dieselbe hat fünferley Arten unter sich: Denn man setzt zuweilen

I. Die Ursache für die Würkung. Z. E. Xenophon und Plato sind angenehm zu lesen: Oder wie Fleschier sagt: Gott allein ist der Lohn christlicher Tugenden.

II. Die Würkung für die Ursache. So sagt z. E. wieder Fleschier: Man krönet sich mit eigner Hand, man richtet sich einen heimlichen Triumph an, und sieht die Lorbern, die man mit Mühe gesammlet, und oft mit seinem eignen Blute befeuchtet hat, als sein Eigenthum an.

III. Das Subject für das Adjunct. Z. E. Mosheim in seiner Rede wieder die Religionsspötter sagt: Man meynt genug gesagt zu haben, wenn man eine Menge von Worten hervor stößt, die weder Salz noch Ordnung haben. Hier ist das Salz genennt, und die Schärfe, als die Eigenschaft desselben gemeynet. Diese Art begreift viel besondre Arten unter sich.

1) Das Enthaltende für das Enthaltene. Z. E. Fleschier sagt: Aber nichts war fürchterlicher anzusehen, als da das ganze Deutschland, dieser grosse und ungeheure Körper alle seine Fahnen fliegen ließ, und an unsre Grenzen rückete. Denn er nennet das Land, und meynet die Völker, die darinn wohnen.

2) Der

2) Der Besitzer für das Eigenthum. Hiervon ist im Deutschen nicht leicht ein Exempel zu finden. Quintilian gesteht, daß sich ausser den Poeten sonst nicht leicht jemand dessen unterfänget; und führt das bekannte: Jam proximus ardet Ucalegon an: Welches auch bey uns wohl gesaget wird, wenn es heißt: Mein Nachbar ist abgebrannt.

3) Der Feldherr für seine Soldaten. Z. E. Fleschier sagt: Er marschirt drey Tage, setzt über drey Ströme, findet den Feind, greift ihn an, und macht ihm viel zu schaffen. Hier wird von dem Marschall von Turenne das gesagt, was doch sein Kriegsheer gethan.

4) Das Bezeichnete für sein Zeichen: Z. E. Man sagt bey dem Anblicke eines Bildes: das ist Opitz; das ist Canitz; und nennt also den Mann, da es doch nur ein Gemählde von ihm ist.

5) Die Sache, die in der Zeit geschieht, vor die Zeit selbst. Z. E. Demosthenes in seiner 1. Phil. R. sagt: Die Jahrszeit anlangend, wenn ihr unter Segel gehen, und eine Landung unternehmen sollet, das wird leicht zu ermessen seyn, nemlich wenn die Winde nach der Gegend wehen, und von den Kaufmannsschiffen nichts zu besorgen ist. Denn ohne Zweifel meynt er den Frühling und Sommer.

IV. Das Adjunct an statt des Subjects, und zwar

1) Das Enthaltene fürs Enthaltende. Z. E. Man sagt: Er ist in die ewige Ruhe eingegangen, und meynt den Himmel, darinn sie anzutreffen ist. Es heißt: Er lebt im Schul-

staube, und meynt die Schule, darinnen der Staub zu seyn pflegt. Er vertreibt sich die Zeit mit dem Lateine; das ist mit den Büchern, die darinn geschrieben sind, u. d. gl.

2) Das Zeichen für das Bezeichnete. Z. E. Gundling sagt von seinem Könige: Er zeigt, daß er, wie der Bienenkönig keinen Stachel, und wie der Delphin keine Galle habe, d. i. keinen Zorn und keine Rachgier, deren Zeichen jene sind.

3) Die Zeit für die Sachen, so darinnen geschehen. Z. E. Wenn Cicero sagt: O tempora! O mores! Wenn man die Zeiten eisern nennt, und dadurch die bösen Leute und ihre Sitten versteht. Imgleichen wenn dort Jacob sagt: Die Zeit seiner Wallfahrt sey wenig und böse.

4) Die Tugend oder das Laster, für diejenigen, die demselben ergeben sind. Z. E. Fleschier sagt: Das Glück so von allen gelobet wird, und am allerbescheidensten ist, hat sich niemals von dieser schnöden und boshaften Gemüthsneigung (dem Neide) befreyen können. Denn ist das Glück gleich keine Tugend und kein Laster, so ist es doch hier an statt der glücklichen Leute gebrauchet.

5) Der Affect, für den Gegenstand desselben. So sagt Fleschier: Der Verlust eines einzigen Mannes ist eine allgemeine Trübsal: Da er doch nur die Ursache und Veranlassung dazu gab. Eben so wäre es, wenn man den Prinzen Eugen, das Schrecken der Türken, und die Furcht der Franzosen nennen wollte. Hieher gehört auch

V. Die

V. Die Metalepsis, der Zustandswechsel, und dieser ist zweyerley.

1) Das vorhergehende fürs nachfolgende. Z. E. Man sagt: Er hat gelebet, an statt, er ist gestorben: Er ist reich gewesen, für; er ist verarmet: Er hat wohl studirt, an statt, er ist sehr gelehrt: Er hat nichts gelernet, an statt, er versteht nichts.

2) Das Nachfolgende fürs Vorhergehende. Er hat nicht viel vergessen, an statt, er hat nicht viel gelernet: Er wird seinen Erben die Proceſſe ersparen; das ist, er verzehrt alles, was er hat: Er wirds nicht lange machen; das heißt, er ist todtkrank.

§. XVII.

Zum dritten kommt die Synecdoche, oder der Auszug, wie Longolius sie benennet. Quintilian sagt: Quidam συνεκδοχην vocant, quum & id in contextu ſermonis, quod tacetur, accipimus. L. VIII. c. 6. Man zählt insgemein folgende Arten dazu.

I. Das Ganze an statt des Theiles. Z. E. Mosheim schreibt p. 1075. des III. Th. ſ. h. R. Diesem Geiſte der Lügen ist daran gelegen, daß dergleichen gottlose Meynungen nicht in der Seele eines einigen, oder etlicher weniger von seinen Unterthanen bleiben, sondern in der Welt, zum Untergange vieler tausenden ausgebreitet werden. Hier wird doch durch die Welt nur das menschliche Geschlecht, und doch wohl nicht das Ganze verstanden.

II. Der Theil an statt des Ganzen. Z. E. Man sagt die Klinge, und meynt den Degen. Man nennt die Fauſt eines Helden, und meynt den gan-

zen Arm. Man spricht auch: Unsre Mauren sind sicher, unsre Thore sind voll Friedens; Und meynet doch die ganze Stadt und ihre Bürger. Man verspricht jemanden, seine Thür solle ihm allezeit offen stehen, und versteht das Haus u. d. gl.

III. Die Gattung an statt einer Art. Z. E. Wir haben Früchte, Kraut oder Wurzeln gegessen, und man meynt doch besondere Arten des allen. Die Gelehrsamkeit ist mein Zeitvertreib, da es doch nur eine besondere Art der Wissenschaften ist.

IV. Die Art an statt der Gattung. Z. E. Der Tockeyer, oder Champagner Wein hat es gethan, d. i. der Wein überhaupt. Die Thaler sind ausgeflogen, das ist, das Geld. Er hat kein Hemde auf dem Leibe, d. i. keine Kleidungen. Er hat Haus und Hof verzehret, d. i. sein Vermögen.

V. Die einzelne Zahl an statt der mehrern. Z. E. Mosheim schreibt p. 659. f. h. N.

Sie (die Begierden) machen Götzen aus den Geschöpfen, die unsrer Erhaltung dienen, und dienen oft einem Staube mehr, als dem Herrn der Herrlichkeit. Verkehrtes Herz! Und doch meynt er viele Herzen.

VI. Die mehrere Zahl an statt der einzelnen. Z. E. Mosheim p. 677.

Könnten wir die Ströme von Blut abbilden, die jene erste Zeugen unsers Erlösers vergossen! Könnten wir ihr Blut heute für euch redend machen, eure Halsstarrigkeit zu beschämen! Könnten wir ihre Unruhe, ihre Schmach, ihre Leiden, ihre Marter mit den rechten Worten vorstellen! Und doch meynt der Redner sich allein.

VII.

VII. Eine gewisse Zahl für die ungewisse. Z. E. Gundling in s. Lobr. auf den König in Pr.

Kluge Leute haben schon längst Spanien beklaget, daß darinnen über eine Million Pfaffen sich aufhielten, welche bey ihren starken Bäuchen nichts arbeiten, und bey ihren mannfesten Schultern nichts anders thun, als daß sie Tag und Nacht plerren und schreyen.

VIII. Eine gerade Zahl für eine ungerade, die entweder grösser oder kleiner ist. Z. E. Gundling sagt eben daselbst:

Churfürst Friedrich Wilhelm der Grosse hat unter andern Erinnerungen auch diese seinen weisen Nachfolgern hinterlassen, daß sie mitten im Frieden den Degen angürten, und sich jederzeit nicht anders stellen sollten, als wenn sie mit 24 bis 30000 streitbaren Soldaten ins Feld ziehen wollten.

IX. Ein eigener Name an statt einer gemeinen Benennung. Z. E. Wenn man einen Helden, den Alexander seiner Zeiten; den hochsel. König in Polen, den deutschen Hercules, den Herrn von Leibnitz einen Plato oder Pythagoras hiesse.

X. Eine gemeine Benennung für einen eigenen Namen. Z. E. Fleschier sagt von dem Marschall von Turenne:

Es sollte ein Haupt kosten, welches ein jeder von uns durch sein eigenes hätte retten wollen.

Und bald darauf:

Die sterbenden Väter schicken ihre Söhne den entseelten Feldherrn zu beweinen;

An statt den Marschall von Turenne zu beweinen.

NB. Diese beyden letztern Arten werden sonst Antonomasien genennet.

§. XIX.

§. XVIII.

Endlich werden zur Synecdoche auch noch die Hyperbole, und Litote gerechnet. Jene ist eine Vergrösserung dieses eine Verkleinerung des Dinges, davon die Rede ist. Sie sagen also entweder mehr oder weniger, als in der That wahr ist, und bestehen also allemal aus einer Unwahrheit. Doch ist die Absicht dabey nicht, die Zuhörer zu betrügen, oder in Irrthum zu stürzen. Man muß auch die Unwahrheiten allezeit so einkleiden, daß man die Wahrheit dadurch gewahr werde, und den Zusatz, oder die Verminderung merken könne. Nun bedienen sich zwar die Poeten dieser Vergrösserungen und Verkleinerungen viel häufiger, als die Redner: Allein sie sind auch im gemeinen Leben sehr gebräuchlich. Z. E. Einen magern Menschen zu beschreiben, sagt man: Er hat nichts als Haut und Knochen. Einen Armen anzuzeigen spricht man: Er hat keinen Heller. Einen großen Menschen nennt man einen Riesen, und einen kleinen einen Zwerg; obgleich beyde noch ziemlich mittelmäßig sind. Königsdorf in seiner Lobrede auf den Käyser Leopold nennet ihn den Atlas, der bisher die sinkende Welt aufgehalten. Er sagt: Der Ocean sey mit so vielem Blute gefärbet worden, daß er dem rothen Meere seinen Namen streitig machen könne, u. d. gl. Cicero sagt von dem Verres recht hyperbolisch:

> Es befand sich eine ziemliche Zeit in Sicilien, nicht etwa jener Dionysius, auch nicht Phalaris; sondern ein neues Ungeheuer, ein Abkömmling von derjenigen Grausamkeit, die vor Zeiten daselbst ihren Aufenthalt gehabt. Denn ich glaube, daß weder Charybdis noch Scylla den Schiffen jemals so gefährlich gewesen, als eben dieser.

Hierbey ist nur zu merken, daß man eine gewisse Mässigung zu brauchen Ursache habe, damit man die Sache weder

weder gar zu groß, noch zu unmenschlich klein mache. Die Panegyristen versehen es hierinn gemeiniglich, wenn sie die Grossen dieser Welt auf eine unvernünftige Weise erheben. Da ist alles übermenschlich, unaussprechlich, ja göttlich: Wie z. E. Lehms immer von dem Oesterreichischen Götterhause, von irrdischen Göttern, von der spanischen Welt, u. s. w. redet. Ja man hauet oft alle alte Helden in die Pfanne, um einen einzigen neuen daraus zusammen zu schmelzen: Welcher Fehler denn entweder lächerlich wird, oder doch allen vernünftigen einen Ekel erwecket.

§. XIX.

Wir kommen endlich auf die Ironie oder die Verspottung als die vierte Gattung der verblümten Redensarten. Auch hier hat es statt, daß die Wörter neue Bedeutungen bekommen, indem man in der Ironie gerade das Gegentheil von dem sagt, was man denket. Der Zuhörer muß es aber aus den Umständen schon wissen, oder aus dem Tone der Sprache abnehmen können, wie es gemeynet ist. Z. E. Wenn man einen Verzagten einen Achilles; einen Einfältigen einen andern Ulysses; einen Häßlichen einen andern Adonis nennen wollte. Imgleichen, wenn man einen unnützen Menschen, eine Stütze der Republik; einen Lasterhaften, die Krone der Ehrbarkeit hiesse. Man theilt aber die Ironie in etliche Arten, und da heißt die erste

I. Sarcasmus. Dieses ist ein sehr giftiges und beissendes Hohngelächter gegen einen Sterbenden. Z. E. dient die Schmähredе der Juden gegen Jesum am Kreuze: Wie fein brichst du den Tempel ab, und bauest ihn in dreyen Tagen. Nun steige herab vom Kreuze ꝛc.

II. Diasyrmus wird gegen einen noch lebenden Feind als eine Spötterey ausgestoßen. Wie z. E. Cicero

cero den Clodius anredet: Deine Redlichkeit hat dich entschuldiget! glaube mir, deine Schamhaftigkeit hat dich errettet! dein voriges Leben hat dich erhalten!

III. Mimesis. Ist eine spöttische Wiederholung der Worte dessen, den man verspotten will. Z. E. Es hätte jemand gesagt: Bin ich nicht ein ehrlicher Mann? Und man antwortete darauf: Ja, ein ehrlicher Mann!

IV. Charientismus. Ist eine höflich scherzende Antwort auf eine harte Rede.

V. Asteismus. Ist ein artiger Scherz, als z. E. Wenn Cicero in einem Schreiben an den Brutus sagt: Wir habens dem Volke weis gemacht, daß wir Redner wären.

Doch dieser ironischen Arten sich auszudrücken kan sich heute zu Tage ein Redner selten bedienen; da man selten mit Gegnern zu streiten hat. Doch daß es nicht unmöglich sey, dieselbe zuweilen zu brauchen, zeiget das Exempel des Herrn Abts Mosheim, der in seiner Rede von der Thorheit der Religionsspötter, sich derselben mit besonderer Geschicklichkeit bedienet hat.

§. XX.

Von allen diesen verblümten Redensarten überhaupt muß ich noch einmal die Regel geben, daß man sie zwar brauchen, aber nicht misbrauchen müsse. Eine Schreibart, die davon ganz entblösset ist, wird gar zu mager aussehen: Die aber gar zu sehr damit beschweret ist, sieht gar zu schwülstig und hochtrabend aus. Dieses ist nemlich die Quelle aller Scribenten, die auf Stelzen gehen, die niemals natürlich denken oder schreiben; sondern lauter seltsame und ausschweifende Redensarten brauchen. Sie suchen mit Fleiß die aller-

unerhörtesten Gleichnißreden auf. Sie finden Aehnlichkeiten, wo der hunderste keine sehen kan; alles nennen sie anders als andere Leute; alles kömmt ihnen grösser oder kleiner vor als andern Menschen. Die gemeinsten Dinge werden unerhört und fremde, wenn sie aus ihrem Munde gehen. Kurz, sie reden ganz phantastisch, wenn sie am schönsten zu reden meynen; und wenn sie sich recht zierlich ausdrücken wollen, so sind alle ihre Sätze lauter Räthsel. Die Spanier und Italiener haben auch einige der unsern dazu verführet, und ihre Schule hat eine gute Weile in Deutschland gedauret. Zum Exempel mag folgendes dienen, so in der Sammlung auserlesener Reden p. 45. stehet:

Doch der Glanz des Purpurs hatte ihm dergestalt unter die Augen geleuchtet, daß er den türkischen Bluthund Solymann reizte, dessen erblaßte Röthe in Christenblut zu färben. Diese Aftersonne entlehnte nunmehr ihr Licht von den türkischen Monden. Dieser gieng in dem ungarischen Königreiche blutroth auf, und sein entsetzlicher Lauf erstreckte sich bis an das Herz der Käyserlichen Erblande. Er erregte viel ein gröſſer Ungestüm auf dem Christlichen Boden, als das natürliche Gestirn in seiner Fülle auf dem Ocean: Und diese blutige Fluth drang an die Oesterreichische Hauptstadt Wien. Hier hatten die ottomannischen Zirkel ein Ende, und die Macht des erzürnten Solymanns fieng wieder an den Krebsgang zu gehen ꝛc.

§. XXI.

Noch zweyerley Gattungen von Worten sind übrig zu betrachten, ehe wir dieses Hauptstücke schliessen; und zwar erstlich die synonymischen Redensarten. Es fragt sich nemlich, ob auch ein Redner die gleichgültigen Ausdrückungen brauchen solle, und ob darinn ein besonderer Reichthum seiner Sprache bestehe, daß

er

er einerley Begriff auf vielerley Art zu verstehen geben kan. Nun ist es zwar überhaupt gewiß, daß es kaum zwo vollkommen gleichviel bedeutende Worte in einer Sprache giebt. Man versuche es in Exempeln, so wird man finden, daß immer das eine Wort mehr oder weniger andeutet, was edlers oder was niedrigers zur Nebenbedeutung hat, als das andre. Z. E. Hand, Faust, Arm, Schulter bedeuten nicht einerley. Kopf, Haupt, Scheitel, Nacken sind auch sehr unterschieden, und können nicht überall ohne Unterscheid gebrauchet werden. Fuß, Fersen, Schenkel, Bein und Knie sind gleichfalls mit einander verwandt, aber darum nicht einerley. Leib, Körper, Rumpf, Rücken und Bauch sind ebenermassen sehr unterschieden. Folglich ist es denn nicht gleichviel, welches ein Redner braucht. Allein gesetzt, es gäbe Gelegenheiten, wo man gewisse Wörter vor gleichgültig ansehen könnte: So wäre es doch nicht rathsam sie alle zugleich zu brauchen. Z. E. ersuchen, bitten, anflehen, seufzen, scheinen zwar fast einerley zu seyn: Allein wie würde es klingen, wenn man sie zugleich brauchen wollte? Die Urtheilskraft muß einen Redner lehren, wo sich dieses oder jenes am besten hinschicket. Liessen sich aber ja zwey Wörter zugleich brauchen, die dem Grade nach mehr oder weniger bedeuten, so muß man allezeit das schwächeste voran, das stärkeste aber hinterherfetzen: Zum Ex. Ich bitte und flehe dich an, das zu thun. Ich versichere dich und betheure es hoch! Ich ermahne dich, und beschwere dich bey allem, was dir lieb ist, deine Lebensart zu ändern.

§. XXII.

Die andre Art sind die Beywörter, die man sowohl den Nennwörtern als den Zeitwörtern beyzufügen pflegt, ihre Bedeutungen zu bestimmen. Z. E. Ein Mensch, ein vernünftiger, ordentlicher, sterblicher Mensch.

Mensch; leben, vernünftig, klüglich, armselig, tugendhaft leben. Nun fragt es sich, ob man dergleichen Beywörter in der guten Schreibart sehr nöthig brauche? Viele bilden sich ein, dadurch sey eben der Ausdruck eines Redners von der gemeinen Sprache unterschieden, daß jener mit häufigen Beywörtern prange, dieser aber davon entblösset sey. Daher beschweren sie alle ihre Nennwörter und Zeitwörter mit unzähligen solchen Zusätzen, und erweitern dadurch ihre Perioden nicht wenig. Wenn es einem Redner nur um ein weitläuftiges Geschwätze ohne Nachdruck, und einem Scribenten, nur um viele Bogen voller Nichts, zu thun wäre: So möchte dieses gelten. Allein es verhält sich ganz anders damit. Die Beywörter bedeuten die Eigenschaften und zufälligen Beschaffenheiten der Dinge. Wenn es nun dem Redner um diese oder jene Eigenschaft oder Beschaffenheit der Dinge ausdrücklich zu thun ist: So muß er freylich das dazu erforderliche Beywort nicht vergessen. Z. E. Gundling schreibt in der oftgerühmten Rede:

> Wir verachten unsere eigene Waaren, und verlieben uns in dasjenige, was andre Völker daraus durch ihre Kunst erzwingen. Wem gefällt doch ein deutsches Tuch? ein einheimischer Zeug? ein bey uns gemachter Stoff, Hut oder Strumpf?

Hier sieht man, wie der Redner die Beywörter nicht zum Ueberflusse, sondern aus Noth gebraucht, weil es sein Satz also erforderte. Und dieses ist also die Richtschnur der Stilisten: Man brauche Beywörter, wenn die Absicht der ganzen Rede sie fordert, und lasse sie weg, wenn man sie nicht vermissen würde.

§. XXIV.

Hiervon noch mehr überzeuget zu werden, so wollen wir eine Rede von guter Art nehmen, und überall, wo

der Redner keine Beywörter gebrauchet, eines hinzu setzen, wie dieses gewisse Schullehrer in ihren deutschen Rhetoriken gefordert haben: So wird man sehen, was vor ein abgeschmacktes Wesen daraus entstehet. Es sey solches die Canitzische Rede, auf die brandenburgische Churprinzeßin, aus dem Hause Hessen. Sie fängt an:

Fürsten sterben zwar eben so, wie alle Menschen, doch haben sie zu solcher Zeit vor andern ein grosses voraus. Was ihr Tod nach sich ziehet, giebt nicht nur eine Veränderung in einem Hause oder Geschlechte, sondern auch zugleich in unzählig vielen Seelen. Man weis daß oft durch das Absterben eines einzigen hohen Hauptes, die Welt in solche Unordnung gesetzet worden, daß aller Menschen Klugheit und Macht dieselbe kaum wieder zurechte bringen können. Es sind die Zeugnisse davon in mehr als einem Reiche und Lande mit Blut und Thränen angeschrieben: Und wenn es ungewiß ist, ob Gott, ihren Fall vorher anzudeuten, Cometen am Himmel aufsteckete; so ist doch dieses gewiß, daß von ihrem Falle oft ein grosser Theil des Erdbodens erschüttert wird.

So vernünftig, gesetzt und männlich nun alle Sätze dieses Redners klingen, wenn sie fast von allen Beywörtern entblösset sind: So ungereimt, frostig und kindisch wird es klingen, wenn man alle Sätze mit unnöthigen Beywörtern aufschwellet.

Mächtige Fürsten sterben zwar eben so, als alle hinfällige Menschen; doch haben sie auch zu solcher traurigen Zeit vor andern ein grosses voraus. Was ihr schmerzensvoller Tod nach sich ziehet, giebt nicht nur eine erstaunende Veränderung in einem thränenvollen Hause oder beraubten Geschlechte, sondern zugleich in unzählich vielen höchstbestürzten Seelen. Man weis, daß oft durch das plötzliche Absterben eines einzigen glorwürdigen hohen Hauptes, die erschrockene Welt in solche unaussprech-

liche

liche Unruhe gesetzet worden, daß aller sterblichen Menschen vereinigte Klugheit und angewandte Macht sie nicht wieder vollkommen zurecht bringen können. Es sind die kläglichen Zeugnisse davon in mehr als einem bejammernswürdigen Lande mit purpurrothem Blute und heißen Thränen aufs deutlichste angeschrieben ꝛc.

Doch ich kan mich nicht überwinden, dieser lächerlichen Schreibart länger nachzuahmen. Will man dagegen sagen, daß vielleicht niemand im Ernste so thöricht seyn würde, dergleichen überflüßige und unnütze Beywörter zu brauchen, so kan ich diesen Einwurf gleich mit der oftangezogenen lehmischen Rede wiederlegen; daraus ich in dem folgenden noch mehr als ein Exempel anführen werde.

Das XIV. Hauptstücke.

Von den Perioden und ihren Zierrathen, den Figuren.

§. I.

Ein Periodus ist eine kurze Rede, die einen völligen Verstand hat. Die natürliche Nothwendigkeit, im Reden Athem zu holen, scheint die Redner und Schreiber zuerst darauf gebracht zu haben, daß sie ihren Vortrag in gewisse Theile abgesondert, die an sich selbst schon verständlich wären, und dabey man etwas stille halten könnte, ohne der Meynung des Scribenten, oder des Redenden, einigen Abbruch zu thun. Die alten Lateiner hießen einen solchen Satz *Versum*, nach Art der Poeten, die eine jede Zeile ihrer Gedichte, dabey sie wieder mit dem Griffel umkehrten, und von forne anfiengen, so nannten. Dahero schreibt Cicero

im III. Gespr. vom Redner c. 44. Versus enim veteres illi in hac soluta oratione propemodum, hoc est numeros quosdam nobis esse adhibendos putauerunt. Interspirationis enim, non defatigationis nostrae, neque librariorum notis, sed verborum et sententiarum modo interpunctas clausulas in orationibus esse voluerunt: Idque princeps Isocrates instituisse fertur, vt inconditam antiquorum dicendi consuetudinem, delectationis atque aurium caussa, numeris adstringeret. Diese Stelle nun redet zwar auch von dem Wohlklange der Perioden: Doch sieht ein jeder, daß der Periodus selbst nicht ausgeschlossen ist. Denn er will, daß im ganzen Reden clausulae interspirationis seyn sollen, und zwar solche, die verborum et sententiarum modo, durch das Maaß der Worte und Gedanken, nicht aber nur durch die Zeichen der Schreiber, abgetheilet wären. Was sind nun dieses anders als Perioden? Die Alten sind in dieser Kunst noch ungeübt gewesen. Sie redeten und schrieben in einer unabgetheilten, stets aneinander hangenden Rede, ohne an einem andern Orte Athem zu holen, als wo er ihnen von ungefehr vergieng; der Verstand mochte daselbst geendiget seyn oder nicht: Bis Isocrates diesen Misbrauch abgeschaffet, und die Griechen periodisch schreiben gelehret.

§. II.

Und in der That lehrt es die Erfahrung, wie ungereimt, verdrießlich und dunkel eine Schrift oder Rede klinget, die in keine Perioden abgetheilet ist. Man sieht diese Art zu schreiben bey den Halbgelehrten noch hier und da, die sich dem Strome ihrer Phantasie überlassen, und von demselben in einer Menge von Worten hingerissen werden, darinn sie kein Ende finden können. Sie hängen an einen jeden einfachen Gedanken einen Zusatz nach dem andern, und flechten unzählige Umstände, Einschränkungen, Bedingungen, Folgerungen und Anmer-

merkungen darinn durcheinander, daß man sich darinn wie in einem Labyrinthe verirret, und endlich nicht weis, was sie haben wollen. Die Juristen sind insgemein in ihren gerichtlichen Aufsätzen diesem Fehler unterworfen: Aber es giebt auch wohl Leute, die sich für geistliche und weltliche Redner halten, und es nicht besser machen. Ja was das lächerlichste ist, auch solche eingebildete Kunstrichter, (Critici) die sich für grosse Sprachverständige, für Verfechter der lateinischen Reinigkeit und Zierlichkeit ausgegeben, haben noch diese inconditam antiquorum dicendi consuetudinem, wie Cicero schreibt, an sich; indem sie ganze dichte Blätter voll schreiben, ohne jemals einen Punct zu machen. Wie seltsam eine solche Schreibart aussieht, kan ich nicht besser, als durch folgendes Exempel darthun. Es ist aus dem ersten Theile des Biedermannes p. 177. genommen.

Wie, welchergestalt und auf was massen neulich Eu. Hochedl. an einem, und einer von deroselben geschickten Correspondenten am andern Theile, in einem von diesen letztern abgefaßten, von ihnen hergegen in ihren Blättern ans Licht gestellten Briefe, den seit undenklichen Zeiten in allen käyserlichen, königlichen und fürstlichen Canzelleyen, auch Rathhäusern und Gerichtstuben in Städten, wie nicht weniger bey Juristenfacultäten und Schöppenstühlen angenommenen, völlig eingeführten und durchgängig bey jedermänniglichen gar üblichen Canzelley- und Hof-Stilum unbefugter, ja recht unverantwortlicher weise anzutasten, und zu verkleinern sich ganz wiederrechtlich erkühnet und unterstanden; solches wird verhoffentlich ihnen und allen dero werthesten Lesern, wes Standes, Alters und Geschlechts sie seyn mögen, überall, wo ihre Schriften bisher hingekommen, noch in frischem Gedächtnisse und gutem Andenken schweben; anerwogen die so frevenliche Begünstigung eines das bonum publicum ganzer Staaten, Länder und Städte, die Wohlfahrt so vieler bey Canzelleyen und was dem abhängig, engagirten

rechtschaffenen Leute, so vieler anderer Secretarien, Copisten und Schreiber voritzo nicht zu gedenken, so nahe angehenden alten Herkommens, durch dessen Abstellung gewiß so mancher ehrliche Mensch sein Stücke Brodt verlieren, mancher in Rechtsprocesse verwickelte Kläger und Beklagte hingegen die Helfte seines Geldes in der Tasche behalten würde, (welches doch der bisherigen Gewohnheit nach vor höchst unbillig zu halten wäre) nothwendig zum Ruin der Republik und zur Wiederherstellung einer Gott Lob! längst abgeschafften pedantischen, und auf Academien bey den Herren Gelehrten allein herrschenden Schreibart abzielen, und wo diesem verwegenen Unternehmen nicht beyzeiten gesteuret wird, nothwendig und unfehlbar gereichen dörfte; Wann dann ꝛc.

Wie nun dieses allererst die kleine Helfte eines weit längern Satzes ist; also kan man leicht denken, wie das übrige klingen muß. Gleichwohl könnte diese grosse Weitläuftigkeit leicht ersparet worden seyn, wenn der Verfasser hätte schreiben wollen:

Mein Herr, Sie haben letzlich ein Schreiben drucken lassen, darinn die Canzleyschreibart verworfen wurde, und zugleich die Liebhaber desselben eingeladen, die Vertheidigung desselben zu übernehmen. ꝛc.

§. III.

Nunmehro wird man im Stande seyn zu urtheilen, ob der so genannte Hof- und Canzley-Stilus, damit sich gewisse Leute so breit machen, dasjenige Muster sey, das sich vernünftige Scribenten zur Nachahmung vorzustellen haben? Wer kan doch ohne Verdruß und Ekel in gewissen Zeitungen die Regenspurgischen Reichsangelegenheiten, und die deswegen verfertigten öffentlichen Schriften, durchlesen? Gleichwohl bilden sich insgemein die deutschen Hofleute wer weis wie viel darauf ein, und verachten alles, was nicht so weitschweifig, athemraubend, und verwirrt aussieht und wirklich ist.

Allein

Allein dieses ist kein Wunder. Die meisten unter ihnen haben keinen Fleiß auf ihre Muttersprache gewandt, die freyen Künste nicht gelernet, die Regeln der guten Schreibart so wenig, als die Kunst wohl zu denken gefasset. Sie sind Copisten und Schreiber gewesen, die aus der blossen Uebung den alten Schlendrian der Canzleyen gelernet, und die schlimmen Muster der Alten, eher zu verschlimmern, als zu verbessern geschickt gewesen. Was man nun von Jugend auf gelernet, womit man Brodt verdienet, und was alle andre von dieser Lebensart auch nicht besser machen, das vertheidigt man hernach bis an sein Ende. Es würde ja vornehmen, alten und erfahrnen Hofleuten eine Schande seyn, von geringern, jungen und in Welthändeln unerfahrnen academischen Lehrern oder Schulmännern, die man allesammt mit dem verächtlichen Namen der Schulfüchse abfertiget, was anzunehmen!

Vel quia turpe putant parere minoribus, aut quae
Imberbes didicere, senes perdenda fateri.

Horat.

Sie sollten sich aber nur ein wenig in Frankreich umsehen, wo die geschicktesten Hofleute, als Büßi, Rabütin, St. Evremond u. a. m. eine ganz andre Schreibart in ihrer Gewalt gehabt und gebrauchet, als die elenden Canzellisten in Franckreich in den königlichen Edicten, Befehlen, Rescripten und Patenten zu brauchen pflegen; wie man in so vielen Büchern, wo königliche Befreyungsbriefe stehen, gedruckt wahrnehmen kan.

§. IV.

Doch indem wir eine periodische Schreibart einem jeden bestens anpriesen: So wollen wir damit nicht behaupten, man müsse lauter kurze Sätze von wenig Worten, als so viel Orakelsprüche abfassen. Nein, dieses würde gar zu gezwungen heraus kommen, und nichts als eine gebrochene kraftlose Rede zuwege bringen.

gen. Die Poeten machen alle ihre Verse gleich lang, wenn sie ein Gedichte machen: Die Redner aber dürffen und müssen sich in ihren Perioden so sehr nicht zwingen, ob sie gleich die Kunst periodisch zu schreiben, und einen Wohlklang zu beobachten von ihnen gelernet haben. Die gar zu grosse Gleichförmigkeit der Sätze erweckt dem Gehör des Lesers oder Zuhörers einen Ueberdruß: Die Abwechselung längerer und kürzerer Perioden ist weit angenehmer und ungezwungener. Man vermische also in seiner Rede und in seinen Aufsätzen die Perioden, so daß bald etliche kurze, bald etliche mittelmäßige kommen, bald auch wohl ein recht langer mit unterlaufe, dabey man etliche mal Athem holen muß. Denn überhaupt zu reden, ist auch dieses kein Fehler, wenn es nur nicht zu oft kömmt. Man nehme sich nur in acht, daß auch diese sich so beqvem in gewisse Stücke zerfällen, daß man jedes davon vor sich in einem Athem hersagen kan. Sonderlich aber können die langen Perioden oft in der Hitze eines heftigen Affects eine gute Wirkung thun: Wie der Anfang von des Cicero 1. catilinarischen Rede sattsam zeiget. Es gehört aber alsdann auch eine starke Brust dazu, die mit genugsamer Heftigkeit alles miteinander herausstossen, und bis ans Ende aushalten kan.

§. V.

Man hat wahrgenommen, daß die kurzen Perioden nur einen logischen Satz in sich fassen, der entweder nur ein Subject oder ein Prädicat, oder zu einem Subjecte zwey Prädicate, oder zu einem Prädicate zwey Subjecte hat. Diese Perioden nennt man noch einfache, und folgende Exempel können dieß erläutern. Z. E. Cic. für Lig.

Dem Tubero fiel sein Looß, als er abwesend war, ja krank darnieder lag. Er hatte sich vorgenommen sich zu entschul-

schuldigen. Dieses weis ich wegen meiner Blutsfreundschaft mit dem Tubero.

Dieses sind drey einfache Perioden mit einem Subjecte und einem Prädicate. Er fährt fort:

Denn wir sind zu Hause mit einander unterrichtet, im Felde Cameraden gewesen, hernach Schwäger geworden, und allezeit vertraute Freunde geblieben.

Hier ist nur ein Subject mit mehr als einem Prädicate verbunden. Bald darauf heist es:

Tadle ich dich deswegen? Mit nichten. Eure Familie, euer Name und Geschlecht, und eure Lebensart liessen es nicht anders zu.

Hier ist mehr als ein Subject, aber nur ein Prädicat, und also ist ein solcher Satz noch unter die einfachen zu zählen. Folgender hergegen hält zween logische Aussprüche, oder ganz verschiedene Sätze in sich.

Er reisete mit denen zugleich ab, die seiner Parthey waren: Die Reise aber gieng so langsam fort, daß er nicht eher nach Africa kam, als bis selbiges schon von andern eingenommen war. Eben daselbst.

Folgender hält gar drey logische Sätze in sich.

Antwortet Tubero, daß sein Vater Africa, wohin ihn der Rath geschicket hatte, dir würde übergeben haben: So werde ich kein Bedenken tragen, ihm deswegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben: Ob dir gleich solches damals zuträglich gewesen wäre.

§. VI.

Hier wäre es nun Zeit, alle die Arten der zusammengesetzten Perioden namhaft zu machen, und zu erklären; davon manche Schulrhetoriken so viel Wesens machen, als ob das Wesen der ganzen Beredsamkeit darinn bestünde.

stünde. Denn man hat nicht nur bey den einfachen Perioden eine rechte Kunst daraus gemacht, aus einem logischen Satze, durch allerley künstliche Zusätze und Erweiterungen oratorische Perioden zu machen: Sondern auch bey den zusammengesetzten hat man sich viel Mühe gemacht, solche allgemeine Formeln vorzuschreiben, darnach man periodos conceſſiuas, aduerſatiuas, excluſiuas u. s. w. machen müsse. Ich will doch zur Lust etliche davon hersetzen, um die grosse Weisheit solcher Meister in der Redekunst daraus zu beurtheilen. In der Periodo conceſſiua heißt es:

Obgleich dieſes Subjectum auch andre Praedicata hat: So hat es doch auch dieſes Praedicatum. Oder auch: Obgleich dieſes Praedicatum auch andern Subjectis zukömmt: So kömmt es doch fürnehmlich auch diesem Subjecto zu.

Periodus aduerſatiua heißt so:

Es stehen zwar viele in den Gedanken, daß diesem Subjecto ein ganz andres Praedicatum zugehöre: Allein dem ungeachtet halte ich davor, daß ihm vielmehr dieses zukomme. Oder so: Dieſes Praedicat pflegt zwar auch jenem andern Subjecto zuzukommen: Gleichwohl wird es viel besser von diesem behauptet.

Periodus Excluſiua.

Ich will nicht behaupten, daß dieſes Subjectum nicht sonst auch andre Praedicata habe: Ich will voritzo nur erwähnen, daß ihm dieſes Praedicat hauptsächlich zukomme ꝛc.

Und so auch mit der Conditionali, Cauſſali, Copulatiua, Comparatiua, Conſecutiua und Explanatiua periodo, als die alle ihre eigene Leisten hatten, darnach sie zugeschnitten werden mußten. Ja man gab zum Ueberfluß noch eine Menge Verbindungsformeln an, deren man sich in solchen Perioden wechselsweise bedienen könnte. Allein

wir

wir befinden es für überflüßig, solche läppische Künste denen vorzutragen, die sich nach den obgemeldeten Vorbereitungen die Redekunst zu fassen bemühen. Kindern und Unwissenden mag man solche Gängelwagen im Reden und Schreiben darbiethen. Erwachsenen Leuten, und die vernünftig denken gelernet, darf man solche kindische Kunstgriffe nicht an die Hand geben.

§. VII.

Denn überhaupt ist dieses die Regel im guten Schreiben, daß man erst seine Sache recht verstehen, hernach aber die Gedanken davon so aufsetzen muß, wie sie einem beyfallen; ohne daran zu denken, ob man es mit einfachen oder zusammengesetzten Perioden verrichtet. Je mehr man darum bekümmert ist, desto gezwungener und unnatürlicher wird die Schreibart werden. Es läßt nichts lächerlicher, als wenn sich einfältige Stilisten immer mit ihrem Obwohl, Jedennoch; Gleichwie, also; Nachdem, so; Alldieweil, dahero; Sintemal, und allermaßen behelfen: Gerade als ob man nicht ohne diese Umschweife seine Gedanken ausdrücken könnte. Doch wenn man ja diese Schulkünste noch wissen und brauchen will: So bemühe man sich mehr einfache als zusammengesetzte Perioden zu machen. Man rede und schreibe, wie man im gemeinen Leben unter wohlgesitteten Leuten spricht; Als wo man solche Verbindungsformeln gar nicht brauchet. Man wird auch dergestalt viel deutlicher reden und schreiben, als wenn man immer eine Menge von Gedanken in einen weitläuftigen Satz zusammen bindet. Je mehr der Zuhörer oder Leser auf einmal denken soll: Desto weniger kan er auf jedes ins besondere acht haben; und desto schlechter versteht er den Redner oder Schriftsteller. Einfache Perioden hergegen überhäufen ihm den Verstand nicht zu sehr. Sie halten wenig Begriffe in sich, die sich leicht übersehen lassen, daher versteht man sie

besser.

besser. Muß man aber ja zuweilen, wegen des natürlichen Zusammenhanges der Gedanken, auch weitläuftigere Perioden machen: So setze man wenigstens alle Theile derselben so auseinander, daß man sie einzeln ohne alle Mühe verstehen, und ihre Verbindung einsehen kan. Z. E. Fleschier schreibt in der bekannten Rede so:

Damals ist sein Verstand und Wille am allergeschäftigsten gewesen. Er mochte nun entweder die Händel anfangen, oder entscheiden, muthig nach dem Siege streben, oder ihn geduldig erwarten; er mochte entweder dem Vorhaben der Feinde mit Herzhaftigkeit zuvorkommen, oder die Furcht und Eifersucht der Bundsgenossen durch Klugheit zerstreuen; er mochte sich entweder im Glücke mäßigen, oder in unglücklichen Kriegen standhaft bleiben: So war doch seine Seele allezeit gleichmüthig. Veränderte das Glück seine Blicke, so that er nichts anders, als daß er neue Tugenden ausübete: Glücklich ohne Stolz; unglücklich und doch ansehnlich; fast eben so wunderwürdig, wenn er mit Vernunft und Kühnheit die Ueberbleibsele der zu Marienthal geschlagenen Trouppen erhielte; als da er selbst die Käyserlichen und die Bayern schlug, und mit seiner siegenden Armee ganz Deutschland nöthigte, Frankreich um Frieden zu bitten.

§. VIII.

So sehen die Perioden aus, wenn sie natürlich und schlechtweg gemachet werden. Allein sie können auch mit gewissen Zierrathen ausgeschmücket, und so zu reden, aufgeputzet werden. Nun geben zwar die verblümten Redensarten, davon wir oben gehandelt haben, schon Zierrathen der Perioden ab; wenn sie nur mit Verstande angebracht werden: Allein die Perioden haben doch noch ihre eigene Zierlichkeiten, die von Verbindung der Wörter ins besondre herrühren. Daß dieselben nach syntactischen Regeln richtig, und ohne Tadel seyn müssen,

müssen, das darf man hier nicht erinnern. Die Sprachkunst wird von einem Redner überall zum voraus gesetzt. Es sind gewisse oratorische Schönheiten, deren ein Periodus fähig ist, die auf eine glückliche, neue, lebhafte, und durchdringende Art zu denken ankommen. Ein und derselbe logische Satz kan von verschiedenen Leuten auf verschiedene Weise ausgesprochen werden. Es kömmt dabey sehr viel auf die Ordnung der Begriffe, und die davon herrührende Stellung der Wörter an. Der eine fängt seinen Satz mit dem Subjecte, der andre mit dem Prädicate, der dritte mit einem Nebenumstande an. Alle sagen zwar einerley: Aber ein jeder sagt es anders, und eine Art die Sache auszudrücken, hat immer gewisse Vorzüge vor der andern. Es kömmt dabey alles auf einen von Natur muntern, und durch freye Künste und Wissenschaften in Ordnung gebrachten Kopf an. Man muß weder gar zu sclavisch an der gemeinen Art zu denken und zu sprechen kleben bleiben, noch gar zu frech von allen Regeln der ordentlichen Sprache abweichen. Bey jenem würde man nichts neues, nichts artiges sagen; bey diesem aber lauter Ausschweifungen begehen. Z. E. Aulus Apronius in der Zueignungsschrift seiner Reisebeschreibung will recht neu und schön denken und schreiben, darum hebt er so an:

Allerdurchl. Königin in Preussen, Churfürstin zu Brandenburg, Friedrich Wilhelms des grössern majestätische Gemahlin, höchste Königs Tochter, Erbin von Großbritannien, Frankreich und Irrland, zweyer Römischen Käyserinnen Verwandte, höchststralender Carfunkel an der Stirne der Tugendkönigin von Europa. Die Zeiten, so niemals die Durchlauchtigkeit der Chur-Brandenburg werden mit ihrer Verwunderung versäumen, gereizet durch die Triumphe Friedrich Wilhelms des Großen, Friedrichs ersten Königes in Preussen unvergleichlichen Conduite, und Friedrich Wilhelms des grössern, Zierde der Welt, und grossen Diamants

manns an dem Finger der itzigen Zeit, auch alle Posterität wendet von der ganzen Welt ihre Anmerkung auf dieses Papier, so die Erhöhung des allerdurchlauchtigsten Hauses Brunschwyk in der Churwürde, und nunmehro zu dem Thron von Großbritannien verursachet, darinn der großmächtige König Georg der Wage von Europa präsidirt, zum tiefsten Reverenz und Devotion getrieben.

§. IX.

Um nun alle dieses ungereimte und phantastische Zeug zu vermeiden, so merke man sich überhaupt die Regel an: Ein jeder Periodus muß einen deutlichen, vernünftigen und wahren Gedanken zum Grunde haben. Ein seltsames Mischmasch vieler Ideen macht einen Satz nicht schön, wenn keine Wahrheit, kein gegründeter Ausspruch darinnen enthalten ist. Was helfen in dem vorigen Exempel dem Scribenten alle die prächtigen Wörter, deren er sich bedienet, da er mit allen seinen Carfunkeln und Diamanten, Triumphen und Thronen ꝛc. nichts gesundes zu verstehen giebt. Ein Satz kan unmöglich schön seyn, der noch nicht einmal vernünftig ist: So wenig ein menschlicher Körper schön werden kan, wenn er höckericht und gebrechlich ist, so sehr man ihn ausputzen und schminken möchte. Der innere Bau der Gebeine muß den wahren Grund zur äusserlichen Schönheit legen, obgleich hernach noch mehr dazu gehöret: Und die logische Richtigkeit eines Gedankens muß aller Perioden innerliche Schönheit ausmachen, die hernach durch den Ausdruck nur geputzet wird. Dieses haben alle die wunderlichen Stilisten nicht beobachtet, die nur durch die äusserlichen Putzwerke der Worte, und durch ihre seltsame Verbindung den Ruhm beredter Leute haben erhalten wollen. Ich muß hiervon noch ein ausnehmendes Muster geben, um Anfängern einen Abscheu vor einem so sinnlosen und thörichten Geschwätze zu machen. Es soll der Abriß seyn, den Lehms

in der Zueignungsschrift an die Gräfin von Königsmark gemacht, und die vor seinen galanten Poetinnen stehet. Es heißt:

Wollen wir die hohe Person der unvergleichlichen Aurora in etwas genauere Betrachtung ziehen, so ist sie weder zu groß noch zu klein, sondern hat eine ganz extraordinaire Statur.

NB. Dieses kan unmöglich wahr seyn, denn die mittelmäßigen Staturen sind die allergemeinsten.

Ihre Augen sind groß und voller Geist, ja die angenehmen Stralen, der des Morgens aufgehenden Aurora blitzen ihr vollkommen aus selbigen; so daß man wohl sagen kan: Es sey daselbst der Sitz der liebreichesten Majestät anzutreffen.

NB. Ich kan mirs nicht einbilden, daß rothstralende Augen schön sind. So müssen aber der Gräfin Augen gewesen seyn, wenn der Redner die Wahrheit saget.

Der Mund trotzet mehr an seinen beredten Lippen der Göttin der Weisheit, als den berühmtesten und kostbarsten Corallen. Doch könnten sich auch die accuratesten Maler daran ein schönes Modell nehmen.

Der Pallas hat man noch nie beredte Lippen beygeleget, vielweniger aber den Corallen. Denn will Lehms dieß letzte von der Farbe verstehen, so schilt er die Gräfin, daß sie keine rothe Lippen habe. Er hätte es auch ganz anders ausdrücken müssen, wenn er das hätte sagen wollen. Als an Farbe, hätte er sagen sollen.

Die Haare leisten den geistreichen Augen eine völlige Huldigung, weil sie sich gleichfalls mit ihnen in die angenehme schwarze Farbe eingekleidet.

Warum nicht die Augen den Haaren? Vielleicht weil die Augen von Natur schwarz waren, die Haare aber

nicht.

nicht. Dieses scheint der Verfasser auch durch das einkleiden sagen zu wollen. Ist das aber ein Lob vor ein Frauenzimmer, wenn man sagt, daß sie sich die Haare färbet? Hernach ist die Huldigung ein seltsamer Ausdruck. Leistet denn alles das dem andern die Huldigung, was einerley Farbe damit hat? So würden ja die Haare der Gräfin auch den Furien eine völlige Huldigung leisten, weil auch diese die angenehme schwarze Farbe haben.

Die Stirne ist fast der Aufenthalt aller Freundlichkeit und aller Ernsthaftigkeit zu nennen.

Es ist keines von beyden möglich. So wohl die Freundlichkeit als die Ernsthaftigkeit muß in dem Munde ihren Sitz haben. Und warum setzt der Redner sein fast dazu, wenn er ein gut Gewissen hat? Denn das heißt so viel, als nicht recht.

Die Venus scheinet ihre Taille gemacht zu haben, und die Modestie ihrer holdseligen Minen spielet auf eine magnifique Art herfür.

Wenn ist doch Venus eine Schneiderin geworden? Oder wenn ist sie dem Prometheus ins Handwerk gefallen, Menschen zu bilden? Sie hat andre Dinge mit der Gräfin gemein gehabt. Wer hat aber ferner jemals aus der Taille einer Person die holdseligen Minen derselben hervorspielen gesehen? Warum erwähnte der gute Lobredner derselben nicht bey dem Munde? Und was heißet das: Die Modestie der holdseligen Minen spielet auf eine magnifique Art hervor? So viel ist gewiß, daß die Unvernunft eines armseligen Geistes aus dieser Abbildung und ganzen Zueignungsschrift auf eine weit magnifiquere Art hervorspielet.

§. X. Die

§. X.

Die gewissesten und sichersten Zierrathe der Perioden sind ohne Zweifel die Figuren. Diese sind nichts anders, als lebhafte Arten des Ausdruckes, dadurch wir unsre Gemüthsbewegungen zu verstehen geben. Man könnte kürzer sagen, sie wären die Sprache der Leidenschaften: Weil alle Menschen, die im Affecte sind, von Natur, und ohne daran zu denken, Figuren machen; und niemand seinen Affect ohne Figuren recht ausdrücken kan. Die Sprache ist eine Abbildung der Seelen und dessen, was in ihrem Innersten vorgehet. Ist nun in derselben alles ruhig, so drücket sie auch alle ihre Gedanken auf eine gewöhnliche Art aus. Ist aber das Gemüthe gestört, das Herz aufgebracht und in voller Bewegung, alsdann bringet auch die Zunge Wörter hervor, die diesen verwirrten Zustand der Seelen an den Tag legen. Man kan die Figuren einer Rede auch mit den Minen oder, veränderlichen Gesichtszügen vergleichen. Ein ruhiges Gemüthe zeiget sich durch eine ordentliche Stellung des Antlitzes. Aber ein fröliches, trauriges, zorniges, höhnisches, neidisches, mitleidiges u. s. w. malet sich auch in den Minen ganz sichtbarlich ab. Wie sich nun geschickte Maler bemühen müssen, diese verschiedene Züge, die jeder Leidenschaft eigen sind, zu kennen und nachzuahmen. So muß sich auch ein Redner bestreben, die Charactere der Gemüthsbewegungen in einer Rede wahrzunehmen, und selbst bey Gelegenheit auszudrücken. Und lehrt uns gleich die Natur selbst alle diese Arten seinen Affect zu verstehen zu geben; indem auch die Unstudirten dieselben ungelernt brauchen: So ist es doch deswegen nicht unnütze davon in der Redekunst zu handeln. Nicht alle Menschen haben ein so lebhaftes Naturell, daß sie von sich selbst oft genug darauf kommen sollten. Es ist also gut, daß man sie auf die Exempel der feu-

rigen Gemüther aufmerksam mache, und zur Nachahmung derselben anreizet.

§. XI.

Es ist aber nicht zu sagen, was eine Rede voller Figuren vor ein Feuer in sich hat, und was für eine Stärke und Gewalt über die Gemüther sie erhält. Wie ein Fechter, der in Lebensgefahr ist, nicht mit starrem Leibe ganz unbeweglich da stehet, und dem Feinde seinen Degen vorhält; sondern sich bald beuget, bald aufrichtet, bald vorwerts dringet, bald rückwerts zieht; den Kopf senket, oder erhebet, die Hand vorwirft, oder wegschleudert u. s. w: So ist die Seele auch beschäftiget, wenn sie in einer Leidenschaft steht. Und wie jener eben durch die geschickten Stellungen seinem Gegner viel zu schaffen macht, ja durch die Menge und Behendigkeit derselben ihn oft gar überwältiget: So kan auch ein Redner durch die heftigen Figuren der Rede seine Zuhörer schrecken, betrüben, erfreuen, erzürnen, und ihnen ihren Beyfall recht abdringen. Man sehe nur die Exempel der grösten Redner an, die sich zu Meistern über die Gemüther ihrer Zuhörer haben machen wollen; und bemerke, ob sie es nicht durch den häufigen Gebrauch der Figuren gethan haben? Von dem Demosthenes und Cicero ist hier gar kein Zweifel, und wir wollen hernach die meisten Exempel von ihnen entlehnen. Vorizo will ich nur aus einem neuern Redner ein Muster einer recht feurigen und gewaltigen Rede hieher setzen, welche bloß durch die häufigen und heftigen Figuren so stark und durchdringend geworden. Es ist aus des Herrn Mosheims Rede von der Betrachtung des Todes p. 1231. und f. w. genommen. Hier ist eine Epizeuxis, Anaphora, Distributio, Interrogatio, Apostrophe, Exclamatio, Symploce und abermal eine Interrogatio hintereinander angebracht,

die

die eben der ganzen Stelle alle ihren Nachdruck geben. Ich kan aber nur die Helfte hersetzen:

Der Tag rücket heran, an dem ich nichts von allem, was ich besitze, mehr besitzen, und mit Verdruß sehen werde, daß ich meinen Saamen vor andre ausgestreuet. Bald, bald werde ich es recht begreifen, daß ich über Güter hausgehalten, die mir eigentlich nicht gehöret, und ein geliehenes Vermögen wie mein eigenes angesehen. Die Stunde kömmt, und wer weis wie bald? Die Stunde kömmt, in der ich meinen Liebsten eine Ursache des Schreckens, der Traurigkeit, der Angst und der Thränen seyn werde. Wie wird mir zu Muhte seyn, wenn meine Wittwe, meine Wäysen, meine Anverwandte, meine Vertraute, um mein Lager stehen, und bald sich selbst, bald mich und meinen Schmerz beweinen werden? Wie standhaft werde ich den Anblick und die Thränen derjenigen ertragen, die ich vielleicht durch meinen Abschied elend machen werde? Jetzt bin ich vergnügt und gebrauche mich der Güter dieser Erden. Aber die Zeit ist nahe, in der ich einen Ekel für allen Wollüsten haben werde. Der Tag ist nicht weit, an dem mir vielleicht meine heutigen Vergnügungen zur Qvaal und zur Vermehrung meiner Unruhe dienen werden. Wie werde ich diesen Zustand ertragen? Was wird bey mir vorgehen, wenn der Arzt mir verdeckt, ein Diener des Evangelii deutlich, die Ankunft des Todes ansaget? Was werde ich denken, wenn man mir meldet, daß ich mich der Welt entschlagen, meiner Ehren vergessen, meine Aemter niederlegen, und an die Ewigkeit allein gedenken müsse? Und wie werde ich bereitet seyn, wenn es heisset, die Stunde sey vor der Thüre, in der der Herr Gericht über mich halten werde? Herr! wie schrecklich ist es, für deinem Throne zu stehen? Herr! wie zittert die Natur, wenn sie an dein Auge denket, das nichts von Finsterniß weis! Herr! wie muß ein Sünder gerühret werden, der unrein von Mutterleibe ist,

und nichts, als Fehler in der Welt gesammlet hat, wenn er auf einmal vor den Thron gerücket wird, auf dem die Heiligkeit und Gerechtigkeit selbst sitzet. ꝛc. ꝛc.

§. XII.

Die Figuren sind zweyerley, nemlich Dictionis und Sententiarum; d. i. entweder in einzelnen Worten, oder in ganzen Sätzen. Die ersten sind nicht alle von gleichem Werthe, denn die meisten darunter sind nichts, als kahle Wortspiele, die nichts, als ein kindisches Geklapper in den Ohren machen, aber kein Feuer eines Affectes in sich halten. Unter diese gehört. 1.) *Antanaclasis*, wo ein Wort bey einerley Sylben zweyerley Bedeutungen bekömmt: Z. E. Wer ewig leben will, der muß sich in diesem Leben dazu gefaßt machen. 2.) *Ploce*, wenn das wiederholte Wort zwar grammatisch dasselbe bleibt, aber doch seinen Verstand ändert. Z. E. Kinder sind Kinder. 3.) *Polyptoton*, wenn ein Wort in seiner grammatischen Abänderung wiederholt wird. Z. E. Man kan wohl sagen, darf aber darum nicht verzagen. 4.) *Paronomasia*, wenn sich die Worte nur reimen. Z. E. Zur Pfarre gehört eine Ovarre; Scheiden bringt Leiden. 5.) *Parechesis*, wenn in ein paar Worten etliche Sylben übereinkommen. Z. E. Es giebt viel ungelehrte Lehrer; denn sie sind in Wissenschaften unwissend. 6.) *Homoeoteleoton* und *Homoeoptoton*, wenn man mit den letzten Sylben, oder mit den Fallendungen spielet. Z. E. Man kan wohl was schönes lieben, aber man muß sich nicht verlieben. Ein guter Prediger lehret schriftreich, geistreich, und trostreich. 7.) *Paregmenon*, wenn von einander hergeleitete Wörter nahe auf einander folgen. Z. E. Wer seinen Eltern fluchet, der ist verflucht: Denn der Fluch Gottes folget ihm überall ꝛc. Alle diese sieben Arten, und wo es ihrer noch mehrere giebt, taugen nicht das geringste, indem sie nichts, als läppische Tändeleyen an die Hand

geben,

geben, damit sich ein Inscriptions-Künstler, aber kein rechtschaffener Redner breit machet. Z. E. Rose im richtigen Unterricht von deutschen Inscriptionen schreibt p. 102. auf einen sächsischen Fürsten:

Steh stille, Wandersmann,
tritt zur Abkühlung in diesen kühlen Schatten;
hier hat die Sterblichkeit
der unsterblichen Tapferkeit
ein Dank und Denkmal aufrichten wollen ꝛc. ꝛc.

Und der obenangeführte Floridan in dem Lieb und Lobandenken seiner selig-entselten Margaris, so er bey fröliger Frühlingszeit traurig angestimmet, spielt auch gern dergestalt, wie dieser Titel schon zeiget. p. 3. heißt es:

Also sagte und klagte, der betrübte Schäfer Floridan von seinem gewöhnlichen Lustwandelweg sich forttragen lassend. ꝛc. Und p. 5.

Ach ja Zeichen und Zeugen, daß es um mich und in mir finster worden sey. Zeuch auf, du mir itzund viel zu güldene Sonne! diesen Schmerzensthau, diesen Herzregen, mache Wolcken daraus, und verhänge deinen saphirnen Himmel, mit schwarzen Cartinen.

§. XIII.

So gemein nun diese Spielwerke auch wohl in ziemlich ernsthaften und geistlichen Reden eine zeitlang in Deutschland gewesen: So kindisch sind sie endlich befunden worden, seit dem die gesunde Vernunft bey unsern Landesleuten die Augen aufzuthun angefangen. Von weit besserm Nachdrucke sind folgende Wortfiguren, die uns die Natur selbst in starken Affecten in den Mund zu legen pflegt.

Ellipsis. Die etwas ausläßt, so sich aber leicht verstehen läßt. Z. E. Mosheim p. 1163. s. H. R. Wollen wir denn klüger seyn, und uns eine Gemeine vorstellen, in welche der Feind immer einen Eingang finden kan, Unkraut zu säen? O Schwachheit! Das ist, o welch eine Schwachheit ist das! Imgleichen Cicero in sein. I. Cat. R. O tempora, o mores!

Asyndeton. Ein Mangel der Bindewörter. Eben der Redner schreibt p. 1165. Dort ist kein Feind, kein Unkraut, kein Land das Unkraut annehmen will: Für und kein Land, oder auch kein ꝛc. Und p. 1181. Israel klagte, murrete, zankte, stritte auf dem Wege zu dem verheissenen Lande, als wenn kein Gott und kein Gesandter Gottes unter ihnen wäre.

Synonymia. Wenn man etliche gleich vielheissende Wörter setzt. Z. E. Cicero für den Ligar. Sie mögen begierig, sie mögen zornig, sie mögen eigensinnig gewesen seyn: Man beschuldige nur den todten Pompejus, man beschuldige auch so viel andre nur keines Lasters oder Verbrechens, keiner Raserey, keines Vatermordes. Oder auch sein bekanntes: Abiit, excessit, evasit, erupit.

Exergasia. Wo man viel gleichgültige Redensarten oder Sätze brauchet, die Sache desto lebhafter einzuschärfen. Z. E. Mosheim an obgedachtem Orte. Ist es hier denn gut Hütten zu bauen? Ist es gut hier lange im Unfrieden zu wohnen? Ist es gut, hier unter den Verkehrten zu bleiben? Nein, nein!

Polysyndeton. Wenn man gar zu viel Bindewörter braucht. Es fällt mir nicht gleich ein Exempel eines Redners ein, darum soll ein Poet eins geben.

Allein ich seh und weis
Wieviel Geduld, Verstand, und Müh, und Kunst und Fleiß
Ein solches Werk begehrt, das Kluge lüstern machen,
Der Wahrheit Dienste thun, der Neider Grimm verlachen
Und ewig leben soll. Günther.

Pleonasmus. Wenn man überflüssige Beywörter braucht die Sache noch desto nachdrücklicher zu geben. Z. E. Die heiße Glut, der grosse Riese, der kleine Zwerg; oder wie dort beym Terenz die pisciculi minuti.

Anaphora. Wenn viele Absätze einer Rede auf einerley Art anfangen. Z. E. Fleschier auf den Turenne: Willstu nebst seinem guten Willen auch Werke haben: Siehe die Liebesbezeugungen an, die er theils schon ausgeführet, theils zum Heil und Troste seiner Brüder allbereits bestimmet hatte. Siehe die verirrten Seelen an, die er durch seinen Beystand, durch seine Rathschläge, durch sein Exempel wieder zurecht gebracht hat. Siehe das Blut deines Volkes an, welches er geschonet; siehe sein eigenes an, welches er so großmüthig für uns vergossen hat. Und damit ich noch mehr sage, siehe das Blut an, welches Jesus Christus für ihn vergossen hat.

Epiphora. Welche das Ende eines Absatzes in der Rede etliche mal wiederholet. Z. E. Was braucht man heute zu Tage am nöthigsten in der Welt fort zu kommen? Geld! Was bedarf man sich bey Leuten beliebt zu machen? Geld! Was muß man haben bey Hofe empor zu kommen? Geld. Was macht klug? Was macht schön? Was macht gelehrt? Geld. Kurz was ist das sicherste Mittel alles in allen zu werden? Nichts anders, als das liebe Geld.

Epizeuxis. Wenn dasselbe Wort gleich hinter einander im Anfange eines Satzes wiederholet wird. Z. E. Demosth. in seiner 1. Philipp. R. Es geht nicht an, ihr

Athenienser, es geht gar nicht an, daß ein einziger Mensch alles miteinander ausführe. Und Mosheim p. 1225. Es ist nichts, es ist nichts mit dem Verlangen nach der Unsterblichkeit in dieser Welt!

Anadiplosis. Wenn dasselbe Wort am Ende, und im Anfange des folgenden Satzes zu stehen kömmt. Z. E. Nichts spornet edle Gemüther mehr zum Guten, als die Ehre. Die Ehre allein reizet sie zu den schwersten Thaten an, die sie sonst nimmermehr unternommen hätten.

Epanalepsis wenn derselbe Ausdruck, so den Anfang zu einem Satze gemacht hat, denselben auch beschließet. Z. E. Packe dich fort, mit deinem unnützen Gewäsche; ich sage dirs noch einmal; packe dich fort!

Symploce. Wenn Anfang und Ende vieler aufeinander folgender Absätze einerley sind Z. E. Mosheim p. 1233. Und wüßte ich es noch, wenn dieser große Tag einbrechen werde; wüßte ich es noch, in welcher Beschaffenheit des Geistes der Tod mich antreffen werde; wüßte ich noch die Art der Zufälle und Schmerzen, die meinen Leib zu seiner Verwesung bereiten werden; wüßte ich noch, wie lange oder kurz mein Lager währen werde: So könnte ich mich doch in Zeiten schicken ꝛc.

Epanodos. Wenn man zwey Wörter nach einander besonders wiederholt; doch so, daß das letzte zuerst, und das erste zuletzt kömmt. Ein Weiser kan in der Welt täglich lachen und weinen. Weinen mit dem Heraclit über die Thorheit der meisten Menschen; lachen aber mit dem Democritus über die Eitelkeit und Unvernunft derselben.

Endlich kömmt noch *Gradatio* oder Climax, da man stufenweise von einem Worte auf ein anders, und von diesem noch auf ein stärkers fortschreitet. Z. E. So reichet

reichet dar in eurem Glauben Tugend, in der Tugend Bescheidenheit, in der Bescheidenheit Mäßigkeit ꝛc. Und das mag von dieser Art der Figuren genug seyn.

§. XIV.

Wir kommen auf die Figuren in ganzen Sätzen, deren auch von verschiedenen eine große Menge gezählet werden. Wir wollen uns aber an die vornehmsten halten, die nemlich einen Affect auszudrücken, oder zu erwecken dienen können. Und da kömmt nun erstlich:

Occupatio, oder die Benehmung eines Einwurfs, den etwa jemand machen möchte. Z. E. Demosth. in seiner 1. Phil. R.

Ja wird mancher hier fragen, wo soll unsre Flotte anlanden? Der Krieg, ihr Athenienser, der Krieg selber wird es uns schon sagen, und sattsam lehren, wo unser Feind am schwächsten ist; laßt uns nur erst den Angriff wagen.

Concessio. Wenn man seinen Zuhörern zwar was einräumet, aber doch eine Antwort dagegen hinzusetzet. Z. E. Cicero für Ligar.

Aber gesetzt er wäre zu Felde gezogen; gesetzt, er hätte sich nicht nur von dir, sondern auch von seinen Brüdern getrennet: Dem ungeachtet bitten diese, so dir anhangen, für ihn.

Confessio ist sehr damit verwandt, denn auch da giebt der Redner seinen Zuhörern etwas zu, welches ihm zuwieder zu seyn scheinet. Z. E. Demosth. in der 1. Phil. R.

Steht jemand unter euch, ihr Athenienser, in den Gedanken, daß Philippus, in Betrachtung so vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und so vieler Städte, die unsre

Republik verlohren hat, sehr schwer zu bezwingen seyn werde: So muß ich ihm zwar recht geben. Doch gebe ich es ihm zu bedenken ꝛc.

Communicatio. Wenn man die Zuhörer selbst zu rathe zieht, und die ganze Sache auf ihren Ausspruch will ankommen lassen. Z. E. Cicero in der Rede für Lig.

Man bedenke es nur, wäre es ihm nur einiger maßen möglich gewesen, sich davon zu machen: Würde er nicht lieber in Rom, als in Utica; lieber bey seinen liebsten Brüdern, als bey dem P. Accius; lieber bey den Seinigen, als in der Fremde gelebet haben? ꝛc.

Distributio. Wenn man was vielfaches in seine Theile zergliedert, um seinem Leser einen ausführlichen Begriff von der Sache zu geben. Z. E. Fleschier auf den Turenne.

O daß ich die Kunst nicht kan, euren Gemüthern einen sichtbaren Entwurf von Deutschland und Flandern einzuprägen! Dadurch würde ich in euren Gedanken alles dasjenige ohne Unordnung entwerfen können, was dieser grosse Feldherr verrichtet hat, und kürzlich bey jedem Orte sagen: Hier hat er die Bollwerke erobert, und einer belagerten Stadt beygestanden. Da erschreckte er die Feinde, oder schlug sie im offenen Felde. Diese Städte, wo ihr die Lilien sehet, sind entweder durch seine Wachsamkeit beschützet, oder durch seine Standhaftigkeit und seinen Heldenmuth eingenommen. Dieser mit Wald und Strom bedeckte Ort ist der Platz, wo er nach einer rühmlichen Zurückziehung die bestürzte Armee wieder anfrischete. Hier trat er aus den Linien, um eine Schlacht zu liefern, und gewann auf einmal eine Stadt und eine Feldschlacht. Dort theilte er den Rest seines eigenen Geldes aus, und vollendete dadurch nicht nur eine Belagerung, sondern gieng auch

auch zu gleicher Zeit weiter, eine andre feindliche aufzuheben und zu verhindern.

Hypotyposis s. descriptio. Darinn man eine ausführliche Abbildung von einer Sache giebt, und sie dem Zuhörer gleichsam vor Augen malet. Z. E. Fleschier eben daselbst:

O könnte ich ihnen doch hier eine von den wichtigen Gelegenheiten erzählen, da er mit weniger Mannschaft die Kriegsmacht des ganzen Deutschlandes angegriffen. Er marschirt drey Tage, sezt über drey Ströme, findet den Feind, greift ihn an, und macht ihm viel zu schaffen. Da die Menge auf einer, und die Tapferkeit auf der andern Seite ist, so ist das Glück lange sehr zweifelhaft. Endlich hemmet der Heldenmuth die Menge; der Feind wird irre und fängt an zu weichen. Es erhebt sich eine Stimme: Gewonnen! Hier hemmet der Feldherr alle Regungen, so ihm die Hitze des Treffens erwecket, und ruffet mit ernsthafter Stimme: Haltet ein! Unser Schicksal steht nicht in unsern Händen. Wir werden selbst überwunden, wenn uns der Herr nicht gnädig ist. Bey diesen Worten hebt er die Augen gen Himmel, daher seine Hülfe kömmt. Er fährt fort seinen Befehl zu geben, und erwartet in Demuth, zwischen Furcht und Hoffnung, daß die Verordnungen des Himmels erfüllet werden sollen.

Antitheton. Wenn man viel wiedrige Dinge neben einander setzet, um sie durch die Gegeneinanderhaltung desto mehr zu erheben. Z. E. Fleschier schreibt eben daselbst:

Sie finden kein Hinderniß, so sie nicht überwältigen; keine Schwierigkeit, die sie nicht überwinden; keine Gefahr, die sie erschrecket; keine Arbeit, die sie ermüdet; kein Unternehmen, das sie in Erstaunen setzet; keine Heldenthat, die ihnen zu schwer scheinet. Was hätten sie einem Feldherren

herrn abschlagen können, der seinen Bequemlichkeiten absagete, um ihnen den Ueberfluß zu verschaffen; der ihrer Ruhe halber, seine eigene verlohr; der sie in ihren Bemühungen aufrichtete, und selbst keine von sich ablehnete; der sein eigenes Blut verschwendete, und nur das ihrige verschonete.

Praeteritio. Wenn man sich stellet, als wollte man von einer Sache gar nichts sagen; aber eben damit eine Nachricht davon giebt. Ein recht schönes Exempel giebt abermal Fleschier an angezogenem Orte:

Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich ihnen hier eine Trauerbühne eröffnen soll; daß ich ihnen diesen grossen Held auf seinen Siegeszeichen entseelet vorstellen werde; daß ich ihnen noch den blassen und blutigen Körper zeigen solle, bey welchem der Blitz noch rauchet, der ihn getroffen; daß ich sein Blut schreyen lasse, wie das Blut Abels, und ihren Augen die traurigen Bilder der klagenden Religion und des bethränten Vaterlandes zeigen werde.

Incrementum s. Gradatio. Wenn man stufenweise von einer geringern Sache zu einer größern hinauf steiget. Z. E. Cicero für Ligar.

Du nennest es ein Verbrechen, Tubero. Warum denn das? Denn bisher hat man die Sache noch nicht so genennet. Einige nennen es ein Versehen; andre eine Blödigkeit; die es hart benennen wollen, heißen es eine Hoffnung, eine Begierde, einen Haß, eine Standhaftigkeit. Die es am allerhärtesten benamen, nennen es eine Verwegenheit. Ein Verbrechen aber hat es noch niemand genennet.

Epanorthosis oder Correctio. Wenn man gleichsam aus Uebereilung etwas saget, so nicht an dem ist; aber es sogleich wiederruffet und verbessert. Z. E. Fleschier ebenda.

Ward

Ward die Frechheit gezäumet, der öffentliche und heimliche Haß gestillet; bekamen die Gesetze ihre alte Kraft wieder; ward Ordnung und Ruhe in Städten und Landschaften wieder hergestellet; wurden die Glieder mit ihren Häusern wieder vereiniget: So hast du es ihm zu danken, o Frankreich! Ich irre mich! Gott hast du es zu verdanken, der nach seinem Wohlgefallen aus den Schätzen seiner Fürsehung grosse Seelen hervorbringet, die er zu sichtbaren Werkzeugen seiner Macht brauchet.

Interrogatio. Wenn man vielmal hinter einander seiner Zuhörer Gedanken mit Fragen herauszulocken bemühet ist. Z. E. Demosthenes in seiner 1. Phil. R.

Es ist auch offenbar, daß Philippus damit nicht nachlassen werde, dafern ihn nicht eine grössere Macht eintreiben sollte. Wollen wir nun darauf warten? Wollen wir uns mit vergeblicher Hoffnung speisen? Wollen wir ihm ledige Galeeren entgegen schicken, und uns dabey schmeicheln, daß wir unsrer Pflicht aufs heiligste nachgekommen? Wollen wir uns nicht zum Thore hinaus wagen? Wollen wir ihm nicht mit einem Theile unsrer Stadtsoldaten entgegen rücken, wenn es gleich bisher nicht geschehen ist? Wollen wir endlich nicht in Macedonien eine Landung unternehmen?

Apostrophe. Wenn man die Rede gegen abwesende, verstorbene, oder gar leblose Dinge richtet, und sie anredet, als ob sie zugegen wären und uns verstünden. Z. E. Fleschier an oftgemeldtem Orte:

Ihr Städte! die unsre Feinde schon unter sich getheilet hatten; ihr seyd noch in dem Umkreise unsers Reichs. Ihr Landschaften, die sie in Gedanken schon verheereten, ihr habt eure Erndte noch halten können. Ihr von Natur und Kunst befestigten Plätze, die sie zu verwüsten entschlossen waren, ihr stehet noch itzo, und ihr habt

nur

nur vor den verwegenen Anschlägen eines eingebildeten Siegers gezittert, der nur die Zahl unsrer Soldaten gezählet, aber die Klugheit ihres Heerführers nicht in Betrachtung gezogen.

Exclamatio. Wenn man aus einer starken Gemüthsbewegung einen Ausruff thut. Z. E. Cicero für Ligarium.

O der wunderwürdigen Gnade und Gelindigkeit, die gewiß so ruhmlich und preiswürdig ist, daß sie in Schriften und Ehrenmaalen erhoben werden sollte!

Und Fleschier schreibt:

O gar zu plötzlicher Tod, den man aber durch die Gnade Gottes längst vorher gesehen! Wie viel erbauliche Reden, wie viel heilige Exempel hast du uns entrissen! Wie hätten mitten unter Siegen und Triumphen einen demüthigen Christen sterben gesehen: Und welch ein Anblick wäre das nicht gewesen!

Admiratio. Wenn man über eine unvermuthete Sache seine Verwunderung blicken läßt. Z. E. Demosth. 1. Phil. R.

Ich muß mich in der That wundern, daß niemand unter euch es weder wahrnimmt, noch übel empfindet, daß der Krieg so schlecht von statten geht. Ists nicht so? Er wird in der Absicht angefangen, daß wir uns an Philippo rächen wollen: Itzo aber ist es so weit gekommen, daß wir uns kaum sattsam gegen ihn vertheidigen können.

Parrhesia. Wenn man eine verhaßte Sache zwar frey heraus saget, aber doch auf eine erträgliche Art vorträgt und etwas zu lindern suchet. Z. E. Cicero für den Ligar.

Siehe doch, o Cäsar, wie frey oder wie verwegen uns vielmehr deine Gnade macht! Antwortet Tubero, daß sein

Vater

Vater Africa, wohin ihn der Rath geschicket hatte, dir würde übergeben haben: So werde ich kein Bedenken tragen, ihm deßwegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben; ob dir gleich solches dazumal zuträglich gewesen wäre. Denn darum, daß es dir angenehm gewesen seyn würde, wäre es noch nicht zu billigen gewesen.

Jusjurandum. Wenn der Redner eine sehr hohe Betheurung brauchet, daß seine Worte wahr sind. Z. E. Demosthenes hat in seinen Reden sehr oft bey allerley Sachen geschworen. In der II. Phil. Rede heißt es so:

Aber warum sage ich solches? Und warum verlange ich, daß diese Leute vorgefordert werden sollen? So wahr Gott im Himmel lebt, ich will es frey heraus sagen, und nichts verhelen. --- Denn ich sehe schon, wo es hinaus will, und wiewohl ich wollte, daß meine Muthmassungen falsch wären: So fürchte ich doch, daß ihre Erfüllung nicht bereits vor der Thür sey.

Votum. Oftmals ist auch ein brünstiger Wunsch mit unter die Zahl der Figuren zu zählen. So macht Z. E. Fleschier dergleichen in der oft belobten Rede bald anfangs.

O wenn der göttliche Geist, der Geist der Stärke und der Wahrheit, meine Rede mit solchen lebhaften und natürlichen Vorstellungen erfüllet hätte, welche die Tugend nicht nur abschildern, sondern auch ins Herz drücken könnten: Mit was vor edlen Gedanken würde ich nicht eure Seelen anfüllen, und was vor einen Eindruck würde nicht die Erzählung so vieler erbaulichen und preiswürdigen Thaten in euren Herzen machen.

Epimone. Wenn man sehr heftig mit allerley Figuren auf seinen Gegner losstürmet, und ihn verwirrt zu machen sucht. Dergleichen kommen in der 1. catilinarischen

rischen Rede beym Cicero oft vor. Wir wollen aber aus der R. für Ligar. dieses Exempel nehmen.

Denn sage mir Tubero, was machte dein entblößtes Schwerdt in der pharsalischen Schlacht? Nach wessen Körper sehnte sich deine Degenspitze? Wohin zielten alle deine Waffen? Wohin giengen alle deine Gedanken, deine Augen, deine Hände, deine brennende Begierden? Was wünschtest du? Was verlangtest du? Ich dringe gar zu scharf auf ihn ein: Es scheint der junge Mensch sey gerührt worden. Ich will nur wieder auf mich selbst kommen: Ich bin selbst auf deiner Parthey gewesen.

Cumulus. Wenn man viele Dinge zusammen häufet, und eine Menge kurzgefaßter Vorstellungen geschwinde hintereinander, gleichsam in einem Othem, heraus stößt, seine Zuhörer desto stärker zu rühren. Z. E. Demosth. 1. Phil. R.

O wenn wir doch lieber an statt des allen klüglich erwegen wollten, daß Philippus unser Feind ist; daß er uns alles unsrige nimmt; daß er sich schon eine geraume Zeit so trotzig erwiesen; daß alles, worauf wir uns bisher verlassen haben, uns nunmehr zuwider ist; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns selbst Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzo dort nicht mit ihm Krieg führen wollen, vielleicht ehestens, hier, wo ich rede, werden fechten müssen: Wenn wir dieses alles, sage ich, erwegen wollten; denn würden wir klüglich handeln, und uns aller thörichten Fabeln entschlagen.

Sermocinatio. Wenn man verstorbene Personen redend einführt. Z. E. D. Mayer in seiner II. Mordpredigt schreibt so:

Aber wie ist mir? Mich dünkt es richten sich zween ermordete Körper auf, die ein jammerliches Geheule und Gewinsel hören lassen: Heisset das friedsam, wo mörderische

sche Waffen wüten und unschuldig Blut vergiessen? Wo wir durch tägliche Mordstiche um unser junges Leben gebracht werden? Wir suchten unter deinen Flügeln Schatten, o Wittenberg! Aber unter deinen Schatten hast du uns tödten und umbringen lassen.

Prosopopoeia. Wenn man leblosen Dingen die Eigenschaften lebendiger Personen giebt. Z. E. Eben der D. Mayer schreibet am angezogenen Orte:

Diese Kanzel sey vor GOtt im Himmel Zeuge! Und bald darauf: Ich beschwere dich, du unglückselig Entleibter, der du allbereit vor GOttes Gericht gestanden! Laß dein Gewissen reden, du Mörder! . . . Wollt ihr schweigen, so wird mein Saal, so werden meine Bücher zu GOtt im Himmel schreyen.

Dialogismus. Wenn ein Redner mit seinem Gegner gleichsam streitet, ihn redend einführet, und ihm gleich darauf antwortet. Z. E. Cicero für den Archias:

Ja wirst du sagen: Er hat kein Haus in Rom gehabt. Ist das wohl wahrscheinlich, da er so viel Jahre vor seinem erlangten Bürgerrechte Rom für sich und sein ganzes Vermögen zum Aufenthalte erwählet hatte. Aber, sprichst du, er hat sich nicht deswegen gemeldet. Freylich hat er sich gemeldet, wie aus dem Verzeichnisse erhellet, welches unter allen, die bey den Stadtgerichten vorhanden sind, die gröste Gültigkeit hat.

Aposiopesis, oder Reticentia. Wenn man den Anfang macht, etwas heraus zu sagen: Aber mitten in der Rede inne hält und abbricht. Z. E. Demosthenes in der Rede für den Ctesiphon:

Erstlich streiten wir nicht von einerley Sache: Denn es ist mir nicht so wenig daran gelegen, wenn ich eure Gewogenheit verliere, als dem Aeschines, wenn er seinen Proceß nicht gewinnet. Was nemlich mich anlangt, . . . doch

ich will gleich zu Anfange meiner Rede nichts trauriges vorbringen. Er aber hat mich nur aus Uebermuth angeklaget.

§. XV.

So viel mag nun von den Figuren genug seyn. Denn obgleich diese noch lange nicht alle diejenigen sind, die man in andern Büchern von der Redekunst erzählet findet: So sind es doch die vornehmsten und lebhaftesten, die einer Rede das gröste Feuer geben. Denn giebt es gleich bey andern eine weit grössere Anzahl unter dem Titel der Figuren: So gehören sie doch zum Theil weit besser unter einen andern Titel. Z. E. Gnome, Noema, Chria, deren jene ein Lehrspruch, diese ein Exempel, und die letztere ein Zeugniß bedeutet, die alle drey zu den Erläuterungen gehören. Aetiologia ist keine Figur, sondern ein Beweis; Imago begreift ein Gleichniß, Paradigma abermal ein Exempel in sich; Comparatio ist wiederum ein Gleichniß, Collatio ist oben als ein Antitheton vorgekommen. Dissimilitudo ist eben das. Paradiastole und Antimetabole sind wohl Arten zu denken und zu reden, aber keine Figuren. Z. E. wenn ich sage, er ist wohl verschmitzt, aber nicht klug: Oder, wir essen um zu leben, aber wir leben nicht um zu essen. Oxymoron und Epiphonema, sind auch nur sinnreiche Lehrsprüche, die entweder in der Mitte oder am Ende vorkommen. Auxesis und Tapeinosis, sind schon unter den Tropen vorgekommen. Praefiguratio ist nichts, als die obige Hypotyposis. Obsecratio und Exsecratio sind nichts, als Arten der Apostrophe; und so weiter. Wir begnügen uns also an den bisher erklärten, und bemühen uns bey gegebener Gelegenheit dieselben in Uebung zu bringen. Hierzu wird viel beytragen, wenn man die Schriften der besten Redner mit Aufmerksamkeit liest, und sich die Figuren selbst im Zusammenhange der Rede fleißig anmerket.

Das

Das XV. Hauptstücke.

Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden.

§. I.

Nachdem wir nun die Theile einer Rede oder Schrift, nemlich die Wörter, Redensarten und Perioden, absonderlich erwogen haben: So müssen wir nun auch die Schreibart selbst in Betrachtung ziehen. Wollen wir die Redekunst auch hier mit der Vernunftlehre in Vergleichung stellen: So müssen wir die Schreibart mit der dritten Wirkung des menschlichen Verstandes, oder mit den Vernunftschlüssen vergleichen. Denn wie diese aus dreyen oder mehr verschiedenen Urtheilen oder Sätzen, die aber zusammenhangen, bestehen: So gehören auch zur Schreibart viel zusammenhängende Perioden. In der That hält sie auch fast lauter Vernunftschlüsse in sich; wenn nemlich keine Erzählungen vorfallen. Denn was vor einen Zusammenhang der Sätze wollte man sonst angeben, wenn weder die Verbindung der Begebenheiten, noch der vernünftigen Urtheile und Aussprüche von Dingen darinn vorkäme? Einzelne Perioden machen keine Schreibart aus, wenn sie nicht eine Verknüpfung unter einander haben, die aus der Sache selbst entsteht. Z. E. Zehn einzelne Sprüche aus der Bibel, oder aus weltlichen Büchern, die von verschiedenen Materien handeln, geben keine Schrift oder Rede ab, von deren Schreibart man urtheilen könnte. Man sieht also hier abermal, daß die Schreibart mehr auf die Gedanken des Scribenten, als auf seine Worte ankömmt; wie wir schon oben erinnert haben. Wie aber bey den Sätzen oder Perioden nur der Verstand sein Werk hatte: Also kommt es in ganzen Aufsätzen, hauptsächlich auf

die Vernunft an. Denn so schwach oder stark dieselbe bey einem Scribenten ist, so schlecht oder gut pflegt auch seine Schreibart zu gerathen.

§. II.

Es theilet sich daher die Schreibart erstlich überhaupt, in eine schlechte und gute Schreibart ein. Jene ist der Ausdruck schlechter und übel zusammenhangender Gedanken, in einer Schrift oder Rede: Diese hergegen, ist ein Ausdruck guter und wohlverbundener Gedanken in einer Schrift oder Rede. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht alle Menschen, ja nicht einmal alle Gelehrten gleiche Köpfe zum denken, das ist zum begreifen, urtheilen und schliessen haben. Theils rührt dieses von ihrer verschiedenen natürlichen Fähigkeit her; theils haben auch ihre Auferziehung und Anführung, ihre Art zu studieren, ihre Vorgänger und Lehrer Schuld daran. Man kan sich kaum einbilden, wie ungleich die Gemüthskräfte der Menschen von Natur schon sind; wenn man nicht Gelegenheit gehabt, an der Auferziehung junger Leute Theil zu nehmen. Auch bey gleichem Unterrichte, werden sie sehr ungleiche Arten und Fertigkeiten zu denken erlangen. Der eine wird lebhafter, der andre schläfriger in seinen Gedanken seyn. Der eine wird sehr ordentliche Verbindungen klarer Begriffe haben, und im Reden ausdrücken: Der andre wird dunkle Vorstellungen von Sachen, durch die Verwirrung der Worte, noch unverständlicher machen. Der eine wird sich durch viel fremde Einfälle, so zu reden, selbst stören; der andre wird in seiner Ordnung unverrückt fortfahren. Dem einen wird viel von jedem Dinge, in den Sinn kommen: Dem andern wird gar nichts beyfallen wollen. Allein das meiste trägt wohl zur guten und bösen Schreibart die Anweisung und die Nachahmung bey. Die Kinder lernen von ihren Eltern und Vorgesetzten nicht nur reden, sondern auch denken.

denken. Wie man andre urtheilen und schliessen hört: So lernet man endlich selbst urtheilen und schliessen. Darum will Quintilian, daß man Kindern keine unwissende, abergläubische oder phantastische Wärterinnen, und Lehrmeister geben soll. Ja darum ist es einem, der ein guter Scribent werden will, nicht einerley was er studirt, oder was er vor Bücher liest.

§. III.

Doch weil ich schon oben davon gehandelt, so will ich hier die Mittel zu einer guten Schreibart zu gelangen, nicht abermal wiederholen. Ich muß vielmehr die Fehler und Tugenden der Schreibart mit Regeln und Exempeln erklären. Die Fehler der Schreibart sind vielerley, und daher wird auch die schlechte Schreibart nicht von einer Gattung seyn. Ich will hier bey denjenigen Classen derselben bleiben, die Benjamin Neukirch in seiner Anleitung zu deutschen Briefen schon abgetheilet hat: Aber weil meine Absichten anders sind, so will ich auch andre Exempel aus wirklichen Schriften unsrer Landesleute zur Erläuterung hinzusetzen. Alle Arten der schlechten Schreibart hat ein Redner zu vermeiden, ob sie gleich auch oft bey Leuten angetroffen werden, die keine Redner sind. Man hat also auch an den Poeten oft etwas getadelt, was einem Redner noch viel unanständiger seyn würde, wenn er es brauchen wollte. Ich habe schon oben das P. Bouhours Manier in sinnreichen Schriften wohl zu denken, bestens angepriesen, und diese will ich auch allen Liebhabern der Beredsamkeit angepriesen haben. Nicht minder kan man des gelehrten Herrn Werenfels Rede von den Meteoris Orationis hier mit grossem Vortheile brauchen, zumal, da wir sie in der Deutschen Gesellschaft eigenen Schriften und Uebersetzungen i. B. deutsch lesen können. Hiernächst kan man auch des Herrn Prof. Bodmers Urtheile und Gedanken von der Beredsamkeit nachle-

sen. Ferner ist des berühmten Swists Tractat περὶ βάθους, der unter dem Titel *Antilongin* deutsch übersetzt worden, hier mit Nutzen zu gebrauchen. Endlich kan man auch Longins Tractat von dem Erhabenen mit grossem Nutzen zu Rathe ziehen; als worinn auch unzählige Fehler schlechter Scribenten getadelt werden.

§. IV.

Die erste Gattung der schlechten Schreibart ist die dunkle undeutliche, oder unverständliche Schreibart. Denn da die Absicht eines ieden Scribenten oder Redners ist, daß er verstanden werden will: So hat er nichts so sehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Es entsteht aber dieselbe anfänglich aus altfränkischen Wörtern und Wortfügungen, die wir schon oben verworfen haben. Doch damit man ein Beyspiel solcher Schreibart haben möge, so will ich aus Nicolai von Weil Deutschungen etliche Bücher Aeneä Silvii, ꝛc. die 1536. zu Augspurg in Folio gedruckt worden, die Abbildung eines schönen Frauenzimmers hersetzen. Es heißt p. 1.

Die Frauen naygten jre augen gegen der erden, und als vil sie schämiger wurden, als vil wurdenn sie schöner und hüpscher gesehen: Dann von röthe zwischen jren wenglin außgebrayt, gaben sie solche farben: als da gybt das Indisch hellfenbain, gerötet inn dem blut des ostrums, oder als gebend die weyssen lilien, vermischt mit purpurfarben rosen. Aber under denen leychtet für die anderen mit vil sonder schöne Lucretia: Ein jüngelingin under zwayntzig jahren: geboren von dem geschlecht Camillorum, vermählet dem vberreichen mann Menelao: Der vnwyrdig was, das jm ein soliche zierd zu seinem bett und tisch dienen solt, aber wol wyrdig den sein hausfrau betrieg, vnd machte, als man spricht zu einem gehörnten hyrsen, derselben gliomaß an gerede vnd länge die andern frauen übertraff: Jr hat was dück vnd lang: von farben geleich dem gold:

gold: das sie nit nach sitten der junckfrawen hinden ab flügen liese: sonder mit gold und edlem geltayn, zierlich bett geflochten und auffgebunden. Jr styrn was zymlicher brayttе, mit kayner runzel entschöpfft. Jre augbrawen in böglin weyß gestellet, waren mit wenig vnd nicht dückem schwartzem har in rechter weyte von einander geschayden. Jre augen mit solchem schein laychtend: das ehs gleich wie die Sonn, die gesichten der anschawenden menschen thete letzen, vnd bekrenken. Mit wölchen augen sie auch, wenn sie wolt, möcht tödten: vnd dieselb getödten (ob sie gelust) wieder ins leben bringen. Jr naſe recht in mitten gesetzt, thet die rosenfarben wenglin mit gleicher mensur und mas underschayden. Nichts was lieplichers noch der Gesicht lustlichers, denn diese wenglin, als die fraw lachet, so vil mer wurden darinn kleine grüblin zu bayden seyten gefellet. Niemand sahe die, der sie nicht von herzen innerlich begehrte zu küssen. Jr mund was zymlicher klayne: vnd roter Corallenfarb, auf das allerlustsamlichst geschickt darein zu beyssen. Jre zeen klayen in gleicher ordnung gesetzt, als aus cristallen gemacht: dadurch jr bewegbar zung lauffend: nicht allein lieplich red, sonder auch gespräch, gleich allerlüſſestem gesang ließ hören und lauten.

§. V.

So, wie nun die alten Wörter und Redensarten eine Schreibart dunkel machen, so thun es auch die neuen; davon man in den Schriften der fruchtbringenden Gesellschaft Exempel finden kan. Es ist dieses um so viel nöthiger, heut zu Tage zu erinnern, da es bey einigen, die sich einer schönen und reinen deutschen Schreibart befleißigen, sehr aufkömmt, daß sie ohne Noth eine Menge seltsamer Wörter und Redensarten aushecken, und sich nicht eher einbilden schön zu reden, bis sie etliche Dutzend seltsame und unerhörte Misgeburten angebracht haben. Ich kan diese nicht besser mit ihrer ungereimten Neugierigkeit beschämen, als wenn ich ihnen aus dem deutsch übersetzten Pantagruel des Rabelais ein Exempel hersetze. Die Zueignungsschrift fängt so an:

An alle klugköpfige nebelverkappte Nebelnebuloner, mißersaufte Gurgelhandthierer, ungepalierte sinnversauerte windmüllerische Durstaller oder Pantagruelisten. Großmächtige hoch und wohl geverirte, tief und ausgelärte eytele ohrenveste, ohrenfeiste, allerbefeistete, aehrenhafte und haftähren, Ohrenbasen und Hasenohren, oder Hasenasinohrige insondere liebe Herrn, Gönner und Freunde. Euwer Keinnad und Dunst sollen wissen, daß die alten Spartaner das Sprichwort, (Ein Vnflat erleydets dem andern) wahr zu machen, keine bessere Weise gewußt haben, ihrer jungen Burgerschaft die Trunkenheit zu erleyden, als daß sie zu gewissen Festtagen an offenen Platz, in beyseyn ihrer Kinder, ihre Knechte sich redlich voll und toll saufen liessen, auf daß, so sie die also hirntobig und schellhörnig, und hörnschellig vom Wein rasen, balgen, schelten, gauckeln, fallen, schallen, burtzeln, schreyen, gölern, prüllen, wüten, sinken, hinken, speyen und unflätig genug seyn sähen, sich vor solcher viehischen Unweise forthin zu hüten wüßten. ꝛc.

§. VI.

Die dritte Art der Unverständlichkeit rühret von den Provinzialwörtern her, die nur in gewissen Landschaften üblich sind, und also nicht allenthalben gelten oder bekannt sind. Eine iede Gegend von Deutschland hat die ihrigen, die Franken und Schlesier, die Oesterreicher, Bäyern und Schwaben, die Ober- und Niedersachsen: Und ihre Scribenten von allen Orten pflegen sich daher allemal, durch ein gewisses Schiboleth zu verrathen; wenn nur ein Kenner darüber kömmt. Zur Probe soll mir die Aramena dienen, darinnen sehr viel niedersächsische Provinzialwörter vorkommen. Z. E. im 5. Theil p. 270. steht folgendes:

Sie ließe ein paar dunkelblauer Augen auf uns schiessen, und zwar mit solcher Kraft, daß wir beyderseits die andre Wunde von ihr entfingen, und dieser in unsern Her-

Herzen den Fürzug für ihrer vorigen Gestalt zu geben begunten. Ich gebrauche mich dieser Redensart, weil wir, als ganz verbast, diese beide damals für eine Person gehalten. ꝛc Und bald darauf kömmt p. 121. der Vers: Droben, wo die Sternen glasten, meine Seele wünscht zu rasten.

Doch nicht nur Wörter, sondern auch Redensarten gehören hieher. Z. E. Ein Niedersachse wird sagen: Ich bin bange, welches doch ganz unrecht geredet ist, indem es heissen muß: Mir ist bange. Man lese nur Joh. Ad. Hoffmanns Schriften: So wird man unzählige Exempel antreffen. Will man schlesische Provinzialwörter haben: so lese man nur den Lohenstein, darinn man p. 98. etzeln, p. 164. beemsiget, für beschäftiget, p. 187. Bereglichkeit, für Hurtigkeit; p. 282. einweniger, für einiger. p. 309. verreden, für einen vertheidigen. p. 333. zier vergoldet, für künstlich vergoldet, p. 435. Schalaster, für Aglaster, p. 501. heimlich, für gut, hell, klar, beym Wetter. p. 562. aufreden, für anhetzen. p. 600. Knichel, für Knöchel, p. 603. Kutze, für ein grobes Kleid. p. 702. Knispel, für Püschel, p. 908. Perske, für Parsch. p. 1094. Feuersorge, für Kohlpfanne. p. 1104. Ersuchung für Besuch. p. 1547. zusagen, für übereinstimmen. p. 1625. Mächsel für das, was eine Speise schmackhaft macht. p. 1899. Lite, für löte, p. 2110. wöller, für besser. p. 2211. schlimm, für krumm. p. 2248. mit Wußte und Wille, für mit Vorbewust. p. 2276. Rampricht, für rauh und uneben. p. 2358. Gelosen, für los werden. p. 2364. bey jemand aushaben, für jemands Gunst verliehren. p. 2444. Besitzthum, für Besitz. p. 2559. Schnüchze, für Schnauze. p. 2567. ausdücken, für sich entziehen.

§. VII.

Andre Arten der Undeutlichkeit entstehen aus fremden Wörtern, die man auf eine seltsame Art durch ein-

ander menget, oder auch aus bekannten, die in einer fremden Bedeutung genommen werden. Hierinn sind sonderlich die mystischen Scribenten, und ihre Brüder die Goldmacher, grosse Meister, die oft so schreiben, daß keine menschliche Vernunft erreichen kan, was sie haben wollen. Der berühmte Joh. Arndt ist in seines wahren Christenthums vierdtem Buche nicht allemal frey von diesem Fehler, und durch ihn sind viel andre verführt worden, eine Art der Heiligkeit in einer so unverständlichen Schreibart zu suchen. Das seltsamste ist, daß diese Meister der Dunkelheit noch von ihren Anhängern für hocherleuchtete Männer gehalten worden. Z. E. Jacob Böhme der weil. begeisterte Schuster in Görlitz schreibt p. 2255. im Buche de Signatura rerum c. 8. §. 22. um das Wachsthum der Pflanzen zu erklären, also:

Also dringet die äussere Sonne in die Sonne ins Kraut, und die innere Sonne dringet in die äussere, und ist ein eitel Geschmack und Liebhaben, eine Essentz die andre, Saturnus macht sauer, Jupiter macht lieblichen Geschmack. Mars macht bitter von seiner peinlichen Art, Venus macht süsse, Mercurius unterscheidet den Geschack, Luna fassets in ihren Sack und brütets, denn sie ist irrdischer und himlischer Eigenschaft, und giebt ihme das Menstruum, darinn die Tinctur liegt; Also ists ein Treiben im Geschmacke, jede Gestalt eilet dem süssen Wasser und der Sonne nach; Jupiter ist freundlich, und gehet mit der Liebe-begierde oben aus, im süssen Qvallwasser, darinnen wütet Mars, und denket er sey Herr im Hause, weil er den Feuergeist im Sulphur führet, dessen erschrickt Mercurius, daß ihm Mars Unruh macht, und Saturnus machet den Schrack nach seiner strengen Impression leiblich, das sind die Knoten am Halme, und ist der Schrack saluitrisch, nach der dritten Gestalt in der ersten Impression zum Geistleben, als in der Angstgestalt, davon der Sulphur

urstän-

urſtändet; und im Schrack gehet Mercurius im Salniter auf die Seite, und nimmt in ſich mit die Venus, als die Liebebegierde, davon wachſen Zweige und Aeſte am Halme, Stengel oder Bäume, und was das dann iſt, Kräuter, Bäume oder Halmen, und iſt jeder Aſt alsdann gleich dem ganzen Gewächſe.

§. VIII.

Es giebt noch eine Art der Undeutlichkeit, wo man mehr oder weniger ſagt, als man ſagen wollte Z. E. wenn Aulus Apronius ſagt, das Schloß bey Paris, Madritt genannt, ſey von Fenſtern aufgebauet; welches ja den Worten nach unmöglich iſt. Ferner giebt es eine Dunkelheit, wenn man die Hülfs- und Schlußwörter ausläſt. Z. E. eben der ſchreibt p. 292.

Inſpruck folgete hierauf, ein kleiner Ort, ſonſt wegen der meſſingenen ſehr groſſen Statuen, ſo in der Kirche der Capuciner (die zur rechten Hand, wenn man aus dem Thor gehet,) in zwey Rangen oder Streifen gegen einander überſtehen, und ſehr herrlich, an der Zahl 28. oder 30. zu ſehen; dergleichen nicht in Europa anzutreffen.

Eben ſo dunkel wird die Schreibart durch die vielfältige Einſchaltungen und Parentheſes fremder Dinge, die den Verſtand verwirren. Z. E. eben der Aulus Apronius in ſeiner Reiſebeſchr. p. 193.

Wie Peregrinant beſagten Jeſuiten wegen der Margana fragte, davon beym Kirchero in mundo ſubterraneo, nemlich die natürliche praeſentation groſſer Städte, in der See der Sicilianiſcher Meerenge, vieler Thieren, als wenn ſie auf dem Lande geſehen werden, und Wälder, auch andre Erſcheinung, ſo mußte er mit Verdruß (ſintemal ihn dieſes und der Aetna die Luſt nach Sicilien getrieben) hören, daß wohl zehen und mehr Jahre vorbey giengen, ehe ſolches zu merken.

Nicht

Nicht minder Undeutlichkeit erwächst aus solchen Wortfügungen die an sich zweydeutig sind, und auf verschiedene Art verstanden werden können. Auch hier soll mir Apronius das Exempel geben. In der Zueignungsschrift dieses Buches heißt es:

In der Mitte fügt sich ein dero allerdurchlauchtigste Frau Muhme Sophia Charlotte, Königin in Preussen und Schwiegermutter, Friedrichs Wilhelms des grossen Königs in Preussen, grossen Diamants an dem Finger der jetzigen Zeit hochseligen Frau Mutter, die da gleich bey der ganzen künftigen Welt einem grossen Stern, so bey ungewölkter Nacht den weiten Himmel zieret, funkelnde beyde von Edelsteinen königlicher Tugenden, welcher Glanz, dero königlichen Majestät keinesweges an der andern Seite ihr lebtage nachzugeben vermeynet. ꝛc.

Doch genug hiervon. Man merke sich nur die Regel, daß ein Scribent sich nicht auf den Verstand seines Lesers verlassen, sondern so schreiben müsse, daß es der Einfältigste verstehen muß.

§. IX.

Die andre Gattung der schlechten Schreibart ist die Pedantische, deren sich Leute, die nur nach der altväterischen Art studiret haben, im Schulstaube erwachsen sind, und die Lebensart der Welt gar nicht kennen, zu bedienen pflegen. Diese messen alles nach ihrem Schulleisten: Und ob sie gleich die besten Schriften der Lateiner und Griechen täglich in Händen haben: So ahmen sie doch die Artigkeit derselben im schreiben nicht nach; sondern bleiben immer bey ihrem Schulschlendrian. Doch auch diese Gattung hat ihre Arten. Die erste davon entsteht, wenn man immer mit lateinischen und griechischen Wörtern, Sprüchen und Zeugnissen der Scribenten um sich wirft. Ein schön Exempel giebt mir A. Gryphius, in seinem Horribilicri-

brifax.

brisar. Denn da tritt Sempronius, ein Schulmeister mit folgender Rede auf:

Αἰων πανται φερει, Sed omnia vincit amor; omnia, id est omnes homines & omnia pecora campi, & nos cedamus amori, saget das Wunder der lateinischen Poeten Virgilius. Wer sollte geglaubet haben, daß ich, der ich ein Wunder bin inter eruditos huius seculi, und nunmehro meine fünf und sechzig Jahr cum summa reputatione erreichet, mich aufs neue sollte per faces, atque arcus cupidinis haben überwinden lassen? Ach Coelestina! Ach coelestina! tu mihi spes voti, tu mihi summus amor! Wenn ich deine Rosen-liebliche Wangen betrachte, werde ich verjünget, als ein andrer Phoenix. Aber quid haec suspiria solus montibus & sylvis? Virgilius Ecloga 2. Warum greife ich nicht zu Mitteln, und versuche, was zu erhalten ist? Hasce amoris mei interpretes epistolas, Cicero ad Atticum, habe ich heute frühe, (Aurora musis amica) mit höchstem iudicio und ingenio zusammen gesetzet, und warte nur auf Gelegenheit, ihr selbiges durch ein bequemes subiectum, welches sie kennet, zu überantworten. Hier in der Nähe wohnet eine gute Frau, die alte Cyrille, die sich gar gern zu solchen legationen brauchen läßt, & nisi me fallit animus, so ist dieses ihr Haus. Sed eccum! illa ipsa prodit, laßt uns hören in hoc angulo, was vor excursus sie vorbringen werde.

Man denke nicht, daß dergleichen Schreibart nur erdichtet sey. Man findet sie in der That vielmals eben so: Und selbst in den Reden grosser Herrn fehlt es nicht an den Spuren dieser Pedanterey. Man lese z. E. Die 49. p. 104. T. I. ferner die 97ste p. 232. T. I. ferner die 158. p. 466. T. I. u. a. m. Imgleichen im II. Theile die 167. p. 541. die 171. p. 567. die 177. p. 599. der übrigen Theile, und andrer oratorischen Sammlungen nicht zu gedenken.

§. X.

§. X.

Eine andre Art perdantischer Schreibart ist diejenige, da man seine Belesenheit in Anführung allerley ausländischer Seltenheiten, als Thiere, Pflanzen, Steine, Gebäude, ja menschlicher Sitten und Kleidungen, zu zeigen suchet. Diese Art ist in Deutschland zu Lohensteins Zeiten allererst aufgekommen, der sie in seinem Arminius fast durchgehends gebrauchet. Doch hat dieser auch die Alterthümer und Geschichte der Griechen und Römer sehr häufig angeführt, und einige seiner Nachfolger und Bewunderer haben dieses noch höher getrieben als er. Männling kan uns hier zum Beyspiel dienen, der gewiß in seinen Zueignungsschriften und Vorreden alle Theile der Welt geplündert, um ein elendes Nichts damit auszuputzen. Z. E. Die Zuschrift vor seinem Arminio enucleato, hebt sich so schulfüchsisch an.

Was Artemisia vor ein lebendig Grabmahl ihrem geliebten Mausolo aufgerichtet, welches auch die Kostbarkeit des künstlich erbaueten Mausolei, wie das Gold den Messing, das reiche Peru, die arabische Sandwüsten, und der Tag die Nacht übertraf, indem sie dessen verbrannte Asche mit dem Perlenwasser ihrer heissen Thränen vermischt, ihren täglichen Labetrunk seyn ließ, um auf diese Art den Todten in sich einzuscharren, und wie Tancredo das Herz Guiscardi in ein güldenes Grab, sie ihren Mausolum, welcher ihr im Leben über alles das vollkommenste gewesen, unter ihr Herz zu legen, sich auf diese Weise bemühete; Dieß ist ein Heiligthum der Alten, ein Wunder der Welt, und ein Gedächtniß der unvermoderten Liebe, welche keine Livia wird übertreffen, kein Awacer in Gugana verbessern, kein Zeitenschwamm auslöschen, und kein Andenken vergessen heissen, so gar, daß wann schon alle Marmelseulen der Alten, alle Pyramiden Egyptens, alle Prachtgräber Siniens werden ein Ziegelgraus der Einäscherung werden, hier doch das Echo der Liebe unvergeßlicher soll ausrufen,

rufen, was bey dem Grabe Ceciliae an der Via Appia es vormals ertönt: Coecilia, semper honor nomenque tuum, laudesque manebunt; Geliebter Mausolus, dein Ruhm, dein Nahm, dein Lob soll nimmermehr untergehen.

§. XI.

Andre bringen zwar auch gern viel sogenannte Realien im Schreiben und reden an, aber sie haben sich sonderlich in die Münzen, Sinnbilder, und Ueberschriften verliebet. Diese Schreibart hat Christian Weise in seinem politischen Redner auf die Bahn gebracht, der an Talandern u. a. m. einen getreuen Nachfolger gefunden hat. Diese Leute können kaum zehn Worte sagen: So heißt es: Jener ließ eine Münze prägen ꝛc. Jene gelehrte Feder schrieb dieß, oder jenes an eine Pyramide oder Ehrenpforte ꝛc. Jener malte eine Sonne, und setzte drüber, ꝛc. So seltsam nun ein solches Mischmasch gesammleter Lappen ist, wo man ernstliche Dinge zu sagen hat, und gründliche Wahrheiten vortragen sollte: So unerhört ist solches bey den Alten gewesen. Und diese Art der pedantischen Schreibart könnte man die Weissische nennen. Zum Exempel kan mir Talander in seinen lebenden Todten, oder Trauerreden dienen; denen er gar aus Picinelli mundo symbolico, als dem Tröster aller dieser oratorischen Maler und Münzmeister, einen Auszug angehänget hat. p. 132. hebt die XV. Abd. so an.

Als der tapfere Römer Marcus Antonius Columna viele Verfolgungen des Glückes ausstehen mußte, und gleichwohl seine Tugend davon so wenig als das Corallenbäumlein von den stets anschlagenden Meereswellen zernichtet, sondern vielmehr befestiget wurde, wählete er sich zu Bemerkung seiner Gemüthsstandhaftigkeit unter allen wiedrigen Zufällen, ein gar artiges Sinnbild, in dem er eine Steineiche malen ließ, davon unterschiedliche Aeste und Zweige

mit

mit scharfen Barten und Beilen abgehauen wurden, und über diesem waren die Beyworte, aus des Horatii seiner IV. Ode zu lesen:

Per damna per caedes.

Bey Verlust und scharfem Hauen
Wird man doch mein Wachsthum schauen.

Ein löblicher Entschluß eines Tugendhaften; aber dazu gewiß ein nicht verzagtes Herze gehöret. Wir haben gemeiniglich nicht die Art der Eichen, sondern der Sonnenblumen, an uns. Scheinet die Sonne des schmeichelnden Glücks, da richten wir unsre Häupter ganz munter in die Höhe, und könnte man uns die Ueberschrift geben,

Sursum te lucente,
Der Stralen helles Licht,
Hält aufwerts uns gericht.

Wo aber diese untergeht, und die Nacht der Trübsal einfällt, da heißt es:

Deorsum te latente
Will sich mit uns die Sonne nicht mehr gatten,
So müssen wir verwelken und ermatten. ꝛc. ꝛc.

§. XII.

Es giebt der Pedanterenen so viel, daß ich nicht fertig werden kan, alle Arten der pedantischen Schreibart zu erzählen. Dahin gehöret unter andern die Kunst im Deutschen Lateinisch zu reden, und lauter solche Wortfügungen, Einschaltungen und Versetzungen der Wörter zu brauchen, dergleichen die Lateiner sonst gebraucht. Z. E. Nicolaus von Weil, dessen Deutschungen ich oben angeführt, übersetzt diese Worte Senes amantes vidi permultos, amatum nullum: Ich hab gesehen viel liebhabend Man, aber liebgehabten kei-

keinen. Unter den neuern Scribenten ist Spener sonderlich deswegen bekannt, daß er lateinisch-deutsch geschrieben. Ja gemeiniglich geht es denen so, die alte römische Scribenten deutsch übersetzen wollen. Man sehe nur Gottschlings übersetzte Officia Ciceronis, und eines andern Rectors sechs Reden dieses grossen Römers, die nur neulich im deutschen heraus gekommen: So wird mans gewahr werden. Es wäre leicht sie zu beschämen, wenn man einige Stellen hieher setzen wollte. Allein ich will sie schonen, und lieber ein Stücke aus der schönen Schäferin Juliana, einem alten deutschübersetzten Romane anführen. Der 1. Tag des II. Buchs hebt so an:

Des hochtragenen und stolzen Phaetons Vater, welcher die krummen und gebogenen Gewölber des Himmels umspazierende, aller Athem schöpfenden Thieren Leben, nachdem er ihnen selbiges verliehen, verzehret, ließ allbereit seine lebendige Streimen durch viel dicke Wolcken, welche die Nacht über den Himmel und die Sternen bedecket und verblichen, herfürkommen, und wiederbrachte das Geschwätz und Getöse seiner Creaturen, welches die Nacht durch ihre finstere Stille niedergelegt und verborgen gehalten hatte, da die göttliche Schäferin Juliana, mit ihrem Bogen und Köcher, in die Wiesen kam, welche der Lust und das Verlangen nach schwartzen Wildpret zu jagen also frühe dahin zu kommen verursachet, weil solches, (ebenmäßig, wie andre, die Schul Amoris, oder der Liebe) ihr täglich Uebung ware.

§. XIII.

Endlich giebt es noch eine Gattung der pedantischen Schreibart, die man die spielende oder kindische nennen kan. Es sucht dieselbe alle ihre Zierlichkeiten, in läppischen Gegensätzen (Antitheses) in frostigen Anspielungen, in verwerflichen Wortfiguren, und andern

dergleichen Schnörkelchen, die einfältigen Schulknaben zu gefallen pflegen. Hier spielet nur die Einbildungskraft, und man suchet nur die Ohren mit gleichklingenden Wörtern zu belustigen. Die Pegnitzschäfer sind grosse Meister in dieser Kunst gewesen, wiewohl sich der Italiener Emanuel Thesaurus in dem Tr. de dictione arguta für den Urheber und Erfinder dieser sogenannten scharfsinnigen, oder vielmehr spitzfindigen Schreibart ausgeben kan. Nun haben zwar einige nur in den Aufschriften die falsche sinnreiche Art des Ausdruckes leiden wollen. Allein es haben sich auch Redner gefunden, die lieber mit den Kindern zu spielen, als mit Männern zu reden, Lust gehabt. Z. E. In der Sammlung auserlesener Reden, p. 20. steht eine Rede, die 1716. auf die Geburt eines käyserlichen Prinzen zu Altdorf gehalten ist. Sie hebt sich so an:

Was wir grosses haben, ist einmahl klein, oder nichts gewesen. Die höchsten Cedern heben ihre Gipfel aus der Erden, und die grösten Eichen sind anfangs zarte Stauden. Die Natur ist in diesem Stücke am vollkommensten, daß sie nichts gleich vollkommen herfür bringt; und das gröste Wunder ist, daß sich vieles erst zum Wunder macht. Die unschätzbaren Perlen zeitigen nicht alsobald in ihrer Muschel, und die kostbaren Corallen nehmen erst in der Luft Farbe und Härte an. Kleine Quellen werden nach und nach zu kleinen Flüssen, öde Dörfer zu bevölkerten Städten, niedrige Geschlechter zu mächtigen Häusern.

Das schwache Macedonien kam durch seinen Alexander zu solchen Kräften, daß es die dauerhafte Monarchie der Perser entkräftete. Der herrschende Orient sahe bey diesem Könige den Niedergang seiner Herrlichkeit. Dessen Gebieth reichte so weit als seine Waffen; nur das grosse Weltmeer durfte seinen Siegen und Herrschaft ein Ziel setzen. Das menschliche Geschlecht hätte vor ihm niemals Ru-

Ruhe gehabt, wenn er vor dem Tode Ruhe gehabt hätte; und seine Regierſucht würde eine neue Welt geſucht haben. Rom wäre nicht ſo groß worden, wenn es alſobald wäre groß geweſen: Und ſeine Hoheit würde nicht über alle Völker geſtiegen ſeyn, wenn man anfangs nicht über ſeine Mauren hätte ſteigen können.

§. XIV.

Ich komme nunmehr auf die dritte Gattung der ſchlechten oder verwerflichen Schreibart, und dieſes iſt die affectirte oder gezwungene. Auch dieſe hat ihre vielfältige Arten, davon wir die hauptſächlichſten anzeigen und mit Exempeln erläutern wollen. Die erſte iſt, die nachäffende, dadurch ſich nemlich gewiſſe Schriftſteller bemühen eines berühmten Scribenten ſeine Art des Ausdruckes zu erreichen, deſſen Naturell, Gelehrſamkeit und Verſtand ſie doch nicht haben. So haben im lateiniſchen viele neuere den Cicero, J. Lipſius den Tacitus, und noch andere den Plinius nachzuahmen geſucht. Bey uns Deutſchen ſind ſonderlich Lohenſtein und Laſſenius ſo glücklich, oder ſo unglücklich geweſen, viel ungereimte Nachfolger zu bekommen. Dieſer hat ſonderlich Cobern zum Affen gehabt, der alle ſeine Schriften nach der laſſeniſchen Schreibart abgefaſſet: Wie er denn ſelbſt ſagt, daß er z. E. ſeine Frühglocke aus dem beſten Metall der laſſeniſchen Schriften gegoſſen. Jener aber hat ſonderlich oftgedachten Lehms und Männling, ſonderlich aber auch Chriſtian Schrötern als Nachahmer aufzuweiſen. Seine Anweiſung zur deutſchen Oratorie nach dem hohen und ſinnreichen Stilo des vortrefflichen Herrn von Lohenſtein ꝛc. iſt hier in Leipzig 1704. herausgekommen; und lehret lohenſteiniſch complimentiren, lohenſteiniſche Briefe ſchreiben, lohenſteiniſche Chrien, u. lohenſteiniſche Reden machen. Ein Exempel von der andern Art wird zeigen wie glücklich der Verfaſſer in der affectirten Schreibart geweſen.

Wohlgebohrner, ꝛc.

Das Leben des Menschen ist einer Zugubr nicht unähnlich. Diese läuft vielmals ab, ehe der Zeiger noch Mittag gewiesen hat; und jenes wird nicht selten auf die Bahre gelegt, wenn es in dem annuthigsten Lenzen der Jahre, wie eine Rose in ihrem Purpur blühen soll. Dessen ist meines hochgeehrtesten Hern Bruders verblichene Fräulein Tochter zwar eine betrübte, doch unverwerfliche Zeugin. Denn ihre Schönheit ist, da sie in vollen Knospen gestanden, verwelket und nunmehr zu Grabe getragen. Hierüber wird sein Herz mit finsterer Traurigkeit, wie die Augen mit Thränen umhüllet, und sein Gesichte sieht nicht weniger bestürzt aus, als des Agamemnons, da seine Iphigenia ein Opfer des Todes werden mußte. Wie dem allen, ein gesetztes Gemüthe, muß sich nicht aus den Angeln der Großmüthigkeit heben lassen, sondern alle Amboßschläge des drückenden Verhängnisses unerschrocken ertragen. Eltern müssen bey dem Ableben der Kinder so wenig im Trauren, als bey ihrer Geburt in der Freude über die Schnur hauen. Denn der übrige Kummer durchnaget nicht weniger das Herz, als die Würmer das Holz.

§. XV.

Die andre Art der affectirten Schreibart ist die gelehrtscheinende. Denn gewisse Leute wollen, bey aller ihrer Unwissenheit dennoch für gelehrt angesehen seyn. Daher äffen sie die Schreibart derer nach, die den Ruhm gelehrter Leute erlanget haben. Sie stümpeln hier und dar was zusammen, was ihnen das Ansehen einiger Belesenheit erwerben kan. Sie suchen eine Menge Namen von Gelehrten zusammen, sie erzählen viele Büchertitel mit den Jahrzahlen und Verlegern derselben. Sie mengen auch wohl gar was lateinisches mit unter, um durch alle diese Künste den Unwissenden ein Blendwerk zu machen, und für gelehrt ange-

angesehen zu werden. Der Exempel von dieser Art giebt es mehr, als uns lieb ist: Doch will ich eins aus der obgedachten Sammlung auserlesener Reden beybringen. Es steht p. 693. und ist von einem Hofprediger gemacht, der auch gern für gelehrt hat angesehen seyn wollen, obgleich der Postillen-Stilus sonst überall hervor blicket. So lautet es:

Vor solch ingenium, wie seines war, gehörten keine Xenocrates, die ihren Zuhörern vorrechnen, wie viel 100000 mal die Buchstaben im Alphabeth sich versetzen lassen: noch Aristomachi, die mit der Anatomie einer Fliege ganzer 60 Jahre zubringen, noch Barbonii, die an der Keule Herculis, die Aeste, in dem Barte Ajacis die Haare, und an der Mütze Ulyssis die Falten auf den Fingern herzu sagen wissen. Nein, sondern für einen aufgeweckten Sohn Ciceronis ist nur Athen, und in Athen Cratippus gerecht, propter summam doctoris auctoritatem, & urbis, quorum alter scientia augere potest, altera exemplis; Hierdurch verstehe ich die zu der Zeit in Helmstädt lebende vortreffliche Polyhistores, Oratores, Politicos, Jurisconsultos, die mit zusammen gesetzten Kräften diesen ihnen anvertraueten Academicum in den auserlesensten Wissenschaften nach Wunsche bald fertig machten, ich sage in den auserlesensten Wissenschaften, womit dem Fürsten, der Kirche, dem Lande, der Familie, und ihm selbst gedienet war. Denn ist die Erudition entweder phantastisch oder zänkisch, oder praleriſch, wie Verulamius die verdorbene Gelahrte entscheidet, (de augmentis scient. T. I. p. m. 5.) so ist keinem Menschen damit gedienet.

§. XVI.

Die dritte Art der affectirten Schreibart ist die sogenannte galante, die sich nach den Redensarten der Hofleute richten soll, welche halb französisch, italienisch

und lateinisch reden, und gern ein Mischmasch von allen Sprachen machen, ob sie gleich die allermeisten Wörter gar wohl deutsch geben könnten. Diese Pest ist bey uns Deutschen durch die Reisen in fremde Länder eingerissen, und würde endlich unsre Muttersprache völlig verderbet und ausgerottet haben, wenn nicht critikverständige Liebhaber ihrer Muttersprache, als Opitz in seiner Poeterey, Gryphius in seinem Horribilicribrifax, Rachelius in seinen Satiren, Lauremberg in seinen Scherzgedichten, der Patriot, die Tadlerinnen und der Biedermann darwieder geeifert, und die Mengesucht lächerlich gemacht hätten. Es würde nicht schwer fallen, aus den Reden grosser Herren unzählige Exempel dieses Galantismi Oratorii anzuführen; Doch ich will lieber folgendes darzu brauchen. Es stehet in der Vorrede zu der Probe einer Boileauischen Uebersetzung, die Theod. Lud. Lau 1728. herausgegeben.

Ich guarantire aber, wenn mir, wie gehörigst, bey vorzunehmenden Financial-Arbeiten, nach meinem angeführten proportional-Cirkel, die uneingeschränkte Activität gelassen wird, ich gar zu gewiß über ihre projecten und Grundregeln le dessus emportiren werde. Ob ich dieses von mir öffentlich hierdurch engagirte Wort zu halten capable und in der That der Cabinet-Financen-Director bin, den meine Bestallung Bücher und Vorträge mit ernsthaftigem Nachdruck laudiren, mögen meine Antagonisten mit der brutalesten Effronterie ihres Pedantismi und Ignorantismi in der Großmachtskunst-Wissenschaft, immerhin zu beprüfen, sich durch ihren Hochmuths-Kützel zwar verleiten lassen: wenn aber sie mit der schändlichsten Schamröthe von der Schaubühne der Ehren, einen Abtritt unter einem Accompagnamento einer sie auszischenden und aushischenden Music der Hohngelächterey werden nehmen müssen = = = = = mögen sie dergleichen Fatalität ihrem thörichten Eigenwillen, und der gar zu sehr prædominirenden Selbstliebe einzig und allein zur Last legen.

§. XVII.

§. XVII.

Ich gestehe, daß dieses Exempel mit besserm Rechte zu der folgenden Gattung der Schreibart, nemlich zu der phantastischen gerechnet werden könnte. Diese ist Leuten eigen, die im Kopfe nicht gar zu wohl verwahret sind, und deswegen ganz anders schreiben wollen, als andere Menschen. Ihre Einbildungskraft ist zu hitzig, und ihre Urtheil hergegen zu schwach. Jene reisset sie, gleich Phaetons wilden Pferden, dahin: Diese aber ist nicht vermögend sie auf der rechten Bahn der gesunden Vernunft zu erhalten. Daher geben sie allen Dingen andre Namen, sie häufen unzählige Nennwörter und Beywörter zusammen, sie wollen alles sehr oratorisch, ja wohl gar poetisch sagen; sie machen auch unerhörte Wörter und Redensarten, und ersinnen die seltsamsten Metaphoren, Gleichnisse und Allegorien. Daß der oben angeführte Jacob Böhme, Pordätsch, und andere dieses Gelichters, mit unter solche Phantasten zu zählen seyn, das wird wohl kein vernünftiger in Abrede seyn. Darum sind aber diejenigen noch nicht davon ausgeschlossen, die es nicht vollkommen so arg gemachet haben. Z. E. Lehms gehört mit seiner Lobrede auf des itzigen Käysers Vermählung allerdings hieher. Ich will aber einen andern Helden, nemlich Joh. Christoph Wenzeln hier anführen, der 1691. in Jena eine Leichrede gehalten, daraus folgende Stelle genommen ist.

Siehe die Sammlung auserlesener Reden, p. 576.

Jene Lustbilder bey Sicilien, spielen in noch früher Morgen-Demmerung mit dem Glanz ihrer künstlich vermengten Farben; unser Lustbild trat wie in der ersten Morgenröthe seiner Zeit, ich sage in den ersten Jahren des noch zarten Alters, mit ganz unvergleichlichen Seltenheiten hervor, so daß die Gemüther von den entzückten Augen versichert wurden, es würde auf diesen so überherrlichen

Morgen ein noch weit herrlicher Tag zu sehen seyn. Und freylich, fande die Hoffnung allhier einen festern Grund, als jene Lustgemählde an denen im Schatten aufgethürmten Seewolken.

Die Ehrenpallästе, die Thürme der Zuversicht waren nicht auf leichte Dünste, wie die Mamertinische gesetzet: sondern Gott, Glücke, und Natur liessen sattsam hervorleuchten, daß sie zu diesem Lustbau selbst die ersten Steine geleget. Die Trefflichkeit der hohen Geschlechte, aus welchen unser Lustbild vorgestiegen, machte gleich anfangs eine beständige Versicherung, weit vor jenen Morgenbildern, weil hier keine verwerffliche Nebel, sondern die unvergleichliche Goldstrahlen so erlauchter Ahnen dem künftigen Gemälde, zum Grunde dieneten.

Gewiß ist es, wir pflegen nicht leicht zu fragen, wo und auf was vor einem Boden die Frucht gewachsen? und vergnügen uns, wann sie an sich selbst einer lobbaren Eigenschaft. Ist es doch nicht seltsam, daß die Natur aus eben dem Erdreich, woraus sie vor diesem den kräftigen Rosmarin gelocket, ein ander Jahr gifthauchende Napellen zeuget. Ja wir erblicken öfters, daß an denen Himmelsstellen, da die holdselige Venus gestralet, bald darauf ein röthliches Zorn-Gesichte des Kriegsplaneten hervorblitzet.

Die Donnerkeile der Welt, die römische Tyrannen haben schon längst zu grossem Nachtheil der Länder gelehret, daß die königliche Wiege öftermals alle königliche Trefflichkeiten einschläfere. Dem Africanischen Scipioni haben seine Freunde den Ring, in welchem sich des verstorbenen Vaters Bildniß præsentirte, von dem Finger abgezogen, weil er wegen verschiedener Laster, womit er sein Geschlecht verunehret hatte, solchen zu tragen ganz unwürdig schien. Allein was dürfen uns solche Wechselbälge der Eltern und des Geschlechts hindern?

§. XVIII.

§. XVIII.

Ich müßte die ganze Rede hieher setzen, wenn ich alle Proben eines ausschweifenden Geistes daraus anführen wollte. Der Verfasser desselben kan nichts auf eine gemeine Art sagen. Wenn er sagen will, daß zwey Dinge beysammen seyn: So sagt er, sie wachsen auf einem Stengel. Z. E. So wächset Schaden und Vergänglichkeit wie auf einen Stengel! Will er lehren, daß unser Leben mit Lust und Freude abgewechselt wird: So nennet er es eine Dosin der bittersten Pillen. Unser Leben, heist es, ist nichts anders, als eine starke Dosis der bittersten Pillen, welche dann und wann von einer scheinbaren Ehre und Lust vergüldet werden, daß man doch gleich mit dem ersten Bisse den unannehmlichen Geschmack verfluchen muß. Des König Eduarts Bruder vergleicht er mit einer Lamprete: Eduardi Bruder muste, wie sonst den Lampreten wiederfährt, in Malvasier ersticken: Anders nicht geht es mit den irrdischen Lustreizungen. Und wenn er recht was schönes vorbringen will: So ist es nichts als ein glänzendes Nichts, ein Galimatias verworrener Ideen, die keinen rechten Verstand haben: Z. E.

Die Lucinischen Austern, das Phasan-Gehirn, die Lampreten-Milch, und Phönicopter-Zungen, und was der thörichten Lust des Casi mehr zu Dienste stehen mußte, wurde diesem Vielfraß doch endlich zu den Schaugerichten Helogabals, welche, weil sie steinern waren, von keinem Menschen konnten genossen werden.

Und kurz vorher hieß es mit allerley weitgesuchten Einfällen und kindischen Wortspielen:

Belisar wurde gezwungen mit ausgestochenen Augen erst recht zu sehen, wie schädlich die Hofluft sey; da er doch vorhero selbst des Justinians Auge gewesen. Spi-

nosa erwarb bey der Spanischen Regierung mehr nicht als einen blutigen Kopf. Cromwells und Morus Blut spritzete von dem unglücklichen Chavot in manches Gesichte, welches bisher von schmeichelnder Welt-Ehre verkleistert worden. Niemand war in höherer Bewunderung durch ganz Famagust, als Paragadin; doch wurde auch hernach niemand schimpflicher belohnet als er; dieweil er auch nicht einmal die Haut mit in den Tod nehmen konnte. ꝛc.

§. XIX.

Ich komme nun auf die hochtrabende oder schwülstige Schreibart, die man auch die allzuhohe zu nennen pflegt: Wiewohl das schwülstige niemals eine wahre Hoheit an sich hat. Die Franzosen nennen diesen Fehler l'Enflure, und die Engländer Bombast, deutsch könnte man ihn auch den Schwulst nennen. Die Griechen haben die gar zu hochsteigenden Reden und Gedancken Μετεωρα genennet, welchen Titul auch Herr Werenfels in seiner Abhandlung, im lateinischen behalten hat, wer diesen und den oftbelobten Longin lesen wird, der wird sehr viel Regeln und Exempel davon antreffen. Bey uns Deutschen hat Lohenstein zuerst die Exempel des Schwulstes gegeben, die so viele andre angesteckt haben. Was bey Andr. Gryphio, nur ein großsprecherischer Windmacher Horribilicribrifax oder Diridaridatumtarides im Munde führt, das ist nach der Zeit auch bey ernsthaften Scribenten Mode geworden. Ich übergehe die Poeten, die sich dergestalt haben verführen lassen, die im deutschen Antilongin gezüchtiget worden. Ich will nur der prosaischen Schreibart erwähnen: Und da ist sonderlich Ziegler in seiner Banise ein grosser Meister der hochtrabenden Schreibart. Z. E. Der Anfang heißt so:

Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuges gerechten Himmels, zerschmettere den Pracht deiner Gold-

Goldbedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert, oder nicht solchen nach äusserstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu Donnerschwangern Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluthen werden: Ich wollte mit tausend Keilen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrannne, sammt seinem Götter- und Menschen verhaßten Anhange überschwemmet und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe.

§. XX.

Nun könnte ich noch wohl viel andre Exempel von der gar zu hochtrabenden Schreibart anführen; und da würde die lohensteinische Lobrede auf den Herrn von Hofmannswaldau, des Herrn von Königsdorfs Lobrede auf den Käyser Leopold, und so manches andre Stück, so in Deutschland eine Zeitlang sehr bewundert worden, nicht vergessen werden. Allein es ist unnöthig mich länger dabey aufzuhalten. Man merke nur, daß die falsche erhabene Schreibart dreyerley Art ist. Die erste braucht von niedrigen Sachen wirklich erhabene Ausdrückungen. Die andre braucht von grossen Dingen, nur schwülstige aber nicht wirklich hohe Redensarten. Die dritte bedient sich bey gemeinen Dingen, einer aufgeblasenen nicht aber wahrhaftig erhabenen Art des Ausdruckes. Herr Werenfels hat diesen Unterschied in seiner oftерwähnten Abhandlung de Meteoris ausführlicher erkläret. Hauptsächlich entsteht die falsche Hoheit aus ungeheuren Vergrösserungen, aus unerhörten Gleichnißreden, oder Metaphoren, und Allegorien, aus wunderbaren auf ungewöhnliche Art zusammengesetzten Wörtern, und endlich aus überflüßi-

gen

gen Beywörtern. Alles dieses zeiget das obige Exempel aus der Baniſe. Die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels, der Pracht der Goldbedeckten Thürme, die Donnerschwangern Wölken, die grausamen Sündfluthen u. ſ. w. gehören dahin. In der Königsdorfischen Rede kommen gleich im Eingange eben dergleichen Blumen vor. Die Regierſucht hat die Königreiche wieder einander gestoßen. Sie will aus ihrer Zerdrümmerung ein Reich bauen, deſſen Beherrſcher die Borbonier, ihre Unterthanen aber das menſchliche Geſchlecht seyn sollen. Die See wird von verſunkenen Flotten seicht; und der Ocean wird dem rothen Meere bald seinen Namen ſtreitig machen, weil ſo viel Menſchenblut hinein gefloſſen. Der Atlas, der bisher die fallende Welt aufgehalten, iſt geſunken ꝛc. Das heiſt ja wohl recht:

Dum vitat humum, nubes & inania captat. *Hor.*

§. XXI.

Ich komme auf die gar zu niedrige oder niederträchtige Schreibart, oder auf die pöbelhafte Art des Ausdruckes. Dieſe entſteht aus gemeinen Sprüchwörtern, abgeſchmackten Gleichniſſen, einfältigen Wortſpielen und poßirlichen Scherzreden, die Handwerksburſchen und Mägden ein Gelächter erwecken können. Mit einem Worte alles was unter dem tiefſten Pöbel im Schwange geht, von wohlgeſitteten Leuten aber vermieden wird, das gehört hieher. Eulenſpiegel und Clausnarr ſind ein paar gute Muſter von dieſer Schreibart. Doch man darf nicht denken, ſie wärens allein. Schupp und Riemer ſind auch ſolche Helden, die aus Begierde den Pöbel an ſich zu locken, Luſtigmacher abgegeben, da ſie doch geiſtliche Redner hätten ſeyn ſollen. Es iſt wahr, daß auch unſere alte Gottesgelehrten ſich nicht allezeit ohne Lachen leſen laſſen. Z. E. Valeri-

lerius Herberger, ja D. Luther selbst, sonderlich in den Tischreden. Allein vieles kömmt uns darinnen nur so lustig vor, weil es zu unsern Zeiten nicht mehr gewöhnlich ist. Doch ich will ein Exempel aus dem P. Abraham von Sancta Clara erborgen um dieses alles zu erläutern. So schreibt er in s. Judas der Ertzschelm, p. 69. II. Th.

Ein manche, die weniger Zähn im Maul hat, als ein dreyßig jähriger Baurenkämpl, wird in allweg den Abgang dieser ihrer helfenbeinerner Beißzang verbergen, oder auch, so selbige wegen übermäßiges Zuckerkiffeln die weisse Farb verloren, und also ein Gebiß wie ein alter Beer in Moskau hat: So wird sie auf das genaueste die Leffzen und das Maul wissen inne zu halten, damit solcher Mangel verhüllter und unbekannt verbleibe. Willstu aber deren vermantlete Hoffart in etwas entdecken und einem jeden kundbar machen, was diese für ein finstre Nacht im Maul logire, so fange nur an, nach Art eines faulen Hunds zu gaimetzen und das Maul ziemlich aufzusperren, alsdenn wirst du erfahren, daß diese gleich und ebenmäßig das Freßthor in alle Weite aufreißt, und also einen jeden ganz leicht aus diesem eröffneten Krämerladen zu sehen, was für ein verpaffelte Waar darinnen: denn ein Gaimetzer macht den Nächsten auch gaimetzen, als wären die Mäuler ineinander geschraufft.

Und p. 57. heißt es so:

Wer klopft? ein Bettler. Es ist nichts da! Ist nichts da? Deine Kästen hangen voller Kläyder, und ist gleichsamb deß Teuffels sein Quarda Robba; Der Samson hat seine Füchs gar genau gezählet, es ist ein grosse Frag, ob du deine Beltz kannst zählen, der Zwiffel hat viel Deckmäntel, aber du weit mehrere, der Krumpschnabel verändert seine Federn alle Jahr zwey mal, du aber schier alle Tag, und schleicht kein Wochen hin, wo nicht neue Modi-Kläyder,

der, und Nodi-Kläyder ins Haus kommen, da heist es wohl, non est modus in rebus, deine Finger klecken nit für die Zahl deiner Kläyder, ein Hauskläyd, ein Raißkläyd, ein Sommerkläyd, ein Winterkläyd, ein Frühlingskläyd, ein Herbstkläyd, ein Kirchenkläyd, ein Rathkläyd, ein Hochzeitkläyd, ein Galakläyd, ein Klagkläyd, ein Feyertagkläyd, ein Werchtagkläyd, ein Oberkläyd, ein Unterkläyd, ein Wetterkläyd, ein Strapacirkläyd, ein Spanierkläyd, holla! auch ein Narrenkläyd, für die Faßnacht, ꝛc. Elias hat mit einem Mantel mit können in Himml fahren, wo wirst du mit so viel Kläydern hin? Des reichen Prassers sein Purpurkläyd wird dermahlen ausgelacht, dann es müssen weit mehrere und neuere Farben auf die Bahn kommen, und muß sich die Seiden auf Vertumni-Art, in alle Gestalten schicken. Hoch-Indianisch Zorn-Leibfarb, das ist eine fremde Farb; Cyprianisch Tauben-Halsfarb, das ist ein neue Farb; Arabischer Cypressen-Rinden-Haarfarb, das ist eine rare Farb; Elsaßische Rubenschällen halb Aurora farb, das ist ein angenehme Farb; Lucernischer hosenfalten-Dunkelfarb, das ist ein theure Farb, der schöne Regenbogen selbst ist nit so vielfärbig, wie der Zeit die Kläyder.

§. XXII.

Eine neue Art der schlechten Schreibart ist die allzuweitläuftige. Es fehlt dieser Schreibart an guten abgetheilten Perioden, an deutlich auseinander gesetzten Gedanken, und deutlichen Sätzen. Hergegen hat sie einen Ueberfluß an Einschiebseln, als da sind Einschränkungen, Bedingungen, Ursachen, Folgerungen, u. d. gl. Sie verwirft die Zeitwörter gar zu weit von den Nennwörtern, braucht unnöthige und altväterische Beywörter und gleichgültige Redensarten, und was dergleichen mehr ist. Nun ist diese Schreibart zwar unter denen, die Redner seyn wollen, nichts seltsames; wie die Reden grosser Herren und andre solche Sammlungen, zumal in Hofreden, Huldigungs und Landtags-

re-

reden, sattsam zeigen. Doch ist sonderlich die Canzley der rechte Sitz dieses weitgespannten und ausgedehnten Wesens. Die Regenspurgischen Reichsacta, und alle Königl. Chur und Fürstl. Patente, Befehle und Verordnungen legen in allen Theilen Deutschlandes Proben genug davon ab. Wir wollen aus Lünigs Reichs-Arch. T. X. p. 292. einen Vergleich zwischen dem Königl. Dänischen und Herzogl. Holsteinischen Hause zur Probe hersetzen. Er hebt so an:

Wir Friedrich der Dritte von GOttes Gnaden zu Dännemark, Norwegen, der Wenden und Gothen König, und von desselben Gnaden Wir Friedrich, Erbe zu Norwegen, beyderseits Herzogen zu Schleßwig, Hollstein, Stormarn und der Dithmarsen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. Gevettere, Brüder und Gevattern, bekennen und thun kund mit diesem Briefe gegen jedermänniglich; Nachdem von dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Maximilian dem Andern, weyland Römischen Kayserm, Ertz-Hertzogen zu Oesterreich, glorwürdigsten Angedenckens, unser in GOtt ruhender Anherr, Herr Friedrich der Andere zu Dännemark, Norwegen, König, auch Herr Johann der Aeltere, und Herr Adolph, allerseits Erben zu Norwegen, Herzoge zu Schleßwig, Hollstein ꝛc. hochseliger Gedächtnüß, auf den Fall, welchen doch Gott der Allmächtige lange verhüten wolle, wann unsere besonders geliebten Vettern, Gräflichen Oldenburgischen und Dellmenhorstischen Stammes, kurz oder lang, ohne einzige Leibs- oder Lehns-Erben mit Tode abgehen würden, als die nächsten Agnaten und anwartende Lehns-Erben, und deren Lehnfolger und Nachkommen, dergestalt expectiviret und versehen, daß alsdann derjenige, so von vorgedachten Königl. und Fürstl. Gottorpischen Linien, bey Entstehung itzt-berührten Falls ermangelnder Leibes-Lehns-Erben und Sipschaft halber, im nächsten Grad, oder im gleichen Grad

der

älteste seyn wird, und sonsten niemand anders, mit obgedachten Grafschaften Oldenburg und Dellmenhorst, mit allen ihren Herrschaften, Herrlichkeiten, Obrigkeiten, Lehnschaften, Schlössern, Märkten, Flecken, Dörfern, hohen und niedren Gerichten, Wasser-Strömen, Renthen, Zinsen, Gülten, Zöllen und Gefällen, so viel deren vom Römischen Reiche zu Lehn gehen oder rühren, gnädiglich gereichet und verliehen werden soll: **Und dann wir** bey uns Freund- Vetter- und Brüderlich erwogen und betrachtet, daß durch dergleichen Verziehung und Præferenz des Senioris bey unsern allerseits Erben und Nachkommen Zwistigkeit, Unfriede und Widerwärtigkeit erwecket oder erreget werden könte und möchte, auch aus gleichmäßiger Consideration zwischen weyland der zu Dännemark, Norwegen Königl. Majest. und weyland unsern in Gott ruhenden gnädigen vielgeliebten Herrn Vatern und Vettern, Christseligsten Angedenkens, und uns Herzog Friedrichen, wegen dieser künftigen Succession den 27sten Octobris Anno 1646. ein beständiger Recess und Vergleich getroffen, daß wir denselben zu Unterhaltung stetiger Einigkeit und gutem Väterlichen Vertrauens, zwischen uns und unsern Erben, unter uns aufs neue wohlbedächtiglich renoviren, approbiren und erneuern wollen: **Thun auch** solches hiermit und Kraft dieses aufs beste, kräftigste und bündigste, wie solches von Rechts wegen geschehen soll, kan oder mag, bey Königl. und Fürstl. Ehren, wahren Worten, Treu und gutem Glauben, dergestalt, daß, wann nach GOttes des Allerhöchsten Willen der unverhoffte Fall über kurz oder lang entstehen, und unser geliebter Vetter Herr Anthon Günther, Graf zu Oldenburg und Dellmenhorst ꝛc. (so doch der Allerhöchste noch viele Jahre verhüten wolle) oder dessen Erben und Nachkommen, ohne einzige Leibes-Lehns-Erben ableiben, auch wir und unsere Erben oder Nachkommen, mit den Grafschaften Oldenburg und Dellmenhorst hinwieder von Ihrer Königl. Lbd. und Majest. belehnet worden, daß alsdann wir oder unsere Erben und

Nach-

kommen ꝛc. Ich muß abbrechen, noch ehe ein Punct kömmt; weil ich sonst die ganze Schrift einrücken müßte.

§. XXIII.

Die allzu kurze Schreibart ist eine gezwungene Art des Ausdruckes, den gewisse Stilisten sich aus Eigensinn angewöhnen. Sie hat einen Mangel an allen Bindewörtern, läßt nöthige Theile der Rede aus; spielet mit Wörtern, und liebt die räthselhaften Redensarten, die viel Nachdenken erfodern, wenn man sie verstehen will. Die Griechen nannten diese Schreibart die Laconische, weil die Lacedämonier, wo die Beredsamkeit am wenigsten getrieben ward, so sparsam im Reden waren, daß sie fast nur in einsylbigten Wörtern redeten. Bey den Lateinern haben sonderlich Tacitus, auch wohl zuweilen die beyden Plinii dergleichen kurze Schreibart. Von den Deutschen haben Müller und Lassenius in ihren Erquickstunden sich bemühet dergleichen gezwungene Schreibart zuwege zu bringen: Wiewohl dieser letzte fast in allen seinen Schriften eine gewisse Kürze geliebt. Ich tadele die attische Kürze hiermit nicht: Nur die laconische schickt sich für keinen Redner. Ein Exempel soll die Sache klar machen: Es steht in Lassenii Sion. Erqv. Stunden II. Th. p. 15.

Ein Christ sieht den Tod in diesem Kleide nicht an. Was häßlich an ihm ist, läßt er ihm. Das Beste wählet er. Sein Grausen trägt der Tod nur forne. Hinten ist er ganz lieblich. Er ist ein Wagen, der zu Gott führet. Die Rosse sind schnaubende wilde Thiere: Gleichwohl sitzet man wohl drauf. Ist der Weg gleich krumm? Führet er doch zum rechten Zwecke. Ist der Wagen nicht bequem genug? der Führer ungestüm? Wie bald gehts über! Ist man einmal daheim? Man achtet der Fuhrleute nicht mehr. Der Tod, Gottes Both. Bringt er gleich sein Gewerb nicht mit süssen Worten an? Was

schadets. Er rede wie er wolle. Ein getreuer Knecht thut nicht mehr, als ihm sein Herr befohlen hat. Ein Gesandter auch nicht. Was Gott dem Tode befohlen, muß man für genehm halten.

Vorhin war der Tod mein Feind. Itzt ist er mein Freund worden. Vorhin mein Henker. Der Tod der Sünden Sold. Itzt ist er mein Erlöser. Mit ihm werde ich alles meines Jammers in der Welt entbunden. Vorhin war er mein Teufel. Er führet mich zur Finsterniß. Itzt mein Engel. Er führet mich zum Licht. Vorhin war er mein strenger Gläubiger. Ich sein Schuldner. Itzt ist die Handschrift bezahlt. Ich bin frey. ꝛc.

§. XXIV.

Die übel zusammenhangende Schreibart rührt hauptsächlich von Leuten her, die mehr in fremden Sprachen zu reden gewohnet sind, als in ihrer eigenen; oder doch sonst so unwissend in derselben sind, daß sie sich nicht gehörig auszudrücken wissen. Gemeiniglich schreiben Kaufleute, Frauenzimmer, und überhaupt alle Unstudirte so: Wiewohl es auch zuweilen geschickte Personen darunter giebt, die es vielen Gelehrten darinnen gleich, ja zuvor thun. Denn auch unter diesen finden sich Leute, die weder die rechten Verbindungswörter brauchen; noch die Formeln, die eine Verhältniß zu einander haben, recht zusammen paaren; noch den Vorwörtern ihre rechten Abfälle der Nennwörter zuordnen u. s. w. Diesen nun ist dergleichen Schreibart eine desto grössere Schande; je sorgsamer und eigensinniger sie gemeiniglich im Lateinischen sind. Da würden sie einem für den allerschändlichsten Schnitzer erklären, was sie im Deutschen für eine nichtswürdige Kleinigkeit halten. Ein Exempel soll mir folgender Brief geben, der wirklich von jemanden so geschrieben worden.

Inson-

Insonders hochzuehrender Herr, werther Freund,

Da nun mit gestrigen Post E. E. dero gottlob glückliche Ankunft angezeuget, ist mir solches von Herrn N. N. zugleich auch notificiret, da denn zugleich mit E. E. werthen Fr. Liebsten Haus von E. E. beyderseits glücklichen Ankunft, in N. part genommen, und habe also die Ehre mich mit zu gratuliren, daß die Begleitung der werthen Freunden zu dero Reise gottlob so beglückt, daß E. E. beyderseits durch zum Theil paßirten Gefahr glücklich in N. eingetroffen; welches denn täglich von allen guten Freunden gleichen von mir E. E. eine glückliche Reise von Gott herzlich ist gewünschet worden. So habe ich denn auch in guter Hoffnung dero glückliche Reise täglich in Gedanken ein Gläschen auf E. E. Gesundheit nachgetrunken. *Mein lieber Herr Oheim ich wünsche E. E. gleichen der sehr werthen Frau Liebsten von Herzen, daß alle das Glücke so E. E. durch die Güte dessen, der alles regiert überkommen zu späten Jahren blühen und im Vergnügen genieſſen mögen;* womit göttlicher Gnade empfohlen verbleibe

Mhhrn. Oheims ꝛc. ꝛc.

§. XXV.

Nichts ist übrig als die übelpunctirte Schreibart, als die letzte Art der verwerflichen Gattung des Ausdruckes. Eben diejenigen, die zu der vorigen Art schlecht zu schreiben, geschickt und geneigt sind, pflegen auch hier zu fehlen. Und es ist nicht anders möglich, als daß Leute, die ihre Gedanken nicht richtiger zu ordnen wissen, auch in der Art, dieselben zu unterscheiden, irren müssen. Denn wer keinen förmlichen Satz machen kan, und nicht weis, welche Gedanken zusammen gehören, oder nicht; der kan auch die Unterscheidungszeichen nicht auf gehörige Art brauchen. Daher kommen denn so viele Schriften, darinn man fast keinen Punct siehet, und die übrigen Zeichen auch sehr

sparsam, und doch wohl an unrechten Stellen antrifft. Daher kommen auch andere, die fast bey jedem Worte ein Strichlein, und noch andere, welche die Doppelpuncte gleichfals sehr häufig machen. Zu der ersten Art sind die Juristen und Canzleybedienten sehr geneigt, die meistentheils ganze Schriften mit einem punctirten Strichlein beschliessen: Gleich als ob nur der vierte Theil von einem Satze erst zum Ende wäre. Zu der andern Art haben sich einige Gottesgelehrte und geistliche Redner gewöhnet: Und zu der dritten gehören ganz besondere Grillenfänger, deren ich einige gekannt zu haben glaube. Es ist nicht nöthig Exempel davon herzusetzen: Da das bey dem kurz vorhergehenden §. schon geschickt ist, eine Probe der übelpunctirten Schreibart abzugeben. Die Sache ist auch überhaupt so gemein, daß ein jeder sich leicht auf solche Schriften besinnen wird. Das Merkmaal dieser Schreibart ist, wenn man Mühe hat eine Schrift recht zu lesen. Denn ob man gleich ihre Unterscheidungszeichen genau beobachtet: So kömmt doch lauter Verwirrung, und oft ein ganz verkehrter Verstand heraus.

§. XXVI.

Ob wir nun wohl bisher die Arten der verwerflichen Schreibart sorgfältig von einander unterschieden haben: So sind sie doch bey schlimmen Stilisten nicht allemal so unterschieden. Es menget mancher wohl zehnerley Fehler in seinen Schriften durch einander, und desto schlechter wird seine Schreibart. Wir haben es oben an vielen Exempeln gesehen, daß sie sich wohl zu zween oder dreyen Arten gleich gut hätten zählen lassen: Und daher fällt es bisweilen schwer, von gewissen Stilisten zu sagen, zu welcher Classe sie gehören. Je mehr es aber Arten der Abwege in der Schreibart giebt, desto sorgfältiger hat man sich dafür in acht zu neh-

nehmen. Wie leicht kan man unversehens in eine oder die andere fehlerhafte Art verfallen? Daher kommt es nun eben, daß in den Augen eines scharfen Kunstrichters oder Critici, so wenige Scribenten eine ganz untadelhafte Schreibart haben. Versehen sie es in einem Stücke nicht: So können sie doch in vielen andern Stücken Fehler begehen. Ja oft geschieht es, daß man in der guten Absicht, ein gewisses Laster der Schreibart zu vermeiden, in das entgegen gesetzte fällt. Wer sich für dem hochtrabenden Wesen hüten will, der geräth oft ins niederträchtige. Wer sich für dem pöbelhaften fürchtet, der wird oft schwülstig schreiben. Wer das weitläuftige Geschwätze meiden will, der schreibt vielmals dunkel und unverständlich, u. s. w. So wahr ist es was *Horaz* schreibt:

Decipimur specie recti. *Breuis esse laboro:*
Obscurus fio. Sectantem leuia, nerui
Deficiunt animique. Professus grandia, turget.
Serpit humi tutus nimium, timidusque procellæ.
Qui variare cupit rem prodigialiter vnam,
Delphinum siluis adpingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpae fuga, si caret arte.

Das XVI. Hauptstücke.

Von dem Unterschiede der guten Schreibart und ihrem Gebrauche in einer Rede.

§. I.

Nachdem wir nun die verwerfliche Schreibart nach allen ihren Arten beschrieben und mit Exempeln erläutert haben: So kan es nicht schwer fallen, auch von der guten eine Beschreibung zu geben. Es ist nemlich dieselbe eine Art, seine Gedanken ohne alle oben erzählte Fehler auszudrücken. Wenn man an einem Baume alle wilde Aeste abgeschnitten hat: So sind die übrigen Zweige gut. Wenn man aus einem Garten alles Unkraut ausgejätet hat: So ist alles übrige so darinn hervorschiesset, gut. Eben so ist es mit unsern Gedanken, nach der Vernunftlehre davon zu urtheilen. Wer alle Arten falscher Urtheile und Schlüsse vermeidet, bey dem sind alle übrige Gedanken richtig und wahr. Und wie nach der Sprachlehre derjenige recht schreibet, der alle Schnitzer wieder die Regeln vermeidet: So ist es auch in der Redekunst eine gute Schreibart, wenn man alle Fehler der schlimmen vermieden hat. Es läßt sich daher sehr leicht sagen, welches denn eigentlich die Eigenschaften der guten Schreibart sind. Sie muß 1) deutlich, 2) artig, 3) ungezwungen, 4) vernünftig, 5) natürlich, 6) edel, 7) wohlgefaßt, 8) ausführlich, 9) wohlverknüpft und 10) wohlabgetheilet seyn. Dieses sind nemlich die den oben erzählten Fehlern entgegen gesetzte Tugenden der Schreibart.

§. II.

Wer recht deutlich schreiben will, der bediene sich

I. überall bekannter, üblicher und nicht zweydeutiger Wörter. II. Nehme er sie in ihrem gewöhnlichsten Verstande. Muß er aber ja von der gemeinsten Bedeutung derselben abweichen, so mache er III. eine solche Verbindung der Redensarten, daß man es aus dem Zusammenhange sehen könne, wie er sie verstanden haben wolle. Zum IV. erinnere man zuweilen gleich anfangs, wie man dieses unbekannte oder doppelsinnige Wort genommen haben wolle. V. Weiche man von der einmal bestimmten Bedeutung nicht wieder ab; ohne es ausdrücklich zu erinnern. VI. Bediene man sich solcher Wortfügungen und Verbindungen, die gewöhnlich, leicht und unverworren sind. VII. Vermeide man die vielen Einschiebsel fremder Dinge, so nicht eigentlich zum Verstande gehören, oder doch füglich am Ende des Satzes in einem besondern Anhange erinnert werden können. VIII. Beobachte man auch die Ordnung der Wörter, die im lesen am zuträglichsten ist, den rechten Verstand des Satzes zu befördern; weil ein Zuhörer sonst aus dem Tone der Aussprache viel Hülfe haben kan, der ein Leser entbehren muß. Endlich IX. bediene man sich der kleinen Füllwörterchen oder Partikeln, als denn, noch, nun, nur, sehr, so, sonst, anders, als, u. d. gl. auf eine geschickte Art, als welche sehr viel zur Verständlichkeit beytragen können, wenn sie am rechten Orte eingeschaltet werden. Es muß niemanden überflüßig dünken, daß ich so viele Regeln der Deutlichkeit halber gebe: Denn ohne dieselbe würden alle andere Schönheiten der Schreibart nichts helfen.

§. III.

Soll die Schreibart artig werden, so richte man sich in derselben, nach der Art zu sprechen, die unter den artigsten Leuten itziger Zeit im Schwange geht. Ich verstehe aber durch diese nicht etwa diejenigen,

die sich einer gezwungenen Galanterie befleißigen, oder auf eine lächerliche Weise dem Hofe nachahmen. Auch nicht die sich in die französische Sprache so verliebt haben, daß sie fast ein Wort ums andre das französische ins deutsche mengen. Ich verstehe wohlerzogene, wohlgesittete, und wo nicht ganz ordentlich gelehrte, doch nicht ganz unwissende Leute; die wenigstens in ihrer Muttersprache viel gelesen haben: Kurz, Leute, die sich so wohl in Gedanken und Worten, als in Kleidungen und Sitten vom Pöbel unterscheiden. Wie nun diese reden, so schreibe man auch: Nur die offenbaren Fehler ihrer Mundart, oder der Uebereilung sind ausgenommen, als die kein Scribent nachmachen muß. Man zwinge sich aber durchaus nicht, sehr gelehrt zu reden, oder dafür angesehn zu werden, als ob man sehr belesen, in alten Sprachen sehr erfahren, oder sehr scharfsinnig wäre. Denn alles dieses würde nur ein pedantisches Wesen verrathen. Vielmehr verberge man seine Gelehrsamkeit gewissermaassen. Denn es ist viel besser, wenn man sie hat, und doch nicht damit pralet; als wenn man bey einer mäßigen Gelehrsamkeit seine Belesenheit aus Sammlungsbüchern borget. Gescheidte Zuhörer nemlich wissen beydes leicht wahrzunehmen.

§. IV.

Will man **ungezwungen** schreiben, so nehme man sich kein eigentliches Muster vor, welches man nachzuahmen suchen wollte. Man bemühe sich weder so hoch, noch so gelehrt, noch so galant, noch so lustig, noch so kurz, noch so sinnreich, als gewisse Scribenten, zu schreiben. Vielmehr denke man seiner Materie selber nach, und drücke seine Gedanken nach seinem eigenen Begriffe, und seinem Naturelle gemäß; aus. Man setze sich nichts anders vor, als seinen Zuhörer oder Leser von seiner Meynung zu überreden; und bedie-

diene sich also nur solcher Redensarten und Sätze, die dessen Beyfall zu gewinnen geschickt sind. Ich wiederrathe es hiermit nicht, gute Scribenten zu lesen, die Schönheit ihrer Schreibart wahrzunehmen, auf alle ihre Ausdrückungen, Verbindungen, Figuren und verblümte Redensarten acht zu haben. Alles dieses ist gut im lesen, und wenn man solches fleißig thut, so wird man freylich unvermerkt etwas von ihrer Art zu denken, oder zu schreiben annehmen. Aber wenn man selbst die Feder ansetzet, dann muß man alle andere Bücher der guten Stilisten bey Seite legen, und aus seinem eigenen Kopfe schreiben. Ja man darf nicht einmal in Gedanken bey sich sagen: Wie würde hier Lassenius, wie Lohenstein, wie Mosheim reden und schreiben? Man muß sich vielmehr selbst vornehmen ein Original zu werden, und andern zum Muster zu dienen. Denn wer dazu nicht Muth genug hat, der wird selten was grosses unternehmen.

§. V.

Was die vernünftige Schreibart anlanget, die der phantastischen entgegen gesetzt ist: So hüte man sich für den Ausschweifungen seiner Phantasie oder Einbildungskraft, und mäßige die Einfälle derselben durch die Beurtheilung. Man fordere alle ihre Eingebungen vor den Richterstuhl der Vernunft. Und wenn ja jene zärtliche Mutter ihre Kinder, so lange sie noch jung und neu sind, aufs eifrigste vertritt: So schone man sie dennoch nicht, wenn sie die Prüfung nicht aushalten. Man bediene sich hier der Vernunftlehre statt eines Probiersteins, und forsche, ob auch alle Begriffe, Urtheile und Schlüsse richtig sind. Hernach frage man auch, ob alle tropische Redensarten der Wahrheit, oder der Natur und Gewohnheit zu reden, gemäß sind; oder ob sie über die Schnur hauen? Halten sie nicht völlig die Probe, so verwerfe man sie, ob

sie gleich auch was glänzendes an sich haben. Man denke nicht: Es klingt doch hübsch, oder neu, oder hoch! Was nicht vernünftig ist, das taugt gar nicht. Man sage nicht: Meine Zuhörer verstehens nicht, und werdens wohl gar für was schönes halten! Wenn es der Redner selbst nicht dafür erkennet: So kan ers nicht mit gutem Gewissen sagen. Man denke endlich nicht: Habens doch andre Scribenten auch wohl so tolle, oder noch ärger gemacht! Diese habens nicht verstanden, und also entschuldiget sie die Unwissenheit ihrer Zeiten. Wer es aber besser weis, und in unsern Zeiten lebet, den kan nichts auf der Welt entschuldigen, wenn er Thorheiten schreibet.

§. VI.

Ich komme auf das *natürliche*, so dem schwülstigen entgegen gesetzt ist. Dieses zu erreichen, so lese man keine hochtrabende Scribenten; es wäre denn in der Absicht, die Ungereimtheit ihrer Schreibart zu bemerken. Man setze sich im Denken kein ander Bild in den Kopf, als die Sache selbst, davon die Rede ist. Man zwinge sich zu keinen hochsteigenden Gleichnissen und Allegorien; wo sie nicht mit der Hauptsache auf das genaueste zusammen hängen, und ihr eigen sind. Man kläre sich durch philosophische Wissenschaften den Verstand auf, daß man die Natur einer jeden Sache, so viel als möglich ist, einsehe. Man frage sich bey jedem prächtigen Ausdrucke, den man brauchet, was man dabey denket, und ob er der Sache auch recht angemessen sey? Man suche seinen Zuhörern kein Blendwerk zu machen, sondern setze sich aufrichtig vor, nur von grossen Dingen groß, von mittelmäßigen aber mittelmässig, von kleinen und niedrigen aber nur klein und niedrig zu reden. Man mache sich daher die Schriften der Alten bekannt, die in der natürlichen Schreibart so berühmt sind, als die lateinischen Scribenten des besten

Alters;

Alters; sonderlich Cicerons, und in Lobreden des Plinius. Man lese auch von neuern lieber die französischen Lobredner als z. E. den Fleschier, als andre deutsche oder italiänische Scribenten. Man kehre sich endlich nicht an das Lob, das Unverständige dem hochtrabenden Zeuge gewisser Scribenten zu geben pflegen. Denn der Pöbel bewundert allezeit das, was er nicht versteht, wie Lucrez saget:

Semper enim stolidi magis admirantur amantque
Inversis quae sub verbis latitantia cernunt.

§. VII.

Nun folget auch der edle Ausdruck, als das Wiederspiel der niederträchtigen Schreibart. Denn darum, daß ein guter Scribent nicht hochtrabend schreiben soll, darf er noch nicht mit dem Pöbel reden. Wir haben schon oben gerathen, daß man sich nach den Mundarten der vornehmsten Leute, die am besten zu leben wissen, richten müsse. Dieses wiederholen wir nochmals, und rathen es einem jeden Redner, lieber die Gesellschaften der Leute zu besuchen, wo er der unterste ist, als diejenigen, wo er der vornehmste seyn würde. Dabey vermeide er noch alle gar zu gemeine Redensarten, alle Sprüchwörter des Pöbels, alle Scherzreden, alle Zweydeutigkeiten, und was sonst seine Person verächtlich machen könnte. Denn die niedrige Sprache verräth auch niedrige Sitten, und eine schlechte Ankunft des Redners. Wir verstehen aber durch die edlen und erhabenen Ausdrückungen nicht eben diejenigen, da man von lauter Sonnen und Sternen, Blitz und Donner, Adlern und Löwen, Gold und Silber, Perlen und Edelgesteinen, Marmor und Helfenbein, Weltmeeren und Strömen, Gebirgen und Pyramiden, Colossen und Labyrinthen, Kronen und Zeptern, Purpur und Sammet, Küraſſen und Schwerdtern

tern, Mörsern und Karthaunen ꝛc. einen Uberfluß antrifft. Dieses sind die elenden Spielwerke kleiner Geister, die ohne dergleichen äusserlich erborgten Anstrich nichts sonderliches zu erdenken wissen. Ein Mann, der die wahre Grösse einer vernünftigen und tugendhaften Seele einsehen gelernet, der wird solche Nothhelfer gar nicht nöthig haben, und doch, wie Plinius in seiner Lobrede auf den Trajan, tausend edle Sachen zu sagen wissen.

§. VIII.

Nicht minder soll die Schreibart wohlgefaßt seyn, und darinnen muß sie der gar zu weitläuftigen entgegen gesetzt seyn. Zu dem Ende muß ein Scribent erst seine Gedanken wohl verdauet und eingerichtet haben, ehe er die Feder ansetzet. Denn viele versehen es darinn, daß sie zu schreiben anfangen, ehe sie noch wissen, was sie sagen wollen. In währendem schreiben fällt ihnen nun allerley ein: Und weil sie fürchten, es möchte ihnen selbiges entwischen, so rücken sie alles mit in ihre Sätze; und schalten also überaus viel fremde Sachen ein, die ihre Rede nur verlängern und verwirren. Am besten ist es, man überlege vorher den ganzen Satz, von Anfang bis zum Ende, in Gedanken. Wenn man das thut, so wird das Gedächtniß nicht zulangen, einen gar zu weitläuftigen Satz abzufassen. Wollen ja die Materien gar zu sehr aneinander hangen, so trenne man sie mit Gewalt. Dieses geschieht, wenn man im Anfange die Bindewörter, weil, wenn, dafern, nachdem, demnach, obwohl, ꝛc. und in der Mitte die Formeln, sintemal, immaßen, angesehen, vornemlich, bevorab, ungeachtet, u. d. gl. sorgfältig vermeidet. Eben so muß man es mit den sogenannten Beziehungswörtern (relativis) machen. Manche Leute verbinden ihre Gedanken sehr gern mit welcher, womit, wodurch, wovon, wohin, woher, weswegen, welchergestalt, u. s. w. und

dadurch

dadurch wird ihre Schreibart ohne Noth langweilig, weil auf einen Schwanz und Anhang des ersten Hauptsatzes immer noch ein neuer folget. Wenn sie aber an deren Stelle, dieser, damit, dadurch, davon, dahin, daher, deswegen, solchergestalt ꝛc. brauchen wollten: So könnten sie allemal neue Sätze damit anfangen, und das vorhergehende mit einem Puncte schliessen.

§. IX.

Was nun ferner die **Ausführlichkeit der Schreibart** anlanget, welche der übermäßigen Kürze entgegen gesetzt ist: So merke man sich folgende Regeln an. I. Muß man nichts im Sinne behalten, was man denket. Gewisse Leute behalten die Helfte von ihren Gedanken für sich, und meynen, der Leser werde schon alles errathen können. Daher reden sie fast in lauter Räthseln: Entweder, weil sie nicht glauben, daß sie andern dunkel seyn werden; oder weil sie gern für scharfsinnige Redner und Scribenten angesehn seyn wollen. Diesem nun vorzubeugen, verschweige man ja keinen Umstand, ja kein Wort, was zu desto besserm Verstande der Sachen gehöret: So wird gewiß kein Satz zu kurz gerathen. II. Muß man die Hülfswörter seyn und haben, in allen ihren Beugungen und Abänderungen nicht auslassen. Ich weis wohl, daßes zuweilen gar wohl angeht, daß man dergleichen Wörterchen ersparet, wenn es der Wohlklang erfodert, oder sonst die Rede durch ihre übrige Ordnung schon deutlich genug ist. Allein ich weis auch, daß viele ein Handwerk daraus machen, und endlich der Sache so gewohnt werden, daß sie auch alsdann diese Wörter ersparen, wenn sie rechte Hauptwörter abgeben. Z. E. Glaube mir, daß ich dein Freund (scil. bin oder sey): Wer kein Geld (scil. hat) kan nichts kaufen. III. Muß man das Fürwort, ich, niemals auslassen, wie einige aus einer seltsamen Höf-

lich-

lichkeit in ihren Briefen thun. Denn keine Nation in Europa thut es, ob sie gleich noch so höflich wäre: Und bey uns Deutschen ist es ein offenbarer Latinismus; da es doch unsre Sprache gar nicht verstattet, in einem Zeitworte, z. E. lese, das ich, mit zu verstehen.

§. X.

Ferner auf den Zusammenhang der Schreibart zu kommen, so entsteht derselbe zwar hauptsächlich aus der Verbindung der Gedanken: Doch haben auch die Bindewörter etwas dabey zu thun, die jenen anzuzeigen gebraucht werden. Im Absehen auf jenes bemühe man sich, seine Einfälle erst recht zu ordnen, so daß sie sich zu einander schicken. Denn da muß die Ursache mit ihrer Folgerung, die Bedingung mit der Aussage, ein Gegentheil mit dem andern u. s. w. unzertrennt beysammen stehen, damit man beydes bald hintereinander gewahr werde, und von ihrer Verknüpfung desto leichter urtheilen könne. Hernach muß man auch diese Verknüpfung anzudeuten, sich der rechten Bindewörter bedienen; damit nicht die Worte eine Verwirrung anrichten mögen, wo die Gedanken an sich ganz ordentlich sind. Wenn sich gewisse Nebenwörter aufeinander beziehen, so muß man sie dem Gebrauche gemäß recht miteinander zu paaren wissen, damit nicht die unrechten zusammen kommen. Hier kan die Lehre von den zusammengesetzten Perioden in etwas nützen. Doch muß man nicht denken, als ob alle Verbindung der Sätze durch ausdrückliche Bindewörter geschehen müsse. Es giebt auch eine Verknüpfung der Schreibart bloß durch die Gedanken. Diese verbindet alle ihre Sätze durch die Sachen selbst, davon sie handeln. Sie meidet alle unnöthige Umschweife. Die Scharfsinnigkeit ihrer Zuhörer oder Leser soll es von sich selbst schon errathen, ob der eine Satz eine Folge, oder ein Grund des andern ist. So

tiefsin-

tiefsinnig diese Schreibart klinget, so viel Verstand erfordert sie bey ihrem Urheber: Doch kan man niemals alle und jede Verbindungswörter entbehren.

§. XI.

Endlich und zuletzt muß die gute Schreibart auch wohl abgetheilet seyn. Die heutigen Völker haben darinn vor den alten Griechen und Römern etwas zum voraus. Diese schrieben anfänglich ganze Zeilen in einem Stücke fort, und theileten nicht einmal die Wörter von einander ab. Hernach hub man an, zu mehrer Bequemlichkeit der Leser, zwischen jedes Wort einen Punct zu machen. Allein die Sätze giengen noch in einem fort, und wurden durch kein merkliches Unterscheidungszeichen von einander abgesondert. Endlich hat man sich besonnen, daß die Wörter durch bloße Abrückung von einander getrennet werden könnten, und daß ein Punct dienen könnte, ganze Sätze von einander zu sondern. Die Sätze aber waren zuweilen zusammen gesetzt: Und da fand man es gut, diejenigen Stücke derselben, die ganze logische Aussprüche, die ein eigen Subject und Prädicat hatten, mit zween übereinander stehenden Puncten zu unterscheiden; die kleinern aber, die nur ein neues Subject, oder ein neues Prädicat hatten, mit einem punctirten Strichlein abzutheilen. Endlich bediente man sich noch eines blossen Strichleins, um die kleinsten Abtheilungen der Gedanken, die zur Deutlichkeit etwas beytragen könnten, zu verstehen zu geben. Ausser diesen gemeinen Theilungszeichen hat man noch das Zeichen der Frage? und das Zeichen des Ausrufes! das Zeichen der Einschiebsel (—) und das Zeichen eingerückter fremder Worte „ eingeführet: So daß itzo ein Leser nur halbe Mühe hat, wenn ein Scribent seine Schrift recht abzutheilen gewußt hat. Doch ist es zu beklagen, daß so wenige Leute die gehörige Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit darzu haben.

§. XII.

Ausser diesen bisher erklärten Eigenschaften einer guten Schreibart hat man noch zwo andre auf die Bahn gebracht: nemlich die Gleichheit, und den Wohlklang. Es ist so leicht nicht zu sagen, worinn diese beyde Stücke bestehen. Denn was das erste betrifft, so gehört dazu eben nicht, daß alle Sätze gleichviel Sylben oder Wörter haben müssen: Nein, dieses würde ein gezwungenes und unnatürliches Wesen geben. Auch ist es nicht nöthig, daß eine gleiche Schreibart allezeit durchgehends gleich tropisch, oder gleich schlecht einher laufe. Nein, die verblümten Redensarten sind nur eine Würze, die nicht durchgehends gleich häufig angebracht werden kan. Auch können die Figuren nicht überall in einer Rede herrschen: Denn man kan nicht allezeit im Affecte reden oder schreiben. Alles was man von der Gleichheit der Schreibart sagen kan, ist dieses, daß ein Redner und Scribent sich allemal in einerley Character erhalten muß, den er in dieser oder jener Schrift vorstellen will. Ein Geistlicher muß in einer Predigt durch und durch geistlich; ein Hofmann politisch; ein Weltweiser philosophisch; ein artiger Weltmensch artig; ein Trauerredner traurig; ein Lobredner erhaben und edel schreiben. Dieses alles aber ist leichter zu sagen, als in allen besondern Fällen zu beobachten: Daher kömmt es denn, daß so viele darwieder verstossen, und ehe man sichs versieht, mitten in einer Rede, so zu sagen, eine neue Rolle zu spielen anfangen. So übel aber dieses steht, so sehr hat man sich zu üben, daß man entweder seinen wahren natürlichen Character allemal behalte, oder seine Person recht spiele.

§. XIII.

Das andere ist der Wohlklang in der Schreibart; davon es auch schwer fällt, einen recht deutlichen Be-

Begriff zu machen. Fürs erste schreibt man es gewissen Sprachen überhaupt zu, daß sie wohl oder übel klingen. Man sagt die italienische klinge zart und weibisch, die französische klinge männlich, die spanische prächtig, die polnische hart, und die deutsche aus gewissen Landschaften, z. E. Schwaben, Bäyern, Oesterreich, Steyermark und Salzburg sehr grob und rauhe. Allein auch in derselben Mundart hat der eine Scribent einen bessern Wohlklang in seiner Schreibart, als der andre. Dieses kan nicht von den Werkzeugen der Stimme und Sprache herrühren, als welche nur im Reden statt finden. Es muß also theils von den Buchstaben der Wörter; theils von der Länge und Kürze der Sylben, und von ihrer Vermischung herkommen. Eine Sprache, wo viel selbstlautende Buchstaben und wenig mitlautende vorkommen, ist sehr gelinde anzuhören: Hergegen ist sie hart, wo der letztern viel, und der erstern wenig seyn. Unter den Doppellauten sind etliche lieblich, als ei, eu, ey, au, å, ö, ü, ie: Andre hergegen sind hart, als ai, oy, oa, ue, uy, u. d. gl. Von den Mitlautern sind auch einige gelinde, als b, d, f, g, h, l, m, n, p, t und w. Andre aber sind hart und rauh in der Aussprache, als c, k, q, r, s, x, z, nebst den doppelten ck, qv, rr, ſſ, sch, st, tz. Diese muß man also vermeiden, so viel man kan, jene aber desto häufiger brauchen, wenn man einen sanften Wohlklang in seine Schriften bringen will. Endlich muß man nicht gar zu viel lange Sylben hintereinander in seiner Rede brauchen, sondern sie mit den kurzen fleißig abwechseln. Doch muß solches nicht nach einer beständigen Regel, nach Art der Poeten geschehen, sondern auf eine allezeit veränderte Art. Diese aber muß mehr durch das Gehör selbst, als nach gewissen Regeln beurtheilet werden; obgleich Cicero sich deswegen viel Mühe gegeben hat.

§. XIV.

Die gute Schreibart, so wie man dieselbe in der Beredsamkeit nutzen kan, ist dreyerley, nemlich die natürliche, die sinnreiche, und die bewegende. Ich weis wohl, daß sie von andern anders eingetheilet zu werden pflegt. Denn da gerathen einige auf die Arten der alten griechischen Beredsamkeit, darinnen man die Laconische, die Attische, die Rhodisische und die Asiatische Schreibart zu unterscheiden pflegte. Diese wollen sie nun auch im Deutschen angemerket haben: Allein, gesetzt, daß es wahr wäre; so würde uns dieser Unterschied nicht viel helfen. Er geht doch nur auf den äusserlichen Unterschied, nicht aber auf den innerlichen: Und auf diesen hat man hauptsächlich zu sehen. Andre haben uns gar einbilden wollen, es gäbe im Deutschen auch vier Gattungen der Schreibart, nach Verschiedenheit derjenigen Landschaften, darinn man sich am meisten aufs Schreiben geleget hat. Sie reden also von einer Schlesischen, Fränkischen, Meißnischen, und Niedersächsischen Schreibart. Wiewohl auch hier ist es nicht ausgemacht, daß alle Schriftsteller aus einem Lande einerley Schreibart haben. Wie mancherley Proben haben uns nicht die benannten Provinzen schon gewiesen? Und warum könnten die Brandenburger und Preussen nicht auch noch eine Classe unter den Scribenten bekommen? Endlich hat man auch die Schreibart in die niedrige, mittlere und erhabene eintheilen wollen: Aber auch diese Eintheilung kan uns nicht viel helfen. Es ist sehr schwer, die Grenzen dieser drey Arten recht zu bestimmen; und die erste von der niederträchtigen, die letzte aber von der hochtrabenden recht zu unterscheiden.

§. XV.

Es besteht aber die natürliche Schreibart in der gemei-

gemeinen Art des Ausdruckes, deren man sich im täglichen Umgange bedienet. Man denkt in derselben mehr an die Sachen, als an die Wörter; man redet deutlich, leicht, und verständlich; man sinnt auf keine Zierrathen seiner Redensarten; man bemüht sich nichts sonderbar scharfsinniges oder nachdenkliches zu sagen, sondern ist zufrieden, daß man wahre und ordentliche Gedanken vorbringet. Doch hütet man sich unter wohlgesitteten Leuten, wie billig ist, für allen pöbelhaften Ausdrückungen, und solchen Worten, die wieder die Regeln der Ehrbarkeit laufen. Alles dieses ist nun die Art der natürlichen Schreibart gleichfalls. Sie zwinget sich in nichts: Ausser, daß sie etwa in der Ordnung der Wörter, und im Zusammenhange der Perioden etwas sorgfältiger ist, als man in der gemeinen Sprache zu seyn pflegt, wo die Uebereilung zuweilen etwas unregelmäßiges hervorbringet. Will man Exempel dieser Schreibart haben, so muß man sie in dogmatischen und historischen Büchern suchen; doch in solchen, deren Verfasser ihre Pflicht verstanden und beobachtet haben. Bey uns Deutschen sind die Bünauische und Mascovische Historie, und Rheinbecks Erkl. der Augsp. Confession so geschrieben. Ja selbst dieses Hauptstück unsrer Redekunst kan zum Beyspiele dienen. Wir könnten auch aus dem Patrioten, dem Biedermanne, oder den Tadlerinnen solche Stellen in Menge anführen, wenn es nöthig wäre. Man merke nur, daß auch in dieser natürlichen Schreibart, bey verschiedenen Schriftstellern ein grosser Unterschied angetroffen wird, indem die Naturelle, die Fähigkeiten, die Grade ihrer Einsicht in die Sachen, und andere Umstände mehr, vielfältige Veränderungen darinnen hervorbringen.

§. XVI.

Die sinnreiche Schreibart ist von ganz andrer

Beschaffenheit. Sie entsteht aus den Gedanken eines scharfsinnigen und witzigen Kopfes, der viel neue, schöne und nachdenkliche Einfälle hat, und dieselbe mit anständigen Worten auszudrücken weis. Daher klingt sie denn weit künstlicher als jene, weil sie mit wenigen, doch auserlesenen Worten, ihrem Leser, oder Zuhörer viele und unerwartete Gedanken erweckt. Sie besteht also aus den edelsten Begriffen, die man nur haben kan, und die mit den kräftigsten Wörtern ausgedrückt werden. Der Zusammenhang ihrer Sätze, geschieht nicht so wohl durch die gewöhnlichen Bindewörter; als durch die Sachen und Materien selbst. Weitschweifige Beywörter taugen hier nichts: Die Kürze ihrer Sprüche zieret sie weit besser. Daher haben gewisse Arten des Erhabenen darinn statt, die von vielen Kunstrichtern so sehr angepriesen werden. Z. E. Das Mosaische: Gott sprach: Es werde Licht; und es ward! welches Longin so gelobet hat; Das Davidische: Wie er spricht, so geschichts ꝛc. Des Ajax Bitte an den Jupiter, im Homer; Alexanders Antwort an den Parmenio im Curtius; Cäsars Aufmunterung an einen zaghaften Schiffer u. d. gl. mehr, geben hier bequeme Exempel des Sinnreichen, in so weit es erhaben ist, ab. Nur merke man, daß man in den Worten eher etwas nachläßig, als gar zu künstlich verfahren muß: Die meiste Schönheit muß in den Gedanken bestehen. Der Anfang der Canitzischen Rede auf die Brandenburgische Prinzeßin, imgl. die Lobrede des Plinius geben die besten Exempel dieser Schreibart ab: Wiewohl auch Fleschiers Rede auf den Turenne zum Muster derselben dienen kan.

§. XVII.

Drittens folgt die bewegende Schreibart, sonst auf griechisch die pathetische, auf lateinisch die affectuöse genannt. Diese ist eine Art des Ausdruckes, die den

Leiden-

Leidenschaften eigen ist. Ein Mensch, der in einer heftigen Gemüthsbewegung steht, pflegt gemeiniglich auch heftig und beweglich zu reden. Diesem Muster ahmet ein Redner in dieser Schreibart nach. Er sucht sich so viel möglich, erst selbst in den Affect zu setzen, den er ausdrücken und erregen will: Alsdann läßt er seiner Einbildungskraft den Lauf, so hitzig, so nachdrücklich und einnehmend zu reden, als es ihr nur möglich ist. Ist aber ein Redner wirklich in einer Leidenschaft, so ist es ihm desto leichter, seinen innerlichen Regungen zu folgen. Er darf nur ohne Verstellung und mit einer völligen Freyheit reden, wie es ihm ums Herz ist. Dadurch wird er gewiß die Herzen seiner Zuhörer so bewegen, als ob er nicht geredet, sondern gedonnert, oder geblitzet hätte. Denn

Vt ridentibus arrident, ita flentibus adsunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum
Est primum ipse tibi. *Hor.*

Es ist schwer, noch andre Regeln von dieser Schreibart zu geben. Denn ich kan weder sagen, daß man keine, noch daß man viel verblümte Redensarten; kurze, noch lange Sätze darinn brauchen müsse. Man kan, nach Beschaffenheit der Leidenschaften, bald dieses bald jenes thun. Nur das ist gewiß, daß man viel Figuren in einer solchen bewegenden Rede anbringen muß, wie die Natur dieses in der That selbst lehret. Die Muster davon kan man nirgend besser, als bey den Alten suchen. Des Demosthenes 1. phil. R. ist fast durchgehends voll von dieser Schreibart. In des Cicero Philippischen und Verrinischen, auch seinen Catilinarischen Reden trifft man gleichfalls die schönsten Exempel davon an: Wie wir denn oben p. 184. eine Stelle daraus zum Muster gegeben haben. Die kleinen Reden, die Sallustius, Livius und Curtius in ihre Historien gemenget haben, können hier gleichfalls zu Exempeln dienen.

§. XIIX.

Nun wird sichs fragen, welche von diesen Gattungen der guten Schreibart man in einer Rede brauchen solle? Oder wo man sie eigentlich anbringen müsse? Vors erste behaupte ich, daß man keine ganze, nur etwas lange Rede in einer einzigen von diesen Gattungen abfassen könne. Die natürliche Schreibart muß zwar freylich in allen unsern Reden herrschen: Aber wer sie allein durchgehends brauchen, und niemals was sinnreiches oder bewegendes mit untermischen wollte, der würde eine sehr matte und schläfrige Rede zuwege bringen. Die sinnreiche Schreibart allein kan man auch nicht in einer ganzen Rede brauchen. Denn sie ist zu nachdenklich, und für die meisten Zuhörer zu tiefsinnig, als daß sie allenthalben statt finden könnte. Sie ist nur eine Würze, in einer an sich nahrhaften Speise: Lauter Würze aber setzet man nicht in ganzen Schüsseln, vielweniger in völligen Trachten auf. Wo wollte auch ein Redner alle die schönen Einfälle hernehmen, eine ganze Rede damit anzufüllen: Ohne viel abgedroschenes Stroh mit einzumengen, oder eine Menge alter Gedanken wieder aufzuwärmen, die schon hundert mal in andern Schriften vorgekommen? Endlich läßt sich auch die bewegende Schreibart nicht durchgehends in einer Rede brauchen. Denn sie schicket sich nur in einem Affecte, und wer kan in einer ganzen Rede immer in voller Bewegung stehen? Alle heftige Leidenschaften dauren nicht lange: Und wenn sie ja etwas lange anhalten, so lassen sie doch zuweilen etwas nach. Selbst in der ersten Catilinarischen Rede Ciceros, herrschet der Affect nicht durchgehends, sondern ist hier und da, durch andre Betrachtungen unterbrochen.

§. XIX.

Will man also die rechte Schreibart in einer Rede heraus-

heraus bringen: So muß man eine Vermischung der obigen drey Gattungen in einer Rede vornehmen. Dieses recht geschickt ins Werck zu richten, muß man jede an ihrem gehörigen Orte anbringen. Es schicket sich aber die natürliche 1) sonderlich in die Eingänge. Denn dadurch bekömmt eine Rede das Ansehen, als ob sie gleich aus dem Stegreife und ohne Vorbereitung gehalten würde. Ein gar zu sinnreicher Anfang macht den Zuhörer argwöhnisch, als ob ihn der Redner, mit seiner gar zu grossen Kunst, überrumpeln wolle. In vollem Affecte den Eingang anzufangen, will sich auch nicht thun lassen, es wäre denn in ganz besondern Fällen. 2) Schicket sich die natürliche Schreibart in die Erklärungen und Beweise. Denn dort will man etwas deutlich machen, und hier den Verstand von einer Wahrheit überzeugen. In beyden muß man sich also der Deutlichkeit und Verständlichkeit der Ausdrückungen befleißigen. Die sinnreiche Schreibart schickt sich in die Erläuterungen, in die Lehrsprüche und guten Einfälle, die aber als ein Zierrath in der ganzen Rede zerstreuet werden können. Endlich die bewegende Schreibart gehört hauptsächlich in die Erregung der Gemüthsbewegungen; es mögen nun dieselben vorkommen wo sie wollen. Wer seine Schreibart dergestalt in einer Rede einzurichten weis, der wird seine Zuhörer gewiß nicht schläfrig werden lassen, sondern ihre Aufmerksamkeit durch die Abwechselung, des deutlichen, tiefsinnigen und lebhaften Ausdruckes nach Wunsche zu unterhalten vermögend seyn.

§. XX.

Ich weis wohl, daß in einigen Arten der Reden, als z. E. in förmlichen Lobreden die sinnreiche Schreibart fast ganz allein herrschet. Ich weis auch, daß in Complimentirreden die natürliche durchgehends die Oberhand behalten muß. Allein es sind gleichwohl die

andern Arten darum nicht gänzlich ausgeschlossen. Es bleibt dem ungeachtet bey den obigen Hauptregeln; indem z. E. auch Plinius den Eingang zu seiner sinnreichen Lobrede, in der natürlichsten Schreibart gemacht. Was sonst noch von der Schreibart vor Gattungen vorkommen, als z. E. die historische, die theologische, juristische, poetische, satyrische, u. d gl. das gehört eigentlich nicht für uns. Erzählt gleich ein Redner zuweilen einige historische Umstände, die zum Verstande seines Hauptsatzes nöthig sind: So kan er dabey schon fortkommen, wenn er nur den Regeln der natürlichen Schreibart folget. Die theologischen Reden müssen zwar einen biblischen Ausdruck haben, als der den Leuten weit heiliger und kräftiger vorkömmt, weil er von der heutigen Art deutsch zu reden, abweichet. Allein davon wollen wir im andern Theile schon an seinem Orte handeln. Die juristische, so wie sie in Kanzleyen und vor Gerichte üblich ist, wird zwar eine Rede schlecht zieren: Doch pflegt sie oft in Hofreden und einigen besondern Fällen noch statt zu finden; mehr, weil ihre Verfasser keine bessere in ihrer Gewalt haben, als weil sie unentbehrlich wäre. Daher geht sie uns hier nicht viel an. Was die poetische und satyrische insonderheit betrifft: So gehören sie gar nicht für uns, und können also leichtlich übergangen werden.

Das XVII. Hauptstücke.

Vom guten Vortrage einer Rede überhaupt und im Absehen auf die Aussprache insbesondre.

§. I.

Wir sind mit allem demjenigen fertig, was zur Erfindung, Einrichtung und Ausarbeitung einer Rede überhaupt gehörig ist. Nichts ist übrig, als der gute Vortrag. Daß derselbe einem Redner höchstnöthig sey, ist sehr leicht zu begreifen. Die schönste Rede auf dem Papiere thut bey dem Zuhörer keine Wirkung, und befördert die Absicht des Redners nicht, wenn sie nicht recht vorgetragen wird. Die Erfahrung lehrt es ja täglich, wie verdrüßlich gewisse Leute anzuhören sind, ob sie gleich lauter vernünftige Sachen vorbringen; und wie gerne man andern aufmerksam zuhöret, ob sie gleich nichts sonderliches sagen. Das Gesicht und Gehör hat viel Eindruck in die Gemüther der Menschen. Wer sie gewinnen kan, der hat auch bey der Vernunft selbst fast alles gewonnen. Das haben die alten griechischen Redner beyzeiten wahrgenommen, und zu ihrem Vortheile zu brauchen gewußt. Demosthenes ward von dem ganzen Athenienſischen Volke ausgelachet, als er sich unterstund auf öffentlichem Markte zu reden; ehe er noch auf seinen äusserlichen Vortrag Fleiß gewandt hatte. Daher begab er sich, auf den Rath eines guten Freundes, in die Unterweisung dreyer geschickter Comödianten, des Andronicus, Neoptolemus, und Satyrus, welche rechte Meister in der guten Aussprache und Vorstellung waren. Von diesen lernte er die Kunst, seinen an sich guten und gewaltigen Reden, durch den guten Vortrag den rechten Nachdruck und das nöthige Ge-

wichte zu geben. Es war also kein Wunder, daß er nachmals auf die Frage, welches das wichtigste Stücke der Beredsamkeit wäre, dreymal nacheinander die Antwort gab Ὑποκρισις! Der äusserliche Vortrag! Auch Cicero sagt an einem Orte actionem ubique dominari in oratione. Und Quintilian im 3 Cap. des XI. Buchs schreibt: Habet autem res ipsa (pronuntiatio) miram quandam in orationibus vim ac potestatem. Neque enim tam refert, qualia sint, quae intra nos metipsos compositimus, quam quomodo efferantur: nam ita quisque, vt audit, monetur. Quare neque probatio vlla, quae modo venit ab oratore, tam firma est, vt non perdat vires suas, nisi adiuuetur assueratione dicentis. Affectus omnes languescant necesse est, nisi voce, vultu, totius prope habitu corporis inardescant.

§. II.

Ein Redner darf also gewiß in diesem Stücke seiner Pflicht nicht saumselig seyn; sondern er muß mit gleichem Fleisse darauf denken, wie er seine Rede wohl halten, als wie er sie wohl ausarbeiten wolle. Mit dem blossen Naturelle, darauf man es gemeiniglich allein ankommen läßt, ist es gewiß nicht ausgerichtet. Es thut zwar bey einigen viel; allein es muß auch durch Regeln geleitet, und durch die Nachahmung guter Muster gebessert werden. Cicero, ob er wohl von Natur eine besondere Geschicklichkeit dazu gehabt, auch in seiner Jugend in Rom die besten Muster, als z. E. den Hortensius fleißig gehöret hatte: So hat er doch nicht unterlassen auf seinen Reisen durch Griechenland und Asien die grösten Redner zu hören, sich unter ihrer Aufsicht zu üben, und durch ihre Regeln und Anmerkungen seinen Vortrag zu bessern. Er merket selbst an, daß er in den ersten öffentlichen Reden, die er vor seiner Reise, in Rom gehalten, noch viele Fehler in der Stim-

Stimme, Aussprache und Heftigkeit des Vortrages an sich gehabt die er aber in der Fremde ganz abgeleget hat. Solch einem Muster nun darf sich niemand schämen zu folgen. Der natürlichen Fehler giebt es überaus viel, und der angewöhnten noch mehrere, die man selbst an sich so gut nicht wahrnehmen kan, als ein andrer. In Ermangelung dessen aber, mache man sich nur folgende Regeln bekannt, die einen zum wenigsten aufmerksamer auf sich selbst machen werden, als man insgemein zu seyn pflegt. Der erste Theil derselben betrifft die Aussprache; der andre wird von den Bewegungen des Leibes handeln, die ein Redner geschickt brauchen muß: Beyde werden unter dem guten Vortrage begriffen. Man lese auch hier Quintilians ganzes XI. Buch, und die beyden obengerühmten französischen Tractätchen nach, De l' Action d' un Orateur, und Methode nouvelle pour bien animer un discours.

§. III.

Vors erste muß sich ein angehender Redner prüfen, ob er von Natur eine laute, klare und reine Stimme habe. Wer damit nicht versehen ist, dem fehlet schon sehr viel. Ein rauher, dumpfigter Hals, oder eine gar zu grobe Stimme, die mehr rasselt, als redet, ist sehr unangenehm: Wie denn auch eine gar zu helle Kehle, die mehr schreyet, als spricht, verdrüßlich ist. Doch ist es so ganz unmöglich nicht, seine natürliche Ungeschicklichkeit ein wenig zu bessern, und dadurch seine Sprache, wo nicht angenehm, doch etwas erträglicher zu machen. Vors andre sehe man, ob man eine deutliche und vollkommen reine Aussprache habe. Das lispeln, stammeln und poltern in der Rede ist ein grosser Uebelstand. Sonderlich aber ist es ärgerlich, wenn ein Redner das R nicht sprechen kan; sondern es entweder herausgurgeln, oder mit den Lippen schnattern muß.

muß. Solche Leute thäten besser, daß sie entweder gar nicht öffentlich redeten, oder sich doch mit dem Demosthenes die Mühe nehmen möchten, erstlich das R. aussprechen zu lernen. Zum dritten muß ein guter Redner auch eine starke Lunge und einen langen Athem haben. Ohne diesen würde es ihm vielmal an Kräften fehlen, seinen Worten den rechten Nachdruck zu geben, und in Erregung der Affecten manchen langen Satz mit dem gehörigen Feuer auszusprechen. Wer nun diese Gabe nicht im hohen Grade empfangen hat, der kan sie zwar, durch die Uebung, noch in etwas erlangen; doch wird er niemals grosse Wunder thun, und gleichwohl in Gefahr stehen, zuweilen Blut auszuwerfen.

§. IV.

Wenn es nun mit diesem natürlichen Geschicke seine gute Richtigkeit hat: So ist die Hauptregel der guten Aussprache diese: Man befleißige sich auf eine angenehme Mannigfaltigkeit in der Stimme und Sprache. Nichts ist so ekelhaft, als eine beständige Einförmigkeit in der Rede. Wer immer in einem Tone, immer gleich geschwinde, oder gleich langsam, oder endlich, immer in einer Melodie redet; der macht seine Zuhörer entweder bald schläfrig, oder doch überdrüßig. Bloß die Abwechselung des Tones in Sylben und Wörtern, des lauten und leisen, des geschwinden und langsamen Vortrages, u. desgl. muß diesen Ekel der Zuhörer verhüten und vertreiben. Unsere Sprache muß eine Art von Musik in sich haben: Wie sich denn auch die musicalischen Regeln der Alten bis auf die Rede erstrecket haben. Wer nun weis, was es den Ohren vor einen Verdruß erwecket, lauter eintonige Leyern, oder doch lauter gleichlange Noten, oder doch eine gar zu oftmals wiederholte Gesangweise zu hören: Der wird wissen, was ich haben will. Und in der That lehrt uns die Natur unsere Rede sehr verändern, wenn

wir

wir ihr nur den Zügel schiessen lassen. Die ungelehrtesten Leute könnten hier oft den Rednern Muster geben. Nachdem die Sachen, die Umstände, die Affecten und die Personen sind, davon, darinn, und mit welchen sie sprechen: Nachdem ist auch der Klang ihrer Sprache unterschieden. Diese hergegen haben in öffentlichen Reden die Natur ganz fahren lassen, und sich dagegen eine Art der Aussprache angewöhnet, die das geschickteste Mittel ist, seine Zuhörer in einen süssen Schlummer zu bringen. Man hüte sich so viel als möglich ist, vor diesem Fehler, sonst wird man niemals was mittelmässiges mit seinen Reden ausrichten.

§. V.

Es muß aber anfänglich die Rede, nach Verschiedenheit ihrer Theile, auch eine verschiedene Aussprache haben. Der Eingang muß mit einer sanften und mässigen Stimme, mit einer gewissen Langsamkeit und Gelassenheit vorgebracht werden. Denn theils muß ein Redner darinnen noch gegen seine Zuhörer eine Ehrerbiethigkeit bezeigen; theils aber muß er auch seine Stimme aufs folgende noch sparen. Der Hauptsatz muß schon etwas lauter und erhabner ausgesprochen werden: Damit die Zuhörer ihn nicht überhören können. Die Erklärungen erfodern zwar eine deutliche und langsame, aber noch keine heftige und starke Stimme. Die Beweise müssen allererst recht männlich, munter und nachdrücklich vorgetragen werden. Die Sprache des Redners muß es zeigen, daß er selbst von der Wahrheit seines Satzes eingenommen ist, und daß er also eine gute Sache hat. Die Einwürfe muß man gleichsam mit einer fremden, die Beantwortungen derselben aber mit einer sehr lebhaften, gesetzten, auch wohl gar hitzigen Aussprache erheben. Die Erregung der Affecten endlich erfordert die allerstärkste, allerheftigste und mannigfaltigste Aussprache, die ein Redner nur in seiner

ner Gewalt hat. Hier muß er alle Leidenschaften selbst annehmen, die er erwecken will. Summa enim, quantum ego quidem sentio, (schreibt hiervon Quintilian L. VI. c 2.) circa mouendos affectus, in hoc posita est, vt moueamur ipsi. - - - Quare in iis, quae verisimilia esse volemus, simus ipsi similes eorum, qui vere patiuntur, affectibus; & a tali animo proficiscatur oratio, qualem facere iudicem (auditorem) volet. An ille dolebit, qui audiet me, cum hoc dicam, non dolentem? Irascetur, si nihil ipse, qui in iram concitat, idque exigit, simile patietur? Siccis agenti oculis lacrimas dabit? Fieri non potest!

§. VI.

Ferner muß ein guter Redner seine Aussprache in einer Rede nach Verschiedenheit der Sachen zu verändern und abzuwechseln wissen. Die Natur lehret dieses selbst, wenn man nur auf die Muster geschickter Leute acht haben will. Nun sind die Sachen davon ein Redner handeln kan, entweder Werke Gottes in der Natur; oder Handlungen und Werke der Menschen; oder allerley Begebenheiten, die auf das Glück ankommen. Bey der ersten Classe kommen theils schöne und angenehme, theils grosse und wunderbare, theils schreckliche und fürchterliche Dinge vor: Und da ist nichts natürlicher, als daß auch ein Redner von der ersten Art mit einer sanften und anmuthigen; von der andern mit einer erhabenen und prächtigen, von der dritten Art aber mit einer rauhen und ängstlichen Stimme spreche. Bey der andern Hauptclasse begreift man abermals leicht, daß die Handlungen der Menschen, theils gut und tugendhaft, theils böse oder lasterhaft, theils aber sehr groß und kunstreich sind. Was ist nun auch hier billiger, als von der ersten Art mit einer vergnügten und gutheissenden, von der andern mit einer zürnenden und verwerfenden, von der dritten Art aber entwe-

entweder mit einer bewundernden und erstaunenden; oder wenn man sie verachten und tadeln will, mit einer höhnischen und spöttischen Stimme zu reden. Endlich sieht man auch gleich, daß man von Glücksfällen die einem, der ihrer würdig ist, begegnen, mit einer freudigen und muntern Sprache; von solchen aber, die einen Unwürdigen betreffen, mit einem bewundernden Tone reden müsse. Von Unglücksfällen ebenfalls muß man anders sprechen, wenn sie einem Tugendhaften begegnen, der sie nicht verdienet hat; als wenn sie einem Lasterhaften zu Theil werden, welcher ihrer wohl würdig ist.

§. VII.

Wir kommen auf die Affecten, und auch davon ist es höchstvernünftig und naturmäßig, sie alle miteinander in einer verschiedenen Stimme auszudrücken. Kan man es doch an Leuten, deren Sprache man nicht versteht, aus dem bloßen Tone ihrer Rede, wahrnehmen, in was für einer Leidenschaft sie stehen. Eben dieser Kunst muß sich ein Redner auch befleißigen: Und dieses wird um desto eher angehen, wenn er erstlich selbst die Gemüthsbewegungen in sich fühlet, die er erregen will. Es ist also zuförderst nöthig, daß er die Liebe mit seiner Stimme und Aussprache recht abzubilden und auszudrücken wisse. Diese ist nun eine in verschiedenen Fällen sehr verschiedene Gemüthsbeschaffenheit. Bald ist sie ganz sanft und gelinde; bald heftig und hitzig; bald etwas traurig und mitleidig; bald lustig und munter; nachdem die Umstände sind, darinn sich das Geliebte befindet. Die letzten Arten, wie leicht ein jeder sieht, sind mit andern Leidenschaften vermischt: Daher wollen wir hier keine Regeln davon geben. Die erste aber, wo die Liebe allein herrscht, zu erläutern, merke man, daß man eine sanfte, gelassene und nach Gelegenheit freymüthige und muntre Stim-

me

me dabey brauchen muß. Zur Probe mag folgende Stelle aus der Rede für den Archias dienen.

Wer ist unter uns von so unempfindlichem und bäurischen Gemüthe, daß er neulich durch den Tod des Comödianten Roscius nicht wäre gerühret worden; der, ob er gleich ein Greis war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte sich nun dieser, durch die Bewegungen des Leibes, bey uns allen so viel Liebe erworben: Wie wollen wir denn die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes und die Hurtigkeit aufgeräumter Köpfe verschmähen? Wie oft habe ich nicht, ihr Richter, gesehen, daß Archias, ohne einen Buchstaben aufzuschreiben, eine Menge der schönsten Verse, von allerley vorfallenden Sachen aus dem Stegreife hergesagt? Wie oft hat er nicht, wenn er darinn gestöret worden, wiederum von eben den Materien, doch mit ganz andern Worten und Versen gedichtet? Wenn er sich aber Zeit nahm, mit Fleiß und bey guter Muße zu dichten: So hat er solchen Beyfall dadurch erhalten, daß er fast den alten Scribenten gleich geschätzet worden. Sollte ich nun denselben nicht lieben? Sollte ich ihn nicht bewundern, sollte ich ihn nicht auf alle mögliche Weise zu vertheidigen suchen?

§. VIII.

Der Haß muß mit einer rauhen und verdrüßlichen Stimme ausgesprochen werden. Ja auch wenn man andre zum Hasse bewegen will, muß man mit einem störrigen und heftigen Tone der Sprache, den Wiederwillen seiner Zuhörer zu erwecken wissen. Denn so reden Leute, die wieder einen andern wirklich aufgebracht sind. Zum Exempel kan oben p. 168. das Stücke aus der Rede für den Ligar dienen.

Der Zorn ist noch weit hitziger und gewaltsamer in seinen Bewegungen. Folglich muß auch die Aussprache

eines

eines Zornigen weit geschwinder, und sein Zorn weit erhabener und schreyender seyn. Die Stimme muß sich plötzlich verändern und oft abwechseln. Ein Wort muß kaum vor dem andern Raum haben. Ein Exempel sehe man oben p. 169. aus dem Demosthenes; noch bessere aber kan man in der 1sten Catilinarischen, und II. Philippischen Rede Cicerons finden.

Das Mitleiden entspringet aus der Liebe, und aus der Traurigkeit: Folglich muß auch der Ton der Stimme sanft und gelinde, doch dabey kläglich und bebend seyn; die Sprache aber muß langsam und gar nicht heftig seyn. Man muß sich selbst nur beobachten, wenn man wirklich diese Leidenschaft empfindet; oder auf andere acht haben. Ein Muster zur Uebung steht p. 171. ja fast die gantze Rede für den Ligar kan dazu dienen.

Die Freude ist eine starke Bewegung der Seelen, die mit vielen Wallungen des Geblütes verbunden ist. Daher muß die Stimme auch stark, etwas geschwinde, und ziemlich erhaben seyn; die Abwechselung des Tones aber etwas triumphirendes in sich halten. Die Munterkeit und Lebhaftigkeit muß in allen Sylben herrschen. Ein Beyspiel steht schon p. 172, wiewohl auch einige andere Affecten darinn vorkommen.

§. IX.

Die Traurigkeit ist sehr matt und schläfrig; das Hertz klopfet langsamer, und der gantze Leib wird gleichsam halb ohnmächtig. Daher muß auch die Sprache eines Traurigen gedämpfet, matt und gezogen seyn. Alle Wörter wird ein Betrübter ausdehnen, seine Sätze wird er mit vielen Seufzern unterbrechen, und oft wohl gar mitten in einem Worte gleichsam ersticken wollen. Man sehe ein Exempel hiervon oben p. 174.

Die Furcht läßt sich gleichfalls durch die Sprache sehr wohl ausdrücken. Sie hat eine bebende, zitternde, aber dabey schwache Stimme. Sie holt oft Athem,

weil er ihr gemeiniglich entgeht. Weil ihr aller Muth entfallen ist, so fällt ihr auch die Stimme, so daß man sie oft nicht recht vernehmen oder hören kan. Doch kan es wohl kommen, daß ein Furchtsamer auch unverhofft einmal die Stimme erhebt, und dadurch destomehr die Heftigkeit seiner Leidenschaft anzeiget. Man sehe oben p. 176.

Die Hoffnung, nebst den übrigen Affecten, unterscheiden sich zwar auch durch einen eigenen Ton der Sprache und Stimme. Doch weil es uns theils an Wörtern fehlt, dieselben recht zu beschreiben; und es doch mehr auf die mündliche Anweisung hierbey ankömmt, als auf Regeln: So wollen wir uns hierbey nicht länger aufhalten; sondern lieber durch Muster und mündliche Aussprache der oben im IX. Hauptst. angeführten Exempel, als durch weitläuftige Lehren, unsre Meynung davon entdecken.

§. X.

Endlich sind die Figuren auch dergleichen Stücke, die ein Redner mit besonderer Abwechselung der Stimme muß auszusprechen wissen. Die Affecten erfordern solches unfehlbar, und wer jene recht ausdrücken will, der muß nothwendig auch diese gehöriger maassen zu beleben geschickt seyn. Nun haben wir oben im XIV. Hauptstücke erstlich von den Figuren in Wörtern gehandelt. Unter diesen sind einige sonderlich so beschaffen, daß man ihren Nachdruck mit der Stimme erheben kan. Dahin gehöret denn I.) Anaphora. Hier muß man den ähnlichen Anfang aller Sätze mit einer lautern und deutlichern Stimme hören lassen, als das übrige, wie z. E. p. 279. das Wörtlein Siehe. Eben so ist es II) mit der Epiphora; denn auch hier muß das letzte Wort allezeit mit einer erhabenen Stimme gesprochen werden. Z. E. das Wort Geld am angezogenen Orte. Die Epizeuxis hat III) die Art, daß das zweymal nach einander wiederholte Wort zum andern mal

weit

weit stärker ausgesprochen werden muß, z. E. siehe p. 280. Eben so ist es zum IV) mit der Anadiplosi. Denn das im Anfange des neuen Satzes wiederholte letzte Wort des vorhergehenden muß auch weit stärker gehöret werden, als es zum ersten mal gehöret wurde. Exempel siehe eben daselbst. Nicht viel anders ist es V) mit der Epanalepsi. Denn zuletzt muß sich das Wiederholte weit mehr erheben, als im Anfange. Zuletzt mag VI) noch die Gradatio kommen. Diese muß in der Stimme eben so steigen oder fallen, als die Sachen selbst. Siehe das Exempel p. 280.

§. XI.

Die Figuren in ganzen Sätzen können und müssen gleichfalls durch die gute Aussprache verstärket werden. *Wir wollen hier eben der Ordnung folgen, die wir oben beobachtet haben, und uns eben der Exempel bedienen*; ohne sie nochmahls hieher zu setzen.

Occupatio hält Worte eines Gegners in sich, die man beantwortet. Folglich muß der Redner in dem Einwurfe eine ganz andre Stimme annehmen, als er in den vorhergehenden Worten gebrauchet hat: In der Antwort aber muß er wiederum mit seiner eigenen, und zwar etwas erhabenen und lauten Stimme sprechen; damit man um desto besser seinen Ernst daraus sehen möge. S. p. 281.

Concessio. Hier muß dasjenige, was sie einräumet, mit einer sanften und nachgebenden Stimme ausgesprochen werden. Was aber darauf folget, bekömmt einen desto muthigern Ton; doch nachdem die Sache selbst, oder der Affect es erfordert. Denn es ist natürlich, daß derjenige, so seinem Gegner was einräumet, ihm sanftmüthig begegnen muß. S. eben das.

Confessio. Hiermit verhält sichs fast eben so. Doch muß auch hier die Leidenschaft, und die Beschaffenheit der Sache aus dem Zusammenhange betrachtet werden. S. ebend.

Communicatio. Dieses ist auch noch eine von den sanften Figuren, die mit einer gelassenen sanftmüthigen Art vorgetragen werden. Doch ist es ein anders, wenn man sie mit ruhigem Geiste, oder mit heftiger Gemüthsbewegung brauchet. Denn hier kan sie auch hitziger lauten. S. p. 282.

§. XII.

Distributio. Wer viele Theile einer weitläuftigen Sache recht lebhaft vor Augen stellen will, der muß auch bey dem Anfange jedes Theiles die Stimme gewisser maassen erheben, oder verändern; daß es der Zuhörer auch daran wahrnehme, wie vielerley er zu beobachten habe. S. ebend.

Descriptio. Diese Figur wird fast eben so ausgesprochen, als die vorige; nur daß sie ein wenig langsamer und gelassener fortläufet, als die vorhergehende, wo die Geschwindigkeit oft zu einer Tugend wird. S. p. 283.

Antitheton. Wo man wiedrige Dinge mit einander vergleicht, und gegeneinander setzt, da ist es billig, daß man auch die Stimme ganz wiederwärtig hören lasse, und miteinander abwechsele. S. ebend.

Praeteritio. Wer etwas übergehen will, der muß es auch mit einer etwas gelassenern Stimme sagen, als ob er es ausführlich beyzubringen gesonnen wäre. p. 284.

Incrementum. Hiervon ist schon oben unter den Figuren Meldung geschehen. Denn die Stimme muß in beyden Fällen, so wohl als die Sachen steigen. Ebend.

Correctio. Wenn man das bereits gesagte wiederrufft, so muß man die natürliche Verwirrung eines Menschen, der sich in der That verredet hat, aufs genaueste nachahmen, und die Verbesserung viel lauter aussprechen, als das vorige. p. 285.

§. XIII.

Interrogatio. Diese steht unter den heftigen Figuren oben an. Sie kömmt auch gemeiniglich aus einem

sehr

sehr unruhigen Gemüthe her: Daher muß sie denn recht lebhaft und munter ausgesprochen werden. Die Natur lehrt es jeden schon, wie man den Ton in einer Frage auf gewisse Sylben mehr, als auf andere leget. Dieser folge man. S. p. 285.

Apostrophe. Weil sich diese Figur bald an abwesende, bald an todte, bald an leblose Dinge richtet: So muß man sie auch mit einem sehr lauten und starken Tone der Stimme aussprechen; als ob man wollte, daß es auch von diesen entlegenen und verstorbenen Personen, oder auch von Tauben verstanden werden sollte. Ebend.

Exclamatio. Hier giebt es der Name schon, daß man die Stimme so sehr, als es möglich ist, erheben müsse. Zu dem Ende muß sich denn ein Redner vorsehen, daß er nicht kurz vor einem Ausrufe sich zu sehr angreife. Vielmehr muß er mit Fleiß die Stimme etwas sinken lassen, um das folgende desto mehr zu erheben. S. p. 286.

Admiratio. Wenn man etwas bewundert, so pflegt man eine zwar etwas männliche, und von dem vorhergehenden unterschiedene, aber doch nicht gar zu laute Stimme anzunehmen. Doch es wäre ein anders, wenn man auch zugleich einen Ausruff dabey thäte. Ebend.

Parrhesia. Diese Figur erfordert eine sehr starke Stimme. Denn die Kühnheit, die in der Sache selbst ist, muß sich auch durch die Aussprache mit zu erkennen geben. Es würde sehr wunderlich klingen, wenn man sie bebend und blöde aussprechen wollte. Ebend.

Jusiurandum. Am allerheftigsten und lautesten muß aber diese Figur sich hören lassen: Denn da ein Redner den Eid nicht eher brauchen darf, als bis er ihm abgedrungen worden: So muß man es auch an seiner Sprache hören, daß ihm rechte Gewalt geschehen sey. S. p. 287.

§. XIV.

Es folgen nunmehro noch Votum, ein Wunsch oder ein brünstiges Verlangen. Dieses muß nun mit einer sehnlichen und etwas angestrengten Stimme vorgebracht werden, damit es dem Zuhörer in die Ohren falle, daß es dem Redner ein Ernst damit ist. S. p. 287.

Epimone. Diese Figur vermenget fast alle Figuren, und darum wird auch die Aussprache so feurig seyn müssen, als jede ins besondere es erfordert. Hierbey kan der Redner ein Meisterstück machen! S. p. 288.

Cumulus. Die Menge der Dinge, so hier zusammen gehäufet werden, erfordert fast eben die Aussprache, die wir oben bey der Distribution angerathen haben. Denn die Stimme muß alle Glieder der Rede deutlich anzeigen. Ebend.

Sermocinatio. Hier werden Todte redend eingeführet, und darinn muß ein Redner ihre Worte mit einer ganz andern Stimme aussprechen, als seine eigene Reden. Ja sie muß auch, nach dem Inhalte derselben, kläglich oder munter seyn. Ebend.

Prosopopeia. Wer leblose Dinge zu Personen macht, der muß fürwahr halb ausser sich seyn. Daher muß hier ein Redner gewiß überaus heftig reden; damit es nicht durch seine Kaltsinnigkeit lächerlich werde, solche Verwegenheit zu begehen. S. p. 289.

Dialogismus. Weil hier gleichsam zwo Personen miteinander sprechen, und Worte wechseln: So muß ein Redner auch zweyerley Stimmen hören lassen; die eine in seinem Namen, die andere im Namen seines Gegners. Ebend.

Endlich kömmt Aposiopesis. Weil sich der Redner hier selber ins Wort fällt, und in seiner Rede abbricht: So muß er auch die Stimme plötzlich sinken lassen; als ob er sich anders bedacht hätte. Zu dem Ende ist es auch gut, kurz vorher die Stimme stark

zu

zu erheben: Damit der Abfall desto besser ins Ohr falle. Ebend.

§. XV.

Nächst den Figuren muß ein Redner auch gewisse Wörter mit dem verschiedenen Tone seiner Aussprache vor andern zu erheben wissen. Vors erste müssen die selbständigen Nennwörter mehr als die andern alle gehöret werden. Denn diese bedeuten die Hauptsachen, davon die Rede ist. Hernach müssen auch gewisse Beywörter und Nebenwörter durch einen stärkern Laut unterschieden werden, wenn etwas auf sie ankömmt. Auch die Zeitwörter sind zuweilen sehr nachdrücklich durch ihre Bedeutung, daher muß man sie denn nicht nachläßig aussprechen. Z. E. Du schlägest sie, aber ꝛc. Selbst die Fürwörter bekommen zuweilen einen Nachdruck, den sie sonst nicht haben. Als z. E. die Rache ist mein; ich will ꝛc. Kurz zu sagen, alle Wörter, auf die ein besonderer Nachdruck in der Sache selbst ankömmt, müssen auch stärker ausgesprochen werden. Hernach müssen Wörter von angenehmer lieblicher Bedeutung auch einen sanften und zarten Laut bekommen; häßliche und schreckliche aber mit einem rauhen und fürchterlichen Halse ausgesprochen werden. Prächtige Wörter endlich, erhabene Redensarten, und die Namen grosser Leute, berühmter Städte u. d. g. müssen auch mit einem solchen Tone vorgebracht werden, der ihnen eine Hochachtung zuwege bringen, oder zum wenigsten zeigen kan, daß der Redner selbst sie in besondern Ehren halte: Es wäre denn, daß er sie lächerlich zu machen, oder zu verspotten willens wäre.

§. XVI.

Ich habe es oben vergessen, von dem Beschluße einer Rede, und der dabey zu beobachtenden Aussprache zu handeln: Darum will ich es hier nachholen. Ueberhaupt muß ein Redner gegen das Ende seiner Arbeit im-

immer freyer und muthiger werden: Theils weil er nunmehr mit seinen Zuhörern immer bekannter geworden; theils weil er dadurch eine Zuversicht auf seine wohlausgeführte Sache zu verstehen geben kan. Zwar was die Wiederholung der angewandten Beweisgründe betrifft; so darf dieselbe nicht eben viel anders, als oben von der Distributione gesaget worden, ausgesprochen werden. Wenn man sie deutlich und laut genug ausspricht: So hat man alles gethan, was nöthig ist. Aber wenn der Beschluß pathetisch ist, so muß freylich die Sprache den Ton und die Erhebung der Stimme bekommen, die der Affect an sich haben würde. Z. E. Mayer beschließt seine Mordpredigten so. Die erste zwar endigt sich mit diesen Worten:

Ach! meine Söhne; ach meine erwünschten Söhne! Höret mich, höret mich, um der blutigen Wunden Christi willen! Höret mich, daß euch Gott wieder höre! Amen.

Die andre aber dergestalt:

Das unschuldige Blut warnet euch, Trunkenheit stürze in Blutvergießen: Ja die gefangenen Mörder lassen euch durch mich bitten, aus ihrem unglücklichen Exempel klug zu werden. Sie hätten es auch nicht geglaubet, daß es ein solch Ende mit ihrer Trunkenheit nehmen würde. O wenn sie an eurer statt seyn sollten! Wollet ihr denn noch nicht folgen? Wollet ihr noch nicht hören? Wollet ihr euch noch nicht bessern? Ach!

Wer sieht es nun da nicht von sich selbst, daß ein solcher Beschluß mit der allerkläglichsten und beweglichsten Stimme ausgesprochen werden müsse? Wäre endlich der Beschluß entweder nur eine Empfehlung seiner eigenen Person, oder eine höfliche Schmeicheley gegen die Zuhörer, oder eine Versicherung von seiner Redlichkeit, wie wir oben p. 191. 192. dergleichen Exempel angeführet haben: So muß ein Redner im ersten

Falle

Falle einen sehr bescheidenen, im andern einen leutseligen und sanften, im dritten aber einen ernsthaften und nachdrücklichen Ton der Sprache anzunehmen wissen.

§. XVII.

Zuletzt ist es nöthig überhaupt zu erinnern, daß die Klugheit im Umgange es einen jeden Redner schon selbst lehren wird, vor was vor Zuhörern, oder in was vor Reden sich diese oder jene Art der Aussprache wird brauchen lassen? In Gegenwart grosser Herren schicket sichs nicht, daß man mit vollem Halse und aus allen Kräften seine Stimme hören lasse: Man müßte sie denn durch die vorhergehenden Betrachtungen schon so sehr eingenommen haben, daß sie es gegen das Ende der Rede gleichsam vergessen hätten, daß sie Könige und Fürsten wären, gegen die man sich einer grössern Bescheidenheit bedienen müßte. In Trauerreden muß durchgehends ein gewisser trauriger Ton, und eine sehr langsame Aussprache herrschen, wenn man nicht alles verderben will. In Lobreden lebendiger Personen muß ein gewisser prächtiger Klang der Stimme, und in scherzhafften Hochzeitreden ein muntrer Ton der Sprache herrschen: Es wäre denn, daß man hier selbst durch eine angenommene strenge Ernsthaftigkeit die Zuhörer desto gewisser zum Lachen zu bewegen hoffen könnte. Selbst aber, auch in einer lustigen Rede, zu lachen, das würde sich durchaus für keinen Redner schicken. Was der Redner zuerst selbst belachet, das kömmt gemeiniglich den Zuhörern abgeschmackt vor: Oder es vergeht ihnen doch die Lust, dem Redner durch ihr Gelächter den Beyfall zu geben, den er sich schon selbst ertheilet hat. Man thut am allerbesten, wenn man sichs gar nicht merken läßt, daß man was lustiges sagen wolle: Weil es ohnedem ungewiß ist, ob es allen Zuhörern eben so lächerlich vorkommen wird.

Das XVIII. Hauptstücke.

Von den guten Stellungen und Bewegungen eines Redners.

§. I.

Die Zuhörer eines Redners haben nicht nur Ohren, sondern auch Augen: Daher muß ein Redner nicht nur jene, sondern auch diese zu befriedigen, zu vergnügen und einzunehmen wissen, wenn er seinen Endzweck glücklich erreichen will. Die Alten nannten diese Geschicklichkeit die stumme Wohlredenheit, oder die Beredsamkeit des Leibes: Und es gab Leute unter ihnen, die bloß dadurch, und ohne ein Wort zu sprechen, alle Gedanken und Leidenschaften auf öffentlichen Schaubühnen zu verstehen geben konnten. Von den Comödianten nahmen sich die Redner oftmals Muster: Und Cicero selbst hat dem Aesopus und Roscius auch in der Absicht fleißig zugesehen, daß er ihnen etwas von ihrer vortrefflichen Geschicklichkeit in diesem Stücke ablernen möchte; wie denn auch diese nicht leicht eine von Ciceros öffentlichen Reden versäumeten, um auch ihm etwas abzulernen. In den neuern Zeiten ist diese Kunst sehr in Verfall gerathen, und in einigen Ländern fast gar aus der Beredsamkeit verbannet worden: Wie sich der Spectator in diesem Stücke über seine Engeländer beschweret. Hergegen die Italiäner treiben dieselbe mit so vielen Ausschweifungen, daß sie einen Ausländer oft zum Lachen zwingen. Nur die Franzosen haben durch Regeln und Exempel gewiesen, wie man das rechte Mittel darinn halten müsse. Die Deutschen haben zwar hier und da lebhafte Redner aufzuweisen gehabt; darunter gewiß D. Mayer einer der vornehmsten gewesen. Allein viele unter unsern Lehrern der geistlichen und weltlichen Beredsamkeit haben

es gar vor einen Fehler ausgegeben, und allen Anfängern wiederrathen, sich derselben zu bedienen.

§. II.

Wir halten, nach dem Gutachten der grösten Männer, dafür, daß die Natur es selbst einem jeden, der nur ein etwas lebhaftes Wesen besitzet, lehret, seine Worte, die ihm ein Ernst sind, mit einer anständigen Mine des Gesichts, und Bewegung des Leibes zu begleiten, und ihnen dadurch einen desto grössern Nachdruck zu geben. Man sieht es auch aus der Erfahrung, daß solches in die Gemüther der Zuhörer keinen geringen Eindruck macht: Warum sollte sich nun ein Redner eines solchen Hülfsmittels muthwillig berauben, seine Rede durchdringend und kräftig zu machen? Er folget also billig seinem Naturelle, und suchet selbiges, so viel ihm möglich ist, aufzuwecken und zu verbessern. Ich rede hier von dem Naturelle, und zwar nicht ohne Grund. Denn die natürlichen Gaben thun auch in diesem Stücke sehr viel. Ein wohlgewachsner Körper, ein wohlgebildetes Antlitz, eine ungezwungene Freyheit in Minen und Geberden sind freylich eine herrliche Sache dabey; die sich aber niemand geben kan. Ein Mensch, der wohl aussieht, hat viel Vorzüge, wenn er redet. Ein Wort von ihm gilt mehr, und wird aufmerksamer angehöret, als wenn eine übelgebildete Person zehn andre sagt. Alcibiades ist die schönste Mannsperson seiner Zeit in Athen gewesen: Darum hat er auch das ganze Volk mit seinen Reden zu lenken gewußt. Wer also was wiedriges im Gesichte hat, so sich auch von weitem sehen läßt, der thut am besten, daß er sich nicht zur Beredsamkeit wendet. Eben den Rath muß man denen geben, die sonst einen höckerichten oder verstümmelten Körper haben.

§. III.

Zwey Dinge sind indessen noch, die auch eine mittelmäßige Gestalt erträglich, und wohl gar zuweilen angenehm

nehm machen. Das erstere ist eine gute Auferziehung im Absehen auf die Stellungen und Bewegungen der Gliedmassen. Ein Tanzmeister thut in diesem Falle bey jungen Knaben gute Dienste, wenn er sie den Kopf wohl tragen, den Leib gerade halten, und die Füße wohl setzen lehret. Ferner müssen kluge Eltern fleißig achtung geben, daß sich Kinder keine seltsame Minen im Gesichte, oder ungeschickte Bewegungen mit den Händen angewöhnen. Alle diese böse Gewohnheiten verunzieren hernach desto mehr, wenn sie an einem Redner öffentlich ins Auge fallen. Das andere Stück ist eine wohlgemachte Kleidung. Es ist nicht zu sagen, was diese bey den Zuhörern vor eine vortheilhafte, oder nachtheilige Meynung von einem Redner erwecken kan. Wer mit einer schmutzigen, zerlumpten, oder nur altväterischen Tracht aufgezogen kommen wollte, der würde sich gewiß verächtlich oder lächerlich machen. Wer aber auch gar zu sonderbar in neuen Moden seyn wollte, der würde sich durch seine Eitelkeit die Zuhörer abwendig machen. Wir wollen hiermit nicht behaupten, daß ein Redner in einem prächtigen Aufzuge erscheinen müsse. Nein, ein ordentliches und reinliches Kleid, eine saubere Wäsche, und ein nach der Sitte ernsthafter Männer eingerichtetes eignes oder falsches Haar ist hier schon genug. Steht aber ein Redner frey, so muß er auch auf die Füße sorgfältig seyn, und sich glatter Strümpfe und reiner Schuhe befleißigen. Cicero hat sich dieser äusserlichen Reinlichkeit so sehr beflissen, daß ihm seine Feinde solche oft für einen weibischen Putz angerechnet haben.

§. IV.

Nunmehro ist es Zeit, die Gliedmaßen des Leibes und ihre Bewegungen selbst nach und nach durchzugehen. Das Haupt steht hier billig oben an, und kan theils überhaupt, theils stückweise betrachtet werden.

Ord-

Ordentlicher weise muß es ein Redner gerade und stille halten, so lange er ruhig und gelassen redet: Es wäre denn, daß er zu beyden Seiten auch Zuhörer hätte, die er zuweilen auch eines Anblickes würdigen muß. Wird aber die Rede etwas lebhaft, so lehret uns die Natur, daß man im Bejahen und Verneinen, im Zweifeln und Bewundern, in der Traurigkeit und Freude der Sprache mit der Bewegung des Hauptes allerdings einigen Nachdruck geben kan. Wenn dieses nur allezeit mit einer gewissen ernsthaften und männlichen Art geschieht; so kan es niemand tadeln: Freylich aber muß man das übermäßige Schütteln und Beben des Hauptes, als einen lächerlichen Uebelstand, vermeiden. Die Stirne muß ein Redner durchaus nicht in Falten und Runzeln ziehen: Es wäre denn, daß er einen grossen Verdruß dadurch auszudrücken willens wäre. Die Augen muß ein Redner nicht zu machen, sondern frey und munter zu erhalten suchen: Ausser wenn er die Traurigkeit damit auszudrücken denket; als wo er wohl gar Thränen vergießen mag, wenn er kan, und die Gelegenheit der Mühe werth ist. Bey einer Verwunderung und im Scherzen kan er sie, mehr als gewöhnlich, aufthun, denn das lehret die Natur. Ordentlich muß er weder Himmel und Erde, noch Wände und Fenster, sondern seine Zuhörer ansehen, mit denen er redet. Nur wenn er grosse Standespersonen anzureden hätte, kan er sie wohl, in währender Beugung, bescheiden zur Erde schlagen. Indessen wenn er von Gott, oder vom Himmel redet, oder sie gar anredet, so ist es billig, auch die Augen dahin zu erheben; und im Gegentheil den Fußboden anzusehen, wenn er von der Erden redet, oder den Affect der Schamhaftigkeit ausdrücken will. Hingegen allezeit mit den Augenliedern zu winken, seitwerts zu schielen, oder immer auf eine Stelle zu sehen, das würde ein grosser Fehler seyn.

§. V. Die

§. V.

Die übrigen Theile des Angesichts sind geschickt alle Gemüthsbewegungen eines Redners auszudrücken, und dazu muß er dieselben auch brauchen. Das Zusammenziehen der Augenbraunen, das Rümpfen der Nase, und die Züge der Lippen können dem Gesichte tausendfältige Gestalten geben: Aber man muß sich durchaus nichts von dem allen angewöhnen; sondern alles nur zu rechter Zeit brauchen. Vielweniger wird es gut stehen, wenn ein Redner sich immer die Lippen lecket, darauf beißet, oder den Mund beym Ende eines Satzes offen behält. Manche Leute öffnen das Maul noch ehe sie zu reden anfangen; andre sprudeln im Reden, daß man den Speichel um sie herspritzen sieht; noch andre räuspern sich zu oft, und speyen fast alle Augenblicke aus. Alles dieses steht übel, und muß vermieden werden. Bey muntern, freudigen oder lustigen Sachen ein freyes und aufgeklärtes Antlitz zu zeigen, das ist billig: Allein immer lustig und halblächelnd auszusehen, das wollte ich keinem rathen. Ein ernsthaftes Gesicht steht einem wackern Redner weit männlicher an, und macht den Zuhörern einen bessern Begriff von seinem gesetzten und rechtschaffenen Gemüthe, als wenn er sich durch eine gar zu lächelnde Mine der Leichtsinnigkeit halber verdächtig machte. Doch wollte ichs eben niemanden rathen, sich ein gar zu finsteres Gesicht anzugewöhnen. Verdrüßliche Leute gewinnen nicht leicht die Herzen ihrer Zuhörer. Man behalte also allezeit eine gewisse freymüthige Mine, wechsele sie auch wohl zuweilen mit einem etwas leutseligern Antlitze ab: Doch so, daß man auch zu rechter Zeit, nemlich bey verdrüßlichen Leidenschaften einen strengen und fürchterlichen Blick in seiner Gewalt habe.

§. VI.

Die Hände sind nebst den Armen unfehlbar eins der stärksten Werkzeuge eines Redners. Doch fallen auch

auch hier mancherley Fehler vor, die er vermeiden muß. Die Schultern muß er nicht zucken, wo es nicht ein Mitleiden, oder sonst eine Leidenschaft anzeigen soll. Auf den Ellbogen muß man sich nicht stützen, wenn man gleich auf einer Catheder oder Kanzel redet. Die Hände im Busen oder im Schubsacke zu halten, mit dem Hute zu spielen, oder den Handschuh zu schleudern, das steht so wenig hübsch, als sich immer an einer Kanzel oder Catheder zu halten, als ob man fallen wollte. Beyde Hände zusammen zu schlagen, auf dem Pulte zu pauken, sich auf die Brust oder Stirne zu schlagen, daß man es hören kan; das läßt marktschreyermäßig. Auch läßt es gezwungen und kindisch, wenn man immer den Zeigefinger an den Daumen hält, oder auf den Fingern der linken Hand etwas abzählet. Hingegen darf und soll ein Redner mit den Bewegungen der Hände drohen, bewundern, bitten, ruffen, versprechen, besänftigen und schweren; ja auch übrigens alles, was sich dadurch einiger massen ausdrücken läßt, vorstellen, es wäre denn was unanständiges oder lächerliches. Im Anfange der Rede muß man die Hände noch ganz stille halten, oder doch sehr sanft bewegen, es wäre denn, daß man den Eingang mit einem Affecte anhübe. Die linke Hand muß viel weniger gebraucht werden, als die rechte: Ausser wenn man sie beyde zugleich braucht, oder zur linken etwas in Gegeneinanderhaltung des Rechten zeigen wollte. Ueberhaupt aber muß man die Hand nicht eher regen, als bis man wirklich zu reden angefangen, auch die Hand nicht eher ganz sinken lassen, als bis der Satz völlig zum Ende ist.

§. VII.

Der ganze Leib eines Redners muß zwar mehrentheils fest und gerade stehen: Doch muß er auch zu keiner starren Bildseule werden, sondern dann und wann

ein Leben zeigen. Man hüte sich nur immer einerley wankende Perpendickel-Bewegungen zu machen; oder einem Rohre ähnlich zu werden, das der Wind wehet. Den Bauch muß ein Redner nicht ausstrecken: Aber einen Buckel darf er auch nicht machen. Redet er von sich selbst, so kan er zwar die Hand sanft an die Brust legen: Aber es ist auch eben nicht allezeit nöthig. Redet er vom Himmel oder von himmlischen Dingen, oder thut er einen Eidschwur: So kan er die Hand bis über den Kopf heben, welches ihm sonst nicht erlaubt ist; denn höher, als bis gegen die Augen, müssen sie nicht kommen. Er muß auch dieselben immer im Gesichte behalten, und nicht gar zu weit nach den Seiten damit ausschweifen. In starken Affecten nimmt diese Bewegung durchgehends sehr zu: Aber die Bescheidenheit muß sie auch sehr mäßigen, wenn er vornehme Zuhörer nahe vor sich hat. In grossen Versammlungen beweget sich ein Redner allemal stärker, als in kleinen Zimmern. Die Füße endlich müssen auch nicht unbeweglich auf einer Stelle stehen, als ob sie angewachsen wären. Ein Schritt vor oder hinterwerts steht, nach Beschaffenheit der Sache, nicht übel: Wie man denn auch wohl rechts oder links zuweilen einen Fuß fortsetzen darf. Aber auf den Boden zu stampfen, daß man es höret, oder gar zu viel Schritte hin und her zu laufen, das würde gar zu wilde heraus kommen, ob es gleich bey den alten Römern zuweilen geschehen ist. Und so viel mag auch von dem Vortrage eines Redners genug seyn. Das übrige muß aus der Uebung und Nachahmung guter Muster, wie auch aus mündlichen Censuren gelernet werden.

Ende des I. Theils.

Ausführliche Redekunst.

Besondrer Theil.

Einleitung.

§. 1.

Nachdem wir nun die Grundsätze und allgemeinen Regeln der Beredsamkeit aus ihren wahren Quellen hergeleitet haben: So ist nichts mehr übrig, als noch zur Ausübung derselben den Anfängern die nöthige Anleitung zu geben. Die Erfahrung lehret es, daß die beste Theorie vielen noch nicht zulänglich ist, wenn sie selbst etwas ausarbeiten wollen. Sie wissen die allgemeinen Fürschriften in besondern Fällen noch nicht recht anzuwenden, und zweifeln bey dem geringsten Umstande, der in den Grundlehren der Redekunst noch nicht ausdrücklich vorgekommen ist. So bald ihnen eine neue Art von Reden vorfällt, die sie halten sollen: So wissen sie sich nicht zu helfen; bloß weil in ihrer rhetorischen Anweisung nicht namentlich derselben gedacht worden. Diesen schwachen Lehrlingen zu gut, habe ich es für nöthig erachtet, noch einen besondern Theil der Redekunst beyzufügen, der von den Uebungen der Beredsamkeit handeln, und den vornehmsten Arten, der unter uns üblichen Reden, eigene Regeln fürschreiben soll. Stärkere Gemüther werden zwar diese Anleitung so sonderlich nicht brauchen. Sie wissen sich schon selbst in allen Fällen das allgemeine zu Nutze zu machen. Sie richten sich nach den verschiedenen Ab-

sichten ihrer vorfallenden Reden, und nach den besondern Umständen der Zeiten, Personen, und Oerter, die sich überall ereignen. Doch werden sie vielleicht auch noch eins und das andre hier antreffen, so ihnen in manchem Falle nicht undienlich seyn wird. Zum wenigsten werden sie aus Neugierigkeit auch die folgenden Blätter durchlaufen können, und nachsehen, ob sie nichts für sich darinn antreffen.

§. II.

Das erste, was ich zu zeigen haben werde, das sind die Uebungen in der Schreibart. Noch ehe man sich selbst unterfängt öffentliche Reden zu halten, muß man schon eine fertige Feder haben. Die Fertigkeit aber kömmt aus der Uebung: Und folglich fragt es sich, wie man dieselbe vorzunehmen habe? Hier kommen nun hauptsächlich zweene Arten der Uebung vor, nemlich das Uebersetzen, und das Nachahmen. Von beyden wollen wir einige Regeln und Exempel geben. Hernach werden wir von allen bey uns gewöhnlichen Arten der Reden nach und nach handeln müssen: Und zwar erst von den grössern, hernach aber von den kleinern. Zu den ersten gehören die Lobreden und Parentationen auf grosse Herren, auf Helden, Staatsleute, große Gelehrte u. d. gl. Ferner folgen die academischen Reden der Lehrer und Lernenden. Darauf folgen die Kanzelreden oder Predigten, imgleichen allerley andre kleine Reden eines Geistlichen im Beichtstuhle, beym Krankenbette u. s. w. Weiter kommen die Reden, so zur Uebung gehalten werden, wenn man noch nicht Gelegenheit hat, öffentlich aufzutreten. Nun kommen die kleinern Leichabdankungen und Standreden, die Anwerbungs und Beantwortungsreden, die Hochzeit und Strohkranzreden. Endlich werden wir auch die Hofreden, die bey Landtagen, Gesandschaften, Vorstellungen, Huldigungen und Krönungen, Grundlegungen

gen zu neuen Gebäuden, und Einweihungen neuer Academien u. d. gl. vorzukommen pflegen, mitnehmen. Von allem diesem haben wir in diesem andern Theile noch zu handeln: Wir werden es auch ohne alle Weitläuftigkeit thun können, nachdem wir uns bereits sattsam dazu vorbereitet haben, und uns in den meisten Stücken auf das obige werden beziehen können.

Das I. Hauptstücke.

Von den Uebersetzungen.

§. I.

Daß die Uebersetzungen einem künftigen Redner die nützlichste Uebung in der Schreibart abgeben, das haben wir oben schon p. 372. erinnert. Wollten wir es durch Zeugnisse großer Kenner und Meister in der Kunst darthun, so würde es nicht schwer seyn, aus dem Cicero, Qvintilian und jüngern Plinius die nachdrücklichsten Stellen davon anzuführen. Allein was bedarf es der Weitläuftigkeit? Ein jeder sieht diese Wahrheit leicht ein, wenn er nur ein wenig acht haben will, was eine Uebersetzung ist. Sie ist das, was einem Anfänger in der Malerkunst, das Nachzeichnen eines ihm vorgelegten Musters ist. Man weis, daß die Stücke grosser Meister, von mittelmäßigen Künstlern, oder Anfängern, die gern weiter kommen wollen, gern und fleißig nachgemalet werden. Indem sie dieselben nachzeichnen, schattiren und ausmalen, so beobachten sie, mit der größten Scharfsinnigkeit alle Kunst und Geschicklichkeit des Urhebers, alle Schönheit und Vollkommenheit ihres Originals. Sie machen sich in währender Zeit ihrer Arbeit selbst hundert kleine

Regeln; sie merken sich hundert Kunstgriffe und Vortheile an, die nicht ein jeder so gleich weis, und darauf sie von sich selbst nicht gekommen wären. Ja selbst ihre Hand erlanget eine gewisse Fertigkeit, den Pinsel auf eine gewisse Art zu führen. Eben so ist es mit einem Uebersetzer. Wenn er eine gute Schrift vor sich hat, und selbige in seine Muttersprache übersetzen will: So giebt er auf alle Worte, Redensarten, Sätze und Glieder der ganzen Rede mehr achtung, als ein bloßer Leser. Er bemerket alle Zierrathe und Schönheiten einer solchen Stelle, die ein andrer übersehen hätte. Er stiehlt so zu reden seinem Originale die Kunst ab, und erwirbt sich unvermerkt eine Fähigkeit und Geschicklichkeit, eben so zu denken, und seine Gedanken eben so auszudrücken, als sein Vorgänger gethan hat.

§. II.

Ist es nun dergestalt rathsam und nützlich, was zu übersetzen, so fragt sichs fürs erste: Wenn man anfangen soll sich dergestalt zu üben? Ich antworte; so bald man eine fremde Sprache, darinn es wohlgeschriebene Bücher giebt, so gut versteht, daß man sich getrauet, etwas daraus deutsch geben zu können. Wenn ein Knabe einen lateinischen oder griechischen Schriftsteller nach der in Schulen gewöhnlichen Art erklären kan: So muß man ihn alsbald zum Uebersetzen anhalten. Oder wenn jemand sonst eine heutige Sprache, als irgend die englische, französische oder italienische gelernet hätte, und sich selbst im guten Schreiben üben wollte: So wird er wohl thun, wenn er sich einige gute Stellen aus den besten Büchern wählet, und selbige deutsch zu geben bemühet ist. Je zeitiger man diese Uebung anfängt, und je fleißiger man sie fortsetzet: Desto mehr Nutzen wird man davon spüren. Es ist freylich wahr, daß ein Mensch von reifem Verstande weit besser mit dieser Arbeit zurecht kömmt, als ein andrer. Allein

wer

wer es niemals schlecht machen will, der wird es auch niemals gut machen lernen. Das ist aber der Unterschied, daß Leute von unreifem Verstande und ungeübter Feder allezeit einen Lehrmeister bey sich haben müssen, der ihnen zurecht hilft, ihre Fehler anmerket und ausbessert, auch wohl selbst eine bessere Uebersetzung von seiner Arbeit dargegen hält, und beyder Unterschied seinem Lehrlinge zeiget. Ein Erwachsener aber braucht dieses alles nicht. Er muß sein eigener Richter werden, selbst seine Arbeit prüfen und ausbessern, bis er sie dem Originale so ähnlich gemacht hat als möglich ist.

§. III.

Zum andern fragt sichs, was man denn eigentlich übersetzen solle? *Hier setze ichs zum voraus, daß man nicht aus seiner Muttersprache in eine fremde, auch nicht aus einer fremden in eine andre fremde übersetzen solle.* Dieses ist nur eine Arbeit für die, so eine ausländische oder alte Sprache mehr lieben, als ihre eigene; und lieber bey andern Nationen, als bey ihrem eigenen Volke zu Hause gehören wollen. Uns dünkt es allezeit vernünftiger zu seyn, wenn man in seiner Muttersprache schön, und in einer ausländischen nur mittelmäßig schreibet, daß man verstanden werden kan: Als wenn man in einer fremden noch so sorgfältig alle Fehler vermiede, in seiner eigenen aber tausend Schnitzer begienge, aber doch nichts zierliches und anmuthiges zu schreiben im Stande wäre. Folglich wollen wir denn auf die obige Frage antworten: Man muß sich die besten Scribenten aus einem Volke, die durchgehends dafür gehalten werden, zu seiner Uebung erwählen. Die schlechten verdienen es nemlich nicht, daß man sich so viele Mühe ihrentwegen giebt. Man kan auch von ihnen nichts lernen. Der mittelmäßigen aber giebt es auch bey uns eine so grosse Menge, daß man nicht nöthig hat, ihre Anzahl durch Uebersetzungen

zu vermehren. Da nun aber auch die guten Schriften von verschiedener Gattung sind, indem einige historisch, andre moralisch, andre poetisch, andre oratorisch sind: So muß zwar ein jeder diejenigen wählen, die am nächsten zu seiner Absicht gehören. Doch wer ein Redner werden will, der kan die erzählten Gattungen alle gar wohl nutzen: Er wird allerley Gattungen der Schreibart in seinen Arbeiten brauchen: Die natürliche und scharfsinnige so wohl, als die bewegliche und erhabene müssen ihm geläufig seyn. Daher thut er wohl, daß er sich Stücke von allen diesen Arten erwählet, und seine Feder darinn übet.

§. IV.

Wenn es sich nun ferner fragt: Wie man sich beym Uebersetzen zu verhalten habe: So müssen wir einige Hauptregeln dabey geben. I.) Wähle man sich nichts zum Uebersetzen, davon man entweder der Sachen, oder doch der Sprache noch nicht gewachsen ist: Denn was man selbst noch nicht versteht, das wird man unmöglich in andern Sprachen recht auszudrücken vermögend seyn. II.) Bemühe man sich nicht so wohl alle Worte, als vielmehr den rechten Sinn, und die völlige Meynung eines jeden Satzes, den man übersetzet, wohl auszudrücken. Denn ob gleich die Wörter den Verstand bey sich führen, und ich die Gedanken des Scribenten daraus nehmen muß: So lassen sie sich doch nicht so genau in einer andern Sprache geben, daß man ihnen Fuß vor Fuß folgen könnte. Daher drücke man denn alles III.) mit solchen Redensarten aus, die in seiner Sprache nicht fremde klingen, sondern derselben eigenthümlich sind. Eine jede Mundart hat ihre eigene Ausdrückungen, die sich in keiner andern ganz genau geben lassen. Und da muß ein Redner allezeit was gleichgültiges an die Stelle zu setzen wissen, was eben den Nachdruck und eben die Schönheit hat, als

die

die Redensart des Originals. Endlich behalte man IV.) so viel als möglich ist, alle Figuren, alle verblümte Reden, auch die Abtheilung der Perioden aus dem Originale bey. Denn weil diese sonderlich den Character des einen Scribenten von der Schreibart des andern unterscheiden: So muß man in der Uebersetzung noch einem jeden seine Art lassen, daran man ihn zu erkennen pflegt. Doch wollte ich es deswegen nicht rathen, auch alle weitläuftige Sätze eines Schriftstellers, die sich oft ohne die grösste Verwirrung nicht in einem Satze deutsch geben lassen, in einem Stücke beysammen zu lassen; wie Gottschling im Anfange seiner Uebersetzung des ciceronischen Buches von den Pflichten gethan. Nein, hier kan sich ein Uebersetzer billig die Freyheit nehmen, einen verworrenen Satz in zwey, drey oder mehr Theile abzusondern: Wie Joh. Adolph Hofmann in seiner Uebersetzung eben dieses Buches mit recht gethan hat.

§. V.

Um sich nun zu diesem allen desto geschickter zu machen: So nehme man die Uebersetzungen andrer Gelehrten zur Hand, und vergleiche dieselben mit ihrem Originale. Man gebe auf alles acht, was wir oben von einem guten Uebersetzer gefordert haben. Man bemerke den Nachdruck des Grundtextes, und sehe, ob der Dollmetscher ihn auch im Deutschen erreichet hat. Man untersuche die Schönheit und Anmuth der Ausdrückungen, und prüfe jeden Satz der Uebersetzung, ob er auch mehr oder weniger saget, als der Schriftsteller hat sagen wollen; ob er zu kurz oder zu weitläuftig, zu erhaben oder zu niedrig, zu matt oder zu lebhaft, zu dunkel oder zu deutlich gerathen ist; und ob er endlich im Deutschen eben den Wohlklang, und eben die Richtigkeit in der ganzen Wortfügung hat, die man mit recht von jedem Scribenten fordern kan. Durch solche

Prüfungen lernt man gewiß nicht wenig. Man wird selbst viel aufmerksamer in seinen eigenen Arbeiten, und lernt viele Fehler vermeiden, die man sonst nicht einmal wahrgenommen, oder für Fehler angesehen hätte. Wir wollen dieses in einer Probe darzuthun, einen Brief aus dem jüngern Plinius hieher setzen, und theils die Uebersetzung des sel. Prof. Sartorius aus Danzig, theils diejenige dagegen halten, die in der ersten Auflage der Nachricht von der deutschen Gesellschaft, von dem Herrn Baron von Seckendorf angehänget ist. Es ist der IXte aus dem VII. Buche; darinn eben Plinius von der Nutzbarkeit des Uebersetzens handelt.

EPIST. IX. LIB. VII.

Quaeris, quemadmodum in secessu, quo iamdiu frueris, putem te studere oportere. *Vtile inprimis*, & multi praecipiunt, vel ex Graeco in Latinum, vel ex Latino vertere in Graecum: quo genere exercitationis proprietas splendorque verborum, copia figurarum, vis expli-

Sartorius.

Die alte Uebersetzung.

Er fragt mich, welchergestalt ihm bey seiner schon lang genossenen Bequemlichkeit auf dem Lande seine Studien einzurichten einräthig wäre? Es ist eine vor andern nützliche, und von vielen angewiesene Sache, entweder aus dem Griechischen was ins Lateinische, oder aus dem Lateinischen ins Griechische zu übersetzen: als durch welche Uebung man die eigentliche Bedeutung

B. v. Seckendorf.

Die neuere.

Sie ersuchen mich um mein Gutachten, wie sie in der Einsamkeit, deren sie schon lange genießen, ihr Studiren angreifen müßten? Es ist überaus nützlich, wie viele davor halten, entweder was Griechisches ins Lateinische, oder was Lateinisches ins Griechische zu übersetzen. Durch dergleichen Uebung bringt man sich

explicandi, praeterea imitatione optimorum ſimilia inueniendi facultas paratur. Simul quae legentem fefelliſſent, transferentem fugere non poſſunt. Intelligentia ex hoc & iudicium adquiritur. Nihil obfuerit, quae legeris hactenus, vt rem argumentumque teneas, quaſi aemulum ſcribere, lectisque conferre, ac ſedulo penſitare, quid tu, quid ille commodius? Magna gratulatio, ſi nonnulla tu; magnus pudor, ſi cuncta ille melius. Licebit interdum notiſſima eligere, & certare cum electis. Audax haec, non tamen improba, quia ſecre-

tung und Pracht der Wörter in den Kopf kriegt, in verblümten Redensarten läufig wird, hinter die Kraft des eigentlichen Nachdrucks kömmt, ja auch bey Abbildung ſtattlicher Schriften in netten Erfindungen auf gleiche Sprünge kan gebracht werden. Wozu noch dieſer Vortheil kömmt, daß, was man ſonſt im Leſen nicht ſo genau gemerkt hätte, im Ueberſetzen unumgänglich gewahr wird. Dadurch bringt man ſich eine fertige Wiſſenſchaft und geſchärftes Nachſinnen zuwege. Es dürfte nicht ſchaden, wenn er dasjenige, was er zu dem Ende geleſen, um die Sache nebſt deren Innhalt ſich deſto beſſer bekannt zu machen, auch als ein Nachahmer ſchreiben, dem geleſenen entgegen halten, und genau bey ſich ſelber überlegen möchte, was an ſeiner, was

ſich die eigene Bedeutung und Pracht der Wörter, eine Menge von Figuren, die Gabe der Deutlichkeit, ja über das durch die Nachahmung der beſten Scribenten ein Vermögen zuwege, eben dergleichen zu erfinden. Ja was ein Leſer überſieht, das kan dem Ueberſetzer nicht entwiſchen. Hierdurch wird man geſchickt, was einzuſehen, und zu beurtheilen. Es kan auch nicht ſchaden, wenn man das, was man ſo geleſen hat, daß uns der Innhalt davon völlig bekannt iſt, gleichſam mit dem Verfaſſer um die Wette beſchreibet, mit dem geleſenen zuſammen hält, und ernſtlich überlegt, worinnen er, oder wir es beſſer getroffen. Da

freut

secreta, contentio: quanquam multos videmus eiusmodi certamina sibi cum multa laude sumsisse, quosque subsequi satis habebant, dum non desperant, antecessisse. Poteris &, quae dixeris, post obliuionem retractare, multa retinere, plura transire; alia interscribere, alia rescribere. Laboriosum istud & taedio plenum, sed difficultate ipsa fructuosum, recalescere ex integro, & resumere impetum fractum omissumque: postremo, noua velut membra peracto corpori intexere, nec tamen priora turbare. Scio nunc tibi esse praecipuum stu-

was an jenes Seite besser gegeben. Hat er irgendwo die Sache näher getroffen, mag er sich darüber erfreuen: Im Gegentheil, so bey jenem alles netter gesetzt, kan ihm das eine Schamröthe abjagen. Unterweilen mag man bekannte Sachen auslesen, und dem auserlesenen in die Wette nachahmen. Welches ein zwar kühner, doch weil es nur bey uns verbleibt, gar nicht scheltbarer Wettkampf ist: Wiewol wir viele vor Augen haben, die sich dergleichen Wettstreite freywillig nicht sonder Ruhm unterfangen, und diejenigen, denen sie es auch nur gleich zu thun gnug hielten, da sie den Muth nicht sinken lassen, gar übertroffen. So kan er auch, dafern er etwas in seinen Reden vergessen, solches wieder verbessern, viel Sachen behalten, viel andre

freut man sich, wenn man etwas; da schämt man sich, wenn er alles besser gemacht hat. Man kan sich bisweilen was gemeines erwählen, und dadurch eine auserlesene Stelle zu übertreffen suchen. Dieß ist ein kühnes, doch kein sträfliches Unternehmen, weil es insgeheim geschiehet. Wiewohl man sieht, daß viele dergleichen Wettstreit mit grossem Lobe unternommen, und da sie es unverzagt angegriffen, diejenigen übertroffen haben, denen sie vorhin nur zu folgen wünschten. Man kan auch vieles, was man gesetzt, wenn man es fast vergessen, wieder ausstreichen, und vieles davon behalten.

Es ist zwar was mühsa-

mes

ſtudium orandi; ſed non ideo ſemper pugnacem hunc & quaſi bellatorium ſtilum ſuaſerim. Vt enim terrae variis mutatisque ſeminibus, ita ingenia noſtra nunc hac, nunc illa meditatione recoluntur. Volo, interdum aliquem ex hiſtoria locum apprehendas: volo epiſtolam diligentius ſcribas, volo carmina. Nam ſaepe in orationes quoque non hiſtoricae modo, ſed prope poëticae deſcriptionis neceſſitas, incidit; & preſſus ſermo purusque ex epiſtolis petitur. Fas eſt & carmine remitti, non dico continuo & longo (id enim per-

andre auslaſſen, nach Belieben etwas darzwiſchen ſetzen, oder gar ändern. Es iſt zwar eine mühſame und verdrüßliche, doch auch durch ihre Schwerigkeit zuträgliche Sache, von neuen auf eine ſinnreiche Ausbildung zu fallen, und den einmal gelegten und unterlaſſenen Gemüthszug wiederum hervor zu nehmen: Ja endlich dem gleichſam ſchon völlig abgedruckten Satz neue Stücke, ſonder Zerrüttung der vorigen, mit einzurücken. Ich weiß, ſein vornehmſtes Studium ſey itzt die Rednerkunſt, doch wollte ihm nicht immer zu dieſer ſtreitenden und gleichſam haderſüchtigen Redensart rathen. Denn gleichwie die Erde durch mannigfaltigen Saamen, ſo wird auch unſer Gemüthe bald durch dieſe, bald durch jene Betrachtung erweckt. Mein Rath wä-

re,

mes und verdrüßliches, doch ungeachtet aller Schwierigkeiten ſehr nützlich, ſich von neuem zu erhitzen, den vorigen und nachgelaßnen Eifer zu erwecken, und endlich gleichſam dem vorhin ſchon fertigen Körper neue Glieder einzuſetzen, ohne die alten zu verrücken. Ich weis, daß ſie ſich ſonderlich auf gerichtliche Reden legen; doch wollte ich ihnen deswegen dieſe zänkiſche und beißige Schreibart nicht immer rathen. Denn wie eines Ackers Fruchtbarkeit immer erneuert wird, wenn man mit allerley Saamen abwechſelt; ſo werden auch unſre Köpfe bald durch dieſe, bald durch jene Art des Nachſinnens geübt. Ich wollte alſo, daß ſie zuweilen

eine

perfici nisi in otio non potest) sed hoc arguto & breui, quod apte quantaslibet occupationes curasque distinguit. Lusus vocantur; sed hi lusus non minorem interdum gloriam, quam seria consequuntur. Atque adeo (Cur enim te ad versus non versibus adhorter?)

Vt

re, er sollte bald ein Stück aus der Historie herausziehen, bald einen Brief aufsetzen, bald sich an ein Gedicht machen. Denn öfters trifft sich in denen Reden nicht nur eine Historie, sondern da fällt man zuweilen unumgänglich auf poetische Beschreibungen, und man muß einen reinen und eingezogenen Wörter-Satz aus Briefen herholen. Man kan sich auch einmahl mit einem Gedicht ergötzen, nicht zwar eben mit einem weitläuftigen und langen, (denn das nähme viel Zeit weg) sondern kurtzen und scharffsinnigen, welches, wenn es zu rechter Zeit angebracht wird, auch die wichtigsten Geschäffte und Sorgen an den Nagel hängt. Sie werden sonst Scherzgedichte genannt, aber solche Scherzgedichte tragen manchmal grössern Ruhm, weder ernsthafte davon: Daß freylich, wie man spricht, (denn warum sollte ich ihn zur Poesie nicht durch Verse anhalten?)

So

eine gewisse Begebenheit beschrieben; ich wollte, daß sie mit Fleiß Briefe schrieben; ja ich wollte, daß sie Verse machten. Denn öfters müssen auch in Reden nicht nur historische, sondern fast poetische Beschreibungen vorkommen: Die kurze und natürliche Schreibart muß man aus Briefen lernen. Billig ists auch, sich bisweilen durch einen Vers zu ergetzen. Ich meyne kein weitläuftiges Gedichte; denn dazu gehöret viel Zeit: Sondern ein sinnreiches und kleines, womit man allerley ernsthafte Sorgen und Geschäffte abwechseln kan. Man nennt das Spielwerke: Aber diese Spielwerke erlangen bisweilen nicht geringern Ruhm als was ernsthaftes. Derowegen, (denn warum sollte ich dich zur Poesie nicht poetisch ermahnen?)

Ist

Vt laus est cerae, mollis cedensque sequatur
Si doctos digitos, iussaque fiat opus;
Et nunc informet Martem, castamque Minervam,
Nunc Venerem effingat, nunc Veneris puerum;
Vtque sacri fontes non sola incendia sistunt,
Saepe etiam flores vernaque prata iuuant:
Sic hominum ingenium flecti ducique per artes,
Non rigidas docta mobilitate decet.

Itaque summi oratores, summi etiam viri sic se aut exercerce-

So wie ein gelbes Wachs alsdenn den Preiß erhält,
Wenn es dem Künstler kan weich durch die Hände gehen;
Und bald den Kriegesgott in seine Rüstung stellt,
Wie Donnerwolken sich um seinen Würbel drehen;
Bald mit dem Schlangenkopf die Weisheitsgöttin zeigt;
Bald gar die Venus läßt mit ihrem Sohne spielen,
Wie ihr gewölbter Schooß sich seinen Seufzern neigt,
Und beyde einen Zug entbrannter Herzen fühlen:
So wie ein halber Bach, der durch die Felsen fließt,
Wenn sich ein Fichtenwald von starkem Blitz entzündet,
Nicht nur durch Dampf u. Gluth mit wilden Fluthen schießt,
Und selbst dem Jupiter die Donnerhände bindet,
Besonders auch den Strohm durch Blumenthäler zieht:
So muß auch Menschenwitz sich zu der Weisheit schwingen,
Und weil noch sein Verstand in Frühlingsjahren blüht,
Nicht fort mit Ungestüm auf schwere Künste dringen.

Ist es dem Wachs ein Lob, daß es geschmeidig weicht,
Sich nach des Künstlers Hand und Einfall anzuschicken,
Und bald dem Kriegesgott, bald Pallas Bilde gleicht,
Bald Venus und ihr Kind geschickt ist, auszudrücken;
Löscht ein geweyhter Quell nicht nur die Feuersbrunst,
Und nützt auch seine Kraft den Auen auf der Erden:
So muß auch das Gemüth durch Züge sanfter Kunst,
In edler Wissenschaft zu allem fähig werden.

Derohalben haben sich die stattlichsten Redner und größten Leute

Darum haben die größten Redner und vornehmsten Män-

ercebant aut delectabant, immo delectabant exercebantque. Nam mirum est, vt his opusculis animus intendatur remittaturque. Recipiunt enim amores, odia, iras, misericordiam, vrbanitatem, omnia denique, quae in vita, atque etiam in foro causisque versantur. Inest his quoque eadem, quae aliis carminibus vtilitas, quod metri necessitate deuincti, soluta oratione laetamur, & quod facilius esse comparatio ostendit, libentius scribimus. Habes plura etiam fortasse, quam requirebas; vnum tamen omisi. Non enim dixi, quae legenda arbi-

te dergestalt geübt und ergötzt, ja auch andre ergötzt und geübet. Denn es ist zu verwundern, wie das Gemüth durch solche Sachen geschärft und zugleich belustiget werde. Massen sie auf alle Leidenschaften verfallen, bald auf die Liebe, bald auf Haß, bald auf Zorn, Mitleiden, höfliche Scherze, ja alles was im Leben einer Privat-Person, und im Gerichte bey Rechtssachen vorgehet. Und hat diese Art Gedichte gleichen Vortheil mit andern, daß da wir sonsten an die Reimmaaß gebunden sind, es in ungebundener Rede geben, und diejenige Schreibart, die uns nach Beschaffenheit der Sachen leichter fürzukommen scheinet, erwählen können. Nun hat er einen so überflüßigen Bericht, als er vielleicht selbst nicht einmahl verlanget: Doch eines hab ich noch ausgelassen. Denn ich hab

Männer sich auf solche Weise entweder geübt oder ergetzt, ja vielmehr sowol geübt als ergetzt. Den es ist zu bewundern, wie durch solche kleine Bemühungen das Gemüth zu gleich angestrengt und erquickt wird. Sie sind nemlich fähig Liebe, Haß, Zorn, Barmherzigkeit, Scherzreden; kurz alles was im gemeinen Leben, ja so gar in Gerichtshändeln vorkommt, in sich zu fassen. Man hat auch dabey, wie in andern Gedichten, diesen Nutzen, daß man sich anstatt des Zwanges bey dem Sylbenmaaße über die ungebundene Rede freuet, und dasjenige am liebsten schreibet, was man bey ihrer Gegeneinanderhaltung am leichtesten zu seyn befunden hat. Ich schreibe ihnen vielleicht wohl mehr, als sie verlang-

arbitrarer: quanquam dixi, quum dicerem, quae scribenda. Tu memineris, sui cuiusque generis auctores diligenter eligere. (Aiunt enim, MVLTVM LEGENDVM ESSE, NON MVLTA.) Qui sint hi, adeo notum prouocatumque est, vt demonstratione non egeant: & alioqui tam immodice epistola me extendi, vt dum tibi, quemadmodum studere debeas, suadeo, studendi tempus abstulerim. Quin ergo pugillares resumis, & aliquid ex his, vel istud ipsum quod coeperas, scribis. Vale.

hab nicht gesagt, was ich zu lesen rathsam hielte: Wiewohl ichs oben schon angedeutet, da ich gemeldet, was zu schreiben dienlich erachtete. Er geruhe nur einen jeden Scribenten nach dem Innhalt seiner Schriften genau zu unterscheiden. Denn man pflegt im Sprüchwort zu sagen, **man muß zwar viel lesen, aber nicht von vielem.** Welche nun diejenigen seyn, so ist bekannt und gleichsam ausgeschryen, daß es keiner Anzeigung bedarf. Zudem hat sich mein Brief auch so lang verzogen, daß, da ich ihm die Art und Weise zu studiren rathen will, ihm fast die Zeit selbst zum Studiren benehme. Lieber nehme er seine Codicill-Bücher zur Hand, und schreibe entweder das, worzu ihm gerathen, oder, was er sonst bereits angefangen. Er lebe wohl.

langten: Doch eines habe ich vergessen. Ich habe ihnen nicht gemeldet, was sie meiner Meynung nach lesen sollen: ob ich ihnen gleich in meinem Briefe gesagt habe, was sie schreiben sollen. Sehen sie nur zu, daß sie in jeder Art die hauptsächlichsten Scribenten wählen. Denn man sagt, man müsse viel, aber nicht vielerley lesen. Wer sie aber sind, ist so bekannt und ausgemacht, daß ich sie auch nicht nennen darf. Ich habe ohnedem den Brief so weitläuftig geschrieben, daß ich sie der Zeit zum Studiren werde beraubt haben, da ich ihnen rathen wollen, wie sie studiren sollten. Was gilts, sie nehmen ihre Schreibetafel wieder zur Hand, und schreiben etwas davon auf; oder fahren in dem fort, was sie angefangen haben?

§. VI.

Bey diesen beyden Briefen wird zuförderst einem jeden die verschiedene Art der Höflichkeit ins Auge fallen, womit beyde Uebersetzer, die alte römische Einfalt im Reden ausgedrücket. Der erste redet seinen Fuscus in der dritten Person der einzelnen Art; der andre aber in der mehrern Zahl an: Beyde nach der Art ihrer Zeiten, die doch nicht zwanzig Jahre von einander abgehen. Beyde hätten meines Erachtens besser gethan, wenn sie das edle Du der Alten beybehalten hätten. Hernach hat Sartorius viel altväterische, viel canzleymäßige, und viel niederträchtige Redensarten. Z. E. Einräthig seyn, in den Kopf kriegen, läufig werden, auf gleiche Sprünge gebracht werden. ꝛc. Er läßt viele Hülfswörter aus, die doch zur Deutlichkeit nöthig gewesen wären. Er mengt der lateinischen Sprache eigenthümliche Redensarten ein, und verwirrt die deutsche Wortfügung nach der lateinischen. Er macht oft mit solchen Worten den Anfang zu neuen Sätzen, die sich darzu gar nicht schicken. Er macht neue Wörter, die man nicht nöthig gehabt hätte, oder die nicht recht deutsch klingen. Er hat endlich den Grundtext nicht überall verstanden, wie z. E. am Ende, die Codicillbücher zeigen, dabey man nichts denken kan: Dafür der neue Uebersetzer weit besser eine Schreibetafel gesetzet hat. Dieser hergegen hat sich in einem weit edlern Ausdrucke erhalten. Er schreibt rein, und nach der angenehmen Art der itzigen Zeit: Doch drücket er dem ungeachtet die Meynung seines Originals überall vollkommen aus. Es ist daher kein Zweifel, daß nicht alle Leser sich zu den plinischen Briefen lieber eine Uebersetzung von dieser, als von jener Art wünschen sollten.

§. VII.

Wollte man auf gleiche Weise die Uebersetzung Joh. Adolph Hofmanns von dem ciceronischen Buche von den Pflichten, gegen die Gottschlingische halten: So würde man eben dergleichen Unterschied wahrnehmen. Man sehe auch die Critischen Beyträge der deutschen Gesellschaft im V. Stücke nach, wo ein Stücke aus der erstern mit einer neuern Probe gegeneinander gehalten wird. Imgleichen kan man auch die Abhandlung von den Eigenschaften eines guten Uebersetzers daselbst nachlesen, und die Beurtheilung der neuen Dollmetschung einiger ciceronischen Reden im X. und XIII. Stücke nachlesen. Will jemand Proben von meiner Art haben, so kan er die fontenellischen kleinern Werke zur Hand nehmen, die ich aus dem Französischen übersetzet habe; ferner ein paar Reden Demosthens, ingleichen ein paar aus dem Cicero, die bey meinem Grundrisse zu einer vernunftmäßigen Beredsamkeit angehänget sind, und was ich sonst hier und da von der Art eingerücket habe. Um auch hier ein paar kleine Proben davon zu geben, will ich die Rede des Hannibals an den Scipio aus dem Livius, und des scythischen Gesandten an den Alexander aus dem Curtius hersetzen. Bey der erstern will ich die Verdollmetschung eines vornehmen und gelehrten Hofmannes, die mir gütigst mitgetheilet worden, und zu meinem Versuche Anlaß gegeben, beyfügen; bey der andern aber die französische Uebersetzung des berühmten Vaugelas hinzusetzen. Ueberhaupt aber bitte ich die Leser und Richter dieser Arbeiten, die schönen Worte Rapins vor Augen zu haben, die in seinen Comparaisons de Demosth. & de Ciceron, gegen das Ende stehen: Car ce n' a pas été mon dessein, de satisfaire aux Pedans, ni aux Grammairiens, qui portent quelques fois les choses à des raffinemens de Critique, tout à fait ridicules.

Hannibal an den Scipio. Liv. Lib. XXX.

Meine Uebersetzung.

Hat das Verhängniß gewollt, daß ich, der ich zuerst die Römer bekrieget, und oftmals den Sieg fast in Händen gehabt, doch endlich von freyen Stücken habe um Frieden bitten sollen: So freue ich mich, daß eben du zu demjenigen erkohren worden, von welchem ich denselben erbitten muß. Dir selbst wird, nebst andern herrlichen Thaten, dieses gewiß nicht den geringsten Ruhm bringen, daß Hannibal, der doch so viel andre römische Feldherren bezwungen, endlich vor dir gewichen ist; und daß du demjenigen Kriege ein Ende gemacht, der viel eher durch eure, als durch unsre Niederlagen bekannt geworden ist. Auch darinn hat das Glück sein Spiel haben wollen, daß ich die Waffen zuerst ergriffen, da dein Vater Bürgermeister war; daß ich zuerst mit ihm als einem Feldherrn der Römer gefochten; und nunmehro ganz wehrloß zu seinem Sohne komme, denselben um Gnade zu bitten. Freylich wäre

Die fremde.

Wenn es das Schicksal also beschlossen, daß ich, der zuerst das römische Volk mit Krieg angegriffen, und öfters den Sieg bey nahe in Händen gehabt, nunmehro aus eigener Bewegniß um Frieden zu suchen kommen sollen; so erfreuet mich doch sonderlich, das Glück zu haben, solchen von keinem andern, als dir zu bitten. Wie denn unter andern deinen rühmlichen Verrichtungen auch dir dieses kein geringes Lob bringen wird, daß Hannibal, welchen die Götter über so viele römische Heerführer mit Sieg beglücket, dir gewichen; und du diesen Krieg, der mehr durch eure als unsre Niederlagen bekannt worden, völlig zu Ende gebracht. Wo dann das Glück auch noch hierinnen sein Spiel haben wollen, daß, wie ich unter deines Vaters Bürgermeisteramt die Waffen ergriffen, und mit ihm als römischen Feldherren zuerst geschlagen, ich itzo unbewaffnet zu seinem Sohne, um Frieden zu suchen, kommen müsse. Es wäre zwar sehr

gut

wäre es am besten gewesen, wenn die Götter unsern Vorfahren den Sinn gegeben hätten, daß ihr mit Italien, wir aber mit Africa zufrieden gewesen: Denn weder Sicilien noch Sardinien sind von zulänglichem Werthe, den Verlust so vieler Flotten, so vieler Kriegesheere, so vieler trefflichen Feldherren zu ersetzen. Wiewohl, das vergangene ist allezeit leichter zu tadeln, als zu verbessern. So heftig haben wir nach fremden Ländern gestrebet, daß wir die unsrigen verfechten müssen; daß ihr nicht nur in Welschland, wir nicht nur in Africa Kriege zu führen gehabt: Sondern, daß ihr so gar in euren Thoren und Mauren die Fahnen und Waffen der Feinde gesehen; wir aber itzo mitten in Carthago das Geräusche des römischen Heerlagers hören können. Was wir also aufs äusserste verabscheuen würden; was ihr euch vor allen Dingen wünschen würdet: Mitten in eurem besten Glücke machen wir Frieden; wir beyde, sage ich, denen wohl gewiß am meisten daran gelegen ist, und deren gut gewesen, wenn die Götter unsern Vätern diesen Sinn gegeben, daß ihr mit Italien, und wir mit der Herrschaft über Africa hätten wollen zufrieden seyn: Maßen weder Sardinien noch Sicilien hinlänglich genug, euch den Verlust so vieler Flotten, Kriegsheere und trefflicher Feldherrn zu ersetzen. Geschehene Dinge aber sind leichter zu tadeln, als zu verbessern. Wir haben erst andern wollen das ihrige nehmen, und hernach für unser eigenes fechten müssen: Nicht allein ihr in Italien, und wir in Africa; sondern ihr habt so gar für euren Mauren und Pforten die feindlichen Fahnen und Waffen gesehen, und wir hören anietzo aus unsrer Stadt das Lerm des römischen Kriegesheers. Was uns aber kränken, euch hingegen erfreuen kan, ist dieses; daß zu einer solchen Zeit von Frieden gehandelt wird, da eure Sachen nicht besser stehen können. Uns nun, die wir sothane Handlung unternehmen, ist an deren Beförderung höchstens gelegen, sind auch nicht minder versichert, daß unsre Städte keine Bedingung des von uns errichteten Ver-

Tractaten unsre Republiken gewiß billigen werden. Nichts mehr ist dazu vonnöthen, als ein Gemüthe, so vor friedlichen Anschlägen keinen Abscheu hat. Was mich betrifft, so bin ich theils durch mein Alter, darinn ich nunmehro als ein Greis nach Hause kehre, von wannen ich als ein Knabe ausgezogen; theils durch glückliche, theils durch wiederwärtige Schicksale, so klug gemacht, daß ich lieber der Vernunft, als dem Glücke folgen will. Aber deine Jugend sowohl als dein beständiges Glück jagen mir einige Furcht ein: Denn beyde machen dich viel muthiger, als es zu Friedensvorschlägen nöthig ist. Derjenige hat billig den Wechsel aller Dinge in Erwegung zu ziehen, den das Glück noch niemals betrogen hat. Was ich bey Trasimenum und bey Canna war, das bist du anitzo. Kaum war ich zum Soldaten alt genug, als ich Feldherr ward, und so verwegen ich alles anfieng, so verließ mich doch das Glücke niemals. Du hast den Tod deines Vaters und Vetters gerächet, und dir aus der Trüb-

gleichs verwerfen werden. Fehlet demnach weiter nichts, als daß auch unsere Absichten auf eine wahrhafte Vereinigung zielen. Ich meines Orts gieng sehr jung von Hauß, komme nun alt zurücke: Habe aber durch Gut und Böses so viel erlernet, daß ich lieber der Vernunft, als dem wechselbaren Glücke folgen will; ob nun deine Jugend und beständige Glückseligkeit dir dergleichen friedsame Gedanken zu hegen, auch erlauben, stehet sehr zu besorgen. Maßen diejenigen nicht leicht an Unglück denken, die noch keins erfahren. Bey der Trasimenischen See, und dem Flecken Cannä, war ich in eben dem Zustande, als du heute bist. Ich kunte kaum den Degen führen, da man mir das Kriegesheer anvertraute. Ich wagte alles kühn und keck, und das Glück verließ mich nimmer. Dir hat deines Vaters und Vetters Tod, das Unheil eures Hauses, den ersten Weg zur Tapferkeit gewiesen. Deine Liebe und Pflicht ermunterte dich selbige zu rächen, und dein Arm richtete es rühmlich aus. Du eroberst das verlohrne Spanien,

jagest

Trübsal deines Geschlechtes einen Preis der Tapferkeit und kindlichen Pflicht zubereitet. Spanien hast du wieder erobert, nachdem du vier punische Heere heraus geschlagen. Da man dich zum Bürgermeister machte, weil die übrigen kein Herz mehr hatten, Welschland zu schützen; bist du nach Africa geschiffet, hast daselbst zwo Armeen geschlagen, zwey Läger in einer Stunde gewonnen und verbrannt, den mächtigen König Syphax gefangen genommen, so viele von seinen, so viele von unsers Reichs Städten erobert; ja mich selbst endlich aus Italien gerissen, wo ich schon sechszehn Jahre lang meinen Sitz gehabt hatte. Wie leicht könntest du mehr Lust haben, ferner zu siegen, als itzo einen Frieden zu schliessen! Ich kenne die Geister schon, die mehr nach Hoheit und Größe, als nach Vortheil streben. Auch mich hat sonst das Glück also angelachet. Wenn uns die Götter im Glücke auch Verstand geben möchten; so würden wir nicht nur das vergangene, sondern auch was künftig geschehen kan, in Erwegung ziehen. jagest vier Carthagische Kriegsheere daraus. Du wirst Bürgermeister, und da kein anderer Römer, Italien zu vertheidigen, das Herze hat, schiffest du über nach Africa, schlägst daselbst zwey Kriegsheere, eroberst und verbrennest in einer Stunde zwey Läger, nimmst den mächtigen König Syphax gefangen, viele von seinen und unsern Städten ein, und nöthigest mich dadurch das schon sechszehn Jahr beständig besessene Italien zu verlassen. Alles dieses mag dir wohl mehr Lust zu fernerm Sieg, als zum Frieden machen. Mir ist nicht unbekannt, daß eure Absichten grösser sind, als es der wahre Nutzen erfordert; wie mich denn ehemals das Glück auf eben dergleichen Art geblendet. Wenn uns die Götter nebst der Glückseligkeit auch zugleich gute Vernunft bescheren wollten; so würden wir nicht allein das Vergangene, sondern auch das Zukünftige in Erwegung ziehen. Fremde Beyspiele sind hier nicht vonnöthen. Daß alles unbeständig sey, leget das meinige sattsam an Tag. Wie lange ist es, da du mein Lager zwischen

Du kanst aller andern Beyspiele entbehren: Ich selbst bin dir in allen Zufällen Exempels genug. Denjenigen, den du vor kurzem zwischen Anio und eurer Hauptstadt gelagert, und die römischen Mauren schon fast ersteigen saheſt; den siehst du itzo, nachdem er zween wackre Männer u. Feldherrn hier an den Mauren seiner fast belagerten Vaterstadt eingebüsset; der muß itzo um die Abwendung deſſen bitten, womit wir vormals eure Stadt in Furcht und Schrecken gesetzet. Dem allergrösten Glücke ist gemeiniglich am wenigsten zu trauen. Da es dir wohl geht, mit uns hergegen zweifelhaft aussieht: So kanst du uns durch den Frieden ein sehr ansehnliches und sehr herrliches Geschenke geben; wiewohl daſſelbe uns nicht so rühmlich, als nöthig und unentbehrlich ist. Doch besser und sicherer ist ein gewisser Friede, als ein Sieg in der Hoffnung. Jenes steht in deiner, dieſes aber in der Götter Händen. Setze doch das Glück so vieler Jahre nicht in einer Stunde auf das Spiel. Erwege so wohl deine eigene Kräfte, als die Macht des Glückes, und die gemeine Beſchaffenheit der eurer Stadt und dem Anio gesehen, und Rom alle Augenblicke sich eines Angrifs vermuthen muste? Nachdem ich aber meine zwey tapfern Brüder, und zugleich vortreffliche Feldherrn eingebüßet, stehe ich nun vor den Mauern meiner bey nahe belagerten Vaterstadt, und suche durch Bitten dasjenige von uns abzuwenden, womit ich euch zuvor bedrohet. Je günstiger uns das Glück anscheinet, deſtoweniger ist ihm zu trauen: Itzo da du ihm in Schooße sitzeſt, wir hingegen deſſen Unbeständigkeit empfinden, und um Friede bitten, ist aller Ruhm und Vortheil auf deiner Seite; wir aber finden uns genöthiget, diejenigen Bedingungen einzugehen, welche dir uns vorzuschreiben belieben wird, wie nahe es uns auch gehe. Ein sicherer Friede ist allezeit besser, dann ein ungewisser Sieg: Jener stehet in deinen, dieſer aber in der Götter Händen. Setze demnach nicht auf einmal aufs Spiel, was du in so vielen Jahren gewonnen; sondern ewege wohl, daß nicht minder das Glück als die Tapferkeit im Kriege den Ausschlag geben. Beyde Heere haben Fäuste und Waffen. Es

Krie-

läuft

Kriege. Von beyden Seiten sind Waffen, und menschliche Körper. Nirgends ist der Ausgang so ungewiß als in Feldschlachten. Gesetzt aber, du siegtest, so wirst du doch ausser dem, was du durch einen Friedensschluß schon haben kanst, bey weitem so viel Ehre nicht erwerben können, als Schande dich treffen würde, wenn es unglücklich ablaufen sollte. Eine einzige böse Stunde kan alle erfochtene und verhoffte Siegeskränze zu nichte machen. Itzo, Publ. Cornelius, steht der ganze Friedensschluß in deiner Gewalt: Alsdann aber wirst du damit vorlieb nehmen müssen, was dir die Götter geben werden. M. Attilius würde vorzeiten eins von den seltsamen Exempeln des Glückes und der Tapferkeit gewesen seyn, wenn er als Ueberwinder unsern Vätern, die ihn um Friede bathen, Gehör gegeben hätte. Indem er aber seinem Glücke keine Grenzen steckte, und den daher abstammenden Stolz nicht dämpfte, fiel er auch desto schändlicher, je höher er gestiegen war. Zwar muß der Sieger und nicht der Besiegte, die Friedensbedingungen vorschreiben läuft aber öfters weit anders ab, als wir es uns vermuthen. Itzo kanst du mit den größten Ehren Friede machen, durch eine unglückliche Schlacht aber vielmehr verliehren, als durch eine glückliche gewinnen. Eine böse Stunde kan alles Glück und die beste Hoffnung auf einmal zu Wasser machen. Jetzo stehet es in deiner Macht, Publius Cornelius, durch Zusteh̃ung des Friedens allen bisherigen Vortheil zu behaupten: Kommt es aber wieder zum Treffen, so muß man sich gefallen lassen, wen die Götter begünstigen wollen. Wer hätte sich wohl vormals in eben diesem Lande glücklicher preisen können, als der tapfre Marcus Attilius, wenn er, nach befochtenem Siege, unsern Voreltern auf ihr Verlangen den Frieden zugestanden? Da er sich aber mit seinem Glücke weder in Schranken zu halten, noch dessen raschen Lauf zu hemmen wuste, fiel er endlich so viel schändlicher als hoch er gestiegen. Sonst bescheide mich auch wohl, daß derjenige, so den Frieden giebet, nicht aber der ihn suchet, die Bedingungen vorzuschreiben Macht habe; wenn wir uns aber unser eigenes Ur-

ben: Vielleicht aber sind wir selbst nicht ganz unwürdig, uns eine Strafe aufzulegen. Wir wegern uns ferner nicht, das alles, worüber wir Krieg geführet haben, an euch abzutreten; Sicilien, Sardinien, Spanien, alle Inseln, die zwischen Italien und Africa liegen. Gefällt es den Göttern, so müsset ihr auch andre auswärtige Reiche zu Wasser und Lande beherrschen! Wir Carthaginenser wollen in den africanischen Grenzen eingeschlossen bleiben. Ich läugne es nicht, die punische Treue und Redlichkeit wird euch, wegen des neulich nicht gar zu aufrichtig gesuchten, oder erwarteten Friedens etwas verdächtig seyn. Es ist aber, zu Beobachtung der Friedensschlüsse, sehr viel daran gelegen, o Scipio, durch wen dieselben gesuchet worden. Haben doch eure Vorfahren gleichfalls, wie ich vernehme, gewissermaßen auch deswegen andern den Frieden versagt, weil die Gesandschaft nicht ansehnlich genug gewesen. Hier bitte ich Hannibal um Frieden; und würde solches nicht thun, wenn ich ihn nicht für ersprießlich hielte: Ja eben des Vortheils halber selbsten ehrlich sprechen, so meyne, daß uns auch dieses erlaubet sey. Solchem nach sind wir zufrieden, daß alle Orte und Lande, warum wir bisher so gekrieget, euer verbleiben. Sicilien, Sardinien, Spanien, nebst allen Eylanden zwischen Africa und Italien. Wir Carthaginenser begnügen uns hingegen mit dem Besitz von Africa bis an die Seeküsten, und überlassen euch, nach dem Willen der Götter, alle Herrschaft der ausländischen Reiche zu Wasser und Land. Ich kan nicht in Abrede seyn, daß weil letzthin der Friede weder redlich genung gesuchet noch erwartet worden, unsre Aufrichtigkeit bey euch etwas in Verdacht gerathen. Einen Frieden heilig zu halten, können diejenigen viel beytragen, welche darum bitten. Ich höre auch, daß sich eure Rathsherrn deswegen in nichts einlassen wollen, weil unsre Gesandschaft nicht eben aus den würdigsten Männern bestanden. Aber nun bitte ich Hannibal um Friede, und würde es nicht thun, wenn ich ihn nicht vor nützlich hielte, und eben der Nutzen, welcher mich solchen zu suchen beweget, soll auch ihn heilig zu halten mich ver-

halber, weswegen ich darum bitte, werde ich ihn auch zu erhalten wissen. Und wie ich es gemacht, daß der Krieg, den ich selbst angefangen habe, niemanden gereuen darf, in so weit uns die Götter nicht beneidet haben: So will ich auch sorgen, daß der durch mich erworbene Friede niemanden gereuen solle.

vermögen; und gleichwie ich den von mir angefangenen Krieg, so lange mir die Götter beygestanden, also geführet, daß Carthago damit zufrieden gewesen; also werde auch bemühet seyn, alles in solche Wege zu richten, daß keiner über den von mir erlangten Frieden zu klagen jemals Ursache finden möge.

Rede des Scythischen Gesandten an Alexandern, aus des Curtii VII. Buche.

Si les Dieux t'avoient donné un corps proportionné à ton ambition, tout l'univers seroit trop petit pour toy: d'une main tu toucherois l'Orient, & de l'autre l'Occident; & non content de cela, tu voudrois suivre le Soleil, & savoir où il se cache. Tout tel que tu es, tu ne laisses pas d'aspirer où tu ne saurois atteindre. De l'Europe tu passes dans l'Asie, & de l'Asie tu repasses dans l'Europe, & quand tu auras subjugué tout le genre humain, tu feras la guerre aux rivieres, aux forêts, & aux bêtes sauvages. Ne sais tu pas que les grands

Wenn dich die Götter so groß von Leibe geschaffen hätten, als unersättlich du an Begierden bist: So würde dir die Welt zu enge seyn. Mit einem Arme würdest du Osten, und mit dem andern Westen berühren, bey dem allen aber doch noch zu wissen verlangen, wo denn der Glanz eines so herrlichen Gestirnes, als die Sonne ist, sich verbirget. Dergestalt strebst du itzo nach Dingen, die dir doch viel zu groß sind. Aus Europa fällst du in Asien ein: Aus Asien gehst du nach Europa zurücke: Und wenn du zuletzt das ganze menschliche Geschlecht wirst überwältiget haben, so

grands arbres sont longtems à croitre, & qu'il ne faut qu'une heure pour les arracher? C'est une folie d'en penser cueillir le fruit, & n'en considerer pas la hauteur, & prens garde qu'en voulant monter jusques à la cime, tu ne tombes avec les branches où tu te seras pris. Le Lion sert quelque fois de pâture aux plus petits oiseaux, & le fer est consumé par la rouille; enfin il n'est rien de si fort que les choses les plus foibles ne puissent détruire.

so wirst du endlich mit Wäldern und Strömen, ja mit wilden Bestien Kriege führen. Wie aber? Weist du denn nicht, daß ein grosser Baum sehr langsam wächst, aber in einer Stunde ausgerottet wird? Derjenige ist thöricht, der nach seinen Früchten zwar siehet, aber ihre Höhe nicht in Betrachtung zieht. Hüte dich also, daß du nicht, in dem Vorhaben den höchsten Gipfel zu ersteigen, mit eben den Aesten, die du ergriffen hast, herab stürzen mögest. Auch der Löwe ist mehrmals von den verächtlichsten Vögeln verzehret worden; auch das Eisen frißt der Rost: Und nichts ist so dauerhaft, daß sich nicht auch von dem schwächsten Feinde etwas besorgen müste.

Et qu'avons-nous a démeler avec toy? Jamais nous n'avons mis le pied dans ton païs. N'est-il pas permis à ceux qui vivent dans les bois d'ignorer qui tu es, & d'ou tu viens? Nous ne voulons ni obéir ni commander à personne, & afin que tu saches quelles gens ce sont que les Scythes, nous avons reçû du ciel comme un riche present un joug de

Sage doch, was haben wir mit dir zu schaffen? Deinen Grund und Boden haben wir niemals betreten: Müssen wir denn auch in unsern wüsten Wäldern lernen, wer du seyst, und woher du gekommen bist? Wir verlangen weder jemanden zu dienen, noch über andre zu herrschen. Und damit du die Art der Scythen kennen mögest; so wisse, daß uns der Himmel ein Joch Ochsen, einen Pflug, einen

Pfeil,

de bœufs, un ſoc de charruë, une fléche, un javelot & une coupe. C'eſt de quoi nous nous ſervons & avec nos amis & contre nos ennemis. A nos amis nous leur donnons du bled provenu du travail de nos bœufs, avec eux nous offrons du vin aux dieux dans la coupe, & pour nos ennemis, nous les combattons de loin à coups de fléche, de prés avec le javelot. C'eſt avec quoy nous avons premierement vaincu le Roy de Syrie, puis celui de Perſe & des Medes, & nous nous ſommes ouvert le chemin jusques dans l'Egypte.

Pfeil, und eine Schale zum Geſchenke verliehen. Das ſind Dinge, deren wir uns gegen Freunde und Feinde bedienen. Guten Freunden ſetzen wir Früchte vor, die wir mit Mühe und Arbeit gebauet haben. Mit der Schale opfern wir den Göttern den Wein. Die Feinde greifen wir von ferne mit Pfeilen, in der Nähe mit Spießen an. So habt wir Scythen den König der Syrer, hernach auch der Perſer und Meder bezwungen; ſo daß uns der Weg bis nach Egypten offen geſtanden.

Mais toy, qui te vantes de venir pour exterminer les voleurs, tu es toy même le plus grand voleur de la terre; tu as pillé & ſaccagé toutes les Nations que tu as vaincuës, tu as pris la Lydie, envahi la Syrie, la Perſe, la Bactriane; tu as penetré jusqu'aux Indes, & tu viens encore ici pour nous enlever nos troupeaux. Tes mains ont beau être pleines, elles cherchent toûjours nouvelle proie; & qu'as-

Du aber, der du dich rühmeſt, daß du die Räuber zu verfolgen hieher gekommen, biſt der ärgſte Räuber aller Völker, wohin du gekommen biſt. Lydien haſt du erobert, Syrien eingenommen; Perſien haſt du inne, die Bactrianer ſtehen auch unter deiner Gewalt; ja du biſt gar nach Indien gezogen. Nunmehro ſtreckeſt du deine geizige und unbeſtändige Fäuſte auch nach unſerm Viehe aus. Was nützet dir aber ein Reichthum, der

qu'as-tu que faire de tant de richesses, qui ne font qu'accroître ta soif? Tu es le premier qui as trouvé la disette dans l'abondance; comme si tout ce que tu as ne servoit qu'à te faire desirer plus ardemment ce que tu n'as pas.

Ne songes-tu point combien il y a que les Bactriens t'arrêtent? pendant que tu domptes ceux-ci, les Sogdiens se revoltent, & la victoire n'est pour toi qu'une semence de nouvelle guerre. Car je veux que tu sois le plus puissant & le plus grand Prince du monde, on n'est pas bien aise d'avoir un Etranger pour Maître. Passe seulement le Tanaïs, & tu verras l'étenduë de nos plaintes; tu as beau suivre les Scythes, je te défie de les atteindre. Notre pauvreté sera toûjours plus agile, que ton armée chargée des dépouilles de tant de Nations; & quand tu nous penseras bien loin, tu nous verras à tes trousses; car c'est avec la même viteſſe que nous poursuivons, & que nous fuions nos ennemis.

J'ap-

der dir doch nur neue Begierden erwecket? Du bist der erste, dem das Sattseyn den Hunger unterhalten hat. Denn jemehr du allezeit hast, je mehr wünschest du dir dasjenige, so du nicht hast.

Erinnerst du dich denn nicht, wie sauer es dir bey Bactra schon geworden ist? Indessen, daß du dieselben bändigest, haben die Sogdianer einen Krieg angefangen. Selbst der Sieg gebiehrt dir lauter neuen Streit. Denn wenn du gleich allen an Größe und Macht überlegen bist: So will doch kein einziger einen Fremden vor seinen Herrn erkennen. Setze nur über den Tanais; so wirst du zwar sehen, wie weit sich die Scythen erstrecken, aber sie niemals ergreifen können. Unsre Armuth wird viel schneller seyn als dein Heer, welches die Beute von so vielen Völkern bey sich führet. Doch wenn du dir einbilden wirst, daß wir noch so weit von dir sind; so wirst du uns mitten in deinem Lager gewahr werden: Weil wir eben so schleunig zu folgen, als zu fliehen pflegen.

Ich

J'apprens que les Grecs font passer en proverbe & en raillerie, les solitudes des Scythes. Oui, nous aimons mieux nos deserts, que vos grandes villes & vos fertiles campagnes. Crois-moi, la fortune est glissante, tiens-la bien qu'elle ne t' echape, encore auras-tu de la peine à la retenir, si elle a envie de te quitter; au moins donne-lui un frein, de peur qu'elle ne t'emporte. Nos gens disent qu'elle n'a point de pieds, & qu'elle n'a que des mains & des aîles, mais qu'elle ne veut pas qu'on touche à ses aîles quand elle tend les mains.

Enfin si tu es un Dieu, tu dois faire du bien aux mortels, & non pas leur ravir ce qu'ils ont, mais si tu es homme, songe toûjours à ce que tu es; car c'est folie de ne penser qu'aux choses qui nous font oublier nous-mêmes. Ceux que tu laisseras en paix te seront bons amis, parce que les plus fermes amitiés sont entre personnes

Ich vernehme, daß die scythischen Wildnisse bey euch Griechen fast zum Sprüchworte geworden. Und es ist wahr: wir halten viel mehr auf wüste, und unangebaute Plätze, als auf Städte und reich besäete Felder. Aber eben deswegen halte dein Glück feste; es ist schlüpfrig, und läßt sich nicht wieder Willen halten. Folge dem heilsamen Rathe, den dir die itzige Zeit giebet: Und wirf deinem Glücke einen Zügel an, so wirst du es desto leichter regieren können. Bey uns sagt man sonst, das Glück habe keine Füsse, sondern nur Hände und Flügel; und wenn es gleich jemanden die Hände biethe, so lasse es sich doch die Flügel nicht ergreifen.

Bist du endlich eine Gottheit, wie du vorgiebst: So must du den Menschen Wohlthaten erweisen, nicht aber ihnen das ihrige nehmen. Bist du aber ein Mensch, o so denke doch ohn Unterlaß daran, daß du einer bist. Es ist was thörichtes, an Dinge zu denken, darüber du dein selbst vergissest. Die du nicht feindlich überziehest, wirst du als gute Freunde brauchen können:

Denn

nes égales, & ceux-là sont estimez égaux, qui n'ont point éprouvé leurs forces l'un contre l'autre. Mais ne t'imagine pas que ceux que tu auras vaincus te puissent aimer, il n'y a jamais d'amitié entre le maître & l'esclave, au milieu de la paix, le droit de faire la guerre demeure toûjours.

Au reste, ne pense pas que les Scythes pour faire alliance fassent aucun serment, ils n'ont point d'autre serment, que de garder la foi sans la jurer: c'est à faire aux Grecs d'y apporter ces precautions & ces solemnités, de signer leurs contracts, & d'appeller les Dieux à têmoins de leurs promesses; mais pour nous la bonne foi fait toute notre religion. Qui n'a pas honte de manquer de parole aux hommes, ne fait pas conscience de tromper les Dieux, & tu n'as pas besoin d'amis dont l'affection te soit suspecte.

Considere que nous veillerons pour toi à la garde, & de l'Europe & de l'A-

Denn die Freundschaft ist da am festesten, wo es eine Gleichheit giebt; und man hält die vor gleich stark, die niemals ihre Kräfte miteinander versucht haben. Halte nicht dafür, daß dein Ueberwundener jemals dein Freund seyn werde: Denn zwischen Knechten und Herren hat keine Freundschaft statt. So gar im Frieden werden sie nach Kriegsrechte miteinander umgehen.

Du darfst dir nicht einbilden, daß die Scythen ihre Bündnisse durch Eide bestätigen: Sie beobachten dieselbe, und das ist so viel, als hätten sie selbige beschworen. Das ist eine griechische Behutsamkeit, die ihr Versprechen schriftlich aufzeichnen, und die Götter da zu anruffen. Wir suchen unsre Gottesfurcht in der Redlichkeit selbst zu erweisen. Wer sich vor Menschen nicht scheuet, wird gewiß auch die Götter betrügen: Und du hast in Wahrheit keinen Freund von ungewisser Treue vonnöthen.

Im übrigen wirst du an uns Beschützer von Europa und Asien haben. Wir rei-

chen

l'Aſie; nous nous étendons jusqu' à la Thrace, & la Thrace, à ce que l'on dit, confine à la Macedoine; il ne s'en faut que la largueur du Tanaïs que nous ne touchions à la Bactriane, ainſi nous ſommes tes voiſins des deux côtez. Regarde lequel tu aimes le mieux, de nous avoir pour amis, ou pour ennemis.

chen bis an Bactra, denn der Tanais ſcheidet uns und euch. Jenſeits des Tanais reichen wir bis an Thracien, und an Thracien ſoll Macedonien anſtoſſen, wie die Rede geht. Erwege es alſo wohl, ob du die Nachbarn deiner beyden Reiche lieber zu Feinden oder zu Freunden haben wolleſt.

Das II. Hauptſtücke.

Von der Nachahmung.

§. I.

Die bisherige Uebung im Ueberſetzen iſt zwar gewiſſermaaßen auch eine Nachahmung zu nennen, und könnte alſo mit in dieſes Hauptſtücke gezogen worden ſeyn. Allein es giebt noch andre Arten der eigentlich ſo genannten oratoriſchen Nachahmung, davon andre ganz eigene Abhandlungen geſchrieben haben, und die uns Herr Profeſſor Hallbauer zugleich ans Licht geſtellet hat. Weil nun dieſelbe von vielen ſo wohl alten als neuern Lehrern der Beredſamkeit den Schülern und Liebhabern derſelben angeprieſen wird: So müſſen wir doch hier unſre Gedanken davon entdecken, und alſo unſre Leſer nicht im Zweifel laſſen, in wie weit eine ſolche Nachahmung ihnen rathſam ſeyn könne oder nicht. Fürs erſte theilet man die Nachahmung in eine kindiſche und in eine männliche

ein. Die erste bemühet sich nur die Wörter und Redensarten guter Scribenten nachzuahmen, das ist anzuwenden und zu gebrauchen: Ob man gleich von ganz andern Dingen und Materien zu handeln hat. Die andre aber bemühet sich die Schreibart, das ist die Ordnung und den Zusammenhang der Gedanken in vielen aufeinander folgenden Sätzen nachzumachen. Nach meiner Meynung aber giebt es noch eine dritte Art der Nachahmung, die ich eigentlich eine oratorische nennen will. Von allen dreyen will ich mit wenigem handeln.

§. II.

Im Absehen auf die erste Art der Nachahmung ist es gewiß, daß man sie im Deutschen, zum wenigsten im Absehen auf die fremden, oder ausländischen und alten Scribenten nicht anders brauchen kan, als wenn man sie übersetzet: Davon aber schon oben zur Gnüge geredet worden. Was aber unsre einheimische Scribenten anlanget, so ist es eine andre Frage, ob man auch deren ihre Wörter und Redensarten nachahmen soll? Da sind nun viele allerdings der Meynung, daß solches von Anfängern geschehen müsse. Daher empfehlen sie ihnen so fleißig die Schriften Lohensteins, daraus sie sich Wörter und Redensarten anmerken und auszeichnen, auch selbige hernach anbringen sollen. Ob auch einige neuere Scribenten schon in dem Ansehen stehen, daß man ihren Schriften dergestalt nachzuahmen suchet, das weis ich nicht, oder mag es nicht wissen. Das weis ich aber wohl, daß diejenigen, so es versuchet haben, in den Ruff gelehrter Diebe gekommen sind; wenn man es wahrgenommen hat, daß sie sich mit fremden Federn zu putzen beflissen. Ich weis es dem sel. Hofrath Pietsch noch Dank, daß er mich gleich im Anfange meiner poetischen Uebungen, da ich mich auch gewisser, aus andern berühmten Dichtern ent-

entlehnter Redensarten, in meiner Einfalt bediente von dieser kindischen Art der Nachahmung abgeschrecket hat. Denn er wußte mir bey jeder Zeile zu sagen, wo ich dieses oder jenes Beywort, oder ein andres poetisches Blümchen her hätte: Und dadurch ward mir dieses Borgen oder Nachahmen so verhaßt, daß ich es weder in gebundener noch in ungebundener Rede jemals mehr habe wagen mögen, dergleichen entlehnte Zierrathe anzubringen.

§. III.

Fragt man mich, ob ich denn dergestalt alle Wörter zu brauchen verbiethen wolle, die schon von andern gebraucht worden: So ist dieses freylich meine Meynung nicht. Allein es ist ein Unterschied unter den Wörtern, die in allen Scribenten vorkommen, und selbst im gemeinen Leben üblich sind; und unter solchen Ausdrückungen, die dieser oder jener Schriftsteller zuerst erfunden, und als besondre Zierrathe angebracht. Diese sind gemeiniglich so sinnreich, so neu, so erhaben und edel, daß sie als Sterne hervor schimmern, und von den Lesern sehr leicht angemerket werden. Wenn man sich nun mit solchen entlehnten Putzwerken behilft, so macht sich ein jeder Leser, der dieselben sonst wo gelesen hat, eine Ehre und Freude daraus, diesen Raub seinem Eigenthümer wieder zu erstatten. Und was braucht man es doch, sich in diese Gefahr zu begeben, wenn man selbst einen Kopf voller Gedanken hat? Heißt es denn bey einem Redner nicht eben so wohl, als bey einem Poeten:

Verbaque praevisam rem non inuita sequentur.

Das müßte ja wunderlich seyn, daß man nicht Worte finden könnte, die seine Gedanken auszudrücken geschickt wären! Ueberdas schicken sich auch fremde Redensarten zu unsern Einfällen selten so gut, daß man es ihnen

nicht anmerken sollte, daß sie nicht recht füreinander gemacht sind. So selten ein fremdes Kleid sich auf unsern Körper schicket: So selten gelingt es auch den Freunden solcher Nachahmung mit ihrer Bemühung. Mir gefällt hier des Angelus Politianus Ausspruch sehr: *Mihi certe, quicumque tantum componunt ex imitatione, similes esse vel pfittaco vel picae videntur, proferentibus, quae nec intelligunt. Carent enim, quae scribunt isti, viribus & vita, carent actu, carent affectu, carent indole; iacent, dormiunt, stertunt. Nihil ibi verum, nihil solidum, nihil efficax.* v. L. IX. Ep. vltima ad Paull. Cortesium.

§. IV.

Die andre Art der Nachahmung heißt die männliche; weil zu ihr schon ein reiferer Verstand und eine fast männliche Beurtheilungskraft gehöret. Was nun die Erlernung der lateinischen Sprache anbetrifft, so gebe ich es gerne zu, daß man sich daselbst schöne Stellen aus einem oder mehrern guten Scribenten zur Nachahmung erwähle, und sich bemühe, wie Plinius in dem obenangezogenen Briefe räth, ihre Art sich auszudrücken, und die Gedanken zu verbinden, ihre Lebhaftigkeit und ihre Figuren nachzumachen. Denn wer kein sogenanntes Küchenlatein schreiben will, der muß nicht nur lateinische Wörter, sondern auch eine bey den Lateinern übliche Ordnung und Folge, auch Verbindung derselben beobachten: Das heißt, er muß auch nach Art der Lateiner denken können. S. Herrn M. Langens Inst. Stili Romani, P. III. C. V. Allein da wir hauptsächlich einen deutschen Redner zubereiten wollen: So fragt sichs, ob man auch die besten Scribenten in seiner Muttersprache nachahmen solle? Allein ich bin hier eben der Meynung, als oben bey der kindischen Nachahmung; nemlich ich wiederrathe es allen, sich an dergleichen unnöthige und schädliche Uebungen zu ma-

machen. Nicht als wenn ich der Jugend alle Schriften guter Redner aus den Händen reißen; und ihnen verbiethen wollte, dieselben zu lesen. Nein, ich rathe dieses vielmehr allen und jeden an. Sie müssen sich allerdings durch das Bücherlesen den gehörigen Reichthum, die Schönheit und den Nachdruck in ihrer Muttersprache angewöhnen, den sie gewiß aus dem täglichen Gebrauche niemals recht lernen würden. Denn wie elend schreiben doch diejenigen deutsch, die niemals was anders als lateinische und französische Bücher gelesen haben?

§. V.

Nur das behaupte ich, daß man, im Schreiben selbst, sich keine Stelle eines berühmten Scribenten zum Muster vorlegen, und dieselbe nachzukünsteln suchen müsse. Die gute Schreibart eines Redners muß nicht einem Springbrunn ähnlich seyn, den sein Meister durch allerhand künstlich gewundene Röhren wieder seine Natur in die Luft zu spritzen zwinget; sondern einer wasserreichen Quelle, die von einer Höhe von sich selbst in ein Thal herab fließet, die Auen bewässert, die Felder fruchtbar macht, und ganzen Ländern und Städten Vortheil bringet. Wie nun kein Fluß einem andern ähnliche Krümmungen, Breiten, Fälle und Ufer hat: So darf auch kein Scribent gerade so wie ein andrer schreiben. Ein jeder muß seinen eigenen Character, sein eigen Naturell ausdrücken. Wie sehr sind nicht alle alte Scribenten, auch die zu einem Alter gerechnet werden, unterschieden? Schreibet wohl Cäsar wie Livius? Schreibt Cornelius wohl so wie Sallustius? Bemüht sich wohl Plinius dem Cicero nachzuahmen? Wo hat Xenophon einem Thucidides; Demosthenes dem Isocrates, oder Aristoteles dem Plato im Schreiben nachgeäffet? Ein jeder von diesen Männern schrieb aus seiner eigenen Einsicht, und brauchte seine eigene

Geschicklichkeit im Denken, und im Ausdrucke seiner Gedanken. So müssen wir es auch machen, wenn wir nicht gezwungen, verstellt, oder affectiret schreiben wollen: Wie Boileau zum Spott des Balzac und Voiture Schreibart, in ein paar Briefen an den Marschall von Vivone, nachgeäffet hat.

§. VI.

Will man mir einwenden: Daß gleichwohl Plinius der jüngere in seinem II. Br. des I. B. gesteht, er habe den Demosthenes, und anderwärts, er habe den Cicero nachgeahmet: So werde ich es zugeben, daß man nachahmen könne; allein auf eine ganz andre und dritte Art. Ich nenne diese die oratorische Nachahmung, die weder die Wörter, noch die Sätze und ihren Zusammenhang; sondern die ganze Art und den Character der Beredsamkeit, das ist die Freyheit der Gedanken, die Liebe zur Wahrheit, die Ehrlichkeit des Gemüthes, die Munterkeit und den Eifer im Vortrage seiner Vorstellungen, nachmachet und auszudrücken suchet. Von einer solchen Nachahmung war auch Cicero ein Freund; und davon redet er in der kleinen Schrift, De optimo genere oratorum. C. II. heißt es: Itaque nemo est orator, qui se Demosthenis similem esse nolit. Und in dem folgenden Cap. schreibt er: Vnum enim quum sit genus, id quale sit, quaerimus? Est autem tale, quale floruit Athenis, ex quo atticorum oratorum ipsa vis ignota est, nota gloria. - - Qui cum careant omni vitio, non sunt contenti quasi bona valetudine; sed vires, lacertos, sanguinem quaerunt, quandam etiam suauitatem coloris. Eos imitemur, si possumus: Sin minus, illos potius, qui incorrupta sanitate sunt, quod est proprium atticorum, quam eos, quorum vitiosa abundantia est, quales Asia multos tulit. Hier sehen wir, was uns Cicero für eine Nachahmung empfiehlt. Wir sollen uns die attischen Redner

ner in ihrer fehlerfreyen, gesunden, starken, gewaltigen, vollblütigen und angenehmen Beredsamkeit, zu Mustern nehmen. Und von dieser seinen Römern einen Geschmack beyzubringen, hat er selbst die Reden, die Demosthenes und Aeschines von der Krone gehalten, lateinisch übersetzet.

§. VII.

Allein so leicht dieses gesagt ist: So schwer ist es auszuüben. Man muß in den Sprachen und Schriften dererjenigen, die man nachahmen will, gleichsam erzogen seyn. Man muß ihre Art sich ganz geläufig und gleichsam eigen gemacht haben; so daß man nicht mehr daran denken darf, daß man sie nachahmen will, und dennoch eben so schreiben und reden kan, als sie geschrieben haben. Weil es nun nicht eines jeden Liebhabers der Beredsamkeit seine Sache ist, sich mit diesen Mustern der Griechen und Römer so bekannt zu machen: So haben Italiener, Franzosen und Engelander die besten Reden des Demosthenes und Cicero in ihre Sprachen übersetzet, und sind also in des großen Tullius Fußtapfen getreten. Ich selbst habe mich ein gleiches unterstanden, als ich meinen Grundriß zu einer vernunftmäßigen Beredsamkeit ans Licht stellete: Wobey ich ein paar Stücke von jedem der obbenannten Redner, deutsch übersetzt beyfügte. Meine Absicht war gleichfalls, unsern Deutschen nur zu zeigen, wie die gesunde starke und natürlich schöne Beredsamkeit der Alten aussähe, und sie zu Verwerfung des schwülstigen und aufgeblasenen, oder auch zusammengestoppelten Zeuges zu bewegen, welches gar zu lange bey uns geherrschet hat. Ich muß aber von meinen Bemühungen ebenfalls mit dem Cicero gestehen: Nec conuerti, vt interpres, sed vt orator, sententiis iisdem & earum formis, tanquam figuris, verbis ad nostram consuetudinem aptis; in quibus non verbum pro verbo necesse

habui reddere, sed genus omnium verborum vimque seruaui. Non enim ea me annumerare meo Lectori putaui oportere; sed tam quam appendere. Dieses mögen sich diejenigen zur Lehre und Antwort dienen lassen, die als ängstliche Schulmeister schreyen, daß bald hier bald da eine Sylbe des Griechischen und Lateinischen nicht recht ausgedrückt sey: Da sie doch selbst nicht einen einzigen Satz der Alten in einem leidlichen Wohlklange, oder oratorischen Feuer rein Deutsch zu geben wissen.

§. VIII.

Soll ich nun auch Vorschläge thun, wie man sich am besten auf diese Art, die Alten nachzuahmen, legen müsse So kan ich nichts bessers rathen als dieses. Man wähle sich irgend einen Fall, wo man es bey den Geschichtschreibern erzählet findet, daß dieser oder jener alte Held dieses oder jenes geredet haben soll. Den Innhalt ihrer Reden, und die Umstände der Zeit, des Ortes, der Absichten, und Veranlassungen, stelle man sich, durch ein eifriges Nachdenken, so lebhaft vor, als man kan. Alsdann lese man mit einer muntern und lauten Stimme, irgend eine andre aus den Alten übersetzte Rede durch: Und wenn man sich dergestalt die Einbildungskraft erhitzet hat; so mache man sich an seine Arbeit. Man rede, so viel möglich, eben so frey, natürlich, ungezwungen, nachdrücklich und feurig, als der obgedachte Held in seinen Umständen geredet haben würde. Ich kan aus Erfahrung die Versicherung geben, daß dieses ein treffliches Mittel ist, die Beredsamkeit der Alten, wo nicht zu erreichen, doch wenigstens sich ihnen weit mehr zu nähern, als man sonsten zu thun fähig gewesen seyn würde. Nicht nur an geschickten Lehrlingen habe ich diesen Vorschlag bewährt gefunden: Sondern ich selbst habe mich dergestalt geübet. Um eine geringe Probe davon zu geben, will ich fol-

folgende Rede herſetzen, dazu mir ein gelehrter Mann und groſſer Kenner und Liebhaber der Alten, in der vertrauten Rednergeſellſchaft allhier, vor etlichen Jahren Gelegenheit gab. Denn da er eine Rede gehalten hatte, wodurch ſich Catilina gegen die Iſte Catilinariſche Rede Cicerons hätte vertheidigen können: So nahm ich dabey Anlaß zu dichten, als ob Cato der jüngere, der dabey zugegen geweſen, folgende Antwort darauf gegeben hätte, den Cicero zu vertheidigen. Ich überlaſſe verſtändigen Leſern das Urtheil, ob ich theils den beſondern Character des Cato, theils die Beredſamkeit der Alten überhaupt, einigermaaßen ausgedrücket habe.

Eine Rede,
die von dem Cato, im Römiſchen Rathe, wieder den Catilina hätte gehalten werden können.

Und du, Catilina, ſcheueſt dich noch nicht, deine Bosheit mit einer öffentlichen Rede zu vertheidigen? Deine Frechheit unterſtehet ſich, in einer ſo zahlreichen Rathsverſammlung Gift und Galle auszuſpeyen, und dadurch die innerliche Peſt deines Herzens zu verrathen? O unerhörte Verwegenheit! Bisher haſt du heimlich deine Ränke getrieben, heimlich mit deiner Rotte gerathſchlaget, heimlich Bubenſtücke ausgeübet, heimlich des Bürgermeiſters, des Raths, der Bürgerſchaft, der ganzen Stadt Untergang geſuchet. Nunmehro bricht dein unverſchämtes Gemüth öffentlich aus, indem du kein Mittel mehr vor dir ſieheſt, deine Schandthaten zu verbergen, und uns allen länger die Augen zu verkleiſtern.

Wo willſt du hin, fürtrefflicher Rathsherr, du andrer Brutus, du einziger Verfechter der römiſchen Freyheit! Bleibe doch hier, und höre mich ſo geduldig, als wir dich angehöret haben: Damit es den Schein nicht habe, als wollteſt du ein Tyrann werden, und die Vertheidigung einer Sache nicht an-

hören, die du beurtheilen sollst. Du hast den wackern Tullius, unsern Bürgermeister, du hast den ganzen Rath, du hast endlich auch mich angeklaget. Verstatte mir doch, nach deiner grossen Liebe zur Billigkeit, ihre Partey zu nehmen; und mache dir die schimpfliche Nachrede nicht, daß du jemand unverhörter Sache verdammet habest.

Siehest du nun, Catilina, daß es noch Leute im Rathe giebt, die das Herz haben zu reden: Ja was noch mehr ist, die das Herz haben, dir selbst zu wiedersprechen. An dich habe ich bloß meine Anrede gerichtet; und das mit Fleiß: Weil du es unserm eifrigen Bürgermeister vorhin verwiesen hast, daß er den Rath nicht angeredet. Meynest du denn, daß ein einziger unter allen Anwesenden sey, der mehr auf ein leeres Wortgepränge, als auf redliche Absichten hält? Meynest du, daß man um deiner hinterlistigen Höflichkeit halber die gute Sache verlassen, und dir beypflichten werde? O Catilina, du kennest den Rath noch nicht; diejenigen ausgenommen, die deines Gelichters sind. Ehrentitel und Worte machen es wahrhaftig nicht aus: Werke, Werke will man sehen, wenn man ein Vertrauen zu jemand bekommen soll.

Doch ich muß anfangen meinem Versprechen nachzukommen, und vor allen Dingen unsern redlichen Bürgermeister von deinen Anklagen retten. Du beschuldigest ihn der Tyranney; du rückest ihm seine schlechte Geburt vor; ich weis nicht, ob du ihm noch was mehrers Schuld gegeben hast: Mehr habe ich wenigstens aus deinem Vortrage nicht anmerken können. Wohlan, ich will mich auf beydes einlassen; wiewohl es mir keine Mühe machen wird, etwas zu wiederlegen, was du theils mit keinen Gründen unterstützet hast, theils aber, wenn es wahr wäre, uns allen zu keinem Vorwurfe gereichen könnte.

Cicero, sprichst du, ist ein Unterdrücker der Freyheit! Hier bewundre ich deine Geduld, theurer Bürgermeister! Wie? kanst du eine so grausame Beschuldigung anhören, ohne in gerechtem Eifer zu entbrennen? Fehlet es dir etwa an Beredsamkeit, dich zu vertheidigen; oder an Gründen, deine Unschuld darzuthun? In Wahrheit, wenn es viel Kunst brauch-

te,

te, deine gerechte Sache zu führen, so würdest du gewiß ein besserer Fürsprecher für dich seyn, als Cato, der dir an Wohlredenheit gerne den Vorzug läßt. Aber dein Stillschweigen ist dir schon eine Rechtfertigung. Dein gutes Gewissen macht dich so ruhig. Die Sache selbst redet, und es ist niemand vorhanden, der deinem Gegner den geringsten Glauben beymessen kan.

Es war ein vortrefflicher Beweis, Catilina, daß Cicero ein Tyrann sey, den wir von dir gehöret haben. Er redet allein, sprachst du, und die andern schweigen alle: Er thut alles was er will; und niemand widersetzt sich ihm. Wie? willst du denn, daß sechs bis achthundert Rathsherren zugleich reden sollen? Ist es nicht genug, wenn das Haupt des Rathes für alle seine Glieder spricht? Oder ist jemand unter uns allen, der solches geschickter und nachdrücklicher thun könnte, als Cicero: Wenn ich gleich sein Bürgermeisteramt beyseite setze. Ja Catilina, der ehrliche, der beredte Cicero hätte dir im Namen des Rathes dein Urtheil ankündigen sollen, gesetzt daß es nicht seine Pflicht gewesen wäre; gesetzt daß er es nicht Amtshalber thun dörfen.

Denn meynest du etwa, was Cicero bisher wieder dich unternommen, das sey von ihm aus eigener Macht, und ohne unser Vorwissen geschehen? Du irrest, du irrest sehr Catilina! Es ist ein Rathsschluß wieder dich vorhanden: Du bist von uns allen verurtheilet, du bist verdammet, der Kopf ist dir abgesprochen worden! Dein Laster ist mir selbst so abscheulich vorgekommen, daß ich fast der Lehre unsrer Stoiker deswegen entsaget hätte, die da vorgeben, daß alle Verbrechen gleich groß seyn. Was hat nun Cicero ohne Bewilligung des Raths gethan? Wo ist er, als ein Tyrann, seinem eigenen Kopf gefolget? Ich sage es frey heraus, er hat noch zu wenig gethan!

Untersuche doch, Catilina, das ganze Leben dieses redlichen Mannes; wirst du auch wohl die geringste Spur finden, daß er jemals nach der Tyranney gestrebet habe? Besinne dich doch auf die Zeiten, da Sulla sich der obersten Gewalt angemaaßet

maaßet hatte; da alles nach seinem Dünkel gehen muste, da die Gesetze schwiegen; da die Ungerechtigkeit herrschete; da Knechte ihre Herren ermordeten, die Söhne aus den Häusern trieben, und sich unter Sullischem Schutze der Verlassenschaft bemächtigten. Wer hat damals in Rom das Herz gehabt, einen bedrängten Roscius zu vertheidigen? wer hat sich erkühnet, einem griechischen Sclaven Chrysogonus zu wiederstehen? War es nicht der einzige Cicero, dessen erste öffentliche Probe ein Zeugniß ablegte, wie sehr er der Tyranney zuwieder wäre, und wie er der Unschuld zum besten, auch die Feindschaft der Mächtigsten vor nichts achtete.

Wenn hat er nach der Zeit die Bürger unterdrücket, die Gesetze mit Füßen getreten, oder seinen Lüsten gefröhnet? Welches Amt hat er nicht wohl verwaltet? Was vor Gelder hat er als Schatzmeister unterschlagen? Welchen Böswicht hat er als Stadtrichter losgesprochen? Welche Provinz hat er als Stadthalter ausgesogen? Rede doch, Catilina, erzähle alles, sage es frey heraus, wo du was weist. Doch hättest du was gewust, du würdest es vorhin wohl gesagt haben; und ich thue zu viel, daß ich einen Mann vertheidige, den auch der Unverschämteste keines Lasters hat beschuldigen können.

Wie steht es nun um den Rath, Catilina, den du gleichfalls in deiner Rede unverantwortlicher Weise angegriffen hast. Deiner Aussage nach, besteht diese ganze Versammlung aus lauter feigen Memmen, aus verzagten Seelen, aus Schmeichlern, aus Verräthern der Freyheit, aus Feinden des Vaterlandes. Ihr unsterblichen Götter! wer hat jemals die Frechheit gehabt, solche schwarze Lästerungen wieder diese Rathsversammlung auszustossen! Traun, du bist die rechte Vormauer der Freyheit, Catilina! Du bist die Stütze des sinkenden Vaterlandes, der Verfechter unsrer Gesetze! Mit dir, mit dir allein, wird Rom und Italien untergehen. Den Göttern sey ewig Dank gesagt, daß wir es von dir nicht lernen dörfen, wie die Republik zu erhalten, wie die Freyheit der Stadt zu unterstützen sey. Wie elend würden die armen Bürger, wie elend die Gesetze, wie elend würde die Un-

schuld

schuld und Tugend daran seyn! Sprichst du: Aber ihr redet ja nicht, ihr thut ja nichts, ihr lasset den einzigen Cicero schalten und walten? Elender Einwurf! Weist du nicht, daß der ganze Rath redet, wenn der Bürgermeister seine Schlüsse kund thut? Weist du nicht, daß die Freyheit und die Gesetze herrschen, wenn ein so rechtschaffener Patriot, als Cicero ist, das Ruder führet.

Ists nicht wahr, Catilina, wenn du nur neulich diesem wackern Manne vorgezogen worden, und zur Bürgermeisterwürde gelanget wärest: Denn wärest du zu deinem Zwecke gelanget; denn hättest du Gewalt genug in die Hände bekommen, deine Bubenstücke auszuführen. Da hättest du diejenigen ins Elend verwiesen, die du itzo heimlich als ein Meuchelmörder aus dem Wege zu räumen suchest: Denn hättest du deinen Geiz mit den Gütern der Verbannten sättigen können, den unersättlichen Geiz, der dich itzo zum Brennen und Morden, zum Plündern und Rauben so verwegen macht. Allein das ist nicht geschehen! Dein Wunsch hat fehl geschlagen! Cicero ist Bürgermeister geworden. Das, das ist das grosse Verbrechen, so der Rath begangen hat!

So blind ist gleichwohl die Stadt noch nicht gewesen, daß sie zwischen einem Cicero und Catilina keinen Unterschied zu machen gewust hätte. Und wem sollte derselbe nicht ins Auge fallen? Bey ihm ist Verstand, bey dir Arglist; bey ihm Redlichkeit, bey dir Bosheit; bey ihm Tugendliebe, bey dir eine ungezähmte Lasterſucht; bey ihm Gelindigkeit, bey dir hergegen lauter Grausamkeit, und Mordlust. An statt seiner Beredsamkeit besitzest du Unverschämtheit; an statt seiner Verdienste, trotzest du auf deine Ränke; an statt seiner Gerechtigkeit, strebest du nach unumschränkter Gewalt; an statt seiner Mäßigkeit, badest du dich in aller Wollust. Mit einem Worte, seine Menschenliebe, seine Freygebigkeit, seine Geduld, Demuth und Zufriedenheit, ist bey dir in Raserey, Verschwendung, Trotz, Aufgeblasenheit und unersättliche Habsucht verwandelt. Kurz, ist Cicero ein Vater, so bist du ein Feind des Vaterlandes.

Ich

Ich habe vorhin vergessen zu zeigen, wie thöricht du ihm die niedrige Herkunft vorgerücket hast: Darum will ich, ehe ich auf mich selbst komme, dir auch darauf begegnen. Es ist wahr: Cicero kan keine lange Reihe von berühmten Ahnen herzählen. Sein Geschlechtregister langet nicht bis auf den Aeneas oder Romulus. Seine Vorfahren sind so berühmt nicht, als die deinigen. Allein bey wem suchest du ihn dadurch zu verkleinern? Bey dem einfältigen Pöbel, der alles nach Vorurtheilen beurtheilet? Nein, du hast im Rathe geredet, wo man wahre Verdienste weit höher, als lange Stammtafeln schätzet. Schäme dich also, Catilina, schäme dich, daß du diesem redlichen Manne daraus eine Schande machst, was ihm doch die meiste Ehre bringet. Er hat sich durch seine Geschicklichkeit und Tugend empor geschwungen, und wird künftig seine Nachkommen adeln: Dich haben deine Vorfahren edel gemacht; du aber schändest ihre Gräber und Bilder durch deine unerhörte Bubenstücke.

Und wenn hat sich doch unser Cicero seines alten Geschlechts gerühmet? Wenn hat er die Eitelkeit begangen, den Ruhm seiner Voreltern auf seine Rechnung zu schreiben? Geh, rücke denen ihren neuen Adel vor, die sich durch nichts, als durch entlehnte Verdienste breit machen, und daher ihre Ahnen erdichten, weil sie in den Geschichten keine finden können. Rom ist auch nicht sowohl durch alte Geschlechter, als vielmehr durch rechtschaffene Bürger gewachsen und erhalten worden. Wer war edler als die Grachcher, zu unsrer Väter Zeiten? Wer war edler als Marius und Sulla? Aber wer hat auch der Republik mehr geschadet, als eben diese beyde? Ich bin kein Schmeichler, wie ihr alle wohl wisset; und doch sage ich, dieser Arpinatische Neukömmling hat dem gemeinen Wesen schon mehr genützet, als sie alle zusammen!

Nun will ich mich noch selbst entschuldigen, Catilina: Denn du hast auch mich angegriffen; indem du den ganzen Rath geschändet hast. Du kennest mich vielleicht noch nicht, Catilina. Meine Jugend ist dir vielleicht verächtlich; allein glaube nur sicher, was mir an Jahren fehlet, das haben die Leh-

Lehren der Weisheit bey mir ersetzet. Nichts geht in meinen Gedanken über das gemeine Beste. Nichts liegt mir so sehr am Herzen, als die Wohlfahrt des Vaterlandes. Wollten die Götter! daß ich dieselbe mit meinem Blute erhalten könnte, so wollte ich es mit Freuden thun. Und du, Catilina, beschuldigest mich, nebst allen andern, der verrathenen Freyheit. Du sagest es mir ungescheut unter die Augen, daß ich mir von dem Bürgermeister das Joch über den Hals werfen lasse.

Ich sage es frey heraus, theurer Cicero, wäre das alles gegründet, was dieser Ankläger wieder dich auf die Bahn gebracht hat; und hättest du dir solche schädliche Anschläge wieder dein Vaterland in den Sinn kommen laßen: Ich wollte der erste gewesen seyn, der dich darüber öffentlich zur Rede gesetzet hätte; ich wollte dir zuerst dein ungerechtes Verfahren verwiesen haben. Wäre mir aber Catilina darinnen zuvor gekommen, so wollte ich heute auf seine Seite treten. Ich sage noch mehr, meine eigene Faust sollte den Stahl ins Herz eines solchen Verräthers stoßen, und sein verfluchtes Eingeweide heraus reißen. Aber sey auch versichert, Catilina, itzo, da ich die redlichen Absichten unsers Bürgermeisters kenne; da ich von seiner Sorgfalt für das gemeine Beste versichert bin: So bin ich auch bereit alles für ihn zu wagen. Und sollte es dir gelingen, daß du deinen verderblichen Anschlägen zufolge, seinen Tod ins Werk richten könntest: So würde sein Untergang an mir unfehlbar einen Rächer finden. Meine Hand würde nicht ruhen, bis sie sich in deinem Blute gebadet hätte; nicht sowohl eines redlichen Freundes, eines wackern Bürgers, eines rechtschaffenen Bürgermeisters Tod zu rächen; als vielmehr das Grab eines eifrigen Verfechters der römischen Freyheit mit deinem Kopfe zu zieren.

Nun urtheile, Catilina, was Rom vor Bürger hat? Gehe hin zu deinem Mannlianischen Lager, weil Cicero es dir erlaubet, weil er es dir gerathen hat. Gehe hin und zücke dein Schwerdt, wieder deine Vaterstadt, wieder deine Brüder, wieder deine eigene Mutter. Hat es das Verhängniß beschlossen; so wirst du siegen: Rom wird untergehen, und die bezwun-

zwungene Freyheit der Bürger wird dir zu Füßen liegen. Wisse aber, daß weder Schwerdt noch Bande einen Cato bezwingen können. Meine Liebe zum Vaterlande wird über deine Grausamkeit triumphiren. Und ehe ich mich in deiner Gewalt, und Rom in deinen Ketten sehen soll: So will ich mir lieber selbst den Dolch in die Brust stoßen, und als ein redlicher Bürger mit der Römischen Größe zugleich untergehen.

Das III. Hauptstücke.

Von den grossen Lobreden, oder so genannten Panegyricis.

§. I.

Nach diesen vorhergehenden beyden allgemeinen Uebungen in der Schreibart, nemlich dem Uebersetzen und Nachahmen; weis ich weiter nichts vorläufiges zu erinnern. Ich fange also an, die gewöhnlichen Arten der Reden nacheinander durchzugehen. Zuerst nehme ich die grossen Lobreden vor, die auf grosse Herren, Helden, Staatsbediente, und andre hochverdiente Männer, sowohl bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode gehalten zu werden pflegen. Ich setze aber dieselben nicht ihrer Leichtigkeit halber voran: Sondern darum, weil sie dasjenigen sind, worinn ein Redner ein rechtes Meisterstück seiner Kunst ablegen kan. Man nehme unter den alten den Panegyricus des jüngern Plinius, von den neuern Fleschiers Lobreden auf den Marschall von Turenne, von deutschen aber Gundlings Lobrede auf den König in Preussen, nebst Neukirchs Rede auf die Königin Sophia Charlotta zur Hand: So wird man sich einen rechten Begriff von dieser Art der Reden machen können. Am Ende die-

dieses Capitels will ich meine Uebersetzung von Fleschiers Arbeit zum Exempel einer solchen Rede anhängen: Weil ich selbst keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen wichtige oratorische Arbeit zu unternehmen.

§. II.

Was nun die Regeln dieser Art Reden ins besondere anlanget: So bleibt es fürs erste hier bey allen den Vorschriften, die ich oben schon ausführlich gegeben habe. Denn was die Eingänge dazu betrifft: So müssen dieselben von den Gelegenheiten hergenommen werden, die den Redner veranlassen, eine solche Rede zu halten. Diese sind aber entweder Geburts- oder Namenstage grosser Herren; oder Siegsfeste, Einzüge, Krönungs- oder Huldigungsfeste derselben: Oder es sind Gedächtnißfeyern, daran man sich über kurz oder lange, ihrer Verdienste, ihrer Thaten und Tugenden erinnert. Mit einem Worte, alles was in den gegenwärtigen Umständen der Zeit, des Ortes und der Zuhörer merkliches vorfällt, und mit dem Lobe hoher Personen eine Verbindung hat, das kan hier zum Eingange dienen. Genug daß der Eingang einem Redner so eigen ist, daß ihm kein andrer denselben abborgen kan. Hat gleich Fleschier von einem biblischen Spruche den Anfang gemacht: So ist doch dieses den Gewohnheiten seiner Kirche, seinem Bischöflichen Amte, und dem Orte, wo er seine Rede gehalten, nemlich der Kanzel, zuzuschreiben. Uebrigens hat er die gegebene Regel eben so gut beobachtet, als Plinius, der von dem Rathschlusse die Gelegenheit seiner Lobrede herleitet, dadurch es ihm war anbefohlen worden selbige zu halten.

§. III.

Den Hauptsatz seiner Lobreden muß ein Redner ohne alle Kunst machen. Er darf nur schlechtweg sagen, er wolle seinen Held loben; oder wenn er sich ja

etwas näher erklären will: So darf er nur melden, daß er denselben als einen vollkommenen Käyser, König, Regenten, Feldherrn, Staatsmann u. s. w. darstellen wolle. So haben es Plinius, Fleschier, Gundling, und alle gute Lobredner gemacht. Die künstlichen Einfälle hergegen, die eines allegorischen oder metaphorischen Ausdruckes nöthig haben, müssen aus einer vernünftigen Lobrede verwiesen seyn. Abtheilungen kan ein Redner bey dem Hauptsatze zwar machen: Doch müssen sie regelmäßig seyn, und auf eine ungezwungenere Art vorgetragen werden, als auf den Kanzeln zu geschehen pflegt. So hat uns Fleschier ein Muster gegeben, welches schon oben angeführet worden: Und selbst in Gundlingen ist eine Spur davon zu finden. Aber man darf sich auch zu keiner Abtheilung zwingen: Denn es ist weder eine Nothwendigkeit, noch ein Zierrath, dergleichen zu machen.

§. IV.

Was die Erklärungen in Lobreden seyn können, das ist oben bereits gemeldet worden. Nemlich sie sind größten Theils Erzählungen von den merkwürdigen Umständen desjenigen, den man loben will. Denn es fragt sich zuförderst, wer ist denn derjenige, dem zu Ehren man die Lobrede hält? Kennen ihn die Zuhörer gleich, dem Namen nach, schon alle: So muß doch der Redner noch einen weit ausführlichern und vortheilhaftern Begriff von ihm zu machen wissen, ehe er ihn recht loben kan. Daher fordert er mit Recht den Lebenslauf eines Verstorbenen; wenn er ihm eine Lobrede halten soll. Von einem lebendigen Helden muß man sich selbst die Thaten und Tugenden bekannt gemacht haben, und alles zusammen nehmen, was zu dessen Ehre gereichen kan. Man halte sich aber dabey nicht gar zu lange auf, aus was für einem Geschlechte er entsprossen ist. So groß auch dasselbe seyn möchte, so ist es

doch

doch allemal der geringste Ruhm eines grossen Mannes. Auch dieses hat Fleschier sehr wohl beobachtet. Diese Erzählung nun, muß nach denen, oben schon gegebenen Regeln eingerichtet, kurz gefaßt, edel, und dem Zwecke des Redners gemäß seyn. Sie darf auch nicht in einem fortgehen, sondern muß mit allerley Lehrsprüchen und guten Einfällen, ja gar mit den Gründen der Lobeserhebung selbst untermischet und abgewechselt werden. Das Prädicat des Hauptsatzes, nemlich was ein vollkommener Käyser, König, Feldherr ꝛc. sey, oder seyn solle, das muß auch mehrentheils in einer philosophischen Umschreibung erkläret werden; damit man hernach den Beweis darauf gründen könne. Und diese Art der Erklärung ist gleichfalls oben schon weitläuftig genug abgehandelt worden.

§. V.

Der Beweis in Lobreden muß, wie schon gedacht, aus dem Leben, den Tugenden und Thaten des Helden, und aus dem Begriffe, den man von ihm geben will, daß er ein guter Regent, Soldat, ꝛc. gewesen sey, herfließen. Diesen zu erfinden, dazu gehört eine Kenntniß aller menschlichen und bürgerlichen Pflichten, aus der Sittenlehre, und Staatskunst ꝛc. Er muß so beschaffen seyn, daß er die Gemüther der Zuhörer einnehmen, und ihnen eine Hochachtung gegen denjenigen, den man rühmet, abnöthigen kan. Daher wird die Wahrheit, oder zum wenigsten die Wahrscheinlichkeit der Umstände, darauf er sich gründet, in einem hohen Grade erfordert. Die Anzahl ist unbestimmt, und kan von dem Redner, nach Erforderung der Sache, verändert werden. Uebrigens richte man sich nach dem, was oben schon überhaupt von Beweisen gesagt worden.

§. VI.

Die Beantwortung der Einwürfe, die hieher gehöret, muß auf eine unvermerkte Art, bey jedem Beweise

angehänget werden. Denn weil es dem Helden nicht vortheilhaft seyn würde, wenn man die Gegenmeynung von seinem Lobe, mit grosser Weitläuftigkeit und Wahrscheinlichkeit vorbringen wollte: So muß der Redner diesen wiedrigen Vorwürfen, auf eine geschickte Art, zuvorkommen. So hat es Gundling mit grosser Kunst gemacht, als er vorher sahe, daß man seinem Helden, den Haß gegen die Gelehrten, und die grosse Liebe zu den Soldaten, imgleichen den eingezogenen Staat vorrücken konnte. Darum beantwortet er dieses alles per Occupationem; ohne den Gegner zum Worte zu lassen.

§. VII.

Die Erregung der Affecten, besteht hier in Erweckung der Ehrfurcht und Bewunderung gegen den gepriesenen Held; in Ermunterung zur Freude über dessen Regierung, Leben, Sieg, Genesung, Vermählungen, Geburt der Prinzen ꝛc. In Erregung der Traurigkeit bey Leichen, der Furcht vor künftigen Fällen, oder der Hoffnung bey guten Gelegenheiten. Alle diese gehen nun nach den obigen Regeln von diesen Gemüthsbewegungen, und müssen gegen das Ende einer solchen Rede versparet werden. Im Fleschier kan man ein Exempel von Trauren und Furcht, im Gundling von der Freude, im Plinius von der Hoffnung lesen, und sich daran ein Muster nehmen. Eben so geht es mit dem Beschlusse. Bald wird derselbe ein brünstiger Wunsch, für die Wohlfahrt eines hohen Hauptes, die Erhaltung des Friedens, den Flor der Länder, u. s. w. Bald eine Betheurung wegen des ewigen Andenkens, so man einem Verstorbenen widmen will; oder was sonst in verschiedenen Gelegenheiten einem Redner nöthig und nützlich zu seyn dünken kan.

§. VIII.

Nichts ist übrig von grossen Lobreden zu sagen; als daß die Schreibart darinnen die edelste und erhabenste

benſte ſeyn muß, die nur ein Redner in ſeiner Gewalt hat. Es müſſen viel neue und ſchöne Gedanken, metaphoriſche und andre tropiſche Ausdrückungen; lebhafte Beſchreibungen und Bilder darinnen vorkommen. Vor allen Dingen aber muß ein Redner ſo zu reden ſuchen, daß ſein Zuhörer glaube, es ſey ihm ein Ernſt, dieſen Held, den er lobet, recht groß zu machen. Das Herz muß bey ihm reden, nicht nur der Verſtand und der Witz. Alle Redensarten müſſen daher ein gewiſſes Merkmaal der innern Ueberzeugung bey ſich führen. Dieſes geſchieht, wenn muntre Figuren die Schreibart beleben; und zwar ſolche, die die Natur ſelbſt einen lehret, wenn man im Eifer iſt, die Vorzüge einer Perſon, die man hoch ſchätzet, andern beyzubringen. Die Lobrede des Plinius auf den Trajan, und von neuern, ein paar Reden, die auf den höchſtſel. König Auguſt gehalten worden, können hier zum Beyſpiele dienen; ob ſie gleich theils lateiniſch, theils franzöſiſch verfaſſet waren, und nur deutſch überſetzet worden ſind. Die eine iſt von Herrn D. Lengnich in Danzig, die Hr. M. Schwabe verdeutſchet hat; die andere aber von Herrn Coſte, einem beredten Franzöſiſchen Geiſtlichen allhier, die ich ſelbſt überſetzet habe. Die übrigen Fehler der Schreibart ſind in dem Iſten Theile ſchon angemerket worden. Ein Exempel von einer ſolchen Lobrede zu geben, muß ich meine Zuflucht zu der Rede des Biſchofs Fleſchier nehmen, die ich ſchon vor etlichen Jahren deutſch heraus gegeben habe. Denn ich habe ſelbſt noch niemals Gelegenheit gehabt, dergleichen Probe einer erhabenen Beredſamkeit öffentlich abzulegen: Daher ich zu einer fremden Arbeit, die aber unverbeſſerlich iſt, meine Zuflucht nehmen muß.

Lobrede

auf den Kön. Franz. General-Feld-Marschall,

Grafen von Turenne,

gehalten zu Paris in der Kirche des Heil. Eustachius, den 10. Jan. 1676.

durch

Esprit Fleschier, Bischof von Nimes.

---

1. Maccab. 9, 20, 21.

Und alles Volck Israel traurete um Juda lange Zeit, und klagten ihn sehr und sprachen: Ach, daß der Held umkommen ist, der Israel geschützet und errettet hat.

Ich kan ihnen, meine Herren, keinen höhern Begriff von dem traurigen Innhalte meiner heutigen Rede geben, als wenn ich ihnen die herrlichen und nachdrücklichen Worte vorhalte, derer sich die heilige Schrift bedienet, wenn sie das Leben des weisen und heldenmüthigen Maccabei loben, und seinen Tod beweinen will. Dieser Held, der den Ruhm seines Volkes bis ans Ende der Erden ausbreitete; der die Felder mit seinem Schilde bedeckete, und den feindlichen Stolz mit dem Degen in der Faust zu bändigen wuste; der die wieder sich vereinigten Könige, bis in den Tod kränkete, und das Haus Jacob durch Tugenden und Thaten erfreuete, deren Gedächtniß ewig unter uns bleiben soll: Dieser Held, der die Städte Juda beschützete, der den Stolz der Kinder Ammon und Esau dämpfete, der mit dem Raube aus Samarien beladen zurücke kam, als er die Götzen fremder Völker auf ihren eignen Altären verbrannt hatte: Dieser Held, den Gott als eine eherne Mauer rings um Israel gesetzet hatte, daran sich die Kräfte des ganzen Asiens so oft zerstießen; der nach der Zernichtung der zahlreichsten Armeen, nach Verwirrung der allergeschicktesten syrischen Feldherrn, dennoch eben sowohl als der geringste Israelit, mit triumphirenden Händen, jährlich das Heiligthum

thum wieder aufzurichten kam; und der keinen andern Lohn für die seinem Vaterlande geleisteten Dienste, verlangete, als die Ehre, daß er dasselbe erhalten hätte: Dieser tapfre Held, der endlich mit unüberwindlicher Herzhaftigkeit, die in einer schändlichen Flucht begriffenen Feinde verfolgte, empfieng die tödtliche Wunde, und ward gleichsam in seinem Triumphe begraben. Bey dem ersten Gerüchte von diesem traurigen Zufalle, bewegten sich alle Städte in Judea. Ströme von Thränen liefen aus den Augen aller ihrer Einwohner. Eine Zeitlang waren sie still, stumm, unbeweglich. Endlich durchbrach die Heftigkeit des Schmerzens diese lange und trübe Stille, vermittelst einer mit Seufzern unterbrochenen Stimme, welche in ihren Herzen Furcht, Trauren und Verdruß erweckete. Sie riefen: Ach daß der Held umkommen ist, der Israel geschützet und errettet hat! Bey diesem Geschreye verdoppelte Jerusalem seine Thränen, die Gewölber des Tempels bebeten, und alle seine Wände ertöneten von dem Klange dieser traurigen Worte: Ach daß der Held umkommen ist ꝛc.

Ihr Christen, die eine Trauer-Ceremonie allhie versammlet hat, erinnert euch euer Gedächtniß nicht dessen, was ihr gesehn, dessen, was ihr fünf Monate her empfunden habt? Erkennet ihr euch selbst nicht in der Betrübniß, die ich euch jetzo vorgestellet habe? Und setzet ihr nicht in Gedanken an die Stelle des Helden, von welchem die Schrift redet, den, von welchem ich jetzo reden werde? Sie sind ja einander an Tugend und Unglück ähnlich, und diesem letzten fehlt heute nichts mehr, als eine ihm anständige Lobrede. O wenn der göttliche Geist, der Geist der Stärke und der Wahrheit, meine Rede mit solchen lebhaften und natürlichen Vorstellungen erfüllet hätte, welche die Tugend nicht nur abschildern, sondern auch ins Herz drücken könnten: Mit was vor edlen Gedanken würde ich nicht eure Seelen anfüllen, und was vor einen Eindruck würde nicht die Erzählung so vieler erbaulichen und preiswürdigen Thaten in euren Herzen machen?

Was vor eine Materie ist jemals fähiger gewesen, alle Zierrathe einer männlichen und gründlichen Beredsamkeit anzu-

nehmen, als das Leben und der Tod des durchlauchtigsten und großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Henrichs, de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, Königl. Französischen General-Feld-Marschalls, und Generaloberſten der leichten Reuterey! Wo leuchten alle herrliche Wirkungen der Tapferkeit, Führungen der Armeen, Belagerungen der Plätze, Eroberungen der Städte, mit mehrerm Glanze hervor? Wer hat über mehr Ströme gesetzet, wer ist kühner im Angriffe, lobwürdiger im Weichen gewesen? Wer hat seine Läger besser angeordnet, mehr Kriege geführet, mehr Schlachten gewonnen? Wer hat mehr Feinde durch die Macht bezwungen, durch die Geschicklichkeit zerstreuet, durch eine kluge und edle Geduld müde gemacht und aufgerieben? Wo findet man so viele, und so kräftige Beyspiele, als in den Verrichtungen eines weisen, bescheidenen, freygebigen, und von allem Eigennutze befreyeten Mannes; der dem Dienste des Königes und des Vaterlandes ergeben war, der im Unglücke durch seine Herzhaftigkeit, im Glücke durch seine Bescheidenheit, in Schwierigkeiten durch seine Klugheit, in Gefahr durch seine Stärke, in der Religion durch seine Gottesfurcht groß gewesen ist.

Welche Materie kan uns auf bessere und rührendere Gedanken bringen, als ein plötzlicher und unvermutheter Todesfall, der den Lauf unserer Siege gehemmet, und die allersüsseste Hoffnung des Friedens unterbrochen hat? Ihr Feinde Frankreichs lebet, und die christliche Liebe verbiethet mir, euch den Tod zu wünschen. Wenn ihr nur die Gerechtigkeit unserer Waffen erkennen, und den Frieden annehmen wolltet, den ihr bey allem eurem Verluste so oft von euch gestossen habet; und wenn ihr doch durch den Ueberfluß eurer Thränen die Kriegsflammen auslöschen wolltet, die ihr so unglücklich entzündet habt! Behüte Gott! daß ich was mehrers wünschen sollte! Die Gerichte Gottes sind unerforschlich. Aber ihr lebet, und ich beklage auf dieser Kanzel einen klugen und tugendhaften Feldherrn, dessen Absichten rein waren, und dessen Tugend ein weit längeres und dauerhafteres Leben zu verdienen schien.

Hören

Hören ſie auf zu klagen, meine Herren, denn es iſt Zeit ſein Lob anzufangen, und ihnen zu zeigen, wie dieſer mächtige Held über die Feinde des Staats durch ſeine Tapferkeit; über die Neigungen ſeines Gemüths durch ſeine Weisheit; und über die Irrthümer und Eitelkeiten der Welt, durch ſeine Gottesfurcht, triumphiret hat. Wenn ich dieſe Ordnung meiner Rede unterbrechen möchte; ſo vergeben ſie mir ein wenig Verwirrung in einer Materie, welche ſo viel Unordnung verurſachet hat. Ich werde vielleicht bisweilen den Feldherrn, mit dem weiſen Manne, und dieſen mit dem Chriſten vermiſchen. Bald werde ich die Siege, bald auch die Tugenden loben, dadurch er ſie erlanget hat. Wenn ich nicht ſo viel Thaten erzählen kan; ſo werde ich ſie in ihren Quellen entdecken: Ich werde den Herrn der Heerſchaaren anbethen; ich werde den Gott des Friedens anruffen; ich werde den Vater der Barmherzigkeit preiſen: Und ich werde alle eure Aufmerkſamkeit erlangen, nicht durch die Kraft der Beredſamkeit; ſondern durch die Wahrheit, und durch die Größe der Tugenden, davon ich zu reden mich anheiſchig gemacht habe.

Denken ſie nicht, meine Herren, daß ich der Gewohnheit der Redner nachkommen, und den Marſchall von Turenne, nach Art gemeiner Leute loben werde. Wann ſein Leben nicht ſo herrlich wäre, ſo würde ich mich bey der Größe und dem Adel ſeines Hauſes aufhalten: Und wäre ſein eigenes Bild nicht ſo ſchön, ſo wollte ich die Gemählde ſeiner Vorfahren hervorbringen. Aber die Fürtrefflichkeit ſeiner Thaten verdunkelt den Glanz ſeiner Geburt, und das geringſte Lob, was man ihm geben kan, iſt dieſes, daß er aus dem erlauchten Hauſe von Auvergne entſproſſen ſey, welches ſein Geblüte mit Königen und Fürſten vermiſchet hat; welches der Landſchaft Guienne Herren, allen europäiſchen Höfen Princeßinnen, und Frankreich ſelber Königinnen, gegeben hat.

Allein was ſage ich? Man muß ihn deswegen nicht loben, nein, man muß ihn beklagen. So herrlich auch der Stamm war, daher er entſproſſen war, ſo hatte ihn doch die Ketzerey der letztern Zeiten angeſtecket. Er empfing zugleich mit dieſem

sem edlen Geblüte Grundsätze der Irrthümer und Lügen, und unter seinen einheimischen Exempeln traf er nur solche an, welche die Wahrheit theils nicht erkannten, theils gar bestritten. Lasset uns derowegen daraus kein Lob für ihn machen, welches ihm Anlaß zur Buße gegeben hat; und laßt uns vielmehr diejenigen Ehrenstuffen sehen, welche ihn die göttliche Fürsehung betreten lassen, ehe ihn seine Barmherzigkeit von den verderbten Irrwegen seiner Väter zu sich gezogen.

Er fieng schon vor seinem 14ten Jahre an die Waffen zu tragen. Belagerungen und Schlachten dienten seiner Kindheit zur Uebung, und die Siege waren seine allererſten Ergetzlichkeiten. Unter der Anführung des Prinzen von Oranien, seines mütterlichen Oheims, lernete er die Kunst zu kriegen als ein gemeiner Soldat, und weder der Hochmuth, noch die Trägheit, entfernte ihn von denen Bedienungen, die mit Arbeit und Gehorsam am genauesten verknüpfet sind. Man sahe, daß er in der untersten Stuffe des Soldatenstandes, keine Beschwerlichkeit flohe, und keine Gefahr fürchtete. Er that das aus Ehrliebe, was andre aus Nothwendigkeit thaten, und suchte sich von ihnen durch nichts, als durch grössere Liebe zur Arbeit, und eine edlere Erfüllung seiner Pflichten zu unterscheiden. So fieng sich ein Leben an, dessen Fortsetzung so herrlich seyn sollte: Nicht anders als die Ströme, welche desto breiter werden, je mehr sie sich von ihrer Quelle entfernen, und endlich allenthalben, wo sie durchfließen, die Bequemlichkeit und den Ueberfluß mitbringen. Von der Zeit an hat er nur der Ehre und der Wohlfahrt des Staats gelebet. Er hat alle Dienste geleistet, die man von einem gesetzten und thätigen Geiste hoffen kan, der in einem starken und gesunden Leibe wohnet. In der Jugend hat er alle Klugheit des reifen Alters, und im reifern Alter alle Munterkeit der Jugend besessen. Sein Leben hat eine vollkommene Dauer bekommen; es hat die Jahrzahl erreichet, so die Schrift demselben gesetzet hat: Und wie er seine junge Jahre nicht in der Zärtlichkeit und Wollust zugebracht hatte, so war er auch nicht gezwungen, die letzten in Müßiggang und Schwachheit zuzubringen.

Wo ist wohl unter Frankreichs Feinden ein Volk, welches nicht die Wirkungen seiner Tapferkeit empfunden hätte? Und welcher Theil von unsern Grenzen hat nicht zum Schauplatze seiner Ehren gedienet? Er steigt über die Alpen, und thut sich in den beruffenen Kriegen bey Casal, bey Turin, bey Route de Quiers, durch seine Herzhaftigkeit und Klugheit hervor. Italien sieht ihn für eines der vornehmsten Werkzeuge an, in solchen grossen und wunderwürdigen Verrichtungen, die man ins künftige in den Geschichten kaum wird glauben wollen. Von den Alpen geht er auf die pyränciſchen Gebürge, um die Eroberung zweener wichtigen Plätze zu befördern, dadurch eine unsrer schönsten Landschaften gegen alle Bemühungen der Spanier gesichert wird. Er geht über den Rhein, die Ueberbleibsele eines zerstreuten Heeres zu versammlen: Er bemächtiget sich der Städte, und träget mit dazu bey, daß Schlachten gewonnen werden. Also erhebet er sich durch eigene Verdienste stuffenweise zum Feldherrn, und zeiget in seinem ganzen Lebenslaufe, was ein Kriegsgeneral zur Beschützung eines Königreichs beytragen kan, der sich durch den Gehorsam zum Herrschen geschickt gemacht, der die Tapferkeit mit der Emsigkeit, und eine natürliche Fähigkeit mit der Erfahrung, vergesellschaftet hat.

Damals ist sein Verstand und Wille am allergeschäftigsten gewesen. Er mochte nun entweder die Händel anfangen, oder entscheiden; muthig nach dem Siege streben, oder ihn geduldig erwarten: Er mochte entweder dem Vorhaben der Feinde durch Herzhaftigkeit zuvorkommen; oder die Furcht und Eifersucht der Bundsgenossen durch Klugheit zerstreuen: Er mochte sich entweder im Glücke mäßigen, oder in unglücklichen Kriegen standhaft bleiben: So war doch seine Seele allezeit gleichmüthig. Veränderte das Glück seine Blicke, so that er nichts anders, als daß er andre Tugenden ausübete: Glücklich ohne Stolz; unglücklich und doch ansehnlich; und fast eben so wunderwürdig, wenn er mit Vernunft und Kühnheit die Ueberbleibsele derer zu Marienthal geschlagenen Trouppen erhielte; als da er selbst die käyserlichen und die

Bäyern

Bayern schlug, und mit seiner siegenden Armee ganz Deutschland nöthigte, Frankreich um Frieden zu bitten.

Man hätte gedacht, daß eine glückliche Friedenshandlung allen europäischen Kriegen ein Ende machen würde; als Gott, dessen Gerichte unergründlich sind, Frankreich durch sich selbst strafen wollte, und dasselbe in alle die Unordnungen gerathen ließ, welche die bürgerlichen und innern Unruhen in einem Staate anrichten können. Erinnern sie sich, meine Herren, dieser verwirrten Zeiten, da der schwarze Geist der Uneinigkeit, Gewalt und Recht, schuldige Pflicht und Eigennutz, die gerechte und die böse Sache durcheinander mengete: Da fast die allerhellsten Sterne verfinstert wurden, und die allergetreuesten Unterthanen sich wieder ihren Willen durch den Strom wiedriger Parteyen hingerissen sahen. Wie die Schiffer, so bald sie merken, daß sie der Sturm mitten auf dem Meere ergreifet, gezwungen werden, ihre vorgesetzte Fahrt zu verlassen, und sich auf eine Zeitlang der Wuth der Stürme und des Ungewitters zu überlassen: So verhält es sich mit der Gerechtigkeit Gottes, und, mit der natürlichen Schwachheit der Menschen. Aber ein Weiser kömmt leicht wieder zu sich selbst: Und es giebt in der Politik, wie in der Religion, eine gewisse Art der Reue, die weit herrlicher ist als die Unschuld selbst; welche ein wenig Schwachheit durch ausserordentliche Tugenden und einen immerwährenden Eifer vortheilhaftig ersetzet.

Allein wo soll ich stehen bleiben? Meine Herren. Ohne Zweifel stellen Sie sich den Herrn Turenne schon so vor, wie er an der Spitze der Königlichen Armeen stehet. Sie sehen ihn, wie er Schlachten liefert; wie er die Rebellion stillet; die durch Irrthümer Verführten zu rechte bringet; die durch Furcht Erschreckten stärket; und wie ein andrer Moses rufset: Her zu mir, wer zum Herrn gehöret! Wie groß war damals nicht seine Beständigkeit und seine Klugheit! Bald eilet er an dem Ufer der Loire, in Begleitung weniger Officirer und Bedienten eine Brücke zu vertheidigen, und stehet gegen eine Armee. Es sey nun, daß die Herzhaftigkeit dieses

ses Unterfangens; oder die einzige Gegenwart dieses Helden; oder die sichtbare Beschirmung des Himmels, die Feinde unbeweglich gemacht: So erschreckte er doch durch seinen Entschluß diejenigen, die er mit Gewalt nicht hätte zurücke halten können; und half durch diese glückliche Verwegenheit dem Staate wieder auf, der sich doch schon zum Untergange neigete. Bald bedienet er sich aller Vortheile, die ihm Zeit und Ort darbiethen: Er hemmet mit wenigen Völkern die Armee, so nur eben gesieget hatte, und verdienet so gar das Lob seines Feindes, der in jenen abgöttischen Zeiten für den Kriegesgott würde gehalten worden seyn. Bald nöthiget er am Rande der Seine, einen fremden Prinzen, dessen heimlichste Absichten er erforschet hatte, durch Tractaten, daß er aus Frankreich weichen muß, und zwinget ihn, sich der Hoffnung zu begeben, die er sich machete, von unsern Unordnungen Nutzen zu ziehen.

Ich könnte hier noch die eroberten Plätze, die über die Rebellen befochtenen Siege hinzusetzen: Aber laßt uns lieber dem Ruhme unsers Helden was entziehen, als länger das Bild unsers vormaligen Elendes betrachten. Laßt uns von andern Thaten reden, die eben so vortheilhaft für Frankreich, als für ihn selbst gewesen, und wobey unsere Feinde keine Ursache sich zu erfreuen gehabt haben. Es ist genug, wenn ich sage, daß er durch seine Aufführung das Ungewitter gestillet, dadurch unser Königreich bestürmet wurde. Ward die Frechheit gezäumet; der öffentliche und heimliche Haß gestillet; bekamen die Gesetze ihre alte Kraft wieder; ward Ordnung und Ruhe in Städten und Landschaften wieder hergestellet; wurden die Glieder mit ihren Häuptern wieder vereiniget: So hast du es ihm zu verdanken, o Frankreich! Ich irre mich, Gott hast du es zu verdanken; der nach seinem Wohlgefallen aus den Schätzen seiner Fürsehung grosse Seelen hervor bringet, die er zu sichtbaren Werkzeugen seiner Macht ersehen hat; um mitten aus den Ungewittern eine allgemeine Stille und Ruhe hervor zu bringen, den Staaten aus ihrem Verfalle aufzuhelfen, und wenn seiner

Gerech-

Gerechtigkeit ein Gnügen geschehen ist, die Völker mit ihren Regenten zu versöhnen.

Sein Heldenmuth, der sich bey dem Unglücke seines Vaterlandes ungern sehen ließ, schien in auswärtigen Kriegen immer hitziger zu werden, und man sahe, daß sich seine Tapferkeit verdoppelte. Verstehen sie doch, meine Herren, durch dieses Wort nicht eine eitele, unbesonnene und verwegene Frechheit, welche die Gefahr um ihrer selbst willen suchet, die sich ohne Nutzen waget, und nichts als den Ruhm und die Hochachtung der Leute zum Zwecke hat. Ich rede von einer weisen und wohleingerichteten Kühnheit, die sich bey dem Anblicke ihrer Feinde auffrischet, in der Gefahr selbst alles durchschauet, und ihren Vortheil beobachtet: Aber welche sich nach ihren Kräften misset, zwar schwere Dinge unternimmt; aber keine unmögliche angreifet; welche nichts von demjenigen dem blinden Glücke überlässet, was durch Tugend erlanget werden kan: Endlich rede ich von einer Kühnheit, die in Ermangelung guter Anschläge, alles wagen kan, und bey der Beobachtung ihrer Pflicht, so wohl im Siege zu sterben, als im Unglücke zu leben bereit ist.

Ich gestehe es, meine Herren, daß ich hier unter der Last meiner Materie zu Boden sinke. Die grosse Anzahl der Thaten, davon ich reden soll, macht mich verwirrt. Ich kan sie nicht alle beschreiben, und doch wollte ich nicht gerne eine einzige auslassen. O daß ich die Kunst nicht kan, ihren Gemüthern einen sichtbaren Entwurf von Deutschland und Flandern einzuprägen! Dadurch würde ich in ihren Gedanken alles dasjenige ohne Unordnung entwerfen können, was dieser grosse Feldherr verrichtet hat, und kürzlich bey jedem Orte sagen: Hier hat er die Bollwerke erobert, und einer belagerten Stadt beygestanden. Da erschreckte er die Feinde, oder schlug sie im offenen Felde. Diese Städte, wo sie die Lilien sehen, sind entweder durch seine Wachsamkeit beschützet, oder durch Standhaftigkeit und Heldenmuth eingenommen worden. Dieser Ort, den Wald und Strom bedecket, ist der Platz, wo er nach einer rühmlichen Zurückziehung, die

bestürz-

bestürzte Armee wieder anfrischete. Hier trat er aus den Linien, um eine Schlacht zu liefern, und gewann auf einmal eine Stadt und eine Feldschlacht. Dort theilte er den Rest seines eigenen Gelhes aus, und vollendete dadurch nicht nur eine Belagerung; sondern gieng auch zu gleicher Zeit weiter, eine andre feindliche aufzuheben und zu verhindern.

Ich würde ferner sehr vieler Vortheile Meldung thun, und sie derjenigen übeln Räthe erinnern, darüber der König in Spanien geklaget; auch des durch Tractaten und Bündnisse gesuchten Friedens, gedenken, ohne welchen du, o Flandern! du blutiger Schauplatz so vieler Trauerspiele, du traurige Gegend, die du viel zu enge bist, so viele Kriegesheere die dich verwüsten, in dich zu fassen: Du sage ich, würdest längst die Zahl unsrer Landschaften vermehret haben, und an statt, daß du itzo eine unglückselige Quelle unsrer Kriege bist, würdest du heute die ruhige Frucht unserer Siege seyn. Ich könnte ihnen, meine Herren, am Ufer des Rheinstromes eben so viel Siegeszeichen darstellen, als an der Schelde und Sambre. Ich könnte beschreiben, wie er Schlachten gewonnen; vor den Augen der Feinde über Flüsse und durch enge Pässe gezogen; Felder mit ihrem Blute gefärbet; unersteigliche Berge überstiegen, um sie ferne von unsern Grenzen zu treiben. Allein die geistliche Beredsamkeit ist nicht geschickt, Kriege und Schlachten zu beschreiben. Die Zunge eines Priesters, die zum Lobe Jesu Christi des Heilandes aller Menschen bestimmet ist, soll nicht von einer Kunst reden, die nur zu ihrem Verderben gereichet: Und ich will euch keine Abbildung von dem Metzeln und Morden machen, weil wir vor denen Altären stehen, wo man dem Herrn der Heerscharen, nicht mehr das Blut der Ochsen, sondern dem Gott der Barmherzigkeit und des Friedens ein unblutiges Opfer darzubringen pfleget.

Was aber? Giebt es denn keine Christliche Tapferkeit und Herzhaftigkeit? Lehrt uns die Schrift, die uns befiehlet die Kriege zu heiligen, nicht selber, daß die Frömmigkeit mit den Waffen gar wohl beysammen stehen könne? Soll ich ei-

ne Lebensart verdammen, die die Religion selbst nicht verdammet, wenn man nur ihre Gewaltthätigkeit zu mäßigen weis? Nein meine Herren! Ich weis, daß die Fürsten das Schwerdt nicht umsonst tragen; daß die Gewalt statt findet, wenn sie mit Billigkeit vereinbaret ist; daß der Herr der Heerschaaren selbst der schrecklichen Gerechtigkeit vorstehet, die sich die Könige selbst verschaffen; daß das Recht der Waffen zur Erhaltung der Gesellschaft nöthig ist; und daß die Kriege erlaubt sind, sich des Friedens zu versichern, die Unschuld zu schützen, der ausbrechenden Bosheit zu steuren, und die Begierden in den Schranken der Gerechtigkeit zu erhalten. Ich weis auch, daß Sanftmuth und Liebe die Kriege der Christen regieren müssen; daß die Feldherren, so sie führen, Diener der göttlichen Fürsehung seyn, die allezeit weislich handelt, und der Macht ihrer Könige, die allezeit gerecht seyn muß; daß sie ein sanftes und liebreiches Herz haben müssen, wenn gleich ihre Hände blutig sind; und daß sie innerlich den Schöpfer anbethen sollen, wenn sie sich gleich trauriger Weise genöthiget sehen, seine Geschöpfe zu verderben.

Hier nehme ich, meine Herren, die ganze Welt zum Zeugen, und wenn ich von der Gelindigkeit und Sanftmuth des Marschalls von Turenne rede, beruffe ich mich auf alle die, so iemals unter seiner Anführung gefochten haben. Hat er sich wohl ein Vergnügen gemacht, sich seiner Macht zum Schaden derer zu bedienen, die man für seine Feinde ansiehet? Wo hat er die schrecklichen Denkmaale seines Zornes, oder seiner besondern Rache hinterlassen? Welchen Sieg hat er nach der Anzahl der Elenden geschätzet, die er unterdrucket, oder der Leichen die er auf dem Kampfplatze liegen lassen? Wessen Leben hat er aus Eigennutz oder Ehrsucht in Gefahr gesetzet? Welchen Soldaten hat er nicht als einen Unterthan seines Herrn und als ein Mitglied des gemeinen Wesens geschonet? Welchen Blutstropfen hat er vergossen, der nicht zur Beförderung des gemeinen Nutzens gedienet? In der berühmten Schlacht bey Dünes, hat man gesehen, wie

er

er den fremden Soldaten die Waffen aus den Händen gerissen, die vermöge einer natürlichen Grausamkeit die Ueberwundenen niederhieben. Man hat gesehen, daß er alle das Unheil beseufzet, welches der Krieg nothwendiger Weise nach sich ziehet, welches man zuweilen nicht sehen, leiden, und verursachen muß. Er wuste, daß ein weit höheres und heiligeres Gesetz vorhanden sey, als dasjenige, welches das Glück und der Stolz den Schwachen und Unglücklichen auferleget; und daß diejenigen, die unter dem Gesetze JEsu Christi leben, das Blut derer, die mit seinem Blute erlöset worden, so viel möglich ist, sparen, und das Leben derer schonen müssen, die er durch seinen Tod erkaufet hat. Er suchte die Feinde zu bezwingen, nicht zu vertilgen. Er hätte gewünschet, sie greifen zu können, ohne ihnen zu schaden; sich zu vertheidigen ohne sie zu beleidigen; und denjenigen Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denen er seiner Pflicht nach, Gewalt anthun muste.

Endlich hatte er sich eine gewisse Soldaten-Morale gemacht, die ihm ganz eigen war. Seine Hauptneigung war die Bemühung nach dem Ruhme seines Königes, das Verlangen nach dem Frieden, und der Eifer vor die gemeine Wohlfahrt. Er wuste von keinen andern Feinden, als von dem Hochmuthe, der Ungerechtigkeit, und der eigenmächtigen Beherrschung fremder Länder. Er war gewohnt ohne Zorn zu streiten, ohne Hochmuth zu siegen, ohne Eitelkeit zu triumphiren, und bloß die Tugend und Weisheit zur Richtschnur seiner Thaten zu machen. Das soll ich ihnen nun in diesem andern Theile vor Augen stellen.

Die Tapferkeit ist nichts, als eine blinde und gewaltsame Macht, welche sich selbst verwirret und übereilet; wenn sie nicht von der Redlichkeit und Klugheit erleuchtet und geleitet wird. Und ein Feldherr ist nicht vollkommen, wenn er nicht zugleich ein vernünftiger und rechtschaffener Mann ist. Was kan der für eine Kriegszucht im Felde anordnen, der weder sein Gemüthe noch seine Aufführung einzurichten weis? Und wie würde der nach seinen Absichten so viel verschiedene Gemüthsbewegungen

erwecken und stillen können, der über seine eigene nicht Meister ist? Der Geist Gottes selbst lehret uns in der Schrift, daß ein Weiser besser ist als ein Starker; daß die Klugheit mehr vermag als die Waffen der Kriegsleute; und daß ein Geduldiger und Sanftmüthiger bisweilen höher zu schätzen ist, als derjenige, der Städte und Schlachten gewinnet.

Hier machen sie sich, meine Herren, ohne Zweifel weit edlere Vorstellungen in ihren Gemüthern, als ich ihnen geben kan. Denn indem ich von dem Marschall von Turenne rede, muß ich gestehen, daß ich sie nicht über sich selbst erheben kan: Und der einige Vortheil den ich habe, ist dieser, daß ich nichts sagen kan, was sie nicht glauben sollten; und daß ich grosse Dinge sagen kan, ohne ein Schmeichler zu werden. Ist wohl jemals ein weiserer und vorsichtigerer Mann gefunden worden, der einen Krieg mit mehr Ordnung und Verstand geführet; der mehr Vorsichtigkeit und Hoffnung gehabt; der thätiger und bedachtsamer gewesen; der alle Sachen besser nach ihrem Endzwecke eingerichtet; und seine Unternehmungen so geduldig zur Reife kommen lassen. Seine Anschläge waren fast untrüglich: Und indem sie nicht nur dasjenige entdeckten, was die Feinde gethan hatten, sondern auch was sie noch zu thun willens waren; so konnte er zwar unglücklich, aber niemals bestürzt werden. Er wuste die Zeit zum Angriffe und zur Vertheidigung zu unterscheiden. Er wagte niemals was, als wenn sehr viel zu gewinnen, und fast gar nichts zu verlieren war. So gar wenn er zu weichen schien, konnte er sich furchtbar machen. Endlich war seine Geschicklichkeit so groß, daß man die Ehre seiner Siege bloß seiner Klugheit zuschreiben muste, und wenn er verlohren hatte, den Fehler bloß dem Unglücke zueignen konnte.

Erinnern sie sich, meine Herren, des Anfanges und der Fortsetzung desjenigen Krieges, der, da er erstlich nur ein Funke war, itzo ganz Europa verzehret. Alles erkläret sich wieder Frankreich. Man wiegelt die Fremden auf, man macht die Bundsgenossen abtrünnig, man macht die Freunde furchtsam, man muntert die Ueberwundenen auf, man bewaffnet die

Mis-

Misgünstigen. Wegen eingebildeter Gefahr und eines künstlich beygebrachten Mistrauens, wird die Treue verletzet, werden alle Tractaten verachtet. Ich gestehe es, so vielen vereinigten Armeen auf einmal zu wiederstehen, dazu gehöreten eben solche tapfre Kriegesheere und so erfahrne Heerführer, als die unsrigen gewesen. Aber nichts war fürchterlicher anzusehen, als da das ganze Deutschland, dieser grosse und ungeheure Körper, der aus so vielen verschiedenen Völkern und Nationen bestehet, alle seine Fahnen fliegen ließ, und an unsre Grenzen rückete, um uns durch die Macht zu überwältigen, nachdem er uns durch die Menge schon erschrecket hatte. So vielen Feinden muste man einen Held entgegen setzen, der von einem standhaften und geprüftem Muthe, einer grossen Fähigkeit, und einer vollkommenen Erfahrung war; der die Ehre des Königreichs erhielte, und die Kräfte desselben schonete; der nichts nützliches und nothwendiges vergaß, auch nichts überflüßiges vornahm; der nach Gelegenheit sich seiner Vortheile zu bedienen und sich seines Schadens zu erholen wuste; der bald der Schild und bald das Schwerdt seines Landes war; vermögend, so wohl die erhaltenen Befehle zu vollziehen, als von sich selbst in mancherley Zufällen einen Entschluß zu fassen.

Sie wissen, meine Herren, von wem ich rede, sie wissen auch die Weitläuftigkeit seiner Thaten, ohne daß ich es sagen darf. Mit dem Kriegesheere, welches allein wegen seiner Tapferkeit, und seines Vertrauens gegen seinen General, merkwürdig war, hemmet und reibet er zween grosse Armeen auf, und zwinget diejenigen Friede zu machen, welche dem Kriege nicht anders, als mit unserm gänzlichen und plötzlichen Untergange, ein Ende machen wollten. Bald wiedersetzet er sich der Vereinigung so vieler zusammengesuchten Hülfsvölker, und unterbricht den Lauf derjenigen Ströme, die ganz Frankreich hätten beschwemmen können. Bald schwächet oder zerstreuet er sie, durch wiederholte Schlachten. Bald treibet er sie über ihre eigene Flüsse zurück, und hemmet sie allezeit durch kühne Unternehmungen, wenn er seiner Ehre wieder aufhelfen soll;

durch Gelindigkeit aber, wenn er dieselbe nur erhalten darf. Ihr Städte! die unsere Feinde schon unter sich getheilet hatten, ihr seyd noch in dem Umkreise unsers Reichs. Ihr Landschaften! die sie in Gedanken schon verheereten, ihr habt eure Erndte noch halten können. Ihr von Natur und Kunst befestigte Plätze! die sie zu verwüsten entschlossen waren, ihr stehet noch itzo: Und ihr habt nur vor den verwegenen Anschlägen eines eingebildeten Siegers gezittert, der nur die Zahl unserer Soldaten gezählet; aber die Klugheit ihres Heerführers nicht in Betrachtung gezogen.

Diese Klugheit war die Quelle so vieler herrlichen Glücksfälle. Sie unterhielte die Einigkeit der Soldaten mit ihrem Haupte, welche eine Armee unüberwindlich machet. Sie gab den Heeren Kraft, Muth und Zuversicht, dadurch sie alles erduldeten, und in der Ausführung seiner Absichten alles unternahmen. Sie machte endlich auch die gröbste Gattung von Leuten der Ehrbegierde fähig. Denn was ist eine Armee? meine Herren! Es ist ein Körper, der durch unzählich viele verschiedene Neigungen getrieben wird, und den ein geschickter Mann zur Vertheidigung seines Vaterlandes in Bewegung setzet. Es ist eine Schaar bewaffneter Menschen, welche den Befehlen ihres Oberhaupts blindlings folget, ob sie gleich seine Absichten nicht weis. Es ist eine Menge mehrentheils geringer und für Geld gedungener Seelen, welche ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern suchen. Es ist eine verwirrte Versammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorsam bringen muß: Es sind Verzagte, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurück halten; und Ungeduldige, die man zur Beständigkeit gewöhnen muß. Was vor Klugheit gehört nicht dazu, so viel verschiedene Absichten und Begierden zu leiten, und zum einzigen Nutzen des gemeinen Wesens unter einen Hut zu bringen! Wie kan man sich furchtbar machen, ohne sich in die Gefahr zu setzen, gehasset, ja oft gar verlassen zu werden? Wie kan man sich beliebt machen, ohne ein wenig

Anse-

Ansehen zu verlieren, und von der ordentlichen Schärfe etwas nachzulassen?

Wer hat jemals diese rechte Mittelstraße besser getroffen, als der Prinz, den wir beweinen? Diejenigen, die man insgemein nur durch Furcht und Strafe zurücke halten muß, wußte er durch Ehrfurcht und Freundschaft zu fesseln, und durch seine Gelindigkeit brachte er sich einen leichten und willigen Gehorsam zuwege. Er redet, und ein jeder höret seine Aussprüche: Er befiehlt, und ein jeder gehorcht ihm mit Freuden. Er rücket dem Feinde entgegen, und ein jeder glaubt, daß er auf der Ehrenbahn laufe. Man sollte fast sagen, daß er wie Abraham, bloß mit seinen Hausgenossen auszöge, die verbundenen Könige zu schlagen; daß diejenigen, so ihm folgten, seine Soldaten und Bedienten seyn müßten; ja daß er Feldherr und Hausvater zugleich sey. Ihren Bemühungen kan auch nichts wiederstehen. Sie finden kein Hinderniß, so sie nicht überwältigen; keine Schwierigkeit, die sie nicht überwinden; keine Gefahr, die sie erschrecket; keine Arbeit, die sie ermüdet; kein Unternehmen, daß sie in Erstaunen setzet; keine Heldenthat, die ihnen schwer zu seyn scheinet. Was hätten sie einem Feldherrn abschlagen können, der seinen Bequemlichkeiten absagete, um ihnen den Ueberfluß zu verschaffen; der ihrer Ruhe halber seine eigene verlohr; der sie in ihren Bemühungen aufrichtete, und selbst keine von sich ablehnete; der sein eigenes Blut verschwendete, und nur das ihrige verschonete.

Durch was vor unsichtbare Ketten band er also ihre Neigungen? Mit eben der Güte, womit er sie eines theils muthig machte, entschuldigte er die andern, und gab allen Mittel an die Hand weiter zu kommen, ihr Unglück zu überwinden, oder ihre Fehler zu verbessern. Dieses that er sonderlich durch den Mangel des Eigennutzes, dadurch er geneigt war, den Nutzen des Staats seiner eigenen Ehre vorzuziehen; durch die Gerechtigkeit, die in Vertheilung der Aemter ihm nicht zuließ, mehr auf seine Neigung, als auf Verdienste zu sehen; durch diesen Adel des Herzens und Gemüthes, welcher ihn über seine eigene Größe erhob; und durch so viel andre Eigenschaften,

welche ihm die Hochachtung der ganzen Welt zuwege brachten. Wie gern möchte ich doch in die Ursachen und Bewegungsgründe seiner Thaten eindringen! Wie gern wollte ich eine so ordentliche und einförmige Aufführung; ein so herrliches, von Uebermuth und Prahlerey so befreytes Verdienst; solche große und aus noch grössern Grundsätzen abstammende Tugenden; eine allgemeine Redlichkeit, die ihn bewog, allen seinen Pflichten nachzukommen, und sie alle nach ihren rechtmäßigen und natürlichen Absichten einzurichten; und eine so glückselige Fertigkeit in der Tugend, doch nicht um der Ehre willen, sondern bloß der Billigkeit halber, die uns dazu verbindet. Aber das ist zu viel für mich, bis in den Grund dieses großmüthigen Herzens einzudringen: Und das ist für einen beredtern Mund, als der meinige ist, aufbehalten, alle seine Bewegungen und innerlichen Neigungen auszudrücken.

So viele Tugenden durch eine ausserordentliche Belohnung zu vergelten, muste er einen grossen König finden, der dafür hielte, daß er etwas nicht verstunde, und der vermögend wäre, solches selbst zu bekennen. Weg von hier! mit den schmeichlerischen Sätzen, daß die Könige geschickt an die Welt kommen, und andre es erst werden müssen; daß ihre mit besondern Vorrechten begabte Seelen, ganz weise und verständig aus der Hand des Schöpfers kommen; daß sie keine Proben, keine Lehrstücke machen dörfen; daß sie tugendhaft ohne Arbeit, und ohne Erfahrung klug werden. Wir leben unter einem Prinzen, der, so groß und erlaucht er auch ist, dennoch die Kunst zu herrschen hat erlernen wollen; der sich auf der Ehrenbahn einen treuen Führer zu wählen gewust; und davor gehalten, daß es ein Zeichen seiner Weisheit seyn würde, wenn er sich der Klugheit eines andern bedienete. Was vor eine Ehre ist es für einen Unterthan, seinen König zu begleiten, ihm zum Rathe, ja wo ich es sagen darf, zum Muster in einer wichtigen Heldenthat zu dienen: Eine desto grössere Ehre, weil die Gewogenheit kein Theil daran hatte, weil sie sich bloß auf seine überall bekannte Verdienste gründete; und weil die Eroberung der vornehmsten Städte in Flandern darauf erfolgete.

Was

Was hätte nicht ein geiziger und hochmüthiger Mensch, nach dieser herrlichen Probe der Hochachtung und des Vertrauens, vor Anschläge gemacht? Wie viel Schätze und Ehrenstellen würde er nicht zusammen gerafft, und wie theuer würde er seine Arbeit und Dienste nicht verkauft haben? Allein dieser weise Mann, der ohne Eigennutz mit dem Zeugnisse seines Gewissens zufrieden, und an Zufriedenheit reich war, findet in dem Vergnügen, welches er genießet, indem er gutes thut, die Belohnung seiner Tugenden. Ob er gleich alles erhalten kan, so bittet er, so begehret er doch nichts. Er wünschet sich, wie Salomon, nur sein bescheidenes und mäßiges Theil, zwischen Armuth und Reichthum: Und man mag ihm anbiethen was man will, so erstrecket sich doch sein Verlangen nicht weiter, als seine Nothdurft es erfordert, und schließet sich in die Grenzen des einen Nothwendigen. Nur eine einzige Ehrliebe konnte ihn rühren, nemlich, die Hochachtung und Gewogenheit seines Herrn zu verdienen. Dieser Ehrliebe geschahe ein Gnügen, und die itzige Welt hat einen Unterthan gesehen, der seinen König nur um seiner grossen Eigenschaften, nicht aber um seiner Würde, nicht um seines Glückes halber liebete; und einen König, der seinen Unterthan mehr der in ihm erkannten Verdienste halber; als um der Dienste wegen, die er von ihm genoß, werth gehalten.

Diese Ehre verminderte seine Bescheidenheit nicht. Ich weis nicht, was vor eine Gewissensangst mich bey diesem Worte stutzig machet. Ich fürchte hier diejenigen Lobsprüche bekannt zu machen, die er so oft verworfen hat, und nach seinem Tode eine Tugend zu beleidigen, die er in seinem Leben so sehr geliebet hat. Allein laßt uns nach Recht und Billigkeit handeln, und ihn zu der Zeit ohne alle Furcht loben, da wir weder der Schmeicheley halber verdächtig, noch einige Eitelkeit zu begehen, fähig seyn können. Wer hat jemals solche grosse Thaten gethan? Wer hat mit mehrerer Bescheidenheit davon geredet? Erhielte er einen Vortheil, so hörte man aus seinen Erzählungen nicht, daß er geschickt dabey gewesen; daß der Feind sich dabey versehen habe. Gab er Nachricht von einer

Schlacht, so vergaß er nichts zu sagen, als daß er sie gewonnen hätte. Erzählete er etliche von seinen Thaten, dadurch er so berühmt geworden, so hätte man denken sollen, er wäre ein bloßer Zuschauer dabey gewesen; ja man zweifelte, ob er, oder ob das Gerüchte hierinn einen Irrthum begangen? Kam er von seinen herrlichen Feldzügen zurücke, die seinen Namen unsterblich machen werden: So floh er den Zuruf des Volkes. Er erröthete über seine Siege; er nahm die Lobsprüche nicht anders auf, als mans mit Vertheidigungsschriften machet, und erkühnte sich fast nicht dem Könige aufzuwarten: Weil er aus Ehrerbietung die Lobeserhebungen erdulden muste, damit Seine Majestät ihn ohn Unterlaß beehrete.

Damals geschah es, daß dieser Prinz in der süssen Ruhe eines stillen Privatlebens, sich aller, Zeit währenden Krieges erworbenen Ehre begab, sich in die kleine Gesellschaft auserlesener Freunde einschloß, und sich ohne alles Geräusch in den bürgerlichen Tugenden übete. Hier war er aufrichtig in seinen Reden, schlechtweg in seinen Verrichtungen, getreu in seiner Freundschaft, genau in seinen Pflichten, ja in seinen geringsten Handlungen dennoch groß. Er verbirget sich, allein sein Ansehen entdecket ihn: Er geht ohne Bedienung und Gefolge, aber ein jeder setzt ihn in Gedanken auf einen Triumphwagen. So bald man ihn siehet, zählet man die Feinde, so er überwunden, nicht aber die Diener, so ihm folgen: Und wenn er gleich allein ist, so stellet man sich doch rings um ihn her die Tugenden und Siege vor, die ihn begleiten. In dieser ehrbaren Einfalt ist, ich weis nicht was edles anzutreffen; Und je weniger er stolz ist, desto ehrwürdiger wird er.

Es würde seinem Ruhme was gefehlet haben, wenn er zwar allenthalben Bewunderer gefunden, aber nirgends einige Neider erwecket hätte. So groß ist die Ungerechtigkeit der Menschen. Die allerreineste und am besten erworbene Ehre verletzet sie. Alles was sich über sie erhebet, das wird ihnen verhaßt und unerträglich; und das Glück, so von allen gelobet wird, und am allerbescheidensten ist, hat sich niemals von dieser schnöden und boshaften Gemüthsneigung befreyen können.

Das

Das ist das Schicksal grosser Leute, davon angefallen zu werden; und ein Vorrecht des Herrn von Turenne, daß er sie hat überwinden können. Die Misgunst ward gedämpfet, entweder durch seine Verachtung, oder durch die unaufhörlich wachsende Ehre und Größe. Aus seinen Verdiensten hatte sie ihren Ursprung; seine Verdienste machten ihr auch ein Ende. Diejenigen, so ihm am wenigsten wohl wollten, erkannten doch, wie unentbehrlich er dem Staate war. Diejenigen, so seine Erhöhung nicht leiden konnten, sahen sich endlich genöthiget, ihren Beyfall dazu zu geben; und indem sie sich nicht unterstunden, sich über die Wohlfahrt eines Menschen zu erfreuen, der ihnen niemals das elende Vergnügen gemacht hatte, sie durch einen seiner Fehler zu belustigen: So vereinigten sie ihre Stimme, mit dem öffentlichen Ruffe; und glaubten, daß sie Feinde von ganz Frankreich werden müsten, wenn sie seine Feinde werden wollten.

Allein wozu hätten so viel heldenmäßige Eigenschaften gedienet, wenn Gott nicht die Macht seiner Gnade über ihm hätte erscheinen lassen; und wenn derjenige, dessen sich die göttliche Vorsehung so edel bedienet hatte, ein ewiger Gegenstand seiner Gerechtigkeit geworden wäre? Gott allein konnte seine Finsterniß zerstreuen, und hielte den glücklichen Augenblick in seiner Hand, den er bestimmet hatte, ihn in seinen Wahrheiten zu erleuchten. Es erschien dieser glückliche Augenblick, derjenige Punct, darauf seine wahrhafte Ehre ankam. Er erblickte die Schlingen und Fallgruben, die ihm seine Vorurtheile bisher ganz verdecket hatten. Er fieng an mit Vorsichtigkeit und Furcht auf denen Irrwegen zu wandeln, darauf er einmal gerathen war. Gewisse Stralen der Gnade und Erleuchtung lehrten ihn begreifen, daß er vergebens die besten Plätze in den Geschichten anfüllen würde, wenn nicht sein Name im Buche des Lebens angeschrieben stünde; daß er vergebens die ganze Welt gewinnen würde, im Falle er seine Seele verlieren sollte; daß nur ein Glaube und ein JEsus, und eine unzertrennliche einfache Wahrheit sey, welche sich nur denen zeiget, die sie mit demüthigem Herzen, und einem

von allem Eigennutze entfernten Willen suchen. Er war noch nicht erleuchtet, aber er fieng an lehrhaft zu werden. Wie oft hat er doch gelehrte und treue Freunde zu rathe gezogen! Wie oft hat er aus brünstigem Verlangen nach dem lebendigen und kräftigen Lichte, welches einzig und allein über die Irrthümer des menschlichen Gemüthes triumphiret, zu seinem Heilande geseufzet: HErr, hilf, daß ich sehen möge! Wie oft versuchte er mit unvermögender Hand, die verdrüßliche Binde abzureißen, die seine Augen vor der Wahrheit verschloß? Wie oft gieng er bis an die alten und reinen Quellen zurücke, die Christus seiner Kirchen gelassen hat, um daraus mit Freuden das Wasser der heilsamen Lehre zu schöpfen.

Gewohnheit, Ausflüchte, Verbindungen, Scham wegen der Veränderung, Vergnügen vor das Haupt der Vertheidiger Israels angesehen zu werden; ihr eiteln und scheinbaren Ursachen des Fleisches und Blutes! ihr alle konntet ihn nicht zurücke halten. Gott zerriß alle diese Bande; versetzte ihn in die Freyheit seiner Kinder; und nahm ihn aus dem Reiche der Finsterniß in das Reich seines geliebten Sohnes, welchem er durch seine ewige Gnadenwahl zugehörete. Hier stellet sich eine neue Art von Sachen vor meine Augen. Ich sehe weit grössere Thaten, weit edlere Bewegungsgründe, und einen weit sichtbarern Schutz Gottes. Ins künftige werde ich von einer Weisheit reden, die eine Begleiterin der wahren Tugend ist, und von einer Herzhaftigkeit, welche der Geist Gottes stärket. Erneuren sie derowegen ihre Aufmerksamkeit in diesem letzten Theile meiner Rede, und ersetzen sie in ihren Gedanken dasjenige, was meinen Ausdrückungen und Worten fehlen wird.

Wenn der Herr von Turenne nur schlagen und siegen gekonnt hätte; wenn er nicht über alle menschliche Tugenden wäre erhoben gewesen; wenn seine Tapferkeit und Klugheit nicht wären durch einen Geist des Glaubens und der Liebe belebet gewesen: So wollte ich ihn mit den Fabiern und Scipionen in eine Classe setzen. Ich würde der Eitelkeit die Mühe überlassen, die Eitelkeit zu verehren; und würde nicht an

diese

diese heilige Stäte getreten seyn, einem unheiligen Menschen eine Lobrede zu halten. Wenn er seine Zeit in Blindheit und Irrthum beschlossen hätte, würde ich die Tugenden vergebens rühmen, die Gott nicht gekrönet hätte. Ich würde ganz unnütze Thränen bey seinem Grabe vergießen: Und wenn ich von seinem Ruhme reden sollte, so würde es nur in der Absicht, sein Unglück zu beweinen, geschehen. Aber Christo sey Dank! ich rede von einem Christen, der durch das Licht des Glaubens erleuchtet war, der aus Antrieb einer reinen Religion handele, und durch eine aufrichtige Frömmigkeit alles besiegte, was dem Hochmuthe und Stolze der Menschen schmeicheln konnte. Also kehren alle Lobsprüche, die ich ihm geben kan, zu Gott zurücke, der die Quelle derselben war: Und wie die Wahrheit ihn geheiliget hat; so ist es auch eben dieselbe, die ihn lobet.

Wie vollkommen war doch seine Bekehrung, meine Herren! und wie sehr war sie von denjenigen unterschieden, die aus eigennützigen Absichten die Ketzerey verlassen; die zwar die Meynungen, aber nicht die Sitten verändern; die nicht anders in den Schooß der Kirchen kommen, als sie durch ein ärgerliches Leben desto näher zu verletzen; und nicht eher aufhören ihre geschworne Feinde zu seyn, als bis sie ihre wiederspenstige Kinder geworden. Obgleich sich sein Herz schon von den Unordnungen befreyet hatte, die gemeiniglich von den Neigungen verursachet werden; so strebte er doch noch heftiger, dasselbe wohl einzurichten. Er hielte dafür, daß die Unschuld seines Lebens mit der Reinigkeit seines Glaubens überein kommen müßte. Er erkannte die Wahrheit; er liebete sie; er folgte ihr. Mit was vor einer demüthigen Ehrerbiethung wohnte er unsern heiligen Geheimnissen bey? Mit was vor einer Lehrbegierde hörte er nicht die heilsamen Unterweisungen der evangelischen Prediger? Mit was vor Unterthänigkeit bethete er nicht die Werke Gottes an, die der menschliche Verstand nicht begreifen kan? Ein wahrhafter Anbether im Geist und in der Wahrheit, der nach dem Rathe des weisen Mannes den Herrn mit einfältigem Herzen suchte! Ein unversöhnlicher

cher Feind der Gottlosigkeit; entfernet von allem Aberglauben, und unvermögend eine Heucheley zu begehen!

Kaum hatte er die gesunde Lehre angenommen, als er schon ihr Beschirmer ward. Sobald er mit den Waffen des Lichts angethan ist, streitet er wieder die Waffen der Finsterniß. Er sieht den Abgrund, daraus er gestiegen ist, mit Zittern an, und reichet denen die Hände, die er noch darinnen gelassen hatte. Man sollte gedacht haben, es wäre ihm auferleget, alle diejenigen in den Schooß der Kirche zu bringen, die durch die Spaltung davon abgesondert waren. Er ladet sie ein durch seine Anschläge: Er überzeuget sie durch seine Erfahrung: Er zeiget ihnen die Klippen, wo die menschliche Vernunft so oft Schifbruch leidet, und weiset ihnen hinter sich, wie Auguſtinus redet, die Brücke der göttlichen Barmherzigkeit, über welche er selbst gegangen ist. Bald entzündet er den Eifer der Lehrer, und ermahnet sie, dem Uebermuthe der Lügen die Kraft der Wahrheit entgegen zu setzen. Bald entdecket er ihnen die lieblichen und schmeichelnden Mittel, welche das Herz gewinnen, um den Verstand hernach einzunehmen. Bald giebt er, nach seinem Vermögen, die benöthigten Kräfte an die Hand, denenjenigen beyzustehen, welche alles verlassen um JEsu Christo, der sie ruffet, zu folgen. Ihr Bischöfe, wisset es, denen er seinen Eifer vertrauet hat! So sehr er auch in dem Laufe seiner letzten Kriegesthaten beschäfftiget ist, so sehr überlegt er mit euch gewisse Unternehmungen in der Religion, und vergisset nichts von allem, was entweder dienen kan, diejenigen zu unterrichten, welche ein langes Vorurtheil verblendet; oder diejenigen zu gewinnen, welche die Begierde und der Eigennutz noch in ihren Irrthümern zurücke halten: Ein würdiger Sohn derjenigen Kirchen, deren Liebe sich auf alles erstrecket, worinnen sie der Liebe Gottes nachahmet, und ihren Kindern, ausser einem ewigen Erbe, auch den Trost ihrer zeitlichen Bedürfnisse zuwege bringet.

Dieses war die Beschaffenheit seiner Seelen, meine Herren, als die göttliche Vorsehung zuließ, daß der auf eine gerechte Weise gereizete König eine ungerechte und undankbare Republik mit-

mitten in ihren Staaten bekriegete, und die Verächter ſeiner Gnade, die ſich ſeiner Ehre wiederſetzen wollten, die Macht ſeiner Waffen empfinden ließ. Damals ergriff unſer Held wieder den Harniſch, folgte ſeinem Könige, ſtund ſelbſt vor der Spitze des Heeres, und ſetzte ſein Blut in einem Kriege in Gefahr, der nicht nur glücklich, ſondern auch heilig war: Wo der Sieg kaum der Geſchwindigkeit des Ueberwinders folgen konnte, und wo Gott ſelbſt mit dem Prinzen triumphirte. Wie ſehr erfreuet war er, als er nach Bezwingung der Städte, ſeinen erlauchten Vetter, der mehr Glanz von ſeiner Tugend als von ſeinem Purpur hatte, die Kirche öffnen und wieder einweihen ſahe. Unter den Befehlen eines ſo mächtigen und frommen Königes, ſahe man den einen die Waffen glücklich führen, und den andern die Religion ausbreiten. Der eine ſchlägt die Befeſtigungen nieder; der andre richtet die Altäre wieder auf: Der eine beraubt die Länder der Philiſter; der andre trägt die Bundeslade durch die Gezelte Iſrael. Hernach vereinigen ſie beyde ihre Wünſche, ſo wie ihre Herzen vereiniget waren. Der eine hatte Theil an denen Dienſten, die ſein Vetter dem Staate leiſtete; und der andre hatte Theil an denjenigen, die ſein Vetter der Kirchen gethan hatte.

Laßt uns dieſem Prinzen in ſeine letzte Feldzüge nachfolgen: Laßt uns ſo viel ſchwere Unternehmungen, ſo viel preiswürdige Thaten, als Proben ſeines Heldenmuths, und als Vergeltungen ſeiner Frömmigkeit anſehen. Seine Tage mit Gebeth anzufangen; die Ruchloſigkeit und Gotteslaſterungen zu hemmen; heilige Perſonen und Oerter wieder den Uebermuth und Geiz der Soldaten zu ſchützen; und in allen Gefährlichkeiten den Herrn der Heerſcharen anzuruffen, das iſt die gewöhnliche Pflicht und Beſchäfftigung aller Feldherren. Er aber geht weiter. So gar wenn er Armeen Befehle austheilet, ſieht er ſich als einen gemeinen Streiter JEſu Chriſti an. Er heiliget ſeine Kriege durch die Reinigkeit ſeiner Abſichten, durch das Verlangen nach einem glücklichen Frieden, durch die Geſetze einer Chriſtlichen Sittenzucht. Er ſieht ſeine Soldaten als ſeine Brüder an, und achtet ſich verbunden auch in einer grau-

ſamen

samen Lebensart, wo man oft die Menschlichkeit selbst verliert, die Liebe auszuüben. Durch solche wichtige Triebe erwecket, übertrifft er sich selbst, und zeiget, daß die Herzhaftigkeit gesetzter ist, wenn sie von den Grundsätzen der Religion unterstützet wird; daß es eine fromme Großmuth giebt, die einen glücklichen Erfolg nach sich zieht, wenn gleich Gefahr und Hindernisse ihr zuwieder sind: Und daß ein Kriegsmann unüberwindlich wird, wenn er im Glauben streitet, und dem Gott, der alle Schlachten regieret, seine Hände zu Werkzeugen darleihet.

Wie er nun alle seine Herrlichkeit von Gott hatte; so eignet er ihm auch dieselbe gänzlich zu: und fasset keine andre Zuversicht, als die sich auf den Namen des Herrn gründet. O könnte ich ihnen doch hier eine von den wichtigen Gelegenheiten erzählen, da er mit sehr weniger Mannschaft die Kriegsmacht von ganz Deutschland angegriffen! Er marschirt drey Tage; setzt über drey Ströme; findet den Feind; greift ihn an; und macht ihm viel zu schaffen. Da die Anzahl auf einer, und die Tapferkeit auf der andern Seiten ist; so ist das Glück sehr lange zweifelhaft: Endlich hemmet der Heldenmuth die Menge; der Feind wird irre, und fängt an zu weichen. Es erhebt sich eine Stimme, die da ruffet: **Gewonnen!** Hier hemmet dieser Feldherr alle die Regungen, so ihm die Hitze des Treffens erreget, und ruffet mit einer ernsthaften Stimme! **Haltet ein! unser Schicksal steht nicht in unsern Händen; und wir werden selbst überwunden werden, wenn uns der Herr nicht gnädig ist.** Bey diesen Worten hebt er die Augen gen Himmel, daher seine Hülfe kömmt; er fährt fort seine Befehle zu geben, und erwartet in Demuth, zwischen Furcht und Hoffnung, daß die Verordnungen des Himmels erfüllet werden sollen.

Wie schwer ist es, meine Herren, ein Sieger, und doch zugleich demüthig zu seyn! Das Kriegsglück läßt im Herzen so was rührendes zurücke, welches man nicht beschreiben kan; welches aber dasselbe erfüllet, und gänzlich einnimmt. Man eignet sich einen Vorzug an Kraft und Stärke zu; man krönet sich selbst mit eigner Hand; man richtet sich einen heimli-

chen

chen Triumph an; man sieht die Lorbern, die man mit Mühe gesammlet, und oft mit seinem Blute befeuchtet hat, als sein Eigenthum an: Und wenn man gleich Gott dem Herrn öffentlich Dank abstattet, und an die heiligen Gewölber seiner Tempel, die zerrissenen und blutigen Fahnen aufhänget, die man von dem Feinde erobert hat; wie schwer ist es nicht, daß nicht der Stolz einen Theil der Erkenntlichkeit ersticke; daß man nicht unter die Gelübde, die man Gott bezahlet, ein Frolocken mische, welches man sich selber schuldig zu seyn glaubt; und daß man nicht zum wenigsten etliche Körner von dem Weyrauche vor sich behalte, den man auf seinen Altären anzünden wolle.

In solchen Gelegenheiten äußerte sich der Herr von Turenne seiner selbst, und gab alle Ehre demjenigen, dem sie allein rechtmäßiger Weise zukömmt. *Marschirt er*; so erkennt er, daß Gott ihn leitet und führet: *Vertheidigt er Festungen*; so weis er, daß man sie vergebens beschützet, wenn Gott sie nicht bewachet: *Verschanzet er sich*; so dünkt es ihm, Gott schlage die Burg, um ihn dadurch vor allen Anfällen sicher zu machen: *Streitet er*; so weis er, woher er alle seine Stärke hat: Und *triumphiret er*; so glaubt er im Himmel eine unsichtbare Hand zu sehen, die ihn krönet. Indem er dergestalt jede Gnade ihrer Quelle zuschreibet, so zieht er sich daher immer eine neue zu. Er zählt nicht mehr die Feinde, so ihn umgeben; er erschrickt nicht über ihre Menge oder Macht, und spricht mit dem Propheten: Diese verlassen sich auf die Anzahl ihrer Krieger und Wagen; wir aber vertrauen auf den Schutz des Allmächtigen. In dieser gläubigen und gerechten Zuversicht verdoppelt er seinen Muth, unternimmt grosse Thaten, führt wichtige Dinge aus, und fängt einen Feldzug an, der dem Reiche das Garaus zu drohen scheinet.

Er gehet über den Rhein, und hintergehet die Wachsamkeit eines geschickten und vorsichtigen Feldherrn. Er beobachtet die Bewegungen der Feinde. Er stärket den Muth der Bundesgenossen. Er unterhält die verdächtige und wankende Treue der Nachbarn. Einem benimmt er den Willen; dem

andern

andern die Mittel zu schaden: Er macht sich alle diese wichtige Umstände zu Nutze, die ihm zu großen und preiswürdigen Thaten den Weg bahnen, und läßt dem Glücke nichts von dem allen übrig, was die menschliche Klugheit demselben immer mehr entziehen kan. Der verwirrte und bestürzte Feind wütete schon vor Verdruß in seinem Lager. Er dachte schon auf die Flucht ins Gebürge: Dieser Adler, dessen beherzter Flug unsre Provinzen schon erschrecket hatte. Die ehernen Donner, so die Hölle zum Verderben der Menschen erfunden, knalleten schon von allen Seiten, um diesen Abzug entweder zu befördern, oder zu beschleunigen. Und das zweifelhafte Frankreich erwartete den Erfolg eines Unternehmens, welcher nach allen Regeln der Kriegskunst unausbleiblich war.

Ach! wir wusten alles, was wir zu hoffen hatten, und dachten nicht daran, was wir befürchten sollten. Die göttliche Vorsehung verhielte uns ein grösseres Unglück, als der Verlust einer Schlacht ist. Es sollte ein Haupt kosten, welches ein jeder von uns durch sein eigenes hätte retten wollen; und alles was wir gewinnen konnten, war weniger werth, als was wir verlieren sollten. O schrecklicher Gott, der du aber in deinen Rathschlüssen über die Menschen gerecht bist! Du hast sowohl die Ueberwinder als die Siege in deinen Händen. Deinen Willen zu erfüllen, und deine Gerichte furchtbar zu machen, stürzet deine Macht auch dasjenige, was deine Macht selbst erhoben hatte. Du opferst deiner unumschränkten Hoheit grosse Opfer auf, und schlägest, wenn dirs gefällt, auch die erlauchten Häupter, die du so oft selber gekrönet hast.

Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich ihnen hier eine Trauerbühne eröfnen soll; daß ich ihnen diesen grossen Held auf seinen Siegeszeichen entseelet vorstellen werde; daß ich ihnen noch den blassen und blutigen Körper zeigen solle, bey welchem der Blitz noch rauchet, der ihn getroffen; daß ich sein Blut schreyen lasse, wie das Blut Abels, und ihren Augen die traurigen Bilder der klagenden Religion und des bethränten Vaterlandes zeigen werde. In mittelmäßige Trauerfällen erschleicht man sich dadurch das Mitleiden der Zuhörer, und

ziehet

ziehet durch gekünſtelte Bewegungen zum wenigſten etliche eitle und erzwungene Zähren aus ihren Augen: Aber einen Tod, den man ohne Verſtellung beweinet, beſchreibt man auch ohn alle Kunſt. Ein jeder findet dieſe Quelle der Schmerzen in ſich ſelbſt; man reiſſet ſeine Wunde ſelbſt wieder auf; und das Herz darf durch keine bewegte Einbildungskraft gerühret und aufgebracht werden.

Es fehlt nicht viel, daß ich hier nicht ſtecken bleibe. Ich werde irre, meine Herren. Turenne ſtirbt! Alles kömmt in Unordnung, das Glücke wanket; der Sieg wird müde; der Friede entfernet ſich; die guten Abſichten der Bundesgenoſſen werden matt; die Herzhaftigkeit der Soldaten wird durch den Schmerz niedergeſchlagen, und durch die Rachgier wieder ermuntert. Das ganze Lager bleibt unbeweglich. Die Verwundeten denken an den erlittenen Verluſt; nicht aber an die empfangenen Wunden. Die ſterbenden Väter ſchicken ihre Söhne den entſeelten Feldherrn zu beweinen. Das traurende Heer iſt mit ſeinem Leichenbegängniſſe beſchäfftiget; und das Gerüchte, welches ungewöhnliche Fälle ſo gerne in der Welt ausbreitet, erfüllet dieſelbe mit der Erzählung von dem herrlichen Leben dieſes Prinzen, und von ſeinem bedaurenswürdigen Tode.

Was vor Seufzer, was vor Klagen, was vor Lobſprüche erſchalleten nicht damals in Städten und auf dem Lande! Der eine ſieht ſeine Saat wachſen, und preiſet das Andenken desjenigen, dem er die Hoffnung ſeiner Erndte zu danken hat. Der andre geneußt noch in Ruhe ſeines väterlichen Erbes, und wünſchet demjenigen den ewigen Frieden, der ihn vor der Unordnung und Grauſamkeit des Krieges geſchützet hat. Hier opfert man das anbethenswürdige Opfer Jeſu Chriſti, für die Seele deſſen, der ſein Blut und Leben für das gemeine Beſte aufgeopfert hat. Dort bauet man ihm ein Trauergerüſte, wo man ihm Triumphbogen aufzurichten gedachte. Ein jeder ſuchet ſich die herrlichſte Stelle aus einem ſo ſchönen Leben aus. Alle unterfangen ſich ihn zu loben, und ein jeder, der ſich durch ſeine eigene Seufzer und

Thränen unterbricht, bewundert das vergangene, beklaget das gegenwärtige, und zittert vor dem künftigen. So beweinet das ganze Königreich den Tod seines Beschützers, und der Verlust eines einzigen Mannes, ist ganz allein eine allgemeine Trübsal.

Warum, O Herr! wenn ich mich erkühnen darf, mein Herz vor dir auszuschütten, ich, der ich nur Staub und Asche bin; warum verlieren wir ihn doch in der größten Noth, mitten in seinen grossen Thaten, auf dem höchsten Gipfel seiner Tapferkeit, in der vollen Reife seines Verstandes? War denn, nach so vielen der Unsterblichkeit würdigen Thaten, nichts sterbliches mehr für ihn zu thun übrig? War denn die Zeit schon da; wo er die Früchte so vieler christlichen Tugenden sammlen, und die Krone der Gerechtigkeit von dir empfahen sollte, die du für diejenigen aufbehest, so ihren Lauf rühmlich vollendet haben? Vielleicht hatten wir gar zu viel Vertrauen auf ihn gesetzt, und du verbietest uns in deinem Worte, auf keinen fleischernen Arm zu vertrauen, und uns nicht auf Menschenkinder zu verlassen. Vielleicht ist dieses eine Strafe unsers Hochmuths, unsers Stolzes, unsrer Ungerechtigkeit! Wie aus den Abgründen tiefer Thäler grobe Dünste aufsteigen, daraus die Donnerkeile entstehen, so auf die Berge schlagen: So kömmt aus dem Herzen des Volkes eine Bosheit, die du auf die Häupter der Regenten und Beschützer desselben fallen lässest. Ich will weder, o Herr! die Tiefen deiner Gerichte ergründen, noch die heimlichen und unsichtbaren Bewegungsgründe entdecken, die entweder deine Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit wirksam machen. Ich will und muß dieselben bloß anbethen: Aber du bist gerecht. Du betrübest uns; und in einer so verderbten Zeit, als die itzige ist, dörfen wir die Ursachen unsres Elendes, sonst nirgends als in der Verdorbenheit unsrer Sitten suchen.

So laßt uns denn meine Herren, so laßt uns denn aus unsern Schmerzen Bewegungsgründe zur Buße herleiten, und die wahren und kräftigsten Aufrichtungen nirgends anders,

ders, als in der Frömmigkeit dieses großen Mannes suchen. Bürger, Fremde, Völker, Könige, Käyser, beklagen ihn und verehren ihn: Aber was können sie zu seiner wahren Wohlfahrt beytragen? Sein König selbst, und was vor ein König ist derselbe nicht! beehret ihn mit seiner Betrübtniß und mit seinen Thränen. Das ist ein großes und hochschätzbares Kennzeichen seiner Zärtlichkeit und Hochachtung gegen einen Unterthan: Aber es ist ganz unnütze vor einen Christen. Es ist wahr, in dem Herzen und Andenken der Menschen wird er leben: Aber die Schrift lehret mich, daß die Gedanken der Menschen, ja der Mensch selbst lauter Eitelkeit ist. Eine prächtige Gruft wird seinen traurigen Rest einschliessen: Aber er wird aus diesem Grabmaale hervor gehen, nicht seiner Heldenthaten halber gepriesen; sondern wegen seiner guten und bösen Werke gerichtet zu werden. Seine Asche wird mit der Asche so vieler Könige vermischet werden, die dieses Land regieret haben, welches er so großmüthig beschützet hat: Aber was haben auch selbst die Könige von den Ehrenbezeugungen der Welt, von der Menge ihrer Hofbedienten, von dem Glanze und Prachte ihres Standes anders übrig, als daß sie ein ewiges Stillschweigen, eine fürchterliche Einsamkeit, und ein schreckliches Gericht Gottes, unter diesen kostbaren Marmorsteinen, davon sie bedecket sind, erwarten? Die Welt mag also die menschliche Hoheit verehren, wie sie will: Gott allein ist der Lohn christlicher Tugenden.

O gar zu plötzlicher Tod! den man aber durch die Barmherzigkeit Gottes längst vorher gesehen. Wie viel erbauliche Reden, wie viel heilige Exempel hast du uns entrissen? Wir hätten mitten unter Siegen und Triumphen einen demüthigen Christen sterben gesehen: Und welch ein Anblick wäre das nicht gewesen! Mit was vor einer Aufmerksamkeit hätte er seine letzte Augenblicke angewandt, seine vormalige Irrthümer innerlich zu beseufzen, sich vor der Majestät Gottes zu vernichten, und den Beystand seines Armes, nicht mehr wieder sichtbare Feinde; sondern wieder die Feinde

seines Heils anzurufen. Sein lebendiger Glaube und seine brennende Liebe würden uns ohne Zweifel gerühret haben, und wir würden ein Muster einer Zuversicht ohne Sicherheit, einer Furcht ohne Schwachheit, einer Buße ohne Verstellung, einer Beständigkeit ohne Zwang, und eines Todes, der Gott und Menschen theuer wäre, bekommen haben.

Sind diese Muthmassungen nicht gerecht, meine Herren? Was sage ich Muthmassungen? Das war sein wirklich abgefaßtes Vorhaben. Er hatte sich entschlossen, so heilig zu leben, als ich vermuthe, daß er gestorben ist. Da er bereit war, alle seine Kronen zu den Füssen Jesu Christi zu werfen, wie jene Sieger in der Offenbarung; da er bereit war alle seine Ehre zusammen zu nehmen, um sich derselben freywillig zu entschlagen: So gehörte er schon nicht mehr zur Welt, ob ihn die Vorsehung gleich noch darinn erhielte. In dem Tumulte der Kriegsheere unterhielt er sich mit der süssen und geheimen Hoffnung seiner Einsamkeit. Mit der einen Hand zerschmetterte er die Amalekiter; und die andre hub er schon empor, ihm selber den himmlischen Seegen zu erbitten. Dieser Josua im Streite verrichtete schon das Amt Mosis auf dem Berge, und trug unter den Waffen eines Kriegers das Herze und den Willen eines Bußfertigen, verborgen.

Herr, der du die finstersten Winkel unsrer Gewissen erleuchtest, und in unsern heimlichsten Absichten dasjenige, was noch nicht vorhanden ist, so gut erblickest, als was wirklich da ist; empfange doch in dem Schooße deiner Herrlichkeit diese Seele, die in kurzem mit nichts anders, als mit Betrachtungen deiner Ewigkeit, erfüllet gewesen seyn würde. Siehe doch das Verlangen an, welches du ihm selbst eingegeben hattest. Es hat ihm an Zeit gefehlet, nicht aber an Muth dasselbe zu erfüllen. Willst du nebst seinem guten Willen auch Werke haben: Siehe die Liebesbezeugungen an, die er theils schon ausgeführet; theils allbereits zum Heil und Troste seiner Brüder bestimmet hatte. Siehe die verirrten Seelen an, die er durch seinen Beystand, durch

seine

seine Rathschläge, durch sein Exempel wieder zurecht gebracht hat. Siehe das Blut deines Volkes an, welches er geschonet; siehe sein eigenes an, welches er so großmüthig für uns vergossen hat. Und damit ich noch mehr sage: Siehe das Blut an, welches Jesus Christus für ihn vergossen hat.

Ihr Diener des Herrn, vollendet das heilige Opfer. Ihr Christen, verdoppelt eure Gelübde und euer Gebeth; damit ihn Gott zur Belohnung seiner Arbeit und Mühe, in den Aufenthalt der ewigen Ruhe aufnehme, und demjenigen im Himmel einen unaufhörlichen Frieden gebe, der uns auf Erden denselben dreymal zuwege gebracht; und der, ob er wohl nichts beständiges, dennoch allezeit was süsses und erwünschtes gewesen.

Das IV. Hauptstücke.

Von Trauerreden oder Parentationen.

§. I.

Diese Art von Reden ist von den obigen fast durch nichts anders unterschieden, als daß sie viel kleiner seyn müssen; weil sie auf Personen von geringerm Stande gehalten werden, von denen bey weitem nicht so viel zu sagen ist: Hernach, daß sie auch allezeit nach dem Tode solcher Leute gehalten werden; da jene auch bey dem Leben der Helden, und hohen Häupter abgeleget werden können. Wollte jemand einwenden, daß dieser Unterschied nicht wesentlich genug sey, eine besondre Classe auszumachen; so bin ich völlig seiner Meynung. Allein wir bequemen uns der Schwachheit der Anfänger, die vor

jedem neuen Namen erschrecken, und so gleich denken, dieses sey abermal eine neue Art von Reden; davon sie noch keine Regeln wüßten. Ich will also lieber ein Hauptstücke mehr machen, als den Vorwurf haben, daß ich von einer gewissen Art üblicher Reden gar nicht gehandelt hätte.

§. II.

Es werden aber solche Trauerreden entweder nur im Sterbehause, vor den versammleten Leichenbegleitern; oder gar in öffentlichen Gotteshäusern, vor einer Menge Volkes gehalten, welches sich ausser jenen daselbst einfindet. Dieser letztere Umstand macht sie ohne Zweifel weit feyerlicher; und ein Redner hat dabey schon mehr Ursache seine Kräfte anzustrengen. Je mehr Zuhörer er hat, desto mehr Beredsamkeit kan er auch zeigen: Je grösser der Ort ist, wo er redet, desto mehr Nachdruck und Lebhaftigkeit muß er im Vortrage blicken lassen. In einem engen Zimmer hergegen, und vor einer kleinen Anzahl von Leidtragenden und Leichenbegleitern, fällt alles mehr ins kleine. Die grossen Bewegungen würden in so engen Schranken abgeschmackt heraus kommen: Daher muß sich ein Redner in die verschiedenen Umstände zu schicken wissen. Wo es aber gewöhnlich ist, zwo Reden auf einen Verstorbenen halten zu lassen, da ist es allerdings billig, den besten und stärksten Redner in der Kirche, den schwächsten aber in dem Trauerhause auftreten zu lassen.

§. III.

Was nun die Einrichtung solcher Reden anbetrifft: So kommen fürs erste die Anreden vor. Diese müssen zuförderst an die vornehmen und erbethenen Leichenbegleiter, so dann aber auch an die Leidtragenden gerichtet werden. Befänden sich unter jenen fürstli-

che

che oder gräfliche Standespersonen, oder auch wohl auf hohen Schulen Rectores Magnifici: So müssen diese zuerst, mit den gehörigen Titeln und Ehrenworten genennet, alsdann aber erst die übrigen mit kurzen Worten angehänget werden. Z. E. Durchlauchtigster Herzog, (oder Fürst,) gnädigster Herr, wie auch allerseits nach Standes Gebühr Gnädige, Hoch und werthgeschätzte Anwesende: Oder, Hochgebohrner Reichsgraf, gnädiger Herr, wie auch ꝛc. Oder Rector Academiae Magnifice, wie auch ꝛc. Wären aber keine solche Personen vorhanden, die so merklich von allen übrigen Anwesenden, dem Range nach, unterschieden wären: So wäre es billig die Leichenbegleiter nach Verschiedenheit ihrer Würden anzureden, und die Leidtragenden mit zu benennen: Z. E. Hoch und wohlgebohrne, hochedelgebohrne, hoch und wohlgelahrte, hoch und wohledle, (oder wo obrigkeitliche Personen in Städten dabey sind, hoch und wohlweise) nach Stand und Würden, höchst und hochzuehrende Anwesende, oder Leichenbegleiter; wie auch allerseits schmerzlich betrübte Leidtragende. Dieses letztere anzuhängen ist nun zwar gewöhnlich: Doch wäre es meines Erachtens besser, wenn es wegbliebe. Denn der Redner tritt im Namen der Leidtragenden auf, um den Leichenbegleitern zu danken, daß sie den Verstorbenen durch ihre Gegenwart beehret haben. Was ist es denn nöthig dieselben noch anzureden?

§. IV.

Was den Inhalt der Reden betrifft: So kan es nur zweyerley Fälle geben. Entweder es ist von dem Verstorbenen so viel gutes zu sagen, daß man eine ganze Rede mit seinem Lobe anfüllen kan: Oder man muß seine Zuflucht zu einem allgemeinen Hauptsatze nehmen, der sich auf die Leiche gewisser maaßen schicket. Jenes thut man gemeiniglich bey ansehnli-

chen und um das gemeine Wesen wohlverdienten Männern; dieses aber meistentheils bey dem Frauenzimmer und jungen Leuten, auch wohl bey solchen Mannspersonen, die nicht viel merkliches in ihrem Leben gethan haben. Wie man sich nun in beyden Fällen zu verhalten habe, das ist schon oben in den allgemeinen Regeln ausführlich abgehandelt worden. Es kömmt alles auf Erklärung und Beweise, der erwählten Hauptsätze an, die man nach Erfordern hier und da erläutert, und mit allerley schönen Einfällen und Lehrsprüchen ausputzet. Nur das ist der Unterschied, daß in rechten Lobreden, des Verstorbenen gleich im Anfange Meldung geschicht, wenn man die kurzgefaßte Lebensbeschreibung giebt: In der anderen Art aber wird seiner allererst nach geschehener Ausführung des Hauptsatzes gedacht. Hier muß denn kürzlich eine Erzählung seiner guten Eigenschaften, Tugenden und der merkwürdigsten Umstände seines Lebens und Todes mit eingeschaltet werden.

§. V.

Dadurch aber unterscheiden sich diese Trauerreden von Lobreden auf noch lebende Personen, daß man auch eine Klage über den Verlust, den das Land, die Stadt, oder doch das Haus und Geschlecht der Leidtragenden erlitten, anstellet, und die Betrübten aufzurichten suchet. Allein bey beydem ist eine Behutsamkeit nöthig. Man kan weder die Klage, noch den Trost brauchen, wenn an dem Verstorbenen nicht viel zu bedauren ist, oder wenn niemand da ist, der sich um ihn grämen wird. Solche Leichen aber kommen nicht selten vor, und da thut ein kluger Redner wohl, wenn er kein groß Aufhebens machet. Denn denjenigen sehr zu bedauren, den die Welt sehr wohl hat entbehren können, das wird für eine satirische Verspottung aufgenommen. Und die hinterbliebenen weitläuftig zu trö-

sten,

ften, wenn sie Gott danken, daß der Verstorbene sie einer Last überhoben; das heißt sie verspotten, und bey jedermann zum Gelächter machen. Wenn also dergleichen Fälle vorkommen: So bleibe der Redner lieber nur bey allgemeinen Betrachtungen, über die Sterblichkeit, über Zeit und Ewigkeit, über Tugend und Ehre, und über das dankbare Andenken, welches man seinen Todten schuldig ist; als daß er unwahrscheinliches Zeug vorbringet und seinen Zuhörern Gelegenheit zu lachen giebt.

§. VI.

Noch von den Eingängen ein Wort zu gedenken so ist es hier vor allen Dingen nöthig, sie von den gegenwärtigen Umständen her zu nehmen, und der Absicht gemäß so beweglich und traurig, oder doch, so ernsthaft als möglich ist, einzurichten. Es muß auch darinn bald anfangs der Name und ganze Titel des Verstorbenen hergesagt werden; wobey man kürzlich eine gute Abbildung von demselben machen kan und soll. Uebrigens muß ein Redner hier durchgehends einen beweglichen Ton der Sprache, und einen langsamen Vortrag brauchen. Denn nichts steht in Trauerreden übler, als eine lustige Erhebung der Stimme, oder eine übereilte Aussprache. Dieses ist es alles, was ich von Leichenreden zu sagen habe. Das übrige versteht sich aus den allgemeinen Regeln schon. Zu Exempeln will ich ein halb Dutzend von meiner Arbeit geben, die ich hier in Leipzig gehalten habe. Ich setze sie nach der Zeitordnung, wie ich sie gehalten habe; weil ich ihnen sonst keinen Rang zu geben weis. Sind sie nicht vollkommen schön und prächtig: So ist es kein Wunder. Es ist viel leichter, daß der Held einen Redner und Dichter machet; als daß diese sich einen Helden machen können.

Leichenrede, welche 1726. in der Paulinerkirche zu Leipzig gehalten worden.

Rector Academiae Magnifice,

Nach Stand und Würden hoch und wehrtgeschätzte zum theil auch höchstbetrübte Anwesende.

Der ehrwürdige Anblick dieser gottgeheiligten Stäte, der herzrührende Ton so vieler beweglichen Sterbelieder, sammt der traurigen Todtenfarbe unsrer Kleidungen sind Dinge, die einen solchen Eindruck in die Herzen der Menschen machen; daß oftmals auch die ärgsten Sclaven der Eitelkeit dabey in Furcht und Schrecken gerathen. Um so viel mehr werden sie alle, hochgeehrteste Anwesende, empfindlich dadurch gerühret und also genugsam vorbereitet seyn, die Trauer und Gedächtnisrede mit Aufmerksamkeit anzuhören, welche ich itzo der weiland Hochedlen und aller Tugend belobten Frauen, Frauen Dorotheen Schützin einer gebohrnen Schreiterin, vor einer so zahlreichen Menge von Zuhörern halten soll. Selbst in dieser ansehnlichen Trauerversammlung scheinet die innere Gemüthsbeschaffenheit aller Gegenwärtigen einem jeden gleichsam an die Stirne geschrieben zu seyn. Andacht und Ehrfurcht, Mitleiden und Betrübniß, die Furcht vor dem Tode von einem, und das Verlangen nach demselben von dem andern Theile, das sind itzo die vornehmsten Leidenschaften, so man fast durchgehends aus allen Angesichtern lesen kan. Mich selbst überfällt ein heiliger Schauer, da ich an einem so ungewöhnlichen Orte, und bey einer so traurigen Begebenheit zum allererstenmale reden soll. Wie vortheilhaftig würden alle diese Umstände einem Trauerredner seyn, der sich derselben zu seinen Absichten bedienen wollte? Und was könnte er seinen Zuhörern vor eine bessere Gemüthsverfassung anwünschen, um ihnen die Flüchtigkeit aller irrdischen Güter, den Unbestand aller weltlichen Hoheit, samt dem nichtswürdigen Scheine aller sinnlichen

chen Ergetzungen vorzustellen; und sie dadurch von der Nichtigkeit dieses zeitlichen Lebens zu überführen.

Allem Ansehen nach, ist auch die Anzahl derer so geringe nicht, die sich dergleichen erbauliche Betrachtung zu Nutze machen könnten. Obgleich Vernunft und Religion einig ist, daß wir mehr Sorgfalt auf unsre Seelen als auf unsre Leiber wenden sollen; obgleich uns Natur und Gnade vor den betrüglichen Scheingütern dieser Welt warnet: So vergessen doch die meisten Menschen, daß sie nur Menschen sind; oder wenn sie sich ja ihrer Menschheit erinnern, so denken sie doch nicht daran, daß sie noch etwas mehr als Menschen, ich meyne Christen seyn sollten. Wer betrachtet wohl oft und ernstlich genug die Hinfälligkeit seines zerbrechlichen Körpers? Wer erweget wohl die edle Natur seines unsterblichen Geistes? *Man hänget sein Herz an ein todtes Metall, an leblose Gebäude, an ganze Heerden unvernünftiger Thiere, ja an das glänzende Gespinste verächtlicher Würmer.* Man vertiefet sich in den empfindlichen Genuß sinnlicher Belustigungen, deren Ueberfluß den Verstand ersticket und das Hertze verzärtelt. Man vergaffet sich endlich in die Ehre und Herrlichkeit der Grossen dieser Welt, deren Glanz aber nur die Augen der Unvernünftigen blendet. Wenn nun diese verirrte Gemüther nach vieler Beschwerlichkeit und Mühe, den Port ihrer Glückseligkeit erlanget zu haben vermeynen: So sehen sie endlich, wie schändlich sie sich betrogen haben. Der Reichthum geht entweder durch die Bosheit andrer Menschen: oder durch seine eigne Hinfälligkeit zu nichte. Die Wollust nimmt ein Ende; und verwandelt ihren Nectar in eine gallenbittere Reue. Die Pracht fällt plötzlich zu Boden, und der sogenannte unsterbliche Nachruhm verliert sich endlich in den Abgründen einer ewigen Vergessenheit. Der Strom der Zeiten, dessen Gewalt niemand hemmen kan, reisset alles mit sich vorüber: Und ehe sichs jene Liebhaber der Eitelkeit vermuthen; so stehen sie schon an dem Schlunde des Grabes, wo die Zeit aufhöret, die unendliche Ewigkeit aber ihren Anfang nimmt.

Was

Was dünkt ihnen nun hochgeschätzte Anwesende? Soll ich fortfahren die Scheingüter dieser Welt als was verächtliches, die Bemühung der Menschen nach ihrem Besitze, als was thörichtes, und die Sorglosigkeit der Christen, im Absehen auf ihre Seelen, als was unverantwortliches vorzustellen?

Die preiswürdigen Eigenschaften unsrer hochs. Frau. D. erfordert ein billiges Lob, und erlauben mir derowegen dieses alles nicht. Diejenigen Trauerredner mögen die zum Ruhme ihrer Todten bestimmte Zeit mit moralischen Betrachtungen zubringen, welche befürchten müssen, durch falsche Lobsprüche die Laster ihrer Verstorbenen desto sichtbarer zu machen. Diese thun wohl daran, wenn sie ihren Zuhörern durch keine unerträgliche Schmeicheleyen beschwerlich fallen. Sie sind zu loben, wenn sie sich ein Gewissen machen Scheintugenden vor wahrhafte auszugeben, als wodurch nur die Lasterhaften in ihrer Bosheit desto mehr gestärket werden. Und wie könnten sie, die dadurch ersparten Augenblicke besser, als mit erbaulichen Sittenlehren hinbringen?

Gottlob! daß ich bey dem ruhmvollen Andenken unsrer hochsel. Fr. D. dergleichen Kunstgriffe nicht nöthig habe. Sie alle, hochgeschätzte Anwesende, sie alle wissen es selbst, daß unsre Todte sich durch ihre sonderbare Tugenden, ihr ganzes Leben hindurch, als eine rechtschaffene Christin erwiesen. Wie sollte sie denn nicht auch nach ihrem Tode zu wahrhaftigen Lobsprüchen Gelegenheit an die Hand geben? Ich sage zu wahrhaften Lobsprüchen. Denn ferne sey es von mir, daß ich diese Gott gewidmete Stätte mit ungegründeten Schmeicheleyen entweihen sollte. So sehr dieser Frevel dem Geiste der Wahrheit, der diesen heiligen Tempel bewohnet, zuwieder ist: So wohl gefällt es ihm, wenn wir die Früchte seiner Gnadenwirkungen allen Gläubigen zum Muster der Nachfolge anpreisen. So wissen sie denn, was sie sich von meiner dermaligen Rede zu versprechen haben. Die wohlseel. Frau D. wird ihnen so abgebildet werden, wie sie ihr Lebenlang beschaffen gewesen. Sie werden an derselben eine rechtschaffene Christin erblicken, welche sich in ihrem Ehestan-

de

de als eine liebreiche Ehegattin, in ihrer Kinderzucht als eine vernünftige Mutter, in ihrem Hauswesen als eine treue Gehülfin ihres Eheherrn erwiesen hat; kurz, die im Leben und Sterben ein ungeheucheltes Kind ihres Schöpfers gewesen. In Wahrheit wichtige Dinge, welche nicht allein die Schwäche meiner Beredsamkeit unterstützen werden, sondern mir auch, meiner ungeübten Zunge ungeachtet, dero allerseits geneigte Aufmerksamkeit versprechen können.

Weg dann von hier mit der eiteln Kunst, welche die Menschen nur um fremder Verdienste halber erhebet! Weg mit den Lobsprüchen, welche man von den rühmlichen Thaten der uralten Vorfahren herholet, um den Mangel der Tugenden zu bescheinigen, den man an ihren Nachkommen gern verhelen möchte. Was nützen die weitläuftigen Geschlechtregister von lauter berühmten Voreltern, solchen unwürdigen Kindern, die durch ihr übles Verhalten selbst leugnen, daß sie von jenen entsprossen sind? Ich sage dieses nicht deswegen, als wenn unsre wohlselige sich ihrer Ankunft halber zu schämen hätte. Die ansehnliche Trauerversammlung kennet ja das berühmte Schreiterische Geschlecht, welches seinem Vaterlande schon von langer Zeit her, viel herrliche Dienste geleistet. Sie wissen, hochgeehrteste Anwesende, daß unserer Hochseligen Herr Vater und Großvater, beyde Doctoren der heiligen Schrift, beyde hochverdiente Lehrer evangelischer Gemeinen, beyde Superintendenten der ansehnlichen sächsischen Stiftsstadt Wurzen gewesen. Sie wissen endlich auch, daß es unter ihren Vorfahren Männer gegeben, die sich durch ihre besondre Verdienste den Adelstand, unter dem Namen der Herrn von Erxstein erworben haben: Wiewohl sie aus rühmlicher Bescheidenheit nachmals ein Bedenken getragen, sich desselben zu bedienen. Was vor Veranlassung würde nicht dieses alles zu weitläuftigen Lobeserhebungen geben, wenn sich unsre Hochselige Frau D. nicht mehr ihrer himmlischen als irrdischen Abkunft halber glücklich geschätzet hätte. Ihre leibliche Geburt, hatte sie nur zu einer Tochter berühmter Vorfahren, gemacht: Ihre geistliche Wiedergeburt aber machte

sie

sie zu einem Kinde des ewigen Gottes. Dieser überirrdische Adel war ihr jederzeit von einem unschätzbaren Werthe; sonderlich weil er sie tüchtig machte, in die christlichen Fußtapfen ihrer gottseligen Voreltern zu treten.

Die Erleuchtung des Verstandes und die Reinigkeit der Sitten, sind Dinge, die einem Christen so viel Mühe und Kampf kosten, unsrer Hochseligen aber schien beydes gleichsam angebohren zu seyn. Ein innerlicher Trieb nach dem Erkenntnisse unsrer heiligen Religion äusserte sich bey ihr, so bald ihr zarter Verstand nur fähig war dasselbe zu fassen. Und wie frühzeitig war er nicht dazu fähig? indem die Vernunft ja bey ihr das reife Alter fast nicht erwartete. Aus dem guten Erkenntnisse floß die gute Beschaffenheit ihres Herzens. Die Wissenschaft der Christenpflichten, die Neigung derselben nachzukommen, und die Erfüllung derselben, die waren bey ihr so verschwistert, daß man sie allezeit beysammen; niemahls getrennt gefunden hat. Noch mehr; Ihre gute Eigenschaften kamen zuweilen dem Unterrichte zuvor: Und wiewohl es ihr an einer guten Auferziehung nicht fehlte, so ließ doch ihr glückliches Naturell derselben nur halbe Mühe. So kömmt der Höchste seinen Auserwählten oft durch natürliche Gaben zu statten, indem er sie durch gute Neigungen als durch unsichtbare Seile auf den Weg leitet, der sie zu ihrer ewigen Wohlfart führen soll.

Es war dahero kein Wunder, daß diese junge Pflanze, die Gott selbst zum Gärtner hatte, gar bald an Tugenden fruchtbar wurde. Selbst, das zarte Alter, dem man einige Liebe zur Eitelkeit zu übersehen pfleget: Selbst die Tugend, deren Schwachheiten man wegen der wallenden Hitze ihres Geblütes so scharf nicht beurtheilet, wies bey ihr kein eitelgesinntes Wesen, vielweniger ein Gemüthe so zu Ausschweifungen geneigt wäre. Ihre jungfräuliche Jahre zeigten einen gesetztern Geist, als viele in ihrem männlichen Alter an sich spüren lassen. Man sah an ihr eine Frömmigkeit, die in allem Anliegen ihre Zuflucht zu Gott nahm; eine reine Unschuld, die sich keiner Lasterflecken bewust war; eine

sitt-

sittsame Bescheidenheit, die sich allezeit in den Schranken einer strengen Tugend erhielte; eine wahre Klugheit, welche das wahre vom falschen, und das schätzbare von dem nichtswürdigen genug zu unterscheiden wuste; und eine unermüdete Aufmerksamkeit, einem jeden dasjenige zu leisten, was sie ihm schuldig war. Hier war kein leerer Schein einer fälschlich angenommenen Sittsamkeit; kein bloßer äusserlicher Wohlstand, der oft als ein betrüglicher Firniß die Lücken aller jungfräulichen Tugenden verdecken muß: Nein, ein rechtschaffenes Herz, dergleichen sich für eine wahre Christin, für eine würdige Tochter eines evangelischen Predigers, und für eine künftige Braut eines wackern Gottesgelehrten schickete.

Ist es was löbliches, wenn Lehrer christlicher Gemeinen nicht nur selbst, sondern mit allen ihren Angehörigen ein Fürbild ihrer geistlichen Heerden seyn: Wie wohl hat denn unser hochbetrübter Herr Wittwer damals gewählet, als er sich die tugendhafte Jungfer Schreiterin zur Ehegattin ausersehen! Mich dünkt die redliche Wehmuth überfällt hier sein Herz, wenn er an sein damaliges Vergnügen gedenket: Und ich müste seine ganze Beredsamkeit besitzen, wenn ich dieselbe recht vorstellig machen wollte. Geht nur hin, ihr lüsternen Augenfreyer, und holet euch mit einer schönen Helena unzähliges Unglück ins Haus. Geht nur hin, ihr Geld- und Ehrgeizigen Liebhaber, und raubet nebst einem goldenen Vließe eine grimmige Zauberin Medea. Euer gewisseste Brautschatz wird eine unglückliche und höchst misvergnügte Ehe seyn. Wohl dem, der mit dem itzigen hochbetrübten Herrn Wittwer eine gottselige Ehegattin suchet, das gesuchte findet, und des gefundenen in einem vergnügten und langwierigen Ehestande geniesset.

Damals, hochgeschätzte Anwesende, fieng unsre seelige Frau Doctorin an, sich als eine liebreiche Ehegattin zu erzeigen. Stellen sie sich einen Diener des Evangelii vor, der einer grossen Gemeine den Weg zum Leben zeigen soll. O was vor Mühe gehört nicht zu diesem wichtigen Amte! Was vor

Sorg-

Sorgfalt und Klugheit ist nicht vonnöthen, die jungen Lämmer mit zarter Milch, und die erwachsenen Schaafe mit stärkerer Speise zu nähren. Was vor Kräfte kostet es einem eifrigen Seelsorger, den Abend mit Betrachtung der Heil. Schrift, die Nacht mit Nachsinnen, den Morgen mit Bethen und den ganzen Tag mit schweren Amtsgeschäfften zuzubringen. Und was vor Zeit gehört nicht dazu, die Unwissenden zu unterrichten, die Wachsenden zu stärken, die Schwachen zu tragen, die Geängsteten zu trösten, die Sichern zu schrecken, die Verirrten zurecht zu bringen, die Kaltsinnigen zu ermuntern, die Verwundeten zu heilen, die Gottlosen zu strafen, und die Starken mehr und mehr im guten zu bekräftigen. Warlich, Menschenkräfte scheinen hierzu fast unzulänglich zu seyn; wenn nicht eine höhere Kraft in dem schwachen mächtig ist, oder treue Gehülfen die sinkenden Arme Mosis unterstützen. Und wo hätte wohl eine zärtliche Ehegattin mehr Gelegenheit ihr liebreiches Herz an den Tag zu legen, als in diesen Umständen? Das that nun unsre wohlselige Frau Doctorin mit dem grössestem Eifer. Sie erquickte ihren Eherrn unter der Last seiner Sorgen. Sie linderte den überhäuften Kummer seines Herzens durch ihre Freundlichkeit. Oft trocknete sie den Schweiß von seinen Wangen, den ihm seine Amtsgeschäfte reichlich auspresseten. Sein Vergnügen war ihre einzige Freude; seine Betrübnis war ihre grösseste Qvaal: Und wie gerne hätte sie einen Theil seiner Bürde auf sich genommen; wenn solches nur auf irgend eine Weise möglich gewesen wäre.

Wiewohl was hier nicht möglich war, das ersetzte sie in andern Stücken, ich meyne in der Kinderzucht und in dem übrigen Hauswesen. Der Urheber des Ehestandes strafet oftmals gottlose Eltern mit einer immerwährenden Unfruchtbarkeit: Weil er wohl vorher sieht, daß sie nur ihres gleichen zeugen, gebähren und erziehen würden. Hingegen seegnet er auch die Familie eines frommen Abrahams mit Erben, die der Zahl der Sterne gleich kommen: Weil er weis, daß er seinen Kindern und seinem Hause nach ihm eine rechtschaffene Fröm-

mig-

migkeit anbefehlen werde. Urtheilen sie nun daraus, hochgeschätzte Anwesende, was Gott einer so tugendhaften Mutter, als unsre Hochselige Frau Doctorin gewesen, vor Pfänder seiner Liebe werde anvertrauet haben. Fünf wohlgeartete Töchter und zwey hoffnungsvolle Söhne sind die sieben Proben der göttlichen Gnade in ihrem Ehestande gewesen: Gleichsam als wenn ihr Haus, welches eine rechte Schule der Weisheit war, eben so wohl auf sieben Seulen ruhen sollen, als jenes, so sich die himmlische Weisheit gebauet. An diesen ihren Leibesfrüchten bekam sie allererst die rechte Gelegenheit dasjenige gute fortzupflanzen, welches sie in sich selber vorhin gepflanzet hatte. Hausväter sind oftmals nicht im Stande für die Auferziehung der Ihrigen alle Sorgfalt zu tragen, die dazu gehöret. Ihre Amtsgeschäfte rufen sie auch das gemeine Wesen, den Staat und die Kirche zum Augenmerke ihrer Klugheit zu machen. Alsdann fällt wohl der meiste Theil der Kinderzucht auf kluge Mütter zurücke: Und hierinnen ist unsre Hochselige recht unvergleichlich gewesen.

Tretet her, ihr nachläßigen Frauen, die ihr durch eine thörichte Affenliebe die Eurigen verzärtelt, ihren Leibern zwar nichts, aber den unschuldigen Gemüthern fast alles fehlen lasset; tretet her und nehmet an dieser vernünftigen Mutter ein Exempel. Wie ernstlich ließ sie sich angelegen seyn, schon in der zärtesten Kindheit die verkehrten Neigungen ihrer Säuglinge zu dämpfen, und das Unkraut der Laster schon in seinen ersten Knospen auszujäten! Einen schönen und geschickten Leib hielte sie für nichts, wenn nicht eine schöne Seele denselben bewohnen sollte. Darum ließ sie es den Ihrigen, auch so gar von weiblichem Geschlechte, an einem sorgfältigen Unterrichte nicht mangeln. Der Verstand wurde in den Grundsätzen des evangelischen Glaubens, ja in allerhand Sprachen, Künsten und Wissenschaften geübet; der Wille aber durch eine gute Zucht und durch löbliche Exempel zur Gewohnheit im Guten gebracht, ehe das Böse des menschlichen Herzens recht rege werden konnte. Sie hielte

es vor was geringes, wenn ein Frauenzimmer nichts mehr als Handarbeit verrichten kan; die von ihren Bedienten oft noch besser als von ihnen selbst verfertiget wird, und doch mehrentheils nur zur Beförderung der Eitelkeit dienet. Doch was mache ich davon viel Worte? Die Proben dieser so herrlichen Kinderzucht, welche in ihren wohlgerathenen nunmehro mutterlosen Weysen so klar in die Augen fallen, legen das beste Zeugniß davon ab: Und es ist gewiß, daß dieselben ihre Dankbarkeit vor diese gute mütterliche Anführung, nicht eher als mit ihrem Leben werden erlöschen lassen.

Ich hätte noch viel zu sagen, hochgeschätzte Anwesende, wenn ich das ganze Hauswesen unsrer seligen Frau Doctorin und ihre in demselben erwiesene Klugheit gebührend vorstellen sollte. Ich werde aber mit wenigem ein vieles sagen, wenn ich erwähne, daß man jederzeit an ihr wahrgenommen, eine Reinigkeit ohne Pracht; eine Sorgfalt ohne ein ängstliches Mistrauen, eine Sparsamkeit ohne Geiz, eine Freygebigkeit ohne Verschwendung, einen Ernst ohne Grausamkeit, eine Liebe ohne Niederträchtigkeit, eine Sanftmuth ohne Unempfindlichkeit und eine christliche Zufriedenheit, ohne ein sorgloses und sicheres Wesen, welches die besten Familien zu Grunde richtet. Doch auch dieses ist noch zu wenig gesagt. Denn wo bleibet ihre ungeheuchelte Demuth, ihre milde Wohlthätigkeit gegen die Armen, ihre Liebe zu Gottes Wort, ihre unaufhörliche Geduld, dadurch sie manchen Zufall mit standhafterm Gemüthe ertragen, als wohl weibliche Kräfte zu versprechen geschienen.

Dieses letzte, hochgeschätzte Anwesende, ist eben dasjenige, wodurch die Hochselige sich als eine großmüthige Heldin erwiesen. Wie groß war ihre Gelassenheit, die sie in manchem bösen Stündlein an sich spüren lassen! Der Tod ihres wehrtesten Herrn Vaters, und der Hintritt zweyer von ihren ehelichen Liebespfändern, waren Begebenheiten, die auch männliche Herzen niederschlagen konnten. Und dennoch hat unsre Hochselige sie mit Geduld überstanden. Doch was waren diese vorüberfliehende Wolken gegen das beständige

Kreuz

Kreuz, so sie an ihrem schwachen Leibe allezeit herum tragen muste? Die heftigsten Krankheiten sind nicht die schwersten; denn so bald sie entstehen, so bald vergehen sie auch wieder. Die langwierigen matten einen siechen Körper weit empfindlicher ab, und verleiten oft die besten Christen zur Ungeduld. Doch weit gefehlt, daß sie es bey unsrer Hochseligen so weit gebracht hätten: Sie dienten ihr nur zu desto grösserer Uebung in allen christlichen Tugenden. Der bekannte Seelenschatz eines grossen Lehrers unserer Kirchen kan zeigen, wievielmal sie seine Blätter umgeschlagen, ja mit ihren Thränen benetzet: Ihr unsträflicher Wandel hergegen hat gewiesen, wie viel sie aus demselben gelernet. Ihr bester Trost aber in allem Leiden, war die Erinnerung des Leidens, so der Anfänger und Vollender unsers Glaubens, Jesus ausgestanden. Ich weis, hochgeschätzte Anwesende, ich weis daß man dieses von vielen Verblichenen aus blosser Gewohnheit gerühmet: Ich weis aber auch gewiß, daß es bey unsrer Hochseligen mit Grunde der Wahrheit geschehen kan. Wäre dieses nicht, warum hätte sie sich in ihrem letzten gewünschet, in der Woche zu sterben, in der ihr Erlöser gestorben? Warum hätte sie ein Verlangen getragen, an dem Tage begraben zu werden, an welchem der Herr des Lebens ins Grab geleget worden? Warum hätte Gott endlich ihren Wunsch erhöret und beydes wirklich geschehen lassen, wenn sie einer solchen Gnade ganz unwürdig gewesen wäre?

Nun so ruhe sie denn sanft, Hochselige Frau Doctorin! Ihr ruhmvolles Andenken wird, so lange Leipzig stehet, im Segen bleiben. Alle fromme Priester werden sich solche Töchter, alle rechtschaffene Gottesgelehrte solche Ehefrauen, und alle verständige Kinder solche Mütter wünschen, als sie gewesen. Das ist Ehre genug vor sie in dieser Welt: Die ewige ist ihr bereits von den Händen ihres Erlösers zu Theile geworden. Ich unterstehe mich nicht, die hinterbliebenen Leidtragenden zu trösten. Der geistreiche Mund eines berühmten Gottesgelehrten hat dieses mit besserm Nachdrucke ins Werk zu richten gewust, als meine ungeübte Zunge solches

thun würde. Zu ihnen wende ich mich, hochgeschätzte Anwesende, und sage denenselben im Namen der hochbetrübten Leidtragenden allen ersinnlichen Dank, daß sie der Hochseligen Frau Doctorin, durch dero Gegenwart die letzte Ehrenbezeigung erweisen wollen. Es trägt sehr viel zu ihrer aller Befriedigung bey, eine so zahlreiche Trauerversammlung allhier zu sehen: Denn daraus schliessen sie ganz deutlich, daß sich noch mehr christliche Herzen gefunden, die den frühzeitigen Tod unsrer Hochseligen bedauren. Ja sie wünschen nichts mehr, als das ihnen bald freudige Begebenheiten begegnen mögen, daran sie gleichen Theil zu nehmen nicht ermangeln werden ꝛc. Ich schliesse mit dieser lehrreichen Anmerkung, daß die wahre Tugend, uns nicht nur an Fürstenhöfen, nicht nur im Felde, nicht nur auf Rathhäusern und Gerichtsstuben; kurz, nicht nur unter Männern, sondern selbst unter dem weiblichen Geschlechte so manches Muster vorzustellen pfleget; welchem nachzufolgen es auch Männern rühmlich ist. Wohl uns allen, wenn wir uns dieselbe auch zur Aufmunterung dienen lassen!

Trauerrede,
Auf die selige Frau Doctor Reichelin.
Nach Stand und Würden allerseits hoch und werthgeschätzte Leichenbegleiter.

Der Mensch strebet natürlicher Weise nach einer gewissen Hoheit und Grösse. Und überhaupt kan man dieses an ihm nicht misbilligen. So viel herrliche Vorzüge ihm der Urheber aller Dinge vor tausend andern Geschöpfen ertheilet hat: So viel deutliche Proben haben wir, daß derselbe allerdings nichts schlechtes aus ihm habe machen wollen. Ist nicht der wunderbare Bau seines Körpers ein rechtes Meisterstücke der allervollkommensten Weisheit? Ist nicht seine vernünftige Seele ein recht würdiger Einwohner dieser so ansehnlichen Behausung? In Wahrheit, wenn man gleich nur dieses letztere allein ansiehet: So übertrifft

die

die Hoheit der menschlichen Natur alles, was wir auf dem ganzen Erdboden grosses und schätzbares antreffen.

Ist nun der Mensch wirklich zu etwas grossem erschaffen: So kan man es ihm auch nicht verdenken; daß er diejenige Hoheit wirklich zu erlangen suchet, wozu ihn sein Schöpfer bestimmet hat. Nur das einzige wäre zu wünschen, daß diejenige Hoheit nach welcher man insgemein strebet, eine wahrhaftige Hoheit, und Größe seyn möchte. Allein, ein schädlicher Irrthum verblendet leider! dieser edlen Creatur die Augen, daß sie ihres rechten Zweckes verfehlet, und an statt ihre Erhöhung zu befördern, unvermerkt nach ihrer Erniedrigung strebet.

Es ist bekannt daß Gelehrsamkeit und Gewalt die beyden Gattungen der Größe sind, nach welchen die Welt zu allen Zeiten gestrebet hat. Die Helden haben sich gleichsam mit den Gelehrten darein getheilet; so daß jene die Macht und Gewalt vor sich behalten, diesen aber die Wissenschaft und das Erkenntniß überlassen haben. Beyde haben in diesen Stücken ihre rechte Hoheit gesucht; aber dieselbe nicht darinnen gefunden. Denn wenn sie endlich alle Macht und alle Gelehrsamkeit erlanget hatten, die sie zu ihren Zeiten, und nach ihren Umständen nur erreichen konnten: So gestunden doch am Ende selbst die Klügsten unter ihnen, daß alle ihre Grösse nur eine Scheingrösse, und alle ihre Hoheit nur eine eingebildete Hoheit gewesen wäre.

Vielleicht wird es sie Wunder nehmen, allerseits hoch und werthgeschätzte Anwesende, daß ich bey dem betrübten Leichbegängnisse der weiland hochedlen mit aller Ehr und Tugend hochbegabten Frauen, Frauen Gertraud Sophien Reichelin, einer gebohrnen Ludewigin, welche zu ihrer Ruhekammer zu begleiten sie insgesammt erschienen sind; von der Größe und Hoheit der Menschen zu reden angefangen. Und dieses um so viel mehr, da man insgemein dafür hält, das weibliche Geschlecht sey am allerwenigsten zu grossen und hohen Dingen gebohren. Ich will itzo nicht aus den Geschichten die Exempel berühmter Weibesbilder anführen; die in der That eben so viel Ho-

heit und Grösse an sich blicken lassen, als die beruffensten Mannspersonen. Ich erinnere nur dieses, daß dieses unbillige Urtheil von einer ganzen Helfte des menschlichen Geschlechts bloß daher entstanden sey; weil man eine falsche Hoheit vor die wahre angesehen hat. Wir Christen wissen, daß die rechte Hoheit der Seelen, und die wahre Größe des Gemüths in einer rechtschaffenen Gottesfurcht bestehet. Und da mir dieses zu erweisen nicht schwer fallen kan; so wird es auch sehr leicht seyn zu zeigen, daß unsre hochselige Frau Doctorin der wahren Hoheit und Größe, die ein Mensch in der Sterblichkeit erlangen kan, theilhaftig gewesen.

Zwar; wenn die Furcht Gottes, von welcher ich itzo handeln will, eine Furcht von gemeiner Gattung wäre: So würde man sichs kaum einbilden können, daß die Hoheit eines Menschen in derselben bestehen solle. Je furchtsamer sonst jemand ist; desto kleinmüthiger nennet man ihn: Und je weniger sich ein herzhafter Mensch fürchtet, desto großmüthiger wird er geheissen. Allein die Furcht Gottes ist eine Furcht von ganz andrer Natur. Sie führt keine Angst und Bangigkeit vor dem Gefürchteten mit sich; sondern Ehrerbiethung und Hochachtung sind ihre unzertrennliche Eigenschaften. Sie zittert und bebt nicht vor Gott, wie ein Sclave vor seinem Tyrannen; wie ein Uebelthäter vor seinem strafenden Richter; wie ein Ueberwundener vor seinem trotzigen Sieger. Nein, sie unterwirft sich nur demselben, wie treue Unterthanen ihren gütigen Regenten: Sie verehret ihn, wie vernünftige Jünglinge weise Alten: Sie liebet ihn endlich wie ein wohlgeartetes Kind seinen zärtlich gesinneten Vater. Und mit einer solchen Furcht Gottes steht nichts besser zusammen, als die wahre Hoheit und Größe, die ein Mensch zu erlangen fähig ist.

Derjenige ist eigentlich wahrhaftig groß zu nennen, der so wohl am Verstande, als am Willen groß ist; und also Gott ähnlich wird, der zu gleicher Zeit die höchste Weisheit, und die höchste Macht besitzet. Wer seine Hoheit in etwas anderm suchet; oder auch die beyden wesentlichen Theile der wahren

wahren Hoheit von einander trennet; der verfehlet des rechten Zweckes; und äffet sich selbst durch seinen Irrthum. Die wahre Größe des Verstandes bestehet in der Weisheit: Und diese ist allezeit mit der Größe des Willens; das ist mit der wahren Tugend verbunden. Die Größe des Willens aber ist niemals ohne die Größe des Verstandes: Denn da allererst, wo die wahre Weisheit zu finden ist, können die Kräfte des Willens recht angewendet werden. Nun aber ist die Gottesfurcht eine solche Tugend, die den Verstand mit einem Erkenntnisse der edelsten Dinge, und den Willen mit einer Tugend ausrüstet, welche das allerschwerste auszuführen vermag. Sollte sie denn nicht die wahrhafte Hoheit und Größe eines Menschen ausmachen können?

Die Wissenschaft der Menschen bekümmert sich oft um ganz schlechte und nichtswürdige Dinge. Man bemühet sich ferner um ein historisches Erkenntniß von den Meynungen der Weisen und Thaten der Völker; und glaubet sehr groß am Verstande geworden zu seyn, wenn man sein Gedächtniß vor andern damit angefüllet hat. Allein was ist diese Gattung der Gelehrsamkeit anders, als ein todtes Verzeichniß von den Irrthümern und Thorheiten der Menschen? Solche Gelehrte wissen nach unendlichen Bemühungen zwar, was das menschliche Geschlecht zu allen Zeiten gethan und gedacht hat; nicht aber, was es hätte denken und thun sollen. Andre gehen in der Bemühung nach der Hoheit ihres Verstandes noch einen bessern Weg. Sie streben nemlich nach einem gründlichen Erkenntniße der Wahrheit. Sie untersuchen die Gründe aller Dinge, und erforschen die Ursachen alles dessen, was sie glauben und thun sollen. Allein was vor enge Schranken sind leider! ihrem Verstande darinnen gesetzt? Wie wenige Dinge können sie recht ergründen? Wie ungewiß bleibt ihre meiste Wissenschaft? Die Mishelligkeit ihrer Lehren giebt dieses genugsam zu verstehen: Und das sind allezeit die Gelehrtesten unter ihnen, die am besten ihre Unwissenheit erkennen gelernet.

Um wie viel höher schwinget sich also der Verstand eines

wahren Gottesfürchtigen; wenn er sich mit nichts so sehr, als mit dem Erkenntnisse der ewigen Gottheit beschäfftiget. Sobald ihn die einhellige Stimme aller Creaturen überführet hat, daß nothwendig ein Gott sey; so ergiebt er sich gänzlich der Betrachtung dieses allervollkommensten Wesens. Er verbessert dasjenige aus der Offenbarung, was er aus der Natur von den Eigenschaften und dem Willen Gottes nicht vollkommen hat begreifen können. Hier bewundert er Gottes Größe und Güte, seine Macht und Weisheit, seine Heiligkeit, Liebe und Gerechtigkeit. Er verehret seine väterliche Vorsehung: Er bewundert auch die Mittel, welche ihm vorgeschrieben worden, um ihn zu einer ewigen Glückseligkeit zu führen. Diese wichtige Dinge beschäfftigen den Verstand eines Gottfürchtigen. Dieses ist seine Weisheit, dadurch sein Gemüth einer wahrhaften Hoheit und Größe theilhaftig wird.

Was soll ich von der Größe des Willens sagen; oder von der Tugend eines Gottfürchtigen, dadurch er sich über die allerstärksten und mächtigsten Dinge zum Herrn macht? Die Großen und Hohen dieser Welt suchen ja auch wohl, sich andre Leute unterwürfig zu machen. Sie brauchen List und Macht, Gelindigkeit und Gewalt, Belohnungen und Strafen, Liebe und Furcht, um sich eine Hoheit zuwege zu bringen. Allein vergebens! Zwingen sie andre tyrannischer Weise ihnen zu gehorsamen: So fürchtet sich zwar alles vor ihnen; alles fällt vor ihnen nieder; alles bethet sie an: Aber sie müssen sich hinwiederum vor ihren eigenen Unterthanen fürchten. Sie sind in ihren eigenen Festungen nicht sicher. Sie trauen ihren eigenen Trabanten nicht, und können in wohlverwahrten Schlössern und verriegelten Zimmern nicht ruhig schlafen. Elende Hoheit der Tyrannen, welche sie zu Sclaven ihrer verächtlichsten Sclaven macht! Suchen sich andre durch Güte und Gelindigkeit über andre zu erheben: So müssen sie sich erstlich durch ein niederträchtiges Schmeicheln, durch Geschenke und Willfährigkeit denen unterwerfen, über welche sie sich doch erheben wollen. Was ist nun das vor

eine

eine eitle Größe, die sich selbst erniedrigen muß, um nur Unvorsichtigen durch den Schein der Hoheit ein nichtiges Blendwerk zu machen.

Weit grösser macht die Gottesfurcht den Willen eines Menschen durch die Tugend, wenn sie ihm das Vermögen giebt, seine Affecten zu dämpfen, und so gar den stärksten unter allen Feinden, ich meyne den Tod, zu besiegen. Beydes thut sie durch die kräftige Ueberzeugung ihres Verstandes, daß alles was in der Welt geschiehet, von dem allergütigsten und weisesten Schöpfer herrühre. Keine Wahrheit ist so vermögend das ungestüme Wesen der Begierden zu beruhigen, als eben diese. Wie kan bey demjenigen eine Leidenschaft stark werden, der allezeit als in den Liebesseilen Gottes wandelt? Die Liebe und Ehrerbiethung vor demselben dämpfet ja alle unordentliche Begierden, ehe sie noch zu Kräften kommen können. Und also wird weder Hochmuth noch Geldgeiz, weder Wollust noch Unempfindlichkeit in einem Herzen Wurzel fassen, wo einmal die Furcht des Höchsten beklieben ist. Bezwinget nun ein Gottesfürchtiger seine Affecten: So besieget er auch selbst den Tod. Dieses ist ein Feind, vor dessen Anblicke oft die grössesten Helden und mächtigsten Fürsten erschrocken sind; ein Feind, dessen blosses Andenken manchen eingebildeten Grossen seiner Schwachheit überführet hat. Ein Gottfürchtiger aber erwartet ihn täglich, ja stündlich mit aller Gelassenheit: Und wenn er sich einstellet, so empfängt er denselben mit einer ruhigen Großmuth. Er gehet den Kampf ein; und wenn man nun nicht anders denkt, als daß er bezwungen worden und untengelegen: So ziehet er, als ein triumphirender Sieger, in die Ehrenburg der seligen Ewigkeit ein.

Wollte Gott! daß ich nur itzo diese wahre Hoheit und Grösse eines Christen nicht an dem Exempel unsrer hochseligen Frau Doctor Reichelin zeigen dörfte! Oder da dieses ohne Zweifel zu ihrem Ruhme gereichet: Wollte Gott, daß ich es lieber bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode, zu thun Gelegenheit gehabt hätte! Wer bedauret nicht unter ihnen,

hochgeschätzte Anwesende, einen so frühzeitigen, einen so unverhofften, einen so schmerzlichen Hintritt unser Hochseligen? Wer ist wohl sonst mit den ansehnlichen Ludovicischen und Ittigischen Häusern so wenig verwandt, und bey fremden Trauerfällen so unempfindlich, der die Leiche eines Frauenzimmers ohne Wehmuth und Mitleiden ansehen könnte, welches so frühzeitig aus den Armen ihres Ehemannes gerissen worden. Nein, ich traue diese unmenschliche Härtigkeit keinem einzigen zu. Ich weis, daß alle Einwohner dieser Stadt, denen dieser unvermuthete Todesfall zu Ohren gekommen, Merkmaale einiger Betrübniß an sich haben blicken lassen. Was ist es denn Wunder, daß der höchstbekümmerte Herr Wittwer fast in Thränen zerfliesset? Was Wunder, daß die vornehmen Eltern ihre zärtlich geliebte Frau Tochter, das sämtliche hochbetrübte Geschwister und die übrigen Anverwandten diesen Riß in ihrer Familie bitterlich beweinen? Ferne sey es von uns, daß wir ihnen diese so gerechte, diese so billige Thränen verbiethen sollten. Nein, weinen sie nur, hochbetrübte Leidtragende! weinen sie nur: Denn sie haben Ursache genug dazu. Ihr Verlust ist groß; also ist er auch beklagens werth. Sie haben eine Ehegattin, eine Tochter, eine Schwester, eine Blutsfreundin verlohren; welche ihrer Tugenden halber wohl ein längeres Leben verdienet hätte. Doch nein, weinen sie nicht; denn die Hochselige hatte allbereit die wahrhafte Hoheit und Grösse einer Christin erlanget.

Viele Trauerredner sehen sich genöthiget ihre Todten um solcher Tugenden halber zu loben, von welchen sie nichts mehr mit Grunde der Wahrheit behaupten können, als daß sie dieselben hätten besitzen sollen. Und in solchen Gelegenheiten wird ihre ganze Beredsamkeit zu schanden. Sie mögen sagen was sie wollen: Ihre Zuhörer verhärten sich desto mehr, nichts von demjenigen zu glauben, was sie hören. So sehr schwer ist es, diejenigen nach dem Tode tugendhaft zu machen, die es in ihrem Leben nicht gewesen sind. Ich hingegen befinde mich itzo in so glücklichen Umständen, daß ich

nicht

nicht in den geringsten Verdacht eines Schmeichlers zu gerathen besorgen darf, wenn ich gleich sage: Daß unsre hochselige Frau Doctorin, ein Muster eines gottfürchtenden Frauenzimmers gewesen sey. Ich sehe es an ihren Augen, allerseits hochgeschätzte Anwesende, daß ihre Gedanken allhier meinen Worten zuvor kommen. Ist es nicht so? Sie erinnern sich insgesamt des stillen, sittsamen jungfräulichen Wandels, den unsre Hochselige von Jugend auf geführet. Ich darf sie also nicht allererst auf die verflossenen Zeiten zurück führen und sie von einer Sache überzeugen, davon sie ohne dem schon überzeuget sind. Nur mit euch will ich reden, ihr Splitterrichter, die ihr mit eurer boshaften Zunge alles beflecket: Mit euch, die ihr an dem unschuldigsten was zu lästern findet: Mit euch, denen die Tugend selbst nicht tugendhaft genug seyn würde; wenn sie sich in menschlicher Gestalt unter uns sehen ließe. Sagt mir, was habt ihr an unsrer vormaligen Jungfer Ludewigin vor Fehler gefunden? Ihr schweiget, und eure Gesichter erröthen vor Scham. Und seht, dieses euer Stillschweigen und diese eure Schamröthe ist der stärkeste Beweis ihrer wahren Gottesfurcht.

Es ist in der That nichts geringes, wenn ein junges Frauenzimmer mitten in denen Zeiten, da die Eitelkeit und Wollust alles überschwemmet, unbefleckt bleibet. Es ist was seltenes, wenn ein schwaches Werkzeug, und zwar in früher Jugend, ihre Seele zum Sitze der wahren Hoheit, ihr Herz zum Aufenthalte einer christlichen Größe macht. Und das geschah bey unsrer Hochseligen. Die vernünftige Auferziehung ihrer werthen Eltern hätte nirgends besser anschlagen können, als bey ihr. Sie erlangte die wahre Weisheit der Christen, das Erkenntniß Gottes in denen Jahren, welche insgemein den Lüsten der Welt aufgeopfert werden. Man sah sie daher in keiner Beschäfftigung eifriger, als in den Uebungen der Gottesfurcht. Und daraus entstund ihr kindlicher Gehorsam, ihre Sittsamkeit, ihre Demuth, ihre Häuslichkeit, ihre Sanftmuth und ihre Leutseligkeit gegen alle, die dieses angenehme Frauenzimmer zu kennen Gelegenheit hatten.

Ich

Ich kan mich hier auf keinen glaubwürdigern Zeugen berufen, als auf sie selbst, hochbetrübter Herr Wittwer. Ist es nicht so, daß ihnen die itzt erwähnten Tugenden unsrer selig erblaßeten Frau Doctorin die ersten Funken der Liebe ins Herz geworfen haben? Warum hatte ihnen unter so vielem Frauenzimmer, welches sie jemals gesehen und gekannt hatten, keines mehr gefallen, als eben die hochselige Frau Doctorin? Ach! ich weis es gewiß, ihr Herz ist mit mir eins: Woferne nur die gegenwärtige Traurigkeit sie nicht hindert, an die damalige vergnügteste Zeit ihres Lebens zu gedenken. Nicht nur die anmuthige Gestalt; sondern die vielen Schönheiten der Seelen leuchteten ihnen, als einem vernünftigen Freyer, insonderheit in die Augen; so daß sie sich nicht enthalten konnten, dieselbe zu lieben. Sie thaten dieses also: Sie suchten ihre Gegenliebe, und waren auch so glücklich, durch eine erwünschte Heyrath derselben theilhaftig zu werden.

Damals fand die Hochselige ganz neue Gelegenheiten, die Proben ihrer wahren Gottesfurcht abzulegen. Und wer ist so schwach im Nachsinnen, dem nicht die eheliche Liebe hier einfallen sollte; eine Tugend, die bey verehlichten ohne Zweifel für die grösseste zu halten ist. Wer würde uns aber dieselbe besser zu beschreiben wissen, als sie selber, hochbetrübter Herr Doctor? Sie wissens freylich am besten, wie liebreich sich ihre selige Ehegattin allezeit erwiesen. Sie wissens am besten, wie viele Zärtlichkeit sie die ganze Zeit ihres vergnügten, obwohl kurzen Ehestandes, von derselben genossen. Sie wissens auch am besten, wie beweglich sie noch in ihrem Letzten von ihrer Liebe gesprochen; als sie das einzige und erste Pfand derselben ihrer väterlichen Sorgfalt anbefohlen. Hier werde ich das Unvermögen meiner Zunge am allerdeutlichsten gewahr, und ich bescheide mich gern, daß meine unberedte Lippen von einem so brünstigen und herzrührenden Abschiede nichts zureichendes zu sagen wissen.

Ich denke noch mit wenigem an dasjenige Stück der wahren Größe, so unsre Hochselige im Absehen auf ihren Willen erwie-

erwiesen: Ich meyne die christliche Tugend oder Stärke ihrer Seele, womit sie zwar alle ihre Gemüthsbewegungen, insonderheit aber in ihrem Letzten so viele Schmerzen und Schwachheiten, ja endlich den Tod selbst überwunden hat. Wahrlich, ohne eine wahre Gottesfurcht wäre es wohl unmöglich, sich so wenig über die Wege Gottes zu beschweren, als die Hochselige gethan; und so zufrieden zu seyn, er möchte ihr zuschicken was er wollte. Hat man die Hochselige wohl ungeduldig gesehen, als sie auf ihrem Siechbette ihr Ende schon vor Augen sahe, von allen ihrigen Abschied nahm, und ihrem treuen Ehegatten im zwey und zwanzigsten Jahre denjenigen letzten Kuß geben sollte, den sie ihm gern erst nach einem achtzigjährigen Alter gegeben hätte? Hierinnen erweiß ja ihre christliche Seele eine wahrhaftige Hoheit und Grösse. Muste sie gleich alles, was ihr in der Welt lieb war, verlassen; so versicherte sie doch ihre Gottesfurcht, daß sie von Gott auch geliebet würde. Ich sage dieses nicht von mir selbst. Denn das eben war die eigene Antwort der Hochseligen, als man ihr durch allerhand Vorstellungen zu verstehen gab, wie gern man sie noch länger behalten wolle, und wie sehr sie von allen Ihrigen geliebet würde. Gott, war ihr Wort, hat mich auch lieb! Und so rückte sie endlich dem Tode unter die Augen. Hier hättet ihr eine Schule für euch finden können, die ihr sonst von der Größe eures Gemüthes so viel rühmens machet! Der Tod, der Tod, ist der gewaltigste unter allen Feinden! Wer ihm unerschrocken und nicht verwegen, gelassen aber nicht tollkühn entgegen gehet, der ist allererst vor einen wahrhaftig Großmüthigen zu halten. Sie erschrack vor demjenigen nicht, vor welchem doch alle Starken erbeben: Sie lieferte also ihre großmüthige Seele in die Hände dessen, der sie nunmehro zu einer gröſſern Hoheit erhaben hat, als jemand in dieser Welt erreichen kan.

O wenn sich nur der schmerzlich betrübte Herr Wittwer, die höchstbekümmerten Eltern und Geschwister, samt allen übrigen Leidtragenden eben diese christliche Größe des Gemüths zum Exempel dienen ließen, welche wir an der selig

ver-

verstorbenen bewundert haben! Nichts würde kräftiger seyn ihren Schmerz zu lindern, den sie allerseits empfinden; ja sie würden sonst keines andern Trostes mehr benöthiget seyn. Allein was wünsche ich ihnen dasjenige, was sie selber schon besitzen? Ich weis, ihre Gottesfurcht erhebet ihre Gemüther gleichfalls zu der wahren Hoheit der Christen. Das Erkenntniß Gottes, so sie besitzen, überzeuget sie von der Weisheit seiner Wege, und bezwinget zugleich alle Leidenschaften. Wie sollte sie denn diese Betrübniß so gar kleinmüthig machen?

Ist doch die Hochselige nicht ganz und gar gestorben! Hat sie doch einen Abriß, doch ich sage zu wenig, hat sie doch einen Theil von sich selbst hinterlassen, den der betrübte Herr Wittwer an statt seiner Ehelichsten; und die bekümmerten Großeltern an statt ihrer leiblichen Frau Tochter küssen können.

Wie alt und betagt ist ferner unsre Frau Doctorin nicht geworden, da sie diejenige Größe und Hoheit erlanget hat, welche von tausend Greisen nicht erlanget wird! Warum hätte sie Gott länger in der Welt lassen sollen; da sie keine weitere Stufe der Hoheit zu besteigen mehr übrig hatte? Und wie selig ist sie itzo; da sie diejenige Vollkommenheit bereits erlanget hat, nach welcher wir alle, und wer weis noch wie lange, werden ringen und kämpfen müssen!

Trauerrede,

Bey der Frau D. Ludewigin Hochedlen Leichbegängnisse gehalten 1731. den 14. Jun.

Magnifice Academiae Rector, &c. &c.

Mein erster Blick in dieses dunkle Trauergemach, mein erster Schritt in diese betrübte Versammlung erneuert in mir das schmerzhafte Andenken derjenigen Todtenbaare, wo ich vor wenigen Jahren die Ehre hatte, einer sehr bedaurenswürdigen Leiche die Trauerrede zu halten.

Ich

Ich darf es wohl nicht sagen, daß ich von einer weiland würdigen Tochter, dieses vornehmen Hauses, von der gar zu früh erblaßten Gattin, eines noch nicht völlich getrösteten Wittwers, mit einem Worte, von der hochseligen Reichelin rede. Sie, hoch und werthgeschätzte Anwesende, wissen solches mehr als zu wohl. Denn wo ich nicht irre, so sehe ich grossentheils eben die bestürzten Angesichter vor mir, so ich damals erblickete; und zwar mit eben dem traurigen Boye umgeben, der damals ihre Glieder verhüllete. Und eben dieser Anblick macht mich fast stutzig, da ich ihnen abermal ein betrübter Bothe werden, und die kaum verstopften Thränenquellen von neuem wieder eröffnen soll.

Gleichwohl sehe ich mich genöthiget solches zu thun, und meine Reue würde nunmehro viel zu spät kommen. Ich soll es ihnen, hochgeschätzte Anwesende, leider! abermal ankündigen, daß der Herr über Leben und Tod einen anderweitigen Riß in dieses vornehme Ludewigische Geschlecht gemacht hat. Damals bedaureten wir eine tugendhafte Tochter, eine liebreiche Ehegattin, und zärtliche Mutter, die ihren Eltern, ihrem Manne und ihrem kaumgebohrnen Kinde, in der besten Blüthe ihrer Tage war entrissen worden: Jetzo aber beklagen wir eine fürtreffliche Matrone, welche zwar die Zahl ihrer Monden viel höher gebracht, dennoch aber kein sonderliches Alter erlanget; sondern in dem schönsten Sommer ihrer Jahre hat verwelken müssen.

Dort fiel uns nebst einem gekränkten Wittwer, nur eine einzige zarte Pflanze ihres Ehegartens in die Augen, die selbst noch nicht wuste, was sie verlohren hatte. Hier aber erblicken wir nebst einem von Alter und Krankheit abgematteten und höchstbekümmerten Gatten, auch die nassen Wangen, dreyer völlig erwachsenen Wäysen: Die bey der vollkommenen Reife ihres Verstandes, nur gar zu deutlich einsehen, wie groß ihr Verlust sey; da sie eine so rechtschaffene und sorgfältige Mutter eingebüsset haben.

Doch

Doch was scheue ich mich länger den Namen unsrer Hochseligen auszusprechen, der ihnen allen, hochgeschätzte Anwesende, ohnedem schon bekannt ist. Wir beweinen itzo die Hochedle mit vieler Ehre und Tugend begabte Frau, Frau Christiana Sophia Ludewigin, gebohrne Ittigin, Erb-Lehn- und Gerichtsfrau auf Sietzsch, Gördenitz, groß und klein Kühna, die allezeit lieb und treugewesene Ehgattin des Magnifici, hochehrwürdigen und hochgelahrten Herrn Christian Ludewigs, der Heil. Schrift Doctoris des Org. Arist. P. P. O. des Talmuds und der orientalischen Sprachen P. P. Extraord. des Pauliner-Collegii treufleißigen Administratoris, des löblichen Collegii zu unserer lieben Frauen, itziger Zeit Præpositi, wie auch desselben und der löblichen Pohlnischen Nation allhier hochansehnlichen Seniors.

Dergestalt übertrifft nun der gegenwärtige Schmerz den vergangenen, wie sonst frische Wunden die Erinnerung der alten zu betäuben pflegen. Und was haben wirs also nöthig, in verflossenen Zeiten eine Ursache zum Klagen zu suchen, da der itzt vorhandene Trauerfall uns ein reiches Maaß von Thränen abzunöthigen vermögend ist. O daß wir nur den zeitigen Tod unsrer hochseligen Frau Doctorin nicht so bald erlebet hätten! O daß die hochbetrübte Familie nur mehr Zeit bekommen hätte, ihr altes Bekümmerniß zu vergessen; ehe sie durch einen neuen noch härtern Schlag getroffen worden! O daß wenigstens der hartgebeugte Herr Wittwer, sonderlich bey dero von so vielen Zufällen geschwächtem Alter, die treue Pflege und Wartung einer so liebreichen Gehülfin bis an sein spätes Ende hätte genieſſen mögen!

Doch es hat dem Himmel gefallen, die hochselige Frau Doctorin noch vor ihrem 49sten Jahre zu sich zu ruffen. Eine langwierige Krankheit hat derselben vorlängst die herannahende Stunde des Abschiedes angekündiget: Und noch ein härterer Angriff eines innerlichen Uebels hat in der abgewichenen Woche den letzten Glocken-

ckenschlag ihrer Lebensuhr beschleuniget. So ist sie denn durch kein plötzliches Ende übereilet worden. So hat sie der Höchste durch zeitige Vorbothen erinnert, sich zu einer seligen Abfahrt gefaßt zu machen. Und so ist auch endlich ihre sanfte Auflösung bey völliger Vernunft und unabläßiger Andacht, neulichen Sonntag frühe, seligst erfolget.

Ist es nicht so? Hoch und werthgeschätzte Anwesende, sie gerathen hiebey von ihnen selbst auf die erbauliche Betrachtung, daß es keine geringe Wohlthat Gottes sey, wenn man seinem Tode von ferne unter die Augen sehen kan; wenn man gleichsam alle Schritte zählen darf, womit er sich unserm Siechbette nähert; und also völlig Zeit hat, sich nach und nach von der Erde loszureissen, der Eitelkeit gute Nacht zu geben, und mit muthigem Geiste nach den ewigen Wohnungen des Friedens aufzubrechen.

In Wahrheit, das langsame Ende unsrer hochseligen Frau Doctorin, welches sie längst schon herannücken gesehen, giebt uns sattsame Gelegenheit dazu. Und was könnte wohl dieß vorhabende Leichbegängniß vor heilsamere Gedanken veranlassen, als solche, die uns in den Stand setzen können, auch unserm Tode dereinst unerschrocken entgegen zu sehen? Ist mirs erlaubt, so will ich mich mit wenigem bemühen, sie, hochgeschätzte Anwesende, bey so lehrreichen Betrachtungen einige Augenblicke zu unterhalten; alsdann aber auch die hochselige Frau Doctorin glücklich zu preisen: Als welche nach so vielen andern göttlichen Wohlthaten, so sie die Zeit ihres wohlgeführten Lebens über genossen, auch dieser letztern in ihrem Tode gewürdiget worden.

Zwar wenn man die Zärtlichkeit vieler Eitelgesinneten hierbey zu rathe ziehen sollte: So würden wir vielleicht keinen sonderlichen Beyfall erlangen. Es giebt Leute, die durch eine wollüstige Auferziehung so weichlich, und durch eine beqveme Lebensart so empfindlich geworden, daß ihnen der geringste Schmerz als eine Hölle vor-

kömmt; ja ein blosser Gedanke davon schon einen Schauer abjaget. Solche Zärtlinge nun, die sich auch in gesunden Tagen vor jeder rauhen Luft fürchten, erzittern vor nichts so heftig, als vor einem langwierigen Krankenbette. Ihre Einbildungskraft ist mit tausend fürchterlichen Bildern von dem kläglichen Zustande bettlägeriger Personen angefüllet: Und diese seßet alle ihre Schreckarven zusammen, um sich das Siechbette als eine Folterkammer des Todes vorzustellen, davon sie nicht die leidlichste Gattung der Schmerzen zu überstehen hoffet.

Der sonst so schreckliche Tod selbst, kömmt ihnen oft so entsetzlich nicht vor, als seine Vorbothen, die langwierigen Krankheiten. Sie sind irgend selbst einmal aus überflüßiger Zärtlichkeit in Ohnmacht gesunken, und glauben also in dieser sanften Einschläferung des Geistes, einen Vorschmak des Todes gekostet zu haben. Und dergleichen gelinde Todesart würden sie sich wünschen, wenn es die Vorsehung in ihren Dünkel gestellet hätte, sich ihrer Verzärtelung gemäß einen beqvemen Weg aus der Welt zu wählen. Allein durch allerhand anhaltende Zufälle täglich mehr entkräftet zu werden, alle seine Glieder schwinden, seine Gestalt verfallen, seine Schwachheit täglich zunehmen zu sehen, und bey dem allen noch mancherley Schmerzen zu empfinden; das, das dünket solchen verwöhnten Naturen eine Todesart zu seyn, um deren gnädige Abwendung man Gott eifrigst anzuflehen habe.

Doch was geht uns diese unartige Zärtlichkeit an, die nur auf ihre körperliche Empfindungen denket, aber das wahre Beste ihres unsterblichen Geistes nicht in Erwegung ziehet? Sie wissen es besser, hochgeschäßte Anwesende, daß ein plößliches Ende, so sanft es auch immer seyn mag, wenige Menschen in derjenigen Verfassung antrifft, darinn sie im Stande wären, von ihrem Wandel Rechenschaft zu geben. Wie ist es doch möglich, im Hause, auf den Gassen, im Felde, auf Reisen, bey Tische, auf dem Lager, mitten in seinen Geschäfften, mit-

ten

ten in den Eitelkeiten der Welt, unter tausend Sorgen der Nahrung, ja bey hundert weltlichen Angelegenheiten, so mehrentheils das ganze Herz in Unruhe setzen, wie ist es da möglich, frage ich, allezeit auf seiner Hut zustehen, und einer seligen Abfahrt in die Ewigkeit versichert zu seyn! Man muß es wahrlich in der Selbstliebe, und in den Schmeicheleyen von seiner eingebildeten Heiligkeit sehr weit gebracht haben, wenn man sich selbst mit so süssen Träumen betrügen kan.

Um wie viel zuträglicher ist es rechtschaffenen Christen, wenn ihnen die göttliche Langmuth einen Bothen nach dem andern schicket, der ihnen gleichsam zuruffet: Bestelle dein Haus! So schrecklich diese Stimme einem Menschen klinget, der die Welt für seinen Himmel hält: So heilsam sind ihm alsdann beschwerliche Zufälle und schmerzhafte Krankheiten. Diese versalzen ihm allmählich alle Süßigkeiten des Lebens. Er wird mit Gewalt aus unzähligen Beschäftigungen gerissen, die ihn sonst hinderten für das Wohl seiner Seelen zu sorgen. Er wird an das Bette geheftet, und bekömmt Muße genug seinen vorigen Wandel zu prüfen. Er verliert auch allmählich die Hoffnung zur Genesung, und fängt an mit Ernst an das ewige zu denken. So wird ihm oft eine monatliche Krankheit weit nützlicher zu dem einen Nothwendigen, als ihm vorhin zehn, oder zwanzig gesunde Jahre gewesen waren.

Eben diese Bewandniß hat es mit den Angehörigen solcher Sterbenden. Wie bestürzt würden dieselben nicht oftmals seyn, wenn ihnen ihre Bluts- und Gemüthsfreunde so unverhofft aus den Armen gerissen würden! Wie groß könnte nicht die Unordnung ihres Hauswesens, wie verwirrt die Wohlfahrt ganzer Geschlechter und Häuser dadurch werden; wenn die Häupter derselben gleichsam durch einen Blitz entgeistert würden? Die heftige Bestürzung könnte leicht alle Thränen der Hinterbliebenen hemmen, und das rechtschaffene Kind würde zuwei-

len kaum im Stande bleiben seinen theuresten Aeltern die letzten Pflichten der Ehrfurcht und Dankbarkeit zu leisten.

Aber wie tröstlich ist es hingegen, wenn ein sterbender Jacob sein Geschlecht vor seinem Ende noch seegnet, sein Begräbniß selbst anordnet, seinen letzten Willen deutlich erkläret, und also im Friede zu seinen Vätern gesammlet wird. Da rühmet sich! denn noch ein jeder der letzten Liebeszeichen des Erblaßten! Da erinnert sich ein jeder seiner letzten Worte! Da gründet sich die Hoffnung treuer Kinder mehr auf den Seegensspruch, als auf das Erbe seines Vaters! So herrschet denn endlich auch Ruhe und Einigkeit in den Häusern, die zwar durch einen Verlust gekränket; aber nicht durch einen unversehenen Donnerschlag zerschmettert worden.

Ferne sey es, daß ich noch weiter in die Geheimnisse der göttlichen Fürsehung zu dringen mich unterstehen sollte. Ich behaupte nur, daß ein langwieriges Ende eine Wohlthat Gottes sey; will aber deßwegen nicht bejahen, daß ein plötzlicher Tod allemal für ein Zorngerichte des Höchsten zu halten sey. Gott hat, wie allenthalben, also auch hier allezeit heilige Ursachen seines Verfahrens. Wer will mit seinem blöden Gesichtsstrale die dicken Nebel zertheilen, in welche er die Heimlichkeiten seiner Regierung verhüllet. Wir verehren seine Wege mit Ehrerbiethung; preisen ihn aber, daß er unsre hochselige Frau Doctorin unter andern Wohlthaten auch mit einem allmählich herannahenden Ende beseliget hat.

Ihre erste Ankunft und Geburt war schon ein Merkmaal göttlicher Liebe. Von rechtschaffenen Aeltern an die Welt gebohren zu seyn, ist in Wahrheit kein geringes Stücke der menschlichen Wohlfahrt, und hierinn hatte unsre Hochselige keinen schlechten Vorzug vor vielen tausenden. Ihr seliger Herr Vater ist gewesen der hochwürdige, hochedle, veste und hochgelahrte Herr, Herr Gottfried Nicolaus Ittig, der Weltweisheit und beyder Rechten Doctor, Codicis Prof. Publ. Ord. der löblichen

Ju-

Juristen Facultät Assessor, des kleinen Fürsten Collegii Collegiat, der hohen bischöflichen Stifftskirchen zu Merseburg Domherr, und der hiesigen hochlöblichen Academie Decemvir.

Ihre selige Frau Mutter aber war Frau Anna Gertraut, eine Tochter Herrn Anton Günther Böschs, auf Sietzsch, Gördenitz und Kühna, churfürstlicher sächsischer Rath, wie auch des Raths zu Leipzig ansehnlichen Syndici. Von so wackern Aeltern und Großältern war nun unsre hochselige Frau Doctorin entsprossen: Und es ist also schwer zu sagen, ob sie ihren nachfolgenden Tugendwandel mehr den herrlichen Exempeln, die ihr beständig vor Augen gewesen, oder der trefflichen Anleitung ihrer eigenen Aeltern, oder ihrem fast von Natur zum guten geneigten Gemüthe zuzuschreiben gehabt. So viel ist wahrscheinlich, daß alles dreyes etwas dazu beygetragen, und es also ihr in ihren anwachsenden Jahren an einer vollkommenen jungfräulichen Tugend nicht fehlen können.

Wenn es mir möglich wäre, hochgeschätzte Anwesende, ihnen dieselbe abzuschildern, wie sie nunmehro vor 31. Jahren, das ist etwa im 18ten ihres Alters, allen, die sie zu kennen die Ehre gehabt, ins Auge gefallen! Was würde ich ihnen nicht vor einen anmuthigen Entwurf vor die Augen stellen! Ich würde die Kunst verstehen müssen, eine blühende Jugend, voller Artigkeit und Schönheit, mit einem bescheidenen und schamhaften Antlitze zu verschwistern. Bald würde ich ihnen das gottesfürchtige Herz, bald die Erfahrenheit im Hauswesen, bald den Gehorsam gegen die wehrtesten Aeltern, bald die allerreineste jungfräuliche Zucht und Ehrbarkeit zu beschreiben suchen. Und dieses alles würde doch nur noch ein unvollkommener Abriß desjenigen seyn, was unser hochbekümmerter Herr Wittwer damals an seiner verlobten Ittigin umarmet hat.

Allein gesetzt, es wäre mir solches möglich, so würde es

doch itzo viel zu weitläuftig für mich fallen; und ich bemerke hier nur die andre Wohlthat des Höchsten gegen die Hochselige in einer glücklichen und gesegneten Ehe. Dreyßig volle Jahre hat dieselbe mit einem liebreichen und erwünschten Eheherrn in vergnügtem Wohlstande gelebet; und zehn Pfänder ihrer Liebe haben sie als deutliche Zeichen des göttlichen Segens aus ihrem Ehebette gehoben. Zwar hat der Höchste den gröstten Theil dieser Geschenke beyzeiten wieder zu sich genommen. Von fünf Söhnen sind nur zweene, und von eben so viel Töchtern ist nur eine einzige noch am Leben, welche allerseits ihrer hochseligen Frau Mutter mit wehmüthigen Thränen das Geleite geben. Doch hat es auch bey so wenigen Ueberbleibseln ihres Ehesegens nicht an vielfältiger Freude gefehlet. Denn die Hochselige hat nicht nur ihre beyde Herrn Söhne in den höchsten academischen Würden, theils in der Rechtsgelahrtheit, theils in der Weltweisheit, durch vielfältige Proben ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleisses täglich berühmter werden gesehen; sondern auch das Vergnügen gehabt, zween wohlgerathenen Töchtern bey standesmäßigen Vermählungen mit eigener Hand den Brautschmuck aufzusetzen. Und da die ältere derselben in ihrem ersten Kindbette ihr zur Ewigkeit vorangegangen: So ist auch dieses keine geringe Freude für die Hochselige gewesen, daß sie eine kleine Enkelin, als ein wahres Ebenbild derselben, mit großmütterlichen Lippen die Zeit her hat küssen können.

Was könnte ich hier nicht vor ein weitläuftiges Lob, von den vielfältigen Tugendproben beyfügen, hochgeschätzte Anwesende, welche die Hochselige die ganze Zeit ihres Lebens über abgeleget. Ich würde rühmen müssen, wie liebreich gegen ihren Eheherrn, wie zärtlich gegen ihre Kinder, wie sorgfältig in ihrem Hauswesen, wie gerecht und gefällig gegen jedermann sie allezeit gewesen sey. Ich würde ihre Bescheidenheit im Glücke, ihre Gelassenheit im Unglücke, ihre Frömmigkeit gegen Gott, ihre Liebe

gegen

gegen den Nächsten, ihren Glauben, ihre Andacht, ihre Mäßigkeit, ihre Geduld, und ihre unermüdete Arbeitsamkeit zum Besten ihres ganzen Hauses hinzusetzen müssen. Allein die Zeit verbiethet mir so weitläuftig zu seyn, und bloß das letztere dienet zu meiner Absicht, da ich von ihrem langsam herannahenden Ende geredet habe.

Der grosse Eifer unsrer Hochseligen in Verwaltung ihrer Hausgeschäffte, hatte es nehmlich zum Theil verursachet, daß ihre Leibeskräfte, die ohnedem die stärkesten nicht seyn mochten, sich allmählich vermindert hatten. Eine leuchtende Fackel verzehret sich in dem Dienste der Menschen, und verlischt endlich gar, wenn ihre Nahrung keinen Zufluß mehr hat. So war es mit der hochseligen Frau Doctorin beschaffen: Eine langwierige Krankheit drohete den werthen Angehörigen schon seit etlichen Monaten den Trauerfall, den sie vorizo beweinen müssen. Alle Arzneyen konnten die zusehens abnehmenden Kräfte der Natur nicht ersetzen; oder das Ziel ihres wohlgeführten Lebens weiter hinausstecken. Dieses alles aber machte sich unsre Hochselige so zu Nutze, daß sie desto fleißiger an ihr Ende dachte, und sich zu einem seligen Abschiede nach der Ewigkeit bereit machte.

Kommt her, und lernet hier die letzten Stunden eures Laufes wohl anwenden, die ihr euer Leben so zubringet, als ob ihr niemals sterben müßtet! War gleich der ganze Wandel unsrer Hochseligen eine beständige Vorbereitung zum Tode gewesen: So hielte sie es deßwegen nicht für überflüßig, auch die letzten Augenblicke noch wohl anzuwenden. Sie empfieng noch den Tag vor ihrem Ende die letzte Stärkung ihrer Seelen von der Hand ihres Beichtvaters, als der Leib keine mehr von den Händen der Aerzte anzunehmen fähig war. Der Blutauswurf hörete zwar auf, da die Quelle desselben zu versiegen begunte: Aber ihr andächtiger Geist tröstete sich mit dem Blute des Lammes, vor dessen Stuhle sie bald zu erscheinen verhoffete.

Dieses erfolgte den folgenden Morgen um diejenige Frühstunde, an der ihr Erlöser vormals die Pforten des Todes überwältiget hatte. Sie entschlief unter Singen und Bethen, und bey völligem Gebrauche ihrer Vernunft; und scheuete den Tod nicht, zu welchem sie sich so wohl vorbereitet hatte. Und die Hoffnung der herrlichen Auferstehung, so ihr auferstandener Heiland ihr erworben, machte sie muthig, auch die dunkeln Schatten der sonst so fürchterlichen Grabesnacht nicht zu scheuen.

Sagen sie nunmehro selbst, hochbetrübte Leidtragende, sind dieses alles nicht Umstände, die ihnen allerseits zu kräftiger Aufrichtung dienen können? Ist gleich der Tod der hochseligen Frau Doctorin etwas frühzeitig gekommen: So ist er doch nicht plötzlich, so ist er doch vernünftig, so ist er doch christlich, so ist er doch selig gewesen! Noch mehr! Kein unerzogener Weyse bethränet ihren Sarg. Alle ihre werthe Kinder sind in solchen Jahren, da sie der mütterlichen Sorgfalt so nöthig nicht mehr haben. Der hochbekümmerte Herr Wittwer selbst hat 31. Jahre einer vergnügten Ehe mit ihr genossen. Fürwahr, eine Zeit, die tausend und tausend Ehleute nicht beysammen erleben, wenn ihnen gleich die Jahre als einzelne Tage zu verfliessen scheinen.

Ich unterfange mich also nicht, ihnen einen Trost einzusprechen, den dero eigene Gottesfurcht und Standhaftigkeit ihnen am besten geben kan. Sie erkennen hier, wie sonst überall, die Spuren der göttlichen Versehung. Diese macht alles untadelich; und so wird ja dieser Todesfall das erste nicht seyn, darinnen sie etwas versehen hätte.

Sie, hoch und werthgeschätzte Leichenbegleiter, verlangen vermuthlich die Danksagung nicht einmal, so ich ihnen nach Gewohnheit abstatten soll. Ich weis, dero Freundschaft und Gewogenheit gegen das betrübte Trauerhaus ist so groß, daß sie noch weit ein mehreres zu thun bereit wären, um selbiges dadurch einigermaassen aufzurichten: Und die Verdienste unsrer hochseligen Frau Doctorin

ctorin sind ihnen allerseits so werth gewesen, daß sie es für ihre Pflicht gehalten, ihrem entseelten Körper das letzte Geleite zu geben.

Gott gebe, daß ihnen allen dergleichen Ehre, zwar später, als unsrer Hochseligen, doch eben so willig und rühmlich als derselben, wiederfahren möge!

Lob und Trauerrede, Auf Sr. Magnificenz den seligen Herrn Doctor Ludewig.

So muß ich denn abermal auf dieser Stelle einen Trauerredner abgeben, Magnifice Academiae Rector, wie auch, allerseits nach Standes Gebühr hoch und werthgeschätzte Leichenbegleiter! So muß ich denn zum drittenmale ein Schmerzensbothe dieses hochbetrübten Hauses werden: Eines Hauses, welches immer aus einer Trauer in die andre gesetzet wird, und die empfindlichsten Todesfälle, die man erfahren kan, kurz hintereinander empfunden hat. Ja ja, die schwere Hand des Höchsten ist ihrer strengen Züchtigungen noch nicht müde geworden. Sie ist die Zeit her immer stuffenweise gegangen. Sie hat sich nach und nach allezeit ein wichtigeres Opfer aus dem Geschlechte der schmerzlich betrübten Leidtragenden erwählet. Auf eine tugendhafte Tochter und Schwester desselben, folgte eine preiswürdige Mutter und Ehegattin: Und kaum hat man den Flor über ihren frühzeitigen Hintritt etwas aus den Augen geschlagen: So erfolget noch ein härterer Fall! Das Haupt der ganzen Ludewigischen Familie neiget sich; der Stamm so vieler gesegneten Zweige sinket dahin; die fruchtbare Quelle so vieles Guten versieget; kurz ein gütiger Vater und zärtlicher Großvater erblasset! Ich sage noch zu wenig; eine Stütze unsrer hohen Schule; eine Zierde ihrer Lehrer; das Haupt des philosophischen Ordens; ein ansehnliches Glied

der heutigen gelehrten Welt, hat der Natur endlich auch folgen, und den Weg aller Sterblichen betreten müssen.

Sie wissen es, hochgeschätzte Anwesende, von wem ich rede. Wir bedauren den Magnificum, hochwürdigen, hochachtbaren und hochgelahrten Herrn, Herrn Christian Ludewig, Erb-Lehn- und Gerichts-Herrn auf Sietzsch, Gördenitz, groß und klein Kühna, der heil. Schrift hochberühmten Doctorem, des Organi Aristotelici Prof. Ordinarium, wie auch des Thalmuds und der Orientalischen Sprachen Extraordinarium, einer löblichen Universität Decemvirum und Sub-Seniorem, des Collegii U. L. Frauen der Zeit Präpositum, desselben und der Pohlnischen Nation, wie auch der löblichen philosophischen Facultät Seniorem und itziger Zeit selbiger Facultät hochansehnlichen Decanum.

O daß doch mit diesen anwachsenden Trauerfällen auch mein Vermögen steigen möchte, dieselben würdig zu bedauren, oder da ich dieses nicht hoffen kan; wann man doch diese schwere Pflicht einem geschicktern Redner aufgetragen hätte, als mir, der ich weder Gelehrsamkeit noch Gaben genug besitze, ein so wichtiges Lob gebührend zu erzählen. Ueber dieses besitze ich selbst kaum die Standhaftigkeit mich über diesen Todesfall aufzurichten: Weit gefehlt, daß ich andre zu trösten fähig seyn sollte! Denn ich selbst, hochgeschätzte Leichenbegleiter, verliere an dem Hochseligen einen Mann, den ich als einen Vater geehret, als einen Gönner hochgeschätzet, als einen Freund geliebet, als einen Gelehrten aber mir zum Muster vorgesetzet habe. Vergeben sie also, wenn meine Rede bald meine Ungeschicklichkeit, bald meine Verwirrnng verrathen wird. Wegen des erstern mögen mich diejenigen entschuldigen, deren Verlangen ich hiermit Folge leiste: Wegen des letztern aber wird mich verhoffentlich dero eigene Billigkeit vertreten; die es mir nicht verargen kan, wenn man die Särger so hochverdienter Männer mit menschlicher Empfindung ansiehet.

Ich will mich indessen nicht anheischig machen, eine aus-

ausführliche Lobrede auf den Hochseligen zu halten. Dieser Last mögen sich stärckere Schultern unterziehen. Ich überlasse es denen, die es Amts halber thun, auch mehr Zeit und Vermögen dazu haben werden. Ich will nur einen Schattenriß zu dem Gemälde unsers theuren Ludewigs geben; und werde zufrieden seyn, wenn man daraus seine vielfältige Verdienste, so wohl gegen das gemeine Wesen, als gegen sein Hauswesen und gegen die Seinigen wird erkennen können. Wird man dieselbigen daraus mehr errathen müssen, als deutlich wahrnehmen können; so werde ich doch nicht der einzige seyn, dessen Zunge zu unvermögend gewesen, wenn sie von erheblichen Dingen zu sprechen genöthiget worden.

Wundern sie sich aber nicht, hochgeschätzte Anwesende, wenn der erste und wichtigste Theil meiner Rede von lauter Fleiß und Arbeit, von Sprachen, von Wissenschaften, von gelehrten Schriften, von Schulämtern, von academischen Würden und Ehrenstellen handeln wird. Ich habe einen Gelehrten zu loben, dessen ganzer Lebenslauf eine Kette von lauter solchen Gliedern gewesen. Und was könnte ich rühmlichers von demjenigen sagen, der durch eine treue Erfüllung seiner Pflichten dem himmlischen Beruffe der ewigen Vorsehung ein Gnügen gethan hat, die einem jeden seinen Stand anweiset; unserm Hochseligen aber die Gelehrsamkeit zu erweitern und fortzupflanzen anbefohlen hatte.

Kaum hatte der Hochselige in Landeshut, einer nahmhaften Stadt des glückseligen Schlesiens, das Licht der Welt erblicket und die erste Kindheit zurücke geleget, als die ersten Keimen schon zeigeten, was vor ein herrliches Wachsthum sich die gelehrte Welt von einer so zarten Pflanze zu versprechen hätte. Zwar der Stamm seines Hauses war nicht das herrlichste, welches zu dieser Hoffnung Anlaß geben, oder zu ihrer Erfüllung vielen Vorschub thun konnte. Eine ehrliche Geburt aus einem mittleren Bürgerstande, und eine mäßige Erziehung bis in

sein

sein 16tes Jahr, das war es fast alles, dessen sich der Hochselige von seinen Aeltern zu rühmen gehabt. Allein es ist bekannt, daß das Geblüte in die Gelehrsamkeit keinen Einfluß hat. Der Adel der Geschlechter pflegt die Wissenschaften leichter zu hindern, als zu befördern. Die Gelehrten müssen sich durch eigene Kräfte, nicht aber durch die Hülfe ihrer Vorfahren empor schwingen: Und es ist ihnen längst was eigenes gewesen, daß sie selbst ganze Geschlechter geadelt, und den unbekanntesten Häusern Licht und Glanz zuwege gebracht haben.

So schön ist es unserm Hochseligen gelungen; an dessen Aeltern vielleicht itzo nicht mehr gedacht werden würde, wenn sie nicht einen Sohn gezeuget hätten, der durch den Adel seines Geistes sie selbst vor der Vergessenheit hätte beschützen können. Stellen sie sich denselben, hochgeschätzte Anwesende, auf allen Stuffen seiner Ehrenbahn, und in allen Uebungen seines vortrefflichen Fleisses vor Augen. Sehen sie zurücke in seine erste Jahre, wie er in Landeshut die ersten Gründe in Sprachen und freyen Künsten leget; wie er in dem Breßlauischen Elisabethano unter Thomä, Gebhards und Hankens Anführung sich zur Academie geschickt macht; wie er endlich in Leipzig selbst anlanget, um das angefangene Gebäude seiner Gelehrsamkeit vollends hinaus zu führen. Betrachten sie ferner, wie er hier in Orientalischen Sprachen August Pfeifern, in der Weltweisheit Valentin Alberti und Johann Schmidten, in der Wissenschaft der Natur und der Gestirne Prof. Hardten, in den Geschichten D. Frankensteinen und in der Weltbeschreibung D. Günthern, zu seinen Lehrmeistern erwählet. Erwegen sie endlich, wie er sich mit öffentlichen Proben seiner Gelehrsamkeit hervor thut, und darauf die erste und andre philosophische Würde zur Aufmunterung seines rühmlichen Fleisses davon trägt.

Dieses, hochgeschätzte Anwesende, waren die Jahre, in welchen der Hochselige den dauerhaften Grund zu seinem

ganzen

ganzen künftigen Glücke geleget hat. Ich weis es nicht, ob selbiger schon damals den Entschluß gefasset, sein Vaterland zu verlassen, und seinen beständigen Aufenthalt hier in Leipzig zu suchen. So viel ist gewiß, daß die weisen Grundgesetze der hiesigen hohen Schule, ihm so wohl als allen übrigen Fremden Hoffnung machen konnten, seine völlige Versorgung mit der Zeit zu erhalten. Allein wie groß sind nicht bey dem allen die Schwierigkeiten, so sich solchen Absichten zu wiedersetzen pflegen! Und wie viele werden nicht dadurch kleinmüthig gemacht, daß sie vor der Zeit an ihrem Glücke verzagen und den Rückweg in ihr Vaterland beschleunigen! Unser Hochseliger erfuhr es zwar, daß es nicht leichtes sey, an einem fremden Orte empor zu kommen: Aber er war standhaft genug, die rechte Stunde zuerwarten. Es gehörten viel unleugbare Verdienste dazu, sich aus dem grossen Haufen hervor zu heben: Aber er hatte Verstand und Fleiß genug, sich dieselben zu erwerben. Es gehörten mächtige Gönner und Freunde dazu, die unpartheyisch genug wären, die Gelehrsamkeit und Tugend an einem Fremden zu erkennen, und des Lohnes würdig zu achten: Aber er wuste sich dieselben durch die herrlichsten Eigenschaften selbst zuwege zu bringen.

Es erfolgte nach und nach der gerechte Lohn so vieles Wohlverhaltens. Denn nachdem er sich mit Disputiren und Lesen die Stelle eines Assessors in der Philosophischen Facultät erwarben; und sich zehn Jahre lang als ein fleißiger Lehrer der studirenden Jugend gewiesen hatte, fieng auch das Glück an ihn zu suchen. Es ward ihm anfänglich ein ansehnliches Schulamt allhier, es ward ihm fast drey 3. Jahre darauf die Profeßion der orientalischen Sprachen und ein Jahr hernach auch die philosophische Profeßion, anvertrauet und aufgetragen. Also war es denn mit seiner Wohlfahrt unserm Hochseligen nach Wunsche gelungen: Und es wird vermuthlich niemanden wunder nehmen, wenn er itzo hören wird, daß ihm

auch

auch die theologische Licentiaten-Würde kurz darauf verliehen, und nachdem er mit der Zeit sein beschwerliches Schulamt niedergeleget, auch der Doctorhut aufgesetzet worden; ja daß ihm endlich das Amt eines Decani der philosophischen Facultät sechsmal, die Würde eines Procancellarii dreymal, das Amt eines Rectoris Magnifici aber zweymal anvertrauet worden.

Sie sehen es wohl, hochgeschätzte Anwesende, wie kurz ich hier alles zusammen fassen muß, um mir nicht die Zeit zu dem übrigen zu rauben, davon ich noch zu reden habe. Ich weis wohl, daß ich unter die Belohnungen der Wissenschaften und Tugenden unsers Hochseligen auch solche Aemter gerechnet, die zwar viel Ehre, aber auch desto mehr Lasten bey sich führen. Allein unserm Hochseligen war alle Arbeit zu einer Lust; ja so zu reden, zu einer andern Natur geworden. Wie viel Stunden, ja wie viel Tage würde ich nicht nöthig haben, wenn ich alle seine in der Historie, Gottesgelahrtheit und der orientalischen Litteratur ans Licht gestellte Schriften, Dissertationen, und Programmata erzählen, alle seine academische Lectionen nennen; alle Verwaltungen, so ihm im Namen der Universität aufgetragen worden, und ihre sorgfältige Beobachtung, anführen und rühmen wollte. Wahrhaftig, auch die Feinde unsers Hochseligen; wo anders ein so friedliebendes, sanftmüthiges und verträgliches Herz dergleichen haben kan; auch diese, sage ich, werdens gestehen müssen, daß niemals eine Woche, ein Tag, eine Stunde vergangen, darinn nicht unser Hochseliger seine Arbeitsamkeit zum gemeinen Besten ganz unermüdet hätte spüren lassen.

Der Tod selbst hat ihn so zu reden nicht müßig angetroffen. Mitten in den Beschäfftigungen eines beschwerlichen Amtes ist der hochselige Herr Doctor uns entrissen worden. Er war seit zwey Jahren mit einer entkräftenden Krankheit behaftet: Gleichwohl hat er in währender Zeit weder das Rectorat, noch das Decanat ausgeschla-

geschlagen. Aber welche Pflichten hat er dabey versäumet? Welchen Theil seiner Schuldigkeit hat er nicht beobachtet? Wer hat über die Verzögerung seiner Geschäffte zu klagen gehabt? Und wer kan wohl sagen, daß er jemals das gemeine Beste seiner eigenen Bequemlichkeit nachgesetzet habe? Nein, Schwachheit, Alter, Hausgeschäfte, Familien-Sorgen, Trauerfälle, ihr gewöhnlichen und scheinbaren Ausflüchte der Saumseligen; ihr alle habt unsern Hochseligen von Erfüllung seiner Pflichten niemals abhalten können.

Vielleicht beseufzen sie, hochbetrübte Leidtragende, dasjenige Lob, welches man dem Hochseligen in diesem Stücke schuldig ist. Vielleicht bedauren sie die gar zu grosse Arbeitsamkeit des Erblichenen, welche seine Kräfte so geschwächet, daß er ihnen um etliche Jahre früher entgangen, als wohl bey einer gemächlichern Lebensart geschehen seyn würde. Es ist nicht allerdings zu misbilligen, was sie hiermit wünschen. Wer behält die Seinigen nicht gern so lange am Leben, als es möglich ist! Wer sieht diejenigen gern zeitig erblassen, von denen alle seine Wohlfahrt herrührt, und mit deren Jahren dieselbe noch täglich anwachsen kan! Allein es ist gleichwohl nicht billig, daß man um seiner Bequemlichkeit halber seine Pflichten versäumet; und dem gemeinen Wesen zu dienen unterläßt, weil man seine Kräfte dadurch zu schwächen fürchtet. Es giebt ohnedem der nachläßigen Hände nur gar zu viel, die alles gethan zu haben glauben, wenn sie sich selbst wohl gepfleget haben: Gerade als ob der Mensch nur darum in der Welt wäre, daß er leben, nicht aber auch andern nützlich seyn sollte. Wohl ihnen, hochgeschätzte Leidtragende, daß man ihrem hochseligen Herrn Vater und Schwiegervater dergleichen Vorwurf nicht machen kan! Wohl ihnen, daß sie ein solches Muster zur Nachfolge an ihm gehabt, welches desto kräftiger bey ihnen seyn wird, je näher sie es allezeit vor Augen gehabt haben.

Wie aber? Haben sich denn die grossen Verdienste unsres Hochseligen nur um Absehen auf das gemeine Wesen gewiesen? Hat er einzig und allein in öffentlichen Geschäfften seine Kräfte verzehret? Hat er etwa die Seinigen, sein eigenes Haus, seine Bluts und Gemüthsfreunde darüber versäumet? Nein, hochgeschätzte Anwesende. Der Hochselige hat alles das erfüllet, was man von einem Ehgatten, von einem Vater, von einem rechtschaffenen Freunde jemals fordern kan. O könnte ich doch hier von dem liebreichen Ehestande ein lebhaftes Bild entwerfen, den selbiger mit seiner geliebten Ittigin 30. Jahre lang geführet! Wie auf den höchsten Bergspitzen die Luft allezeit klar und heiter ist, daß weder Sturm noch Ungewitter sich daselbst spüren läßt, ob es gleich in den umliegenden Thälern hagelt, donnert und blitzet: So soll von rechtswegen ein vollkommener Ehstand beschaffen seyn. Und so angenehm und friedlich war auch der Himmel der Ludewigischen Ehe allezeit gewesen, bis vor einem halben Jahre diese lange Stille durch den frühzeitigen Tod des einen Theiles gestöret wurde; da denn nothwendig ein Thränenregen auf den andern erfolgen muste. Und wenn es in menschlichem Vermögen stünde, zu sterben, wenn man selber will: So könnte man, nach der zärtlichen Liebe dieser vollkommenen Ehegatten, sehr wahrscheinlich sagen, die hochselige Frau Doctorin, die mit ihrem Eheherrn fast zugleich erkranket, hätte mit Fleiß, eher als derselbe die Welt verlassen wollen, damit sie nur seinen schmerzlichen Verlust nicht hätte erleben dörfen.

Und was soll ich von der väterlichen Sorgfalt unsers Hochseligen, gegen seine sämmtliche Herrn Söhne und Frauen Töchter, sagen? Wenn hat er es ihnen in der zarten Kindheit und Jugend an väterlicher Zucht, wenn hat er es ihnen an herrlichen Regeln und Ermahnungen, wenn hat er es ihnen endlich auch an guten Exempeln fehlen lassen? In Wahrheit der glückliche Erfolg ihrer allerseitigen Auferziehung hat zur Gnüge erwiesen, daß

solches niemals geschehen sey. Hat nicht der Hochselige die Freude gehabt, den ältern seiner Herrn Söhne als einen würdigen Doctor der Weltweisheit und beyder Rechte, Consulenten und Jurispracticum zu sehen, und sich bey seiner letzten Schwachheit dessen, als eines treuen Gehülfen zu bedienen? Hat er nicht seinen jüngern Herrn Sohn, als Assessorn der löblichen Philosophischen Facultät, auf seinen eigenen vormaligen Fußtapfen einhergehen gesehen? Hat er nicht seine ältere, nunmehro selige Frau Tochter, an einen wackern Rechtsgelehrten vermählet und eine wohlgeartete Enkelin aus dieser Ehe erzeuget gesehen? Und da selbige durch einen zeitigen Tod der Welt entrissen worden; hat er nicht auch seine jüngere Frau Tochter in einem glücklichen Ehestande gesehen: Nachdem er selbige an einen hocherfahrnen Arzneyverständigen vermählet hatte, der ihm durch das gemeinschaftliche Vaterland so wohl, als durch eine collegialische Freundschaft längst verbunden war.

Auch in seinem Letzten hat diese Sorgfalt vor das Glücke der Seinigen noch nicht ermüden können. Die eheliche Zuneigung so der Hochselige bey seinem ältern Herrn Sohne, zu seines erstern Herrn Schwiegersohnes tugendhaften Jungfer Schwester, wahrgenommen; war demselben so angenehm, daß er auch sterbend seinen väterlichen Beyfall und Segen dazu hat geben wollen. Die Einigkeit und Vertraulichkeit der Geschlechter bringt gemeiniglich ihren Flor; ihre Trennung hergegen ihren Fall und Untergang zuwege, und diese wiederholte Verknüpfung zweyer ohnedem verschwägerten Häuser, bedünkte demselben desto erwünschter zu seyn; je weniger er jemals das erste Bündniß zu bereuen Ursache gefunden hatte.

Soll ich noch auf diejenigen Verdienste unsers Hochseligen kommen, die seine Blutsfreunde und Verwandten von ihm zu rühmen wissen: So muß ich besorgen, daß ich hier eher zu wenig, als zu viel sagen könnte. Sie mögen selber auftreten und den Beystand unsers Hochse-

ligen rühmen, den er ihnen allezeit mit Rath und That geleistet hat. Nur eines muß ich hier nicht vergessen. Die Schriften der Gelehrten sind ihnen so lieb, als andern Leuten ihre Kinder. Und in der That bilden sie die Gemüthskräfte ihrer Urheber so deutlich ab, als sonst die Gesichtszüge der Kinder das Antlitz ihrer Aeltern zu zeigen pflegen. Wer sich also der Schriften verstorbener Gelehrten annimmt, der thut nicht allein der gelehrten Welt; sondern auch ihren Verfassern insonderheit, einen wichtigen Liebesdienst. Wer es nun weis, daß unser Hochseliger des berühmten Superintendenten Ittigs, dem er mit naher Schwägerschaft anverwandt war, hinterlassene vielfältige Schriften ans Licht gestellet; der wird weiter nichts nöthig haben, auch in diesem Stücke die Verdienste desselben zu bewundern.

Was ist nicht noch übrig, hochgeschätzte Anwesende, so ich zum Lobe unsers Hochseligen von seinen persönlichen Verdiensten anführen müßte, wenn ich der Pflicht eines rechtschaffenen Lobredners nachkommen wollte? Soll ich ihnen noch von der Gottesfurcht desselben, von seiner Großmuth im Unglücke, von seiner Bescheidenheit im Glücke, von seiner Sparsamkeit und Wohlthätigkeit, von seiner Leutseligkeit und Dienstfertigkeit einen Abriß machen. Soll ich ihnen zeigen, wie derselbe von den Fehlern unzähliger Gelehrten befreyet gewesen, die entweder einen pedantischen Stolz, oder eine praleriſche Verachtung andrer, entweder das Vorurtheil des Ansehens, oder des Alterthums bey sich spüren lassen? Soll ich endlich zeigen, wie er im Lehren deutlich und ordentlich, im Schreiben gründlich, im Disputiren gelassen; überall aber ein Liebhaber der Wahrheit gewesen? Denn ohne Zweifel wird dero Scharfsinnigkeit diese und noch andre Mängel in meiner Rede angemerket haben. Ich sehe sie itzo selber ein, da mir die Kürze der Zeit den Schluß zu machen befiehlet; entschuldige mich aber damit: Daß ich mich nicht anheischig gemacht habe,

habe, eine ausführliche Lobrede auf den Hochseligen zu halten.

Sie, hochgeschätzte Leidtragende, könnten noch einen Trost von mir fordern; wenn ich ihnen denselben zu geben geschickt wäre. Allein, gesetzt ich wäre es, so würde doch dero christliche Großmuth, und dero Zufriedenheit mit den weisen Wegen Gottes, dessen nicht nöthig haben. Sollten sie aber dennoch einer Erinnerung derjenigen Wahrheiten bedörfen, die ein schmerzlich bekümmertes Herz in solchen Trauerfällen beruhigen können: So können sie dieselben von den beredten Lippen eines geistlichen Kirchenlehrers weit besser als von mir erwarten. Dahin verweise ich dero Thränen mit dem herzlichen Wunsche, daß der Geist der Freuden, den Gott nur seinen Freunden gönnet, dieselben bald von dero Wangen abtrocknen möge.

Ihnen aber, *Magnifice Academiae Rector*, wie auch allerseits hoch und werthgeschätzte Leichenbegleiter, soll ich hiermit unterthänigen und verbundensten Dank abstatten, daß dieselben dem hochseligen Herrn Doctor das letzte Geleite zu seiner Ruhekammer haben geben wollen. Dero so zahlreiche Gegenwart giebt einen neuen Beweis von den Verdiensten des Hochseligen ab; und gereicht denen sämtlichen hochbetrübten Leidtragenden zu besonderm Vergnügen. Sie wünschen dahero nichts mehr, als daß sie bey angenehmern Fällen, Gelegenheit finden mögen, solches zu verschulden: Um dadurch zu bezeigen, daß sie dero allerseitige Verdienste lieber lebendig verehren, als dermaleins abgestorben bedauren wollen.

Trauerrede,
Auf den seligen Herrn M. Uhsen.

Allerseits hoch und werthgeschätzte Anwesende.

Was die Gewohnheit wohlgesitteter Völker vorlängst eingeführet hat, was die Vernunft selbst billiget, und wackern Männern als eine Frucht ihrer Verdienste

zuerkennet; was sich ein jedes rechtschaffenes Gemüthe nach seinem Tode selbst wünschet, und was endlich unsre Pflicht uns gegen die Mitglieder unsrer vertrauten Rednergesellschaft auferleget; dasjenige sind wir itzo willens gegen den weiland hochwohledlen, hochwohlgelahrten Herrn, Herrn M. Erdmann Uhsen, des hochfürstlichen Merseburgischen Gymnasii viele Jahre her treuen und hochverdienten Rectorn aus Schuldigkeit und eigener Neigung zu beobachten.

Sie verstehen es zweifelsfrey alle, hochzuehrende Herrn, daß ich von einem ehrenvollen Andenken rede, welches man seinen Verstorbenen zu widmen pflegt. Dieses ist nach dem Beyspiele vieler Völker auch bey uns im Schwange; dieses heisset die strengeste Billigkeit bey dem Grabe der Tugendhaften gut; dieses wünschen wir alle dermaleins zu erlangen, und dieses verordnen endlich auch unsre weisesten Gesetze. Was können wir also gewöhnlichers, vernünftigers, beweglichers und gerechters unternehmen, als da wir itzo die sonderbaren Verdienste eines vormaligen Mitgliedes unsrer Gesellschaft verehren wollen, welches in seinem Leben und Tode recht ehrwürdig gewesen?

Diejenigen sind hier keines Gehöres werth, welche aus einer angemaßten Unempfindlichkeit nach keiner Ehre was fragen; und da sie in ihrem Leben nichts löbliches verrichten, auch nach dem Tode nicht gelobet werden wollen. Sie verachten tückischer Weise eine Sache, darauf sie sich keine Rechnung zu machen haben; und wollen dafür angesehen seyn, als ob sie großmüthiger wären als andre; da sie doch bloß aus Kleinmuth an dem guten Andenken der Nachkommenschaft verzweifeln müssen.

Ungeachtet wir nun diejenigen nicht sind, welche bloß die Ehre und das Lob der Menschen für ihr höchstes Gut halten; ungeachtet wir auch nicht den Beyfall des Pöbels, und ein flüchtiges Gerüchte von unserm Namen vor eine besondere Glückseligkeit ansehen: So erkennen wir doch das rühmliche Urtheil der Weisen, und die Lobsprüche

che verständiger und tugendhafter Männer für eine süsse Frucht unsres Wohlverhaltens. Wir sehen überdieß die wahre Ehrliebe, die Gott allen vernünftigen Geschöpfen eingepflanzet hat, vor einen kräftigen Sporn zur Tugend an: Immassen unzählich viel gutes in der Welt nachbleiben würde, wenn man nicht durch die Ruhmbegierde dazu angefrischet, und wieder alle Schwierigkeiten tugendhafter Thaten gleichsam gewaffnet würde.

Kein Stand ist in der menschlichen Gesellschaft zu finden, der nicht überflüßige Gelegenheit hätte, sich nach seiner Art der Ehre und des Lobes fähig zu machen. Und wer ist wohl in aller Welt so elend daran, der sich davon ausschliessen könnte; da ja ein jeder seine besondre Pflichten hat, in deren Beobachtung ein Weiser seinen höchsten Ruhm suchet. Wie in den Schauspielen nicht nur derjenige Lob verdienet, der einen König wohl vorstellet; sondern auch derjenige, welcher oft die verächtlichste Person spielen muß; wenn er seine Rolle nur recht gemacht: So ist es auch in dem grossen Spiele, auf der Schaubühne dieser Welt beschaffen.

Was ist es denn Wunder, hoch und werthgeschätzte Anwesende, daß auch geschickte Schulmänner für ehrwürdig und ehrenfähig gehalten werden? Ihr Amt ist gewiß eins von den beschwerlichsten; aber weil es auch in dem gemeinen Wesen eins von den nützlichsten ist: So giebt es allen, die sich darinn ihrer Pflicht gemäß bezeigen ein Recht, Ehre und Ruhm zu fordern. Und es wird also niemanden befremden, wenn ich auch von unserm wohlseligen Herrn Magister behaupte, daß er im Leben und Tode ein recht ehrenwerther Mann gewesen sey.

Thue ich hierinn meiner Pflicht keine sattsame Gnüge, hochzuehrende Herrn; wie ich denn nicht zweifele, daß es einem jeden unter ihnen besser als mir von statten gehen würde: So entschuldige ich mich mit der Vorschrift unsrer Gesetze, welche mir, und keinem andern, die Erneurung seines Andenkens anbefohlen hat. Wird also

meine Rede vielleicht kein Lob verdienen; so wird doch mein Gehorsam bey so billigen Richtern, als ich vor mir sehe, einigermaaßen vor ruhmwürdig geachtet werden.

Wo könnte ich aber die Ausführung meines Satzes besser anfangen, hochzuehrende Herren, als von den academischen Jahren unsres Seligverstorbenen? Hier hat er sich nemlich zu alle der Ehre den Grund gelegt, die ihm nachmals zu theil geworden: Hier hat er den Weg gesucht und gefunden, der ihn zu einem wahren Lobe führen sollte. Die Gelehrsamkeit nemlich war diejenige Vollkommenheit, nach welcher er bey reifenden Jahren strebte, und wodurch er den Beyfall der Verständigen zu erwerben trachtete. Fürwahr ein sehr gebähnter; aber dem ungeachtet noch sehr rauher und beschwerlicher Pfad zum Ehrentempel zu gelangen!

Je höher die Anzahl der Studirenden in unserm gesegneten Sachsenlande schon angewachsen ist; desto schwerer fällt es auch geschickten Köpfen sich hervor zu thun. Derjenige muß sich schon viel zutrauen, der in eine dichtbesetzte Rennebahn tritt, und es mit einer grossen Anzahl von Läufern zugleich annehmen will! Denn wie leicht finden sich unter einer so grossen Menge etliche, die es ihm zuvorthun; und wie leicht kan es kommen, daß er sich unter dem unedlen Haufen der Langsamen verlieret. Doch dieses schreckte unsern Wohlseligen nicht ab, den Kampfplatz der Musen zu betreten. Er kannte seine Gemüthskräfte, und ob er sich gleich keine ausserordentliche Fähigkeit anmaasete; so glaubte er doch durch unablässigen Fleiß vielen überlegen zu seyn, und, wo nicht unter den ersten Siegern, doch gewiß unter denen zu seyn, die schon vor unzählichen ins Auge fallen.

Sonderlich war die Weltweisheit nebst den freyen Künsten der angenehmste Augenmerk seiner Bemühungen. Er vereinigte die Pallas mit der Svada, und die Schwestern Apollons mit dem Merkur; ich will sagen die philosophischen Wissenschaften mit der Beredsamkeit und Dichtkunst.

kunst. Glückseliges Band! welches die edelsten Stücke der Gelehrsamkeit umschlinget, die den Grund zu allen andern legen, und gleichsam die Flügel sind, womit man sich empor schwingen und auf die Ehrenhügel unter den Gelehrten gelangen kan. Hätte ich nicht in dieser Versammlung zu reden, hochzuehrende Herrn, so würde ich mich hierbey viel länger aufhalten. Itzo aber breche ich bey zeiten ab; denn was ist es nöthig die Verbindung der Weltweisheit mit der Beredsamkeit zu erheben, wenn man mitten in einer Gesellschaft philosophischer Redner ist; welche es zu einer Grundregel gemacht hat, niemand zum Mitgliede ihrer Redeübungen aufzunehmen, als der sich lange vorher in den Lehren der Weisen geübet, ja sich die Lehrerwürde darinnen erworben hat.

Wer war also geschickter in diese vertraute Gesellschaft aufgenommen zu werden, als unser Seligverstorbener? Sein Verstand war mit einer Fertigkeit wohl zu denken versehen; sein Gedächtniß hatte einen Vorrath von allerley Sachen gesammlet, und seine Einbildungskraft war durch das Lesen der Poeten so bereichert und aufgemuntert worden, daß ihm nichts mehr als die Fertigkeit geschickt zu Reden mangelte, um nach Beschaffenheit seiner Absichten vollkommen zu werden. Und wo hätte er dieses besser als in dieser Gesellschaft bewerkstelligen können? Diese war damals, wie vorhin und nach der Zeit eine Versammlung der geschicktesten Männer, welche sich gleichsam um die Wette bemüheten, die Sprache ihres Vaterlandes und die Wohlredenheit auszuüben. Und eben diese trug kein Bedenken unsern Wohlseligen in die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen.

Ich will hiermit nicht sagen, unser Wohlseliger sey noch ein gänzlicher Fremdling in der Redekunst gewesen, als er in diese Gesellschaft getreten. Nein, er hatte bereits vor seinen academischen Jahren, unter dem berühmten Christian Weisen, diese freye Kunst getrieben; dessen neue Kunstgriffe beredt zu werden damals in ganz Deutsch-

land Beyfall gefunden hatten. Mit einer solchen Vorbereitung kam er schon auf die hohe Schule, und es ist leicht zu denken, daß ein emsiges Nachlesen der besten Redner seiner Zeit, seine Wissenschaft in der Wohlredenheit noch mehr und mehr werde gestärket haben. Doch wie es mit allen Künsten mehr auf die Fertigkeit und Ausübung, als auf ein todtes Wissen ankömmt: So geht es auch in der Beredsamkeit. Und daher suchte eben unser Wohlseliger, nunmehro als ein Mann, diejenigen Uebungen zu treiben, daran es ihm bis dahin gefehlet, und die er sonst als ein Knabe so lieb gewonnen hatte.

Es ist schade, daß unsre Vorfahren nicht die Abschriften ihrer Reden gesammlet, und uns als ihren Nachkommen hinterlassen haben: Denn so würden wir, unter so vielen andern schönen Stücken der geschicktesten Männer, auch so manche Probe von unserm Wohlseligen noch in Händen haben. Doch was bedörfen wir dieses? Hat er uns nicht in einer eigenen Anleitung zur Redekunst, durch Regeln und Exempel seine Begriffe sattsam an den Tag gelegt? Sein wohl informirter Redner ist gewiß noch in jedermanns Händen, und hat so gar das Glück gehabt, in sehr vielen Schulen Deutschlandes zum Handbuche der Anfänger eingeführet zu werden. Ist es wahr, daß man darinn noch hier und dar einige verwerfliche Spuren der weisischen Redekunst antrift: So ist es hingegen auch gewiß, daß er seine Regeln von vielen Fehlern seines Lehrmeisters gesäubert, und seine Exempel weit artiger eingerichtet, als man vorhin gethan; und daß folglich seine Redekunst, für eine der besten zu halten sey, die zu der Zeit in Deutschland ans Licht getreten. p. 27.

Eben so geschickt war unser Wohlseliger in der Poesie; welche er sehr glücklich mit der Beredsamkeit zu verbinden gesucht hatte. Er schrieb nicht nur selbst einen reinen Vers, sondern war auch im Stande andern seine Wissenschaft davon ordentlich und deutlich mitzutheilen.

Solches

Solches that er hier in Leipzig zu verschiedenen malen, und als er wohl sahe, daß seine poetische Regeln auch andern, die ihn nicht hören könnten, Dienste thun würden, so gab er auch dieselben unter dem Titel des wohlinformirten Poeten heraus. Wären wir gewohnt die Schriften der Gelehrten nach der Elle auszumessen, so würde uns freylich dieses kleine Werkchen nicht ansehnlich genug bedünken, unserm Wohlseligen eine Ehrenpforte deswegen zu bauen. Allein der nützliche Innhalt richtet sich in Büchern so wenig nach der Größe und Anzahl der Blätter, als die Seelenkräfte, nach der Stärke der Gliedmaaßen eines Körpers. Vor Anfänger gehören auch mehr kurze als lange Anleitungen; und man kan mit Grunde sagen, daß unsres Wohlseligen wohl informirter Poet, mit eine von den besten Vorbereitungen zur deutschen Dichtkunst genennet zu werden verdiene.

Doch ich halte mich zu lange dabey auf, und vergesse fast die grössern Schriften, die gewiß von der Wichtigkeit waren, daß sie unserm Wohlseligen nicht geringen Ruhm zu wege gebracht. Wem ist nicht sein gelehrter Criticus nicht bekannt? ein Buch voll vielfältiger Gelehrsamkeit; worinn der Verfasser seine ganze Stärke gewiesen. Was soll ich von seinen academischen Dissertationen und andern gelehrten Arbeiten sagen? Ich würde mir nur die noch übrige wenige Zeit rauben, da ich auch von seiner Beförderung reden und diejenigen Ehrenstellen nahmhaft machen soll, die er bis an seinen Tod mit so vielem Ruhme bekleidet hat. Dieses ist es, hochzuehrende Herrn, was ich noch mit kurzem berühren muß.

So schlecht ist es, Gottlob! in der Welt noch nicht bestellt, daß Verdienste und Tugenden ganz unerkannt bleiben sollten. Die Geschicklichkeit leuchtet gleichwohl in die Augen, und erwirbt sich, auch ihren Neidern zu Trotz, Hochachtung und mancherley Belohnungen. Unseres Wohlseligen Exempel bestätigte diese Wahrheit, als man ihm bey erledigtem Rectorate des hochfürstlichen Sachsenner-

seburgischen Gymnasii, dieses ansehnliche Amt auftrug, und ihn dadurch vor geschickt erklärete, den Platz eines wackern Schulmannes zu ersetzen. Der annoch lebende berühmte Hübner, Rector in Hamburg, war sein Vorfahr gewesen, und hatte damals wohl nicht gedacht, daß sein Nachfolger im Amte, sein Vorgänger zur Grube werden sollte. Doch war es allerdings eine Ehre vor unsern Wohlseligen, daß man an ihm denjenigen gefunden zu haben vermeynte, der in die Fußtapfen eines, wegen vieler nützlichen Schulschriften, so angesehenen Mannes treten könnte.

Wie wenig man sich in dieser Hoffnung betrogen habe, hat der Erfolg zur Gnüge gewiesen. Seit so langer Zeit ist das Merseburgische Schulwesen in so erwünschtem Zustande gewesen, daß man nicht Ursache gefunden, die an dem Wohlseligen geschehene Wahl zu bereuen. Und was vor Nutzen hat nicht Sachsenland von seinen vielfältigen und allezeit treugemeynten Bemühungen gehabt! Wieviel geschickte Schüler hat er nicht gezogen! Wie viel wackere Männer, die itzo hin und her schon dem Vaterlande dienen und in allerley Aemtern stehen, haben wir ihm nicht zu danken! Alle diese rühmen noch seine Zucht, seine Anführung, seine Erinnerungen, seine Strafen, seine Geduld, seine Sorgfalt in Beförderung ihres Bestens; mit einem Worte, die vollkommene Verbindung aller Eigenschaften eines guten und redlichen Schulmannes. Dieses alles macht ihm auch in der That mehr Ehre, als hundert erkaufte oder bestellte Lobredner; und ich selbst kan ihn nicht nachdrücklicher loben, als wenn ich selbst schweige, und denenjenigen das Wort lasse, die aus seiner Schule gekommen, und ihm den Grund zu ihrem Glücke zu danken haben.

Gewisse Stände im gemeinen Wesen kommen mir nicht anders vor, als die unsichtbaren Dünste und Ausdämpfungen, die ohn Unterlaß in der Luft aufsteigen, und von niemand wahrgenommen werden; endlich aber

sich

sich in Wolken verwandeln, ganze Länder befeuchten, und die Felder mit Fruchtbarkeit und Seegen erfüllen. Was ist, zum Exempel, dem ersten Ansehen nach unmerklicher, als der Dienst, den gute Schulmänner der Republik leisten? Wer nimmt es wahr, was vor ersprießliche Wirkungen ihre Arbeit nach sich zieht? Thörichte Leute haben daher diesen Stand gar zum Sprichworte gemacht, und eine Art von Beschimpfung daher ersonnen, wovor sie doch selbst Hochachtung und Erkenntlichkeit blicken zu lassen schuldig wären. Indessen breitet sich die heilsame Frucht des so verächtlichen Schulstaubes, als ein sanfter Thau über alle Stände aus: Und vernünftige Mitbürger begreifen gar wohl, wie viel an demselben in seinem Staate gelegen sey, und wissen daher auch, solchen Männern ihre gebührende Ehre zu geben.

Sie allerseits, hochzuehrende Herrn, sind von dieser Gattung, wie die Vorschrift ihrer Gesetze, deren heilige Beobachtung, und die geneigte Aufmerksamkeit, damit sie auch eine schlechte Rede angehört, sattsam bezeugen kan. Sie haben mirs befohlen, unserm vormaligen Mitgliede diese Gedächtnißrede zu halten; und ich habe ihnen Gehorsam geleistet. Meine eigene Neigung treibt mich, die Verdienste zu ehren, wo ich sie finde; und alle diejenigen scheinen mir Verdienste genug zu haben, die dem gemeinen Wesen nur auf einige Art und Weise Nutzen geschaffet. Unser Wohlseliger hat das Ziel seines Lebens bey ziemlich anwachsendem Alter erreichet. Sollen wir seinen Hintritt bedauren? Nein. Die Vorsehung leidet kein Murren über ihre Verhängnisse. Sie ist weise genug, die erledigte Stelle wieder zu ersetzen. Es treffe dieses nun wen es wolle, so wird doch allezeit der Nachfolger eines so verdienten Mannes ein löbliches Muster seiner Bemühungen vor Augen haben. Wohl ihm, wenn er in so rühmliche Fußtapfen tritt; und sich in alle seinem Vorhaben bemühet, so viel Ehre und Beyfall bey Verständigen zu erlangen, als man bey dem Grabe

be des Wohlseligen denselben zu bezeigen Ursache gehabt!

Trauerrede,

Bey der Leiche des Herrn Pundts, Th. St. aus Bremen.

Magnifice Academiae Rector,

Wie auch nach Stand und Würden, allerseits hoch- und werthgeschätzte Anwesende.

Der Herr über Tod und Leben, muß sich von seinen vernünftigen Geschöpfen niemals mehr beurtheilen und meistern lassen, als wenn er ihrer Zeit ein Ziel stecket, und die Sterblichen aus dieser Welt in eine andre versetzet. Hier kan seine Weisheit es ihnen niemals recht machen. Dem einen dünkt sein Ende zu frühe, dem andern aber viel zu spät herbey zu rücken: Und die Zahl dererjenigen ist zu allen Zeiten sehr klein gewesen, die den Tod weder gefürchtet noch gewünschet; sondern ihn mit gleichmüthiger Großmuth erwartet, und mit freudigem Herzen bewillkommet haben.

Sonderlich giebt es zwo Gattungen unter den Menschen, denen die göttliche Vorsehung im Absehen auf ihre Lebensdauer sehr tadelhaft zu seyn bedünket.

Einige davon sitzen, durch die Gnade des Himmels, gleichsam dem Glücke im Schooße. Die Wolken scheinen nichts als lauter Seegen und Wohlfahrt auf sie herabzuschütten. Sie besitzen das Mark der Erden, und dörfen ihrem Herzen keine Lust wehren, keine Freude versagen. Was sie nur wünschen können, das stehet zu ihren Diensten da: Denn die Natur scheint alle ihre Schätze und Reichthümer bloß ihnen zu gut hervorgebracht zu haben. Sie geniessen zwar in der That mehrere davon, als ihr schwacher Geist fassen, und ihr zarter Körper ertragen kan: Und gleichwohl haben sie noch

allezeit

allezeit viel mehr, als sie genieſſen können. Bey dieſen erwünſchten Umſtänden nun, ſehen dieſe Günſtlinge des Glückes die Welt für ihren Himmel an: Und da ſie ſich nichts mehr als die beſtändige, ja die ewige Dauer ihres vergnügten Zuſtandes wünſchen können; ſo erſchrecken ſie auch vor nichts ſo ſehr, als vor ihrem Tode. Sie erzittern vor dem bloſſen Namen deſſelben. Alles was ihn nur von weitem zu befördern ſcheinet, das ſetzet ſie in Angſt und Bangigkeit: Und alsdann beſchweren ſie ſich über das grauſame Schickſal, welches dem Menſchen keine längere Friſt auf Erden gegönnet hat. Ja ſie klagen in ihrem Unwillen den Höchſten oft als ungerecht an, weil er ihnen die Glückſeligkeit dieſes irrdiſchen Himmelreichs gleichſam nur zu koſten, nicht aber zu genieſſen geben wollen.

Andre, wie ſie ſelbſt wiſſen, hochgeſchätzte Anweſende, befinden ſich in viel traurigern Umſtänden in der Welt. Das göttliche Verhängniß ſcheinet, im Abſehen auf ſie, einer harten Stiefmutter ähnlich geweſen zu ſeyn, die es ihren Kindern oft an der Nothdurft fehlen läſſet. Dieſe Unſelige genieſſen faſt nichts von den Gütern dieſer Erden: Keine Ergetzung des Gemüths, keine Vergnügung der Sinne macht ihnen den kümmerlichen Aufenthalt allhier erträglich. Wird ihnen ja zuweilen ein Qventchen Luſt zu theil, ſo wird ihnen doch ſelbiges bald durch einen Centner Elendes verſalzet. Und da ſie alſo in der That die Freude kaum dem Namen nach kennen: So vergröſſert noch ihre geſchäfftige Einbildungskraft alle Schmerzen, die ſie empfinden müſſen. Ihre Ungeduld häufet ihr wahrhaftiges Leiden, durch einen zweymal gröſſern Zuſatz ſelbſt gemachten Grams und Kummers: Und ſo fangen ſie endlich an die Welt als ein Plagehaus, ja als eine Folterkammer anzuſehen, wo der gequälte Menſch zu lauter Trübſal und Marter verdammet ſey. Alle Stunden werden ihnen bey dieſen Gedanken zu Tagen, alle Tage zu Monden, alle Monden zu ganzen

Jahr-

Jahrhunderten, und da sie keinen andern Ausgang aus diesem Elende wissen, als den Tod: Was Wunder, daß sie täglich nach demselben seufzen! Alsdann klagen sie über die Länge ihres mühseligen Lebens. Sie beschuldigen Gott einer Grausamkeit, sie verfluchen die Stunde ihrer Geburt, und wünschen oft, daß sie schon in dem finstern Leibe ihrer Mutter ihr Grab gefunden hätten.

Was dünkt ihnen nun, hoch und werthgeschätzte Anwesende! Sind nicht beyde Gattungen der Sterblichen, davon ich gehandelt, höchst unbillige Richter der himmlischen Vorsehung? Murren sie nicht ohne Grund und auf eine höchststrafbare Weise über die weisen Schicksale des Höchsten? Und sollte sich das Werk wohl erkühnen, dergestalt mit seinem Werkmeister zu hadern; der gewiß nicht ohne die heiligsten Ursachen, das eine Gefässe dauerhaft, des andre zerbrechlich gemacht hat, und der nach einem gerechten Rathschlusse ein jedes zerschlägt wie und wenn er will?

Ferne sey es von mir, daß ich sie allesammt zu einer von diesen beyden Arten rechnen sollte! Ferne sey es von uns allen, daß wir auch izo bey dem Sarge, einer, menschlichem Ansehen nach, sehr frühzeitigen Leiche, die Wege der ewigen Vorsehung meistern sollten! Freylich bedauren wir an dem weiland wohledlen, großachtbarn und wohlgelahrten Herrn, Herrn Johann Caspar Pundt, der Weltweisheit und heiligen Schrift eifrigst Beflissenen, einen in der besten Blüthe seiner Jahre dahin gerissenen Jüngling; einen muntern und starken Jüngling, der nach der dauerhaften Beschaffenheit seines wohlgebauten Körpers weit länger hätte leben können; einen wohlgearteten und mit vielen Gemüthsgaben ausgerüsteten Jüngling, der allen, die ihn gekannt, eines längern Lebens werth zu seyn geschienen. Und ein solcher Todesfall konnte gewiß bey den meisten unter uns nicht ohne eine heftige Bewegung des Gemüths abgehen.

Eini-

Einige unter ihnen, hochgeehrteste Anwesende, bedauren an dem Wohlseligen, als treue academische Lehrer, einen fleißigen und fähigen Zuhörer: Andere beweinen an ihm einen rechtschaffenen Landesmann, ehmaligen Schulgesellen, nachmaligen Reisegefehrten und vertrauten Herzensfreund. Wir insgesammt aber beklagen einen academischen Mitbürger, der uns durch sein Wohlverhalten so viele Hoffnung gemacht hatte, daß einst die Kirche und das gemeine Wesen eine besondre Zierde an ihm haben würde. Und bey dem so allgemeinen Betrübnisse scheinet es fast, als ob wir alle den Rathschluß des Himmels tadeln wollten, der uns den Wohlseligen so zeitig aus den Armen gerissen hat. Allein es scheinet in der That nur so. Sie alle, hochgeschätzte Leichenbegleiter, sind vermuthlich eines andern überführet: Und ich selbst habe in keiner andern Absicht diese Stelle betreten, als die Wege der Göttlichen Vorsehung zu rechtfertigen, und allen, die mich hören, darzuthun; daß unser Wohlseliger auch bey seinem zeitigen Tode dennoch nicht zu frühe gestorben, sondern eine völlige Dauer dieses hinfälligen Lebens erreichet habe.

Die gute Sache, so ich zu führen übernommen habe, verspricht mir Dero geneigte Aufmerksamkeit; und wenn es mir gleich an geschickten Worten fehlen sollte, eine so wichtige Materie ihrer Würdigkeit nach auszuführen: So wird doch Dero durchdringender Verstand mehr auf die Stärke meiner Gründe, als auf die Fehler meines Vortrages seine Gedanken richten.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß man von der Länge oder Kürze einer Dauer überhaupt nicht urtheilen kan. Nichts ist schlechterdings langwierig; nichts ist an sich selbst von geringer Währung: Wo man es nicht mit etwas anderm in Vergleichung stellet. Selbst das hohe Alter unserer achtzigjährigen Greise ist für eine frühe Jugend zu rechnen, wenn man es gegen die ungleich grössere Jahrzahl der ersten Altväter hält, die vor der allgemeinen

meinen Ueberschwemmung des Erdbodens gelebt haben. Ja auch ein grauer Methusalah hat kaum etliche Stunden in der Welt zugebracht, wenn man seine Zeit mit der Dauer desjenigen vergleichet, bey dem tausend Jahre wie ein Tag sind. Und auf eben die Art können auch zehn oder zwanzig Jahre schon für eine lange Zeit angesehen werden, wenn man sie gegen das Leben derjenigen Geschöpfe hält, die von Natur kaum etliche Monate, ja oft nur wenige Tage zu ihrer ganzen Dauer erhalten haben.

Sind also Monden und Jahre nicht das rechte Maaß, wornach man das menschliche Alter unbetrüglich abmessen kan: Wo werden wir dasselbe wohl anders suchen müssen, als in der Anzahl guter Handlungen, die ein Sterblicher Zeit seines Lebens ausgeübet hat? In Wahrheit, hierinn zeiget sich die wahre Kraft eines lebendigen, eines vernünftigen Wesens! Denn was heisset leben anders, als geschäfftig seyn, als wirken, als die Absicht erfüllen, warum man in der Welt ist? Und was heisset todt seyn anders, als unthätig seyn, und seine Zeit zubringen ohne sich geschäfftig und wirksam zu erweisen? So lebt denn ein Mensch nur in so weit, als er die Pflichten einer vernünftigen Creatur erfüllet; und denen Absichten ein Gnügen thut, um welcher willen ihn die Vorsehung in die Welt gesetzet hat. So lebt denn daher mancher fast gar nicht, ob er gleich viel Jahre in der Welt erreichet; viele hingegen werden alt an guten Thaten, ob sie gleich bald sterben: Und jener vernünftige Mann hatte recht, der auf seinen Grabstein zu setzen befahl, daß er zwar im achtzigsten Jahre seines Alters gestorben wäre, doch aber nicht mehr als sieben Jahre gelebt hätte; nachdem er sich nehmlich aus den Zerstreuungen der Welt gerissen, und in einer geruhigen Stille sein Leben beschlossen hatte.

Was ist aber diese Pflicht eines Menschen sonst anders, als das dreyfache Erkenntniß, welches uns von allen Thie-

Thieren unterscheidet? Wir sind fähig, uns selbst, die Welt, und Gott kennen zu lernen: Und das ist unser Vorzug, der uns über alle sichtbare Geschöpfe erhebet. Diese Fähigkeiten sind uns von dem Urheber der Natur nicht umsonst beygeleget worden. So wie das Feuer zum Brennen, das Wasser zum Befeuchten, die Sonne aber zum Leuchten und Erwärmen erschaffen ist: So ist die menschliche Vernunft zum Erkennen und Wissen bestimmet worden. Die höchste Weisheit kan niemals ohne Absichten handeln; vielweniger wird sie das Meisterstück ihrer Hände, den Herrn des Erdbodens, von ohngefähr so verständig gemacht haben. Dieses dreyfache Erkenntniß aber ist seiner Natur so gemäß, an sich selbst so edel, und von so nützlichen Wirkungen für die Besitzer desselben; daß man keine anständigere Beschäfftigung ersinnen kan, ein so fürtreffliches Wesen in beständiger Wirksamkeit zu erhalten.

Wenn ich in einer andern Versammlung zu reden hätte, hoch und wehrtgeschätzte Anwesende, so stünde mir hier ein weites Feld offen, den weitläuftigen Inbegriff dieser einzigen Hauptpflicht des Menschen zu erklären. Allein Dero tiefe Einsicht so wohl in diese, als unzählige andre Wahrheiten, überhebet mich dieser Mühe; und heisset mich vielmehr meine Augen auf unsern Wohlseligen richten, dessen schmerzlichen Hintritt wir alle bedauren. Was kan mir aber nunmehro leichter fallen, als die Behauptung des Satzes, den ich zu erweisen versprochen habe? Ich werde nur zeigen dörfen, daß der Wohlselige die Pflicht eines Menschen, eines vernünftigen Menschen, und ins besondre eines Studirenden erfüllet habe; ich werde nur darthun dörfen, daß er sich selbst, die Welt und Gott erkennen gelernet, so weit es die Beschaffenheit seiner sehr vortheilhaften Umstände zugelassen: So wird kein Zweifel mehr übrig seyn, daß selbiger nicht eine zulängliche, ja vollkommene Dauer seines Lebens erreichet habe.

Die ewige Vorsehung hatte ihn von solchen Aeltern zur Welt gebohren werden lassen, die an diesem ihrem Sohne einen vernünftigen Menschen, einen Christen, und einen Gelehrten erziehen wollten. Sie hatten Verstand und Tugend genug, sich diese so löbliche Absicht vorzusetzen: Und das Glück, oder vielmehr der Segen Gottes hatte es ihnen an Mitteln nicht fehlen lassen, dieselbe zu befördern. Ein so bequemer, ein so berühmter Sitz der Musen, als das Bremische Gymnasium ist, gab ihrer Sorgfalt die schönste Gelegenheit an die Hand, diesen ihren Zweck täglich mehr erreichet zu sehen. Es war ein besonderes Vergnügen für sie, daß sie ihren wohlgearteten Sohn täglich vor Augen haben, und sein allmähliges Wachsthum in der Nähe bemerken konnten. Es war aber auch ein ungemeiner Vortheil für unsern Wohlseligen, daß er in einer so vernünftigen Zucht, als er von seinen werthen Aeltern genoß, bis zu reifern Jahren aufwachsen konnte.

Denn ist es wahr, daß viele Kinder nur deswegen verderben und übel gerathen, weil sie von ihren Aeltern erzogen werden: So ist es im Gegentheil auch oftmals gewiß, daß andre nur deßwegen wohl gedeihen; weil die väterliche Klugheit und mütterliche Sorgfalt sie, so zu reden, nicht aus den Augen gelassen. So fest ist der Satz, daß Kinder ihren Aeltern fast alles zu danken haben! Böses und Gutes pflanzen diese auf die Ihrigen fort. So werden die Zweige den Bäumen ähnlich, daraus sie gewachsen sind: Und das Sprichwort der Alten ist nicht ohne Grund, daß der Apfel nicht weit vom Stamme zu fallen pflegt.

So groß nun hier das Glück unsers Wohlseligen war, von vernünftigen Aeltern erzogen zu werden: So groß war auch die Freude der Aeltern, einen so fähigen und von Natur wohlgearteten Sohn zu haben. Die zärtliche Liebe verblendet oft die Augen der Aeltern, daß sie mehr Gutes an ihren Kindern zu sehen vermeynen, als

sie

sie in der That besitzen: Allein die Seinigen urtheilten nicht allein so vortheilhaft von ihm. Alle seine Lehrer gestunden es, daß sie wenige Schüler seiner Art gehabt hätten. Der Fleiß der Studirenden kömmt vielmals ihren schwachen Gemüthsgaben zu statten: Das gute Naturell hingegen ersetzt nicht selten den Mangel der gehörigen Emsigkeit bey jungen Leuten. An unserm Wohlseligen aber war beydes gleich vortrefflich, und es konnte also nicht fehlen: Er muste es in Sprachen, freyen Künsten und Wissenschaften, in kurzer Zeit, sehr weit bringen.

Er verband die lateinische und griechische Sprache mit den morgenländischen; und die Philologie der Christen mit der Gelehrsamkeit der Rabbinen. Dergestalt bereitete er sich zur Gottesgelahrtheit, und zum Dienste der Kirchen, welchem ihn seine Aeltern mit gutem Bedachte gewidmet hatten. Doch hierbey ließ ers nicht bewenden. Die Wissenschaft der Sprachen ist nicht dasjenige, was uns unmittelbar zu der Absicht führet, wozu uns der Schöpfer bestimmet hat. Diese sind nur die Schalen, darinn man den Kern der wahren Weisheit suchen muß. Kinder, und die ihnen ähnlich sind, befriedigen sich damit: Verständige aber dringen auf das innere Wesen hindurch. Und daher bemühte sich unser Wohlseliger mit dem grösten Eifer, auch die Weltweisheit und Mathematik zu erlernen; als aus welchen Wissenschaften er unmittelbar die Erkenntniß seiner selbst, der Welt und ihres Urhebers zu erlernen verhoffte.

Ich muß bey dieser Veranlassung noch eine Anmerkung machen, die ein gemeines Vorurtheil der Studirenden betrifft. Man hält insgemein davor, die Philologie erfordere einen ganzen Menschen: Und wer sich also den Sprachen gewidmet habe, der müsse sich auf dieselben allein legen; alle philosophische und mathematische Wissenschaften hergegen beyseite setzen. Daher kömmt es denn, daß die Liebhaber der Critik und Alterthümer,

der Historie und Litteratur Feinde der Weltweisheit und Mathematik werden: Gerade als wenn eins dem andern zuwieder liefe! Gerade als wenn man ein gründlicher Criticus, ohne die Weltweisheit, werden, oder von den Wörtern vernünftiger Scribenten würde Red und Antwort geben können; ohne ihre Sachen, Gedanken und Vernunftschlüsse zuvor recht eingesehen zu haben.

O wie weit war unser Wohlseliger von diesem Vorurtheile entfernet! Wie glücklich verband er, was so viele zu ihrem eigenen Schaden trennen! Und wie tief drang er dadurch in die innersten Heiligthümer der wahren Weisheit! Er folgte den Spuren der Weltweisen, die unserm Vaterlande in ganz Europa Ehre machen, und das Licht der Vernunft so sehr gereiniget, erweitert und in Ordnung gebracht haben, als vorhin noch niemals geschehen. Und hier lernte er sich selbst, hier lernte er Gott, hier lernte er die Welt kennen! Hier ward er geschickt, die Pflichten eines vernünftigen Menschen, und und eines wahren Gelehrten zu erfüllen.

Doch Bremen allein konnte einen so lehrbegierigen Geist nicht vergnügen. So treu, so gründlich auch seine Lehrer waren; so viele Kosten auch von den Aeltern unsers Wohlseligen auf seinen Privatunterricht verwandt wurden: So unersättlich war doch sein Hunger nach Wissenschaft und Erkenntniß. Er eilete nach unserer hohen Schule, als welche ihm unter so vielen andern, die unser Vaterland aufzuweisen hat, nicht ohne Grund als die beqvemste vorkam, seine Absichten vollends auszuführen. Allhier wollte er sonderlich dasjenige, was die Offenbarung zu dem natürlichen Erkenntnisse unsrer Vernunft hinzusetzet, erlernen, und alles übrige, was er schon vorhin gefasset hatte, zur völligen Reife gedeihen lassen.

Hier muß ich mich auf ihr Zeugniß beruffen, hoch und werthgeschätzte Anwesende, die sie zum Theil von dem Wohlseligen zu seinen Lehrern erwählet worden, zum Theil auch wohl seine Nacheiferer auf eben dieser

edlen

edlen Laufbahn gewesen sind. Sie können durch dero glaubwürdigen Beyfall meinem Vorbringen ein Gewichte beylegen. Sie können uns die Versicherung von dem unermüdeten Fleisse geben, den der Wohlselige Zeit seines dreyvierteljährigen Aufenthalts allhier angewandt. Sie können uns auch belehren, wie schleunig sein Fortgang in allem dem gewesen, was zu seiner Hauptabsicht nur irgend etwas beytragen konnte. Und nunmehro überlasse ich einem jeden das Urtheil, ob derjenige, der in so wohl eingerichteten Bemühungen zum Erkenntnisse seiner selbst, der Welt, und seines Schöpfers zu gelangen, sein zwanzigstes Jahr erreichet; und bey einem solchen Grade der Wissenschaft sein Haupt geneiget hat, den unzähliche Menschen auch in einem dreymal grössern Alter nicht erreichen; ob derjenige, sage ich, nicht lange genug gewallet, und eine völlige Dauer dieses irrdischen Lebens erreichet habe?

Ich weis wohl, was man mir noch einwenden kan. Der Mensch, wird es heissen, ist nicht nur zum Wissen, sondern auch zum Thun gebohren: Und wie kan ein Jüngling der Welt diejenigen Dienste leisten, die sein männliches Alter bey einer zwey bis dreymal längern Lebensfrist zu leisten allererst vermögend geworden wäre? Es ist wahr, und man kan es nicht ganz in Abrede seyn, daß der Mensch nicht nur um sein selbst, sondern auch um anderer Leute willen erschaffen worden. Es ist auch wahr, daß junge Leute ihrem Nächsten so viel noch nicht dienen können, als wenn sie länger gelebet hätten. Allein man muß auch dieses erwegen, daß niemand zu etwas unmöglichem verbunden ist. Von Kindern kan man die Pflichten der Männer, und von Jünglingen diejenigen Dienste fürs Vaterland nicht fordern, die erfahrne Greise demselben thun können. Kein Alter aber ist aller Gelegenheit beraubet, sein Erkenntniß auch in Werken thätig zu erweisen: Und unser Wohlseliger insonderheit hat seinen Wandel mit allen den Tugenden ausgeschmü-

cket gehabt, die man von seinen Jahren und Umständen immermehr hätte fordern können.

Wer ist jemals seinen Aeltern gehorsamer, gegen seine Lehrer ehrerbiethiger, gegen seine Freunde aufrichtiger, gegen Höhere Bescheidener, gegen Geringere leutseliger, gegen Bekannte und Unbekannte höflicher und dienstfertiger gewesen? Wer hat seine Zeit besser angewandt, alle Reizungen zu verderblichen Lüsten sorgfältiger vermieden, und sich für allen Ausschweifungen der Jugend, die auf hohen Schulen so gemein sind, fleißiger in acht genommen? Ja wer hat endlich in alle seinem Thun und Lassen, denen, die seines gleichen waren, ein besseres Exempel und Muster zur Nachfolge hinterlassen, als unser Wohlseliger gethan hat?

Was wären nicht noch vor viele andere und weit herrlichere Tugendfrüchte von ihm zu erwarten gewesen, wenn ihm der Höchste ein späteres Ziel zu setzen gut befunden hätte? So lange er in dieser Zeitlichkeit gelebet, hat er alle seine Pflichten getreulich erfüllet: Mehrere aber kan man von ihm nicht fordern. Wer kan es einem Kriegsmanne verargen, daß er nicht länger auf der ihm anvertrauten Wacht Dienste gethan, als es ihm sein Befehlshaber verstattet hat? Und wer kan es einem Menschen verübeln, wenn er nicht mehr Gutes in der Welt ausübet: Weil ihn der oberste Gebiether der Sterblichen zeitig zurücke ruffet, und ihm anderswohin zu gehen beftehlet.

Hier bewundern wir freylich deine Fügungen, o du ewige Vorsehung! Deine Rathschlüsse sind so unbegreiflich, als du selber bist. Du setzest uns nach verborgenen Ursachen auf den Schauplatz dieser Welt, und lässest uns auch die Gründe nicht einsehen, warum du den einen zeitiger als den andern wieder abtreten heissest. Wir verehren indessen deine Weisheit, auch wenn wir sie nicht erreichen können, und sind überzeuget, daß alles, was sie thut, zu deinem Preise gereichen würde, wenn wir nur Fähigkeit genug hätten ihre Tiefen zu ergründen,

und

und die Gerechtigkeit ihres Verfahrens vollkommen einzusehen.

O daß nur meine Stimme bis zu euren Ohren dringen könnte, ihr höchstbekümmerten Aeltern! die ihr vielleicht diesen Augenblick, da ich hier rede, die Trauerpost von dem Tode eures Sohnes noch nicht einmal erhalten habt. O daß meine Worte den gewünschten Eindruck in euer Herz machen könnten, denjenigen Schmerz einigermaassen zu mildern, den selbiges über einen so schätzbaren Verlust empfinden wird. Eure Thränen sind allerdings gerecht. Ihr beweinet einen Sohn, einen wohlgerathenen Sohn, einen einzigen Sohn; einen Sohn, der eurer Hoffnung nach euch selbst einmal die Augen zudrücken sollte. Ihr verlieret ihn in der besten Blüthe seiner Jahre, mitten in dem schönsten Laufe seines Fleisses; und was euch vielleicht am schmerzlichsten kränken wird, in grosser Ferne! Es ist euch so gut nicht geworden, seinen letzten Abschiedskuß zu empfangen, die zärtliche Dankſagung für alle väterliche Güte und mütterliche Sorgfalt von seinen eigenen Lippen anzuhören, und ihm die gebrochenen Augen mit eigener Hand zuzudrücken. Aber getrost! Dasjenige, was euch vermuthlich am heftigsten kränket, das kan vielleicht das meiste zu eurer Aufrichtung beytragen.

Gewaltige Donnerschläge, die in grosser Entfernung unsre Häuser und Güter treffen, erschrecken uns bey weitem so sehr nicht, wenn wir gleich von dem Schaden, den sie verursachet haben, ausführliche Nachricht erhalten: Als wenn wir selbst den feurigen Wetterstral in unsre Dächer fahren sehen; selbst durch den schrecklichen Knall betäubet werden; und mit eigenen Augen die fressenden Flammen erblicken, die alle unsere Habseligkeit verzehren, alle unser Vermögen in Dampf und Asche verwandeln. Eben so kan euch die betrübte Nachricht von dem Verluste eures geliebten Sohnes bey weitem so schmerzlich nicht fallen; als wenn ihr selbst bey seinem

Siegbette zugegen gewesen wäret, selbst von der brennenden Hitze des Fiebers ihn entkräftet gesehen, selbst seine zunehmende Schwachheit bemerket, und seine letzte Seufzer und Worte selber gehöret hättet.

O wie viel kläglicher würde euch der Anblick deß allen vorgekommen seyn, als itzo die blosse Erzählung euch scheinen wird! Wie würde da das väterliche Herz geblutet haben; wie rege würde da die mütterliche Zärtlichkeit geworden seyn: Wenn ihr den letzten Angstschweiß auf seiner Stirne wahrgenommen hättet; wenn er euch sterbend noch hundertmal die Hände geküsset, und nochmals mit schwerer Zunge für so väterliche und mütterliche Wohlthaten gedanket hätte! Nein, nein! Ihr seyd glücklich, hochbetrübte Aeltern! Ihr seyd glücklich, daß ihr euren Sohn in der Ferne verlieret; daß ihr einen so grossen Schmerz in einen kleinern verwandelt sehet. Danket derowegen der göttlichen Güte für die Verminderung eures Unglücks, und erkennet es, daß die Ruthe des Höchsten auch in ihren empfindlichsten Streichen von einer liebreichen Vaterhand geführet werde.

Wie erträglich muß euch nicht ferner euer Trauerfall werden, wenn ihr erweget, daß ihr euren Sohn durch die Hand des Höchsten, nicht aber durch eure oder seine eigene Schuld verlieret? Der ordentliche Lauf der Natur befiehlt ihm zu sterben: Er selbst hat sein Ende weder befördert noch verursachet. Ach! wie viel schmerzhafter müssen diejenigen Aeltern weinen, die ihre Söhne auch zwar auf hohen Schulen; aber etwan im Zweykampfe, als halbe Selbstmörder, verlieren! Wie viel bekümmerter müssen andere seyn, die durch Völlerey und Ueppigkeit ihre Kinder einbüssen müssen? Vergleichet diese Umstände mit den eurigen, und gestehet mir, ob nicht euer Leiden dem andern weit vorzuziehen sey? Haben aber jene sich oftmals in ihren weit schwerern Unfällen zu fassen gewußt: Wie viel leichter wird euch solches fallen? Ja finden wir gar Väter in den Geschichten, die

wohl

wohl selbst aus Liebe zum Vaterlande, und zu Beförderung der gemeinen Wohlfahrt ihre Kinder aufgeopfert, ja mit eigener Hand hingerichtet haben: Wie viel möglicher wird es eurer Gottesfurcht seyn, der göttlichen Vorsehung mit Gelassenheit stille zu halten; und den Tod eures Sohnes zwar zu beklagen, aber doch deswegen über Gott nicht zu murren, vielweniger seine Schickung als ungerecht anzuklagen.

Und wie wäre es, wenn euer wohlgerathener Sohn, nach der Einrichtung unsrer hohen Schule, vielleicht den Schluß gefasset hätte, in Leipzig sein Glück zu erwarten? Wie? wenn er nach sattsamen Proben seines Fleisses seinen beständigen Aufenthalt hier gefunden, euch aber die Freude gemacht hätte, von seiner Beförderung in der Fremde zu hören? Würdet ihr auch in solchen Umständen über seine Abwesenheit, über sein langes Aussenbleiben, ja über seine gänzliche Trennung von eurer Heimat geklaget haben? Würde es euch nicht ein Vergnügen gewesen seyn, von seinem Glücke und Wohlbefinden zu hören, ob ihr gleich niemals mehr sein Antlitz hättet sehen sollen? Bildet euch itzo dieses alles, als wirklich erfüllet, ein. Stellet euch vor, euer geschickter Sohn habe auf einer auswärtigen Universität sein Glück gemachet; und lebe in einem vollkommenen Wohlstande: Er bedörfe hinführo eurer Hülfe und des bisherigen Beystandes nicht; seit dem er in eines grössern Herrn Dienste getreten, der seine Unterthanen vollkommen zu versorgen weis. Dieses alles ist eurem erblichenen Sohne, in gewissem Verstande, warhaftig begegnet. Er lebt auf der himmlischen hohen Schule, und ist ein Bürger des neuen Jerusalems geworden, wo unter dem Schutze des vollkommensten Monarchen alles einer vollkommenen Glückseligkeit geniesset. Wohl euch, wohl uns allen, wenn es uns auch dermaleins so herrlich gelingen wird!

Sie, hoch und werthgeschätzte Anwesende, an deren Betrübnisse über den Tod des Wohlseligen, die Ver-

wandschaft des Geblütes keinen Antheil hat; bedürfen auch keines andern Trostes, als den sie sich selbst nach dero eigenen Einsicht zu geben fähig sind. Sie können mit weit gesetzterm Muthe die Gründe erwegen, so zur Rechtfertigung der himmlischen Verhängnisse dienen: Und es ist kein Zweifel, daß nicht dero durchdringender Verstand den Höchsten von aller Grausamkeit lossprechen sollte. Ich überlasse sie dieser seligen Gemüthsverfassung: Denn es ist besser, daß sie sich mit ihren eigenen Gedanken hierüber berathen; als daß ich ihnen mit mehrern Vorstellungen beschwerlich fallen soll.

Hätten die entfernten Aeltern unseres Wohlseligen die Anstalten zu diesem Leichenbegängnisse ihres lieben Sohnes selbst machen, und ihre letzte Sorgfalt für dessen entseelten Körper noch können blicken lassen: So würden sie mir zweifelsfrey aufgetragen haben, ihnen allerseits, wiewohl in verschiedenen Absichten, ergebenst Dank abzustatten; daß sie nemlich theils im Leben, theils in der letzten Schwachheit, theils auch itzo nach dem Tode, ihrem geliebten Sohne so viele Gewogenheit, Freundschaft und Liebe erwiesen. Ich würde in diesem Falle Befehl erhalten haben, ihnen sammt und sonders auch von der innigsten Erkenntlichkeit derselben vollkommene Versicherung zu geben. Doch da dieses in gegenwärtigen Umständen unmöglich gewesen: So nehme ich mir die Ehre, solches ohne besondern Befehl zu thun, und in ihrem Namen zu wünschen: Daß dero allerseitige Lebenslänge nach Gottes Willen, dauerhafter als bey dem Wohlseligen; dero Gelassenheit aber, und dero Ergebung in die göttliche Vorsehung, allezeit vollkommen seyn möge.

Das

Das V. Hauptstücke.

Von geistlichen Lehrreden, oder Predigten.

§. I.

Nächst den grössern und kleinern Lobreden, kommen wir billig auf die andre Gattung der bey uns gewöhnlichen Reden, nemlich auf die Lehrreden; darinn man sich vorsetzet, seine Zuhörer von gewissen dogmatischen Wahrheiten, sie mögen nun theoretisch oder practisch seyn, zu überzeugen. Ohne Zweifel stehen hier die sogenannten Predigten, oder geistlichen Reden oben an. Die Wichtigkeit der Lehren, die darinn vorgetragen werden, kan diesen Vorzug mit Rechte fordern. Nun fragt es sich nur: Ob es auch unser Werk sey, in der politischen Redekunst die Regeln zu dieser Art von Reden vorzutragen? Und ob es nicht vielmehr das Werk eines Gottesgelehrten sey, die so genannte Homiletik zu lehren? Ich frage hierbey widerum: Ob es wohl das Werk eines weltlichen Schneiders sey, schwarze Priesterröcke zu machen? Und ob man nicht vielmehr auch geistliche Schneider haben müsse, die Mäntel und Chorhemde der Kirchenbedienten zu verfertigen? Ernstlich von der Sache zu reden; so sind die Regeln der Redekunst allgemein. Ueberall wo man Menschen zu Zuhörern hat, und in der Absicht redet, daß man sie von gewissen Wahrheiten unterrichten oder überreden will; da werden auch die Fürschriften der Redner, und die Kunstgriffe einer vernünftigen Beredsamkeit einerley seyn müssen.

§. II.

Ich weis wohl, daß die Materien der geistlichen Reden nicht bloß aus der Vernunft und Natur; sondern

den auch aus der Offenbahrung hergenommen werden müssen. Allein die Verschiedenheit der Stoffe hebet die Gleichförmigkeit der Lehrart und des Vortrages nicht auf. Muß denn ein seidenes Sommerkleid anders zugeschnitten werden als ein wöllenes? Muß ein Gebäude von Marmor nicht ebenfalls nach den Regeln einer vernünftigen Baukunst aufgeführet werden? Und soll man ein geistliches Gedichte nicht auch nach den Regeln der Dichtkunst abfassen? Daß eine Materie aus verschiedenen Gründen her zu holen ist, das kan ihr keine neue Art der Ausführung nothwendig machen: Sonst müßte es ja auch eine juristische, medicinische und historische Redekunst geben; als welche Wissenschaften auch nicht alles aus philosophischen Gründen herholen. Und was darf ich viel mit Gründen wieder meine Gegner streiten? Doctor Luther ist selbst meiner Meynung gewesen: Diesem werden sie sonder Zweifel mehr glauben, als allen meinen Beweisen. In seinen Tischreden auf dem 194. Blatte im Capitel von Predigern und Kirchendienern. schreibt dieser grosse Mann so: Ein Prediger soll ein Dialecticus und Rheter seyn. Wenn er von einem Dinge oder Artickel lehren will, soll er erstlich unterscheiden, was es eigentlich heisset; Zum andern definiren, beschreiben und anzeigen was es ist; Zum dritten soll er die Sprüche aus der Schrift darzu führen und beweisen und stärken; Zum vierten mit Exempeln ausstreichen und erklären; Zum fünften mit Gleichnissen schmücken; Zuletzt die Faulen vermahnen und munter machen, die Ungehorsamen, falsche Lehre, und ihre Stifter mit Ernst strafen: Also doch, daß man sehe, daß es aus keinem Wiederwillen, Haß oder Neid geschehen; sondern allein Gottes Ehre und der Leute Nutz und Heil suche.

§. III.

§. III.

Hier frage ich nun einen jeden eifrigen Homileten, ob er mit diesen Vorschriften unsers theuren Luthers nicht zufrieden ist. Und warum sollte er nicht zufrieden seyn, da sie eine ganze Homiletik in nuce, enthalten, die von dem grösten Meister dieser Kunst herkömmt: Indem gewiß niemand in unsrer Kirche mit seinem Predigen mehr Aufsehens gemachet, und mehr Nutzen geschaffet hat, als eben Lutherus. Wir machen uns ja sonst mit Recht eine Ehre daraus, wenn wir seiner Meynung beypflichten und seinem Exempel folgen: Warum wollten wir es in diesem Stücke nicht auch thun? Sind wir nun entschlossen seine Regeln anzunehmen, wie ich nicht anders vermuthe: So sage man mir einmal, worinne dieselben von denen bisher erklärten Regeln meiner Redekunst abgehen? Verlanget er nicht, daß ein Prediger ein Dialectikus und Rhetor seyn, das ist die Vernunftlehre und Redekunst verstehen solle? Will er nicht, daß man sein Thema erst recht unterscheiden, oder verstehen soll, was es heisse? Will er nicht, daß man es auch seinen Zuhörern definiren, beschreiben, oder, wie wir es genennet haben, erklären solle? Will er nicht, daß auf die Erklärung der Beweis folgen solle? Will er nicht, daß auf diesen eine Erläuterung mit Exempeln und Gleichnissen angehänget werden; und daß endlich eine bewegliche Aufmunterung der Faulen, und Bestrafung der Wiedriggesinneten, den Beschluß machen solle? Was haben wir aber oben, in allen unsern Vorschriften, anders von einem Redner gefordert, als dieses? Und wie kan man also mit Grunde der Wahrheit behaupten, daß die geistliche Beredsamkeit ganz andre Regeln haben müsse, als die weltliche. Wir fordern es also billig, daß ein geistlicher Redner alles dasjenige beobachten solle, was wir oben von den Hauptsätzen, Erklärungen, Beweisen, Wiederlegungen

gen, Erläuterungen und Bewegungsgründen gelehret haben.

§. IV.

Nur im Absehen auf die Hauptsätze der Predigten haben wir noch etwas zu erinnern. Die gewöhnlichen Texte aus den evangelischen und apostolischen Schriften scheinen manchem Prediger eine ganz andre Lehrart zu erfordern. Denn man steht in den Gedanken, der ganze Text müsse mit ausführlichen grammatischen und exegetischen Anmerkungen erkläret und erläutert werden; ja man müsse den ganzen Text, unter einen einzigen Hauptsatz bringen: Und dieser müsse gleichwohl alle Jahre anders lauten; damit man nicht immer einerley zu predigen scheine. Allein dieses alles wird ohne Grund zum voraus gesetzet. Denn warum muß doch in allen Predigten der ganze Text paraphrasiret oder analysiret werden? In den Evangelien sind sie historisch, und folglich ohnedem leicht zu verstehen; in den Episteln aber, die gemeiniglich sehr voller Sittenlehren sind, viel zu reich an Materien, als daß man ihnen allen ein Gnügen thun könnte. Man nehme also in den ersten die Hauptlehre, als die Absicht oder den Hauptzweck des Textes zu seinem Hauptsatze: In den letzten aber begnüge man sich mit einem einzigen Verse, der einen völligen Verstand hat; oder nach Gelegenheit mit zween oder dreyen Versen. Auch hier ist Doctor Luther meiner Meynung gewesen; als der durchaus nicht will, daß man sich bey Nebendingen aufhalten soll. Denn an dem oben erwähnten Orte schreibt er auf dem 184. Blatte. Wer da will mit Nutz und Frucht lehren und trösten, der soll auf die Hauptsache sehen, davon er fürnemlich sagen will. Als wer predigen will vom Evangelio von den fünf Brodten ꝛc: Da stehet einer, der mittelmäßig gelehrt ist, auf einzelnen Stücken; schilt heftig auf

den

den Geiz, und handelt Sprüche, die nicht fürnemlich dahin gehören. Der aber auf die Hauptsache sieht und Achtung giebt, der sagt: Suchet am ersten Gottes Reich. Item Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze; für die sorget Gott, und giebt ihnen Nahrung genug. Wer auf den Zweck sieht, wie Gott für die Seinen sorget, und sich ihrer annimmt, schützet und vertheidiget, der kan das Wunderwerk und Mirakel am besten und nützlichsten handeln ꝛc.

§. V

Da siehet man nun mehr als zu deutlich, daß man den Hauptzweck des H. Geistes in jedem evangelischen und epistolischen Texte hervorsuchen, nicht aber alle Worte desselben mit grammaticalischen Anmerkungen begleiten, oder alle Stellen der Schrift aus der Concordanz beybringen müsse, wo dasselbe Wort auch vorkömmt. Muß man aber etliche Jahre nach einander über einerley Text predigen: So darf man deswegen doch nicht auf die allegorischen und schematischen Hauptsätze verfallen, und der Schrift eine wächserne Nase machen, die sich drehen läßt wohin man will. Man nehme den Text, den man anfänglich ganz auf einmal durchgegangen, stückweise vor. Man sehe, was in einem jeden Verse vor Lehren stecken und führe nach und nach so viel neue Hauptsätze aus: So wird man so viel, ja oft noch mehr neue Predigten über ein Evangelium machen können, als Verse darinn sind. Ueberhaupt hüte man sich vor den Jahrgängen; einer ungereimten Kunst, aus allen Texten einerley zu drechseln, und das Wort Gottes lächerlich zu machen. In Wahrheit, wo irgend etwas eine phantastische Erfindung heissen kan: So ist es gewiß diese; wie bereits oben erwähnet worden. Denn was kömmt darinn anders vor, als eine seltsa-

me

me Verdrehung der Texte, und eine bey den Haaren herzugezogene Erklärung, die doch der Absicht des Geistes schnurstracks zuwiederläuft. Aller Witz, der dabey verschwendet wird, ist sehr übel angewandt: Zugeschweigen, daß ein Prediger niemals auftreten sollte seine Kunst zu zeigen, sondern die Zuhörer zu unterrichten und zur Erfüllung ihrer Pflichten aufzumuntern.

§. VI.

Ich habe noch eine Erinnerung bey den Hauptsätzen zu geben, nemlich, daß man sie nicht nach Art der künstlichen Homileten so rund, oder mit Umschweifen vorbringe; als zum Exempel: **Den in seinen Wegen und Führungen ganz wunderbaren Gott.** Was soll diese Weitläuftigkeit, die einem Zuhörer von ungeübtem Verstande nothwendig die Sache verdunkeln muß? Warum sagt man nicht schlecht weg: Man wolle zeigen und darthun, daß die Wege Gottes mehrentheils sehr wunderbar wären. Dieses wird der Einfältigste verstehen; ja dieses wird nach der Schärfe zu reden, die Meynung des Redners weit besser ausdrücken. Denn er will ja nicht zeigen, daß Gott wunderbar ist, sondern daß seine Wege es sind. Die Wege sind das Subject des logischen Satzes, den er zu erklären hat, nicht aber Gott. Man hat auch bey dieser categorischen Art der Hauptsätze den Vortheil, daß man weit besser weis, was man zu erklären und zu beweisen hat: Da man bey jener Art oft nicht weis, wie man seinen Hauptsatz in der Ausführung angreifen soll. Denn ungeachtet die gemeinen homiletischen Regeln die Partition vorschreiben: So ist es dennoch auch damit nicht ausgerichtet. Wir haben oben erwiesen, wie schwer eine gute Abtheilung zu machen ist; und daß es überhaupt viel besser ist, ein einfaches Thema abzuhandeln, als ein vielfaches. Folglich bleibe man bey solchen deutlichen logischen

Sätzen,

Sätzen, deren Subject und Prädicat gleich in die Augen fällt: Z. E. In dem Spruche: Also hat Gott die Welt ꝛc. stecket der logische Satz: Daß Gott die Menschen recht brünstig liebe. Aus dem Spruche: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen; ziehe man den Hauptsatz: Daß auch die Wiederwärtigkeiten die Wohlfahrt der Kinder Gottes befördern u. s. w.

§. VII.

Was die Erklärungen in geistlichen Reden anlanget: So ist es gar nicht nöthig die exegetischen Künste vor der Gemeine anzuwenden, und aus dem Grundtexte, den Auslegern und Rabbinen, D. Luthern zu hofemeistern und darzuthun, was dieses oder jenes Wort bedeute, und wie es eigentlich nach der heiligen Sprache hätte besser gegeben werden können. Alle diese Dinge gehören in die Studirstube, und nicht auf den Predigtstuhl: Das Volk kan doch kein Richter aller dieser gelehrten Untersuchungen seyn; und es dient zu seiner Erbauung nichts, ob das hebräische Wort in Kal oder Niphal, Piel oder Pûal steht. Man brauche die Zeit lieber zu Erklärung dunkler Sachen, und gebe der Gemeine deutliche, und so viel möglich ist, vollständige Begriffe von dem Hauptsatze. Dieses kan theils durch historische Erzählungen gewisser Umstände, theils durch philosophische Umschreibungen der Hauptwörter geschehen: Wie oben genug gewiesen worden. Z. E. Bey den obigen beyden Sätzen, erkläre man, was Gott, was der Mensch, was die Liebe sey? Was die Wiederwärtigkeiten sind, und was die Wohlfahrt der Kinder Gottes sey? Scheint es gleich bey dem ersten überflüßig zu seyn, Wörter zu erklären, die ein jeder ohnedem schon versteht: So muß dennoch ein Redner die Erklärung so einzurichten wissen, daß er nichts unnützes saget. Er darf zu dem Ende

nur die Absicht des Hauptsatzes vor Augen haben. Diese ist, daß Gott die Menschen liebe. Will er nun die Zuhörer dadurch recht rühren und zur Gegenliebe gegen Gott bewegen: So muß er ihnen die Größe Gottes, und die Nichtswürdigkeit der Menschen, in der Erklärung recht lebhaft vor Augen malen. Dieses kan er auch durch die Erklärung der dreyen Arten der Liebe, deren oben schon gedacht worden, vergrössern und empfindlicher machen. Und dergestalt wird man nicht sagen dörfen, daß die Erklärung unnütze gewesen sey. Wir wollen nemlich keine magre logische definitionen, sondern oratorische, lebhafte, reiche, und rührende Umschreibungen haben, die sich für Unstudirte Leute weit besser schicken, wie oben im I. Theile bereits gezeiget worden.

§. VIII.

Was den Beweis der Hauptsätze in geistlichen Reden anbetrifft: So hüte man sich für dem fast allgemeinen Fehler der Homileten, die, wenn sie ja noch etwas beweisen wollen, doch weiter nichts thun, als daß sie eine Menge Sprüche aus der Concordanz zusammen raffen, die etwa eben das zu sagen scheinen, was ihr Hauptsatz in sich hält. Ich sage mit Bedacht, daß sie nur scheinen eben das zu sagen: Denn mehrentheils bedeutet ein solcher Spruch in seinem Zusammenhange ganz was anders, als er den Worten nach zu sagen scheinet. Z. E. der Spruch, was nicht aus dem Glauben kömmt, ist Sünde, wird oftmals gebrauchet, darzuthun, daß alle natürliche Tugenden der Menschen vor Gott nicht angenehm sind; welches er doch gar nicht beweisen kan, wenn man die Absicht und Meynung des Apostels nachschlägt. Solcher Beweise nun, die man zum Spott, homiletische Beweise zu nennen pflegt, muß sich ein geistlicher Redner gänzlich enthalten. Ferner pflegen die Sprüche, so man

zum

zum Beweise anführet, auch manchmal sehr dunkel zu seyn, so daß man ihre erweisende Kraft nicht einmal einsieht, weil man sie nicht versteht. Hier ist es die Pflicht eines geistlichen Redners, den rechten Nachdruck und Zusammenhang des Beweises zu zeigen, den Spruch erst verständlich zu umschreiben, und alsdann einen ordentlichen Vernunftschluß daraus zu ziehen, der den Verstand der Zuhörer überzeuget. Denn daß derselbe die Worte der Schrift nur mit dem Gedächtnisse behalte, ohne ihre überzeugende Kraft mit dem Verstande zu fühlen, das ist so viel, als ob man gar nichts bewiesen hätte. Denn es wirket nichts ein lebendiges Erkenntniß, wenn es nicht dem Verstande seinen Beyfall abgenöthiget hat. Doch kan selbst ein geistlicher Redner, in den so genannten vermischten Artickeln, auch die Vernunft und ihre Beweisgründe mit zu Hülfe nehmen. Ja er wird wohl thun, wenn er gewisse Wahrheiten, zumal die Sittenlehren, mehr daher, als aus der Schrift einzuschärfen suchet.

§. IX.

Die Beantwortung der Einwürfe, die gewiß nirgends nöthiger ist, als in geistlichen Reden, weil die Menschen nirgends mehr Irrthümer und Vorurtheile hegen, darf hier nicht anders gemacht werden, als oben überhaupt gelehret worden. Die Erregung der Affecten ist in geistlichen Reden auch sehr nöthig, wenn man z. E. die Freude über die göttlichen Wohlthaten, die Liebe gegen Gott und den Nächsten, den Haß gegen die Laster, die Furcht vor der Sünde, die Traurigkeit über sein böses Verhalten, die Reue, die Hoffnung u. s. w. erwecken will. Darum muß man die obigen Regeln hier fleißig anzuwenden suchen. Dadurch werden die Nutzanwendungen der geistlichen Reden, das ist die Ermahnungen, Bestrafungen, Wiederlegungen und Tröstungen recht lebhaft und be-

weglich werden. Man sehe nur wie Herr Abt Mosheim in seinen heil. R. sich dieser Kunstgriffe als ein Meister bedienet hat, so wird man hier keinen fernern Zweifel hegen. Doch dörfen ebenfalls so wenig alle Affecten, als alle Nutzanwendungen in einer jeden Predigt angebracht werden. Es ist genug, wenn der Redner diejenigen brauchet, die ausdrücklich aus seinem Hauptsatze fliessen. Doch muß er auch die schändlichen Affecten zu dämpfen suchen, als z. E. die Liebe zur Welt, den Hochmuth, die Wollust, den Geiz, die ängstlichen Sorgen der Nahrung, die sündliche Freude der Welt, u. d. gl. Wobey er Gelegenheit genug haben wird, seine Einsicht in moralischen Sachen, und in der Gottesgelahrtheit an den Tag zu legen. Endlich die Erläuterungen anlangend: So rathe ich es geistlichen Rednern, I.) lauter biblische Exempel, Gleichnisse, Zeugnisse, und Gegensätze zu brauchen, und sich hergegen aller weltlichen zu enthalten. Denn es siehet einer Pralerey sehr ähnlich, wenn man auf der Kanzel sich mit vieler Belesenheit breit macht, die zur Erbauung der Zuhörer nichts thut: Es wäre denn, daß man etwan die Christen mit Exempeln und Zeugnissen der Heyden zu beschämen dächte. II.) Rathe, ich der Erläuterungen ja nicht zu viel zu machen; wie oben diese Erinnerungen auch schon vorgekommen.

§. X.

Was nun von Casualpredigten, davon man ein so grosses Werk zu machen pflegt, zu halten sey, das kan ich ganz kürzlich sagen. Man wähle sich einen Hauptsatz, der sich zu den besondern Umständen und Veranlassungen solcher Predigten reimet, und führe denselben nach eben den bisher erklärten Regeln aus. Es ist unnöthig viel andere künstliche Regeln vorzuschreiben. Wer die Beredsamkeit versteht, und eine gute Beurtheilungskraft hat, der wird in allen Fällen zu

sagen

sagen wissen, was sich zur Sache schicket. Es wäre auch am besten, wenn man in solchen ausserordentli. Predigten, die dazu gehörigen Sachen, so viel möglich ist, in die Eingänge brächte; die Reden selbst aber, höchstens nur am Ende, darauf richtete und damit beschlösse. In den übrigen Eingängen bleibt es bey dem, was oben in einem besondern Hauptstücke davon gesaget worden. Uberhaupt muß der Ausdruck in Predigten deutlich, lebhaft, und biblisch seyn. Die hochtrabenden Redensarten schicken sich nirgends weniger hin, als in geistliche Reden. Ein Prediger muß keinen andern Ruhm von seiner Beredsamkeit erwarten, als den ihm die Erbauung seiner Zuhörer geben kan. Es ist weit besser, wenn ihn ihre Werke, als wenn ihn nur ihre Lippen loben. Das ist einem geistlichen Lehrer die gröste Ehre, wenn man aus seinen Reden mit neuer Einsicht, mit festerer Uberzeugung, voller Scham über seine bisherige Unart, und mit einem ernstlichen Vorsatze, gottselig zu leben, aus der Kirche kömmt. Man sehe hiervon nach, was der berühmte P. Gisbert, in seiner Eloquence Chretienne vor herrliche Regeln gegeben hat. Endlich setze ich noch hinzu, daß ein Prediger kurz und gut predigen müsse. Die Länge macht einen schlechten Vortrag gewiß nicht gut; auch der beste kan dadurch unangenehm werden. Auch davon könnte ich des theuren Luthers Zeugniß anführen; ich will mich aber mit des grossen Meisners Worten (vid. Praecognita Theol. Disp. VI) begnügen, die davon so lauten:

Dein Predigt schleuß kurz, rund und gut.
Lang Predigt hört man mit Unmuth.
Jsts eine Kunst wohl predgen können,
So ists auch eine das Ende finden.
Wer den Schlüssel nicht finden kan;
Der macht verdrossen jederman.

§. XI.

Nun sollte ich auch wohl diese meine Regeln mit Exempeln solcher geistlichen Reden bestärken, die darnach ausgearbeitet sind. Es könnte mir daran zwar auch nicht fehlen, da ich mehr als hundertmal und zwar auf den ansehnlichsten Kanzeln in Königsberg, Danzig und Leipzig geprediget habe. Allein da ich selbst in keinem geistlichen Amte stehe, so würden dieselben doch das Ansehen nicht haben, welches man haben muß, wenn man von angehenden geistlichen Rednern nachgeahmet werden will. Was bedarf es aber meines Exempels? Hat uns nicht Herr Abt Mosheim dergleichen Muster gegeben, die einem jeden zeigen können, wieweit die Regeln einer vernünftigen Beredsamkeit, eine gekünstelte Homiletik übertreffen? Was können die Anbether von dieser gezwungenen Kunst aufweisen, daß mit jenen einen Wettstreit eingehen kan? Wie viel Nachahmer hat er sich nicht schon in Ober-und Nieder-Deutschland erworben? Und wer gesteht es ihm nicht zu, daß Deutschland an ihm einen Bourdaloue, Tillotson und Saurin aufzuweisen hat? Auf dessen unverbesserliche Muster verweise ich nun alle Liebhaber einer vernünftigen geistlichen Beredsamkeit. Damit ich aber zum wenigsten ein einziges Probestücke von meiner Arbeit beyfüge, so will ich folgende Predigt hieher setzen, die ich noch vor etwa sechs Jahren hier in Leipzig am II. Weihnachtsfeyertage nachmittags gehalten habe. Der Text ist, wie bekannt, von der Steinigung Stephani. Anstatt des Isten Einganges habe ich nach dem Exempel einiger grossen Gottesgelehrten, und der Absicht der Alten gemäß, eine Vorbereitung zum Gebeth des Herrn gemacht. Mein Hauptsatz scheinet zwar ein Thema rotundum zu seyn. Allein es ist dennoch nicht wieder meine obige Regeln gesündiget; wie ein jeder, der die Sache genau einsieht, wahrnehmen wird.

✲ ✲ ✲

Der

Der Tod der Märtyrer, als ein Beweis der Evangel. Wahrheit

in einer geistlichen Rede im Jahr 1729. am andern Weihnachtstage aus der ordentlichen Vesperlection vorgestellet.

Hier sind wir, o! allergütigster Vater, als deine Kinder abermal vor deinem Angesichte erschienen, um dir an dem seligen Geburtsfeste deines Sohnes, für deine unaussprechliche Liebe gegen uns, nochmals Dank abzustatten. Wir verehren mit aufrichtigen Herzen den überschwenklichen Reichthum deiner Gnade *; wir preisen mit dankbaren Lippen deine ewige Barmherzigkeit, welche dich bewogen hat, durch die Sendung deines Sohnes für unser Heil zu sorgen. Aber wir bewundern auch zugleich deine unergründete Weisheit, so du in dem ganzen Werke unserer Seligkeit erwiesen hast.

Wir elende, wir verderbte, wir unselige Menschen irren in unserer angebohrnen Finsterniß des Verstandes und Unart des Willens auf dem Erdboden herum. Der unsterbliche Geist, der in uns wohnet, kennet weder dich noch sich selber recht. Er weis nicht recht, was gut oder böse ist. Er strebet zwar heftig nach einer Glückseligkeit; ergreift aber an ihrer statt, mehrentheils das Verderben. Er wünschet sich die Unsterblichkeit, weis aber nicht, daß ihm dieselbe von dir bestimmet sey: Und dafern er solches ja durch sein natürliches Licht muthmasset; so weis er doch kein recht sicheres Mittel, seinen Zustand auch nach dem Tode glücklich zu machen.

Deine Weisheit allein, o! unerforschter Gott, dein unendliche Weisheit erfindet ein Mittel, sich mitten unter

* Ephes. II. v. 7.

diesem verkehrten Geschlechte ein Volk zu sammlen; mitten unter den verlohrnen Adamskindern eine Kirche zu stiften. Dein Sohn Jesus Christus wird von dir zum Stifter eines neuen Bundes bestimmet. Er erscheinet unter der schwachen Gestalt eines Menschen, ist aber von dir mit den herrlichsten Gaben des Geistes zu einem göttlichen Lehrer ausgerüstet: Ja in ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit. Er vertreibet die Nacht heydnischer Finsterniß und Unwissenheit durch den Glanz seines Evangelii: Er verkläret die Mosaischen Schatten des Judenthums, durch das Licht seiner Gnadenverheissungen: Er zerbricht das unerträgliche Joch Levitischer Ceremonien, und lehret seine Jünger das einzige grosse und neue Geboth der Liebe beobachten*. Er predigt allenthalben die tröstliche Lehre von Vergebung der Sünden, und sendet unzählige Bothen aus, allen Völkern das vorhandene Gnadenreich Gottes auf Erden anzukündigen; aller Welt Ende zum Gehorsame des Glaubens einzuladen.

Diese Predigt nun besieget ohne Schwerdt und Waffen alle Macht, so sich wieder sie auflehnt. Die Einfalt seiner Schüler ist der Weisheit aller Griechen und Römer überlegen. Je mehr man die Anbether seines Namens verfolget, desto grösser wird ihre Anzahl. Bande, Kerker, Martern und Flammen sind nicht vermögend ihm nur einen einzigen Jünger abtrünnig zu machen. Das schmerzerfüllte Ende seiner Bekenner schrecket keinen ab, auf ihre Partey zu treten, die ihnen doch nur lauter Trübsal und Elend drohete. Vielmehr wird das stromweise vergossene Blut seiner Zeugen ein fruchtbarer Saame, der die halbe Welt mit Gläubigen erfüllet, die ihm so häufig, als der Thau aus der Morgenröthe gebohren werden †.

Wir erstaunen, o! du Vater alles Lichtes, wenn wir in diese dunkle Tiefen deiner Vorsehung einen Blick thun. Unser blödes Auge verliert sich in solchen Abgründen deiner

* Joh. XIII. v. 34. † Ps. CX. v. 3.

deiner Weisheit, und unser Herz borget einem deiner Diener den Ausruf ab: O! welch eine Tiefe des *Reichthums, beyde der Weisheit und Erkenntniß! Wie gar unbegreiflich sind deine Gerichte? Wie unerforschlich deine Wege! Nein, wir können nicht müde werden, die Werke deiner Weisheit zu bewundern. Ein schwaches Kind von Nazareth gründet ein ewiges Reich auf Erden. Eine kleine Anzahl ungelehrter und unbewaffneter Fischer bemächtiget sich, ohne Beredsamkeit und Gewalt, ganzer Königreiche und Kayserthümer, vor welchen sonst der Weltkreis gezittert hatte. Eine verachtete Gesellschaft einfältiger Hebräer legt den Grund zu einem Gebäude, welches die Pforten der Höllen nicht überwältigen sollen †.

Ach lehre uns doch, o! allergütigster Vater, auch in dieser Stunde einen Theil der Geheimnisse deines Reichs erkennen. Zeige uns einen Stral deines himmlischen Lichtes, und lehre uns sonderlich begreifen, wie auch der Tod deiner Blutzeugen eine Stütze deiner Evangelischen Wahrheit habe abgeben müssen. Ermuntre uns aber auch selbst zu einer unüberwündlichen Standhaftigkeit im Glauben an deinen Sohn; und erhöre uns, wenn wir dich so wohl darum, als um den Beystand deines Geistes zu unserm Vorhaben, anrufen werden. Wir thun dieses in dem Gebethe, welches uns dein Sohn gelehret hat; dem zu Ehren wir zuvor den bekannten Weihnachtsgesang anstimmen wollen: Ein Kindelein so löbelich ꝛc. V. U. ꝛc.

Der Text stehet in der Apostelgeschichte im siebenden und achten Capitel: Stephanus aber voll Glaubens ꝛc. bis: und als er das gesagt, entschlief er.

Eingang.

Wir nennen uns insgesammt Christen, auserwählte

*Röm. XI. v. 33. †Matth. XVI. v. 18.

Gottes, heilige und geliebte, ja, was noch mehr ist, rechtgläubige Evangelische Christen: Und wir thun sehr wohl daran. Denn wer wollte sich nicht eines Vorzugs rühmen, der uns von so viel hundert Völkern des Erdbodens unterscheidet, ja dessen selige Wirkungen wir in Zeit und Ewigkeit empfinden werden? Allein was wäre wohl mehr dabey zu wünschen, als, daß wir es auch alle zu sagen wüsten, warum es besser sey, ein Christ, als ein Türke, ein Jüde, oder ein Heyde zu seyn?

Vergebet mir diesen Wunsch, ihr meine Liebsten, der dem ersten Ansehen nach, etwas lieblos zu seyn scheinet. Man sollte billig alles von euch hoffen *, wie die Christliche Liebe zuthun pflegt; und folglich auch an eurem guten Erkenntniße keinen Zweifel tragen. Allein erweget es selbst, ob man Fug und Recht habe solches zu thun. Ich richte und verdamme keinen: Richtet ihr aber selbst, ob man wohl allen Christen überhaupt; ob man allen, die auch in dieser Versammlung vorhanden sind, ein gleiches Maaß der Erleuchtung zutrauen könnne?

Redet nicht die Schrift selbst von verschiedenen Classen der Gläubigen? Unterscheidet sie nicht die Schwachgläubigen von denen, die sie Helden im Glauben nennet **? Lehret sie nicht, daß für jene Milch und nicht starke Speise gehöre, wie für die neugebohrnen Kindlein †? Und zeiget sie nicht, daß die andern, als Männer, nach der Vollkommenheit streben sollen, nach dem Maasse des vollkommnen Alters Jesu Christi ††? Johannes schreibet nicht nur den Vätern, welche den kennen, der von Anfang ist: Er schreibet auch den Jünglingen, daß sie stark seyn sollen: Er schreibt auch Kindern, welche den Vater kennen †††. Und was ist also deutlicher, als daß diese drey Gattungen der Christen auch im Grade ihrer Ueberzeugung von der Evangelischen Wahrheit unterschieden seyn werden?

Ich

* 1. Cor. XIII, v. 7. ** 1. Cor. VIII, v. 10. † Hebr. V, v. 12. 13. †† Ephes. IV, v. 13. ††† 1. Joh. II, v. 13. 14.

Ich wiederhohle es also noch einmal. Wir sind alle Christen, und glauben allem demjenigen, was uns die Diener des Worts aus der heiligen Schrift von Glaubenslehren und Lebenspflichten vortragen. Und wir thun sehr wohl daran. Wenn wir aber auch nur alle wüsten, warum man Ursache hat, diese Lehre des Evangelii für eine unbetrügliche, für eine göttliche Wahrheit zu halten!

In Wahrheit! ich entsetze mich, wenn ich an die unzählbare Menge unserer Brüder und Schwestern denke, die sich auch, gleich uns, für Christen ausgeben; aber bey dem allen keinen bessern Grund ihres Glaubens anzugeben wissen, als Heyden und Mahometaner. Diese letztern nennen sich eben so wohl Muselmänner, das ist, Rechtgläubige, als wir. Sie berufen sich eben so wohl auf ihren Alcoran, als wir auf die heilige Schrift A. und N. Testaments. Sie verehren ihren grossen Propheten Mahomet eben so wohl, als wir unsern grossen Propheten, Jesum Christum. Hier ist noch kein Unterschied. Wenn man aber beyde um die Ursache ihres Glaubens, um die Beweisgründe ihrer Religion befragen sollte: So würden sie gröstentheils beyde verstummen; oder doch nichts zulängliches zu antworten wissen.

Nunmehro urtheilet selbst, meine Brüder, ob der Mangel hier an uns, oder an der Christlichen Religion liege? und ob es uns eine Ehre sey, wenn wir uns bewegen und wankend machen lassen, von allerley Wind der Lehre? Nein, ihr meine Liebsten! der Apostel will, daß wir zur Verantwortung bereit seyn sollen, gegen iedermann, der da Grund fodert von der Hofnung, die in uns ist. Die Hoffnung der Christen ist gewiß eine herrliche Hofnung. Es ist die Hoffnung eines ewigen Erbes, das uns aufbehalten wird im Himmel *. Und was wäre schändlicher, als daß wir uns mit einer so süssen Hoffnung schmeicheln wollten; aber keinen bessern Grund davon anzugeben wüsten, als Heyden und Türken? Wir müssen bereit seyn dieselbe

*1. Petr. I, v. 4. 5.

dieselbe gegen iederman zu verantworten, und unserm Glauben die Schande nicht anthun, als wenn wir ihn aus Unverstand angenommen hätten. Eine andere Kirche mag sich an einem blinden Köhlerglauben gnügen lassen. Bey der Evangelischen Wahrheit müssen wir geschickt seyn, auch ihren Feinden zu begegnen, und selbst unsern Widersachern das Maul zu stopfen.

Der ietzt verlesene Text, ihr meine Liebsten, giebt uns eine recht erwünschte Gelegenheit, eine solche Glaubensprüfung anzustellen; oder vielmehr einen Beweis von der Wahrheit der Christlichen Religion auszuführen. Wir wissen es wohl, daß dieselbe auf vielerley Art erwiesen werden kan, und daß man bald aus den Prophezeihungen des alten Testaments, bald aus den Wunderwerken Christi und seiner Apostel, bald aus der innern Beschaffenheit der Christlichen Lehre, bündige Beweisthümer für die Evangelische Wahrheit führen könne. In unserer Vesperlection aber, wird uns der Märtyrer Tod, als ein Grund unseres Glaubens angewiesen. Stephanus stirbt; er stirbt eines gewaltsamen und schmählichen Todes; er stirbt aber als ein treuer Bekenner und Blutzeuge der Christlichen Religion. Die Wuth der Jüden hat ihn ihrem blinden Religionseifer aufgeopfert: Er bestätigt also durch seinen unschuldigen und standhaften Tod, daß die Lehre Christi und seiner Apostel eine himmlische und göttliche Wahrheit sey. Was können wir also in gegenwärtiger Stunde erbaulichers zu unserer Betrachtung aussetzen, als wenn wir den Tod der Märtyrer als einen Beweis der Evangelischen Wahrheit vorstellen werden? Die Sache ist von der gröſten Wichtigkeit, ihr meine Brüder, und verdient also eure ganze Aufmerksamkeit. Darum ermuntert eure Herzen, und bemühet euch ernstlich, eure Seelen zu einer völligen Gewißheit im Glauben zu bringen. Gott gebe, daß ihr alle diesen Zweck erlangen möget!

Abhandlung.

Was unser Glaube sey, ihr meine Lieben, das ist sonder Zweifel euch allen bekannt. Es ist der ganze Innbegriff der Christlichen Lehre, so wie dieselbe in den Schriften des Neuen Testaments enthalten ist. Es ist diejenige Lehre, so unser Heiland selbst zuerst gepredigt, hernach aber durch seine Apostel mündlich und schriftlich hat fortpflanzen lassen, und die er seiner Gemeine zur Richtschnur des Glaubens und Lebens anbefohlen hat.

Will jemand einen kurzen Begriff daraus hören; so ist es dieser Lehrsatz: Jesus von Nazareth ist der Sohn Gottes, das ist, der versprochene Meßias, der den Vätern verheissene grosse Prophet, der Stifter und König eines geistlichen Reichs auf Erden. Dieser wichtige Hauptsatz ist allein zulänglich, unsern Glauben von der natürlichen, heydnischen, jüdischen und türkischen Religion zu unterscheiden. Dieses ist der Kern der Schrift, und der hauptsächlichste Artikel der Christlichen Lehre. Kaum hatte dort Petrus auf die Frage Jesu, wer er wäre? geantwortet: Er sey Christus, oder, welches gleichviel ist, der Meßias, des lebendigen Gottes Sohn*: So sprach derselbe darauf; daß er auf diesen Felsen, d. i. auf eine so felsenfeste Wahrheit seine Gemeine erbauen wolle. Kaum hatte dort der Kämmerer gegen den Apostel Philippus*; der Kerkermeister gegen den Petrus†; und Cornelius der Hauptmann gegen eben diesen Apostel†† das Bekenntniß abgeleget: Jesus sey Christus, der in die Welt kommen sollte: So wurden sie alle für gläubig geschätzet, und zur Taufe gelassen. Auf diesen Eckstein gründet sich auch in der That das ganze Gebäude des Christenthums. Diese Wahrheit haben die Apostel zu allererst verkündiget. Für dieselbe Wahrheit haben alle Mär-

* Matth. XVI, v. 16. 17. 18. * Apgesch. VIII, v. 37. † Apg. XVI, v. 31. †† Apg. X.

Märtyrer ihr Leben gelassen; und von dieser Hauptwahrheit wollen wir hauptsächlich erweisen, daß sie durch den Tod der Märtyrer bestätiget worden sey.

Sonder Zweifel weis es auch ein jeder, was durch den Märtyrertod verstanden werde. Was heißt er anders, als eine schmerzliche und schmähliche Todesart, die den Bekennern einer, dem Ansehen nach, neuentstandenen Religion, von ihren wütenden Verfolgern unschuldiger Weise auferleget wird; darinn aber ein solcher Bekenner standhaft aushält, und die einmal erkannte Wahrheit, aller Schmerzen ungeachtet, bis auf den letzten Blutstropfen vertheidiget.

Diese Erklärung zu bestätigen, dürfen wir nur einen Blick in unsern Text thun. Stephani Tod ist nach allen seinen Eigenschaften ein solcher Märtyrertod. Die Christliche Religion war damals eine dem Scheine nach, neuentstandene, unter den Jüden und Heyden verhaßte Religion; eine Lehre, der an allen Enden und Orten wiedersprochen wurde. Stephanus war ein Bekenner derselben, und zwar ein solcher, der nicht von Jugend auf darinnen erzogen war; sondern der sie selbst, bey männlichen Jahren, nach reifer Ueberlegung und völliger Ueberzeugung angenommen hatte. Er bekennet auch dieselbe frey und öffentlich; ist aber sonst von unbeflecktem Wandel. Seine Feinde selbst wissen ihm kein ander Laster aufzubürden, als daß er wider Mosen und ihre heilige Stätte Lästerworte ausgestossen habe. Und auch dieses müssen sie ihm durch falsche Zeugen Schuld geben lassen: Ein gefährlicher Kunstgriff, dessen sie sich schon wieder Jesum selbst bedienet hatten! Er verantwortet sich hierüber vor dem öffentlichen Rathe, und legt nochmals ein freudiges Bekenntniß seines Glaubens ab. Hierauf nimmt der blinde Religionseifer der Jüden überhand. Man stößt ihn im Getümmel, ohne Urtheil und Recht zur Stadt hinaus und steiniget ihn. Da endigt nun der standhafte Stephanus sein Leben, auf eine muthige und

gott-

gottfürchtige Weise; indem er so gar für seine Verfolger bethet, und seinen Geist in die Hände desjenigen Heilandes empfiehlet, der ihm vor Gerichte schon zur Rechten seines Vaters erschienen war.

Wir haben, meine Liebsten, mit Bedacht zum Märtyrertode die Bekenner einer, dem Ansehen nach, neuen Religion erfodert. Vielleicht wird solches manchen Wunder nehmen. Allein dadurch schliessen wir alle diejenigen aus, die in einer Lehre oder Art des Glaubens von Kindesbeinen auferzogen und erwachsen sind. Dergleichen Leute können gar leicht auch falsche Meynungen so fest in sich Wurzel fassen, und sich so darinnen verhärten lassen, daß niemand vermögend ist, ihnen dieselbe aus dem Kopfe zu bringen. Sie sterben alsdann wohl gar eben so muthig für ihre Vorurtheile und abergläubische Irrthümer, als die eifrigsten Bekenner der Wahrheit thun würden. Aber diese haben bey ihrer Marter den Vorzug zum voraus, daß sie eine neuentstehende Religion nach eigener Untersuchung angenommen; und sehr viel Hindernisse zu überwinden gehabt, ehe sie die Weise ihrer Väter verlassen; ehe sie sich entschliessen können, von einer eingeführten, bequemen und dem Ansen nach, sichern Religion zu einer neuen, beschwerlichen und gefährlichen Gemeinschaft zu treten.

Eine alte Religion bedarf auch zu ihrer Bestätigung der Märtyrer so wenig, als der Wunderwerke und Prophezeihungen. Unsere Gottesgelehrten haben es wieder die Römischgesinneten längst dargethan, daß die Kraft der alten Wunder, so in dem apostolischem Jahrhunderte geschehen, schon mehr als zulänglich sey, unsern Glauben zu bestätigen. Ein gleiches kan man auch von den Märtyrern sagen. Denn gesetzt, daß unser Glaube heute zu Tage Märtyrer genug aufzuweisen hätte; So dörften wir doch ihren Tod ganz und gar nicht zum Beweise unserer evangelischen Wahrheit machen; als welche schon vor so viel hundert Jahren aufs allervollkommenste erwiesen

und

und bekräftiget worden. Gesetzt auch, daß wir itzo und in neuern Zeiten keinen einzigen so standhaften Blutzeugen der Christlichen Religion namhaft machen könnten: So würde doch dieselbe darum die Gewißheit nicht verlieren, so ihr aus diesen und andern Gründen, gleich im Anfange ihrer Stiftung zugewachsen; so daß sie dadurch über alle ihre Feinde hat triumphiren können.

Nunmehro ist es Zeit, ihr meine Lieben, den Beweis selbst vor die Hand zu nehmen, und zu zeigen: Wie denn der Tod der Märtyrer einen sichern Grund der evangelischen Wahrheit abgeben könne. Wir werden uns denselben in völliger Deutlichkeit vorstellen, wenn wir auf zweene Sätze insbesondere unsere Gedanken richten werden. Der erste davon ist dieser: **Für welche Religion eine unzählige Menge verständiger und frommer Leute, als die ersten Lehrer und Bekenner derselben, ihr Leben auf eine schmähliche und schmerzhafte Weise aufopfern, das muß wohl eine wahrhafte, eine von Gott selbst gestiftete Religion seyn.**

Wem die Wahrheit dieses Satzes nicht sogleich in die Augen fällt, der erwege nur mit wenigem die beyden Haupteigenschaften derjenigen, so wir zum Märtyrertode erfordern; und zwar erstlich, daß es verständige Leute seyn sollen. Es ist wahr, wenn wir es unwissenden, unerfahrnen, einfältigen und abergläubischen Leuten einräumen wollten, daß sie durch ihren Tod die Wahrheit irgend einer Religion bestätigen könnten: So würde unser Beweis nichts gelten; so würden auch vielleicht Heyden und Mahometaner, ja Jüden, Quäker und Schwärmer sich dieses Beweisgrundes anmaßen können. Diese alle werden hie und da jemanden aufzuweisen haben, der um ihrer Meynungen und Secten halber sein Leben eingebüsset. Daß dieses möglich sey, haben wir schon oben in der Erklärung des Märtyrertodes zugegeben; zumal wenn solche einfältige Leute von Jugend auf

in

in ihren Vorurtheilen erzogen worden. Allein wir erfordern vernünftige Männer zum Märtyrertode; Männer, die eine gute Einsicht in Religionssachen besitzen; Männer, die selbst Zeugen von dem allen abgegeben, wofür sie ihr Leben lassen; Männer, die gewiß überführet sind, daß sie selber nicht betrogen worden, auch, bey solchen Umständen, unmöglich haben können betrogen werden.

Zum andern erfodern wir **fromme**, das ist, **redliche und rechtschaffene Leute** zum Märtyrertode. Auf leichtsinnige Gemüther, auf boshafte Lügner und vorsetzliche Betrüger würde sich hier kein Mensch berufen; gesetzt, daß sie ihr unseliges Leben über einer Lehre aufgeopfert hätten. Wer wollte sich auf das Zeugniß leichtfertiger Buben und umschweifender Landstreicher gründen, von deren Tugend und Aufrichtigkeit man keine Proben aufzuweisen hätte? Oder wer wollte Leuten den Beweis gewisser Wahrheiten anvertrauen, die ihrer Uebelthaten halber bekannt wären, und grober Verbrechen halber vom Leben zum Tode gebracht worden? Nein, ihr meine Lieben, es müssen fromme Männer, es müssen eifrige Liebhaber der Wahrheit seyn; Leute, die sich ein Gewissen machen, den geringsten Irrthum durch ihren Beyfall zu unterstützen, vielweniger gar durch ihr standhaftes Zeugniß auszubreiten: Es müssen endlich auch Leute von unschuldigen Sitten seyn, denen selbst ihre Feinde nichts Böses nachzusagen wissen; geschweige denn, daß man sie als Uebelthäter zur Strafe ziehen könnte. Solche fromme, solche redliche und gewissenhafte Leute, solche ungescholtene Männer erfodern wir zu demjenigen Märtyrertode, auf welchen wir den Beweis einer neuentstandenen Religion gründen wollen.

Nun erwege man es doch, ob es nur einigermaaßen möglich, ich will nicht sagen wahrscheinlich sey, daß dergleichen Zeugen, als wir sie erfodern, für eine neue Lehre ihr Leben lassen würden, wenn dieselbe nicht eine besondre überzeugende Kraft in ihren Seelen geäussert hätte? Wahrhaftig, es gehört mehr als eine gemeine, mehr als eine menschliche Ue-

berredung dazu, dergleichen verständige und in der Religion ihrer Väter erfahrne Leute auf ganz andere Gedanken zu bringen, sie aus Feinden zu eifrigen Verfechtern der neuen Lehre zu machen, ja endlich so weit zu bringen, daß sie ihr Blut und Leben für dieselbe dahin geben. Wer leidet doch für eine Wahrheit, daran er noch selber zweifelt, nur einen etwas empfindlichen Schmerz? Wer würde wohl einer ungewissen Sache halber, den Verlust eines einzigen Gliedes an seinem Leibe erdulden? Wie ist es denn möglich zu glauben, man werde für einen wirklich erkannten Irrthum sein Leben lassen? Und wer kan sichs einbilden, daß vorsetzliche Betrüger, bloß um der elenden Lust willen, andere zu verführen, einen sehr schmerzlichen und martervollen Tod standhaft ausstehen würden?

Es ist ein merkwürdiges Exempel, welches man in den Geschichten des andern Jahrhunderts nach Christi Geburt von einem Betrüger, mit Namen Alexander, findet. Er lebte in Griechenland, zu Zeiten des weisesten römischen Kayfers, Marci Aurelii Antonini; und gab sich für einen neuen Propheten aus. Eine grosse, aber zahm gemachte Schlange, der dieser falsche Prophet durch Kunst ein menschlich Angesicht anzusetzen wußte, mußte den Aesculapius, einen Gott der Arzneykunst, bedeuten: Und vermittelst derselben gab er den Leuten auf alle ihre Fragen, theils von Krankheiten, theils von andern Dingen, Antwort. Diese Fragen wurden ihm in versiegelten Zetteln gegeben; die er aber durch List zu eröffnen wußte, ohne daß man es merken konnte. Gieng das aber nicht an, so gab er ihnen eben so dunkele Antworten, als man sonst von den Orakeln der Heiden zu bekommen gewohnt war. Dieser Betrüger lies sogar bisweilen seine Schlange selbst mündlich antworten, welches aber vermittelst einer Röhre geschah, die aus dem Munde des menschlichen Gesichts, durch die Wand bis in ein ander Zimmer gieng, woselbst einer von seinen Leuten die nöthigen Worte aussprach. Ganz Griechenland ward von diesem falschen Propheten bezaubert, ja man schickte selbst von

Rom

Rom und andern umliegenden Ländern und Städten unzählige Bothen, dieses neue Orakel um Rath zu fragen. Nur die Weltweisen, nur die Christen verspotteten diesen schändlichen Betrüger: Daher kam es auch, daß er dieselben in seinen Versammlungen durchaus nicht leiden wollte. Aber, was vor ein Ende nahm dieser falsche Prophet? Hat er etwa seine Lehre durch einen Märtyrertod bekräftiget? Nein, meine liebsten! Er prophezeyete sich ein Leben von 150 Jahren, da ihn denn ein Wetterstral tödten würde, wie vormals dem Aesculapius selbst geschehen war. Allein seine Weissagung schlug fehl. Er starb noch vor dem 70sten Jahre, an einem stinkenden Geschwüre, und gab also den boshaften Geist auf, der so viele tausend Einfältige geäffet hatte. So ward endlich der schändliche Betrug auch dem abergläubischen Pöbel offenbar, der vorhin wohl sein Leben für ihn gelassen hätte.

Was schliessen wir nun daraus, ihr meine Lieben? Dieses, daß der Betrug seinen falschen Propheten nicht dahin bringen könne, sich selbst, zur Bestätigung desselben, aufzuopfern: Oder daß die Lügen ihre Apostel nicht vermögen könne, Verfolgungen und Martern darüber auszustehen. Dieses einzige fehlete dem boshaften Alexander noch zu Bestätigung seiner göttlichen Sendung, und zur Fortpflanzung seiner Secte. Aber so stark konnte ihn die Bosheit nicht machen. Ja! zur Verheelung ihrer Bubenstücke haben durchtriebene Böswichter oft die grausamste Marter überstanden. Alle Foltern sind zuweilen nicht vermögend gewesen, ein Bekenntniß ihrer Frevelthaten von ihnen zu erpressen. Aber was that nicht die Begierde ihr Leben zu erhalten, welches sie bey ihrem erfolgten Geständnisse gewiß würden verlohren haben? Die Furcht vor dem Tode machte sie derowegen so unempfindlich; nicht aber die Liebe der Wahrheit. Der Betrug kan sich unmöglich standhafte Märtyrer erwecken. Die Wahrheit allein hat die Kraft, sich solche beständige Anhänger zu machen, daß auch der

Tod selbst ihnen leicht wird; und daß keine Marter von der Welt ihre felsenfeste Aufrichtigkeit überwinden kan.

Ja, wird man sagen, die Weltweisen der Indianer, die so genannten Brachmanen, haben sich vorzeiten durch ihre philosophische Uebungen, zu einer solchen Unempfindlichkeit und Standhaftigkeit, in Erduldung aller Schmerzen gewöhnet, daß sie sich selbst auf den Scheiterhaufen gesetzet, ja auf glüende Kohlen ganz gemächlich hingestrecket; und ohne Zücken eines einzigen Gliedes zu Staub und Asche verbrannt. Noch mehr; Lucianus, ein Mann, dem man in diesem Stücke sehr wohl trauen kan, berichtet uns von einem Cynicker Peregrinus, daß er sich als ein andrer Herkules, in den Olympischen Spielen, vor den Augen von ganz Griechenland, bloß aus Begierde unsterblich zu werden, selbst ins Feuer gestürzet, und von den Flammen verzehren lassen.

Es ist nicht zu leugnen, ihr meine Lieben, daß dieses sich nicht in der That also verhalten sollte. Allein was folget daraus wieder unsern obigen Satz? Haben denn die Brachmanen und Gymnosophisten sich einer neuen Religion halber ums Leben bringen lassen? Was vor eine Lehre haben sie bestätigen wollen? Wer hat sie verfolget? Wer hat sie genöthiget, die Wahrheit ihres Glaubens mit ihrem Blute zu bekräftigen? In Wahrheit, niemand. Sie haben keine neue Lehre vorgetragen, keine neue Religion geprediget; auch die Wahrheit derselben durch ihr Blut nicht bestätigen wollen. Ihr unphilosophischer Hochmuth hat sie zu der Thorheit verleitet, sich auf eine ungereimte Weise einen Namen zu machen. Sie haben sich also als Selbstmörder ums Leben gebracht, und können unmöglich für Märtyrer angesehen werden.

Was den Peregrinus in Griechenland anlanget, so lese man nur seine Geschichte im Lucianus nach: So wird man inne werden, ob sein Beyspiel sich etwas besser hieher schicket. War er denn etwa ein Stifter oder Fortpflanzer einer neuen Secte? Nein, er war ein Cynischer Philosoph, der die Unver-

Unverschämtheit der Sitten aufs höchste getrieben hatte. War er ein verständiger und kluger Mann? Nein, ein arglistiger und durchtriebener Bösewicht, der sich so gar der Leichtgläubigkeit der damaligen Christen in Palestina zu misbrauchen wußte; sich fälschlich für ihren Glaubensgenossen ausgab, sich einen grossen Anhang machte, und als er seiner Bubenstücke halber im Gefängnisse saß, von ihren Allmosen prassete, bis er wieder auf freyen Fuß kam, da er denn ihre Partey wieder verließ, und nach Griechenland zurücke gieng. War er denn ein ehrlicher Mann? Nein, ein Knabenschänder, ein Ehebrecher, ein Vatermörder, ein Majestätenlästerer, ein unverschämter Landstreicher, der bald in Judäa, bald in Griechenland, bald in Egypten, bald in Italien herumschweifete, und nirgends den Beyfall der Verständigen erlangen konnte. Ward er denn endlich seiner Lehre halber von andern ums Leben gebracht? Nein, ihr meine Lieben, auch dieses nicht. Der Unsinnige setzte sich, aus Begierde von dem Pöbel vergöttert zu werden, selbst auf den Scheiterhaufen. Er hatte falsche Weissagungen von sich unter die Leute gebracht, die von den Sybillen herkommen sollten; daß sich ein Cynicker bey dem Tempel Jupiters verbrennen, dadurch gen Himmel fahren, und ein Gott der Nacht werden würde. Sehet meine Brüder! dieser thörichte Ehrgeiz, und nicht die Ausbreitung der Wahrheit hat ihn des Lebens beraubet. Seine närrische Begierde, unsterblich zu werden, hat ihn zum Selbstmörder, aber nicht zum Märtyrer gemacht.

Noch eins ist, was man uns wieder den ersten Satz unsers Beweises vielleicht einwenden wird. Die Römischcatholischen, wird man sagen, haben gleichwohl in China und Japan ihre Märtyrer aufzuweisen, allwo sie wirklich der Religion halber ihr Leben eingebüßet. Ja, was noch merkwürdiger ist, sogar die Jüden haben in Spanien und Portugall eine Menge solcher Bekenner gehabt, welche, wie jene Mutter mit ihren sieben Söhnen * in dem Buche der

* 2 Macc. VII.

Maccabäer, für das Gesetz ihrer Väter alle nur erdenkliche Martern ausgestanden. Sollten nun diese insgesamt dadurch auch erwiesen haben, daß ihre zum Theil abergläubische Lehren und Irrthümer von Gott wären?

Uebereilet euch nur nicht, meine Brüder, und nehmet euch Zeit, der Sache gebührend nachzudenken. Wir wollen zuerst auf beydes überhaupt antworten, hernach aber auch auf jedes insbesondere kommen. Urtheilet doch selbst, ob das Judenthum sowohl als das Pabstthum für neue Religionen anzusehen seyn? Und ob es nunmehro wohl Zeit sey, die Wahrheit ihrer Lehrsätze mit dem Tode standhafter Märtyrer zu erweisen? In so weit die jüdische und römischcatholische Religion göttliche Religionen sind, in so weit haben sie längst durch die Wunder Mosis und Christi ihre Gewißheit erhalten; und sie brauchen also gar keinen neuen Beweis. In so weit sie aber aus Menschensatzungen bestehen, sind sie längst durch die christliche und evangelische Religion, ja durch die gesunde Vernunft wiederleget worden: So daß zehn tausend Märtyrer diese Beweise nicht umstossen können.

Hernach erwege man nur, warum sich ein Jude in Spanien martern lässet? In der Finsterniß des Pabstthums, so daselbst herrschet; wo man mehr die Heiligen, als den ewigen Gott selbst verehret, ja so gar das Geheimniß der Dreyeinigkeit so unvorsichtig vorträgt, als ob wir Christen nicht einen, sondern drey Götter glaubten; da, sage ich, nimmt michs gar nicht Wunder, wenn ein Jude einen tödlichen Abscheu vor den römischen Greueln bekömmt. Er ist von der Göttlichkeit des mosaischen Gesetzes völlig überzeuget, und hierinn irret er nicht. Er hält Abgötterey und Vielgötterey vor eine Todsünde; und darinnen hat er auch recht. Er stirbt also für eine wahre Lehre, für die Lehre von einem einigen Gott, die ihm Moses und alle Propheten so fest eingepräget haben. Und also ist er in der That für einen Märtyrer oder Blutzeugen dieser Wahrheiten zu halten,

und

und sein Tod kan in so weit gar wohl einen Beweis der Einigkeit Gottes abgeben.

Nunmehro ist es leicht, auch von den Märtyrern der römischen Kirche im Oriente zu antworten. Was dünket euch, meine Brüder? Antwortet mir selbst, denn euer Urtheil soll hier gelten. Sind die Päbstler denn so gar in Irrthum verfallen, daß sie gar keine Christen mehr zu nennen wären? Haben sie denn nicht die Grundlehren des Evangelii noch gröstentheils beybehalten, ob sie gleich dieselben durch tausend Menschensatzungen verstellet haben? Wollen wir sie gänzlich aus dem Schooße der christlichen Kirche ausschliessen? Und wenn wir irgend so lieblos wären; können wir solches mit gutem Grunde thun? Nein, meine liebsten, unsere Gottesgelehrten gehen so weit nicht. Die römischcatholischen sind also noch Christen, und wenn sie derowegen in heydnischen Ländern, als Japan und China, als Fortpflanzer des Christenthums sterben: So kan ihr Tod in der Wahrheit, als ein Märtyrertod gelten, und man könte gegen die Ungläubigen daselbst gar wohl einen Beweis für die Wahrheit ihrer fürnehmsten Glaubenslehren und von dem Heylande der Welt Jesu Christo, hernehmen. Folglich stehet denn unser obiger Satz unbewegt:

Für welche neue Religion eine Menge verständiger und redlicher Leute als Lehrer und Bekenner derselben, ihr Leben auf eine schmähliche und schmerzhafte Art aufopfern, das muß wohl eine wahrhafte, eine von Gott selbst gestiftete Religion seyn.

Wir fahren nunmehro fort zum andern Satze, ihr meine Lieben, darauf unser ganzer Beweis von der evangelischen Wahrheit ankömmt, und das ist dieser: **Die Christliche Religion, oder die Lehre des Evangelii ist eine solche, die von unzähligen Verständigen und frommen Leuten, ja von ihren ersten Lehrern und Fortpflanzern bis aufs Blut, ja bis auf den Tod selbst ist behauptet und vertheidiget worden.** Und

sen müssen wir auch noch in ein völliges Licht setzen. Ermuntert nur derowegen eure Herzen, erwecket eure Aufmerksamkeit, meine Brüder: Denn auf die Wahrheit dieses Satzes wird auch die Gewißheit unsers obigen Hauptsatzes lediglich ankommen.

Wer ist aber in allen Kirchengeschichten und weltlichen Historien so unerfahren, oder auch sonst von so unverschämtem Gemüthe, daß er diesen Satz so schlechterdings und überhaupt leugnen sollte? Wer unterstehet sich, so viele christliche und heydnische Scribenten zu verwerfen, die es nicht genug zu beschreiben wissen, wie viel hundert, wie viel tausend, ja, man möchte fast sagen, wie viel Millionen Märtyrer für die Christliche Religion in den ersten Jahrhunderten ihr Leben gelassen? Palästina, Syrien, Egypten, Griechenland und Italien haben sie, als den Abschaum des menschlichen Geschlechts, haufenweise, wie die Schaafe zur Schlachtbank geliefert. Das unselige Jerusalem machte den Anfang zu diesen Verfolgungen an unserm Stephano und etlichen Aposteln unsers Heylandes; und die Römer sind ganz blutdürstig in ihre Fußtapfen getreten. Man hätte mit den Körpern der erschlagenen ganze Seen ausfüllen, von der Asche der verbrannten ganze Hügel aufschütten, und mit dem Blute der gemarterten ganze Ströme färben können. Das grausame Rom hat ganze Bäche davon in seinen Gassen laufen gesehen: Ja es hat die Bekenner des christlichen Namens bloß zur Belustigung seines abergläubischen Pöbels, in den Schauplätzen den Tygern und Leuen zu zerfleischen vorgeworfen.

Und wem sind die zehn grausamen Verfolgungen der Christen nicht bekannt? Haben dieselben nicht, nach dem Geständnisse aller Geschichtschreiber, mehr Menschen gefressen, als zehn der allergrausamsten Kriege, die, seit Menschen auf dem Erdboden wohnen, geführet worden: In Wahrheit, so fruchtbar sonst der menschliche Verstand an verderblichen Erfindungen ist; so hat er doch keine Martern, keine Quaalen, keine Schmerzen, keine Todesarten

mehr

mehr ersinnen können, die armseligen Anhänger des Evangelii damit aufzureiben, oder sie, wo möglich, von ihrem Glauben abtrünnig zu machen. Selbst die Schwerdter der Tyrannen sind stumpf, die Arme der Henkersknechte ganz müde, und die Holzstösse, Kreuzer und Scheiterhaufen sind theuer geworden. Einer so unzähligen Menge der Gläubigen hat man die Hälse abgehacket, so viele hat man zerrissen, und den Feuerflammen aufgeopfert!

Doch wir berufen uns nicht auf alle diese Märtyrer. Nicht die Menge derselben, sondern ihre Beschaffenheit, giebt der Wahrheit unsers Glaubens ein Gewichte. Wenig verständige und ehrliche, mit einem Worte, zwey oder drey recht glaubwürdige Zeugen sind von gröſserm Ansehen, als unzählige andere, von denen man dessen nicht versichert ist. Dieses ist es eben, was uns die Feinde der Wahrheit gern vorzurücken pflegen, wenn sie uns diesen Beweisgrund zu entkräften suchen. Sie meynen, wir hätten zwar eine unnütze Menge von Märtyrern, aber keine tüchtige Anzahl glaubwürdiger Leute aufzuweisen: Und ehe wir weiter gehen, müssen wir auch diesem Einwurfe gebührend begegnen.

Es ist wahr, und wir leugnen es gar nicht; die christliche Religion ist vermögend gewesen, sich eine unzählbare Menge standhafter Bekenner zu erwecken. Wir geben auch dieß zu, daß unser allerheiligster Glaube sich Leute von allerley Stande, Alter, Geschlechte, Leibes und Gemüthsgaben so unterthänig gemacht, daß sie kein Bedenken getragen, denselben durch ihr Blut zu versiegeln. Jung und Alt, Mann und Weib, Reich und Arm, Edel und Unedel, Gelehrt und Ungelehrt, die Klugen und Einfältigen, kurz, alles hat Gott die Ehre gegeben, und die allerhärtesten Glaubensproben zu überstehen vermocht. Weit gefehlt, daß dieses unserer Religion zur Schande gereichen sollte; so erwächset ihr im Gegentheile die höchste Ehre daraus. Denn was gehöret nicht vor eine überzeugende Kraft dazu, Leute von so verschiedenen Gemü-

thern, Sitten, Meynungen, Ständen, Glücksgütern, Neigungen und Gewohnheiten zu gewinnen? Was vor eine Gewalt hat sie haben müssen, sich unter den Jüden, denen sie ein Aergerniß war, und unter den Heyden, denen sie als eine Thorheit vorkam *, solche eifrige Verfechter zuwege zu bringen? Die Jüden forderten Zeichen und Wunder, und die Heyden fragten nach Weisheit. Die Klugen der Welt wollten durch triftige Gründe; die Einfältigen aber durch leichte und handgreifliche Merkmaale einer göttlichen Kraft überführet seyn. Allen diesen so verschiedenen Forderungen hat die christliche Religion ein Genügen gethan. Eben diejenigen Apostel, die in Judäa und anderwärts unter den Ungelehrten erstaunenswürdige Wunder thun; treten, mitten auf dem Markte des witzigen Athens, unter den gelehrtesten Weltweisen auf, und philosophiren mit ihnen aus dem Lichte der Natur **. So wuste diese neugestiftete Religion allen allerley zu werden; so wuste sie alles unter den Gehorsam des Glaubens zu bringen, und sich aus allen Völkern, Sprachen und Zungen Anhänger, Verfechter und Märtyrer zu machen.

Erweget es doch selbst, meine Brüder, ob dieses nicht ein besonderer Vorzug unsers Glaubens ist, der uns in den Stand setzet, allen seinen Widersachern das Maul zu stopfen? Wären nur Leute von einer Gattung zu Märtyrern geworden; was vor Ausflüchte würden nicht die Feinde der Wahrheit gesucht haben, die Gültigkeit ihres Zeugnisses zu vernichten? Wären es, zum Exempel, lauter abgelebte Greise und betagte Männer gewesen, so sich um des Glaubens halber martern lassen; so würde es geheissen haben: Alte Leute pflegten insgemein kindisch zu werden: Und man könne nicht wissen ob diese schwache Grauköpfe auch ihrer Sinne recht mächtig gewesen, und gewust hätten, was sie thäten. Hätten sich lauter Jünglinge für die Lehre des Evangelii aufgeopfert; so hätte man

* 1 Cor. I, v. 23. 24. **Apg. XVII.

man gesagt: Die unbesonnene Jugend verstünde es nicht; sie sey es gewohnt, unbedachtsamer Weise Parteyen zu ergreifen, und pflege dasjenige, was sie einmal ergreifet, auch wieder alle Vernunft halsstarrig zu vertheidigen. Wären es etwa nur die Grossen im Lande gewesen, die man gemartert hätte: So würde man es für einen Aufstand des Pöbels gehalten, oder für eine List des Hofes ausgegeben haben, der sich, unter dem Vorwande der christlichen Religion, der mächtigsten Feinde entledigen wollen. Wären es hergegen lauter verachtete und geringe Leute gewesen, die ihr Leben für das Evangelium aufgeopfert; so würde es geheissen haben: Das Volck sey ohnedem einfältig und zum Aberglauben geneigt; oder wie dort die Pharisäer und Schriftgelehrten von Christo sagten: Glaubet auch irgend ein Oberster oder Pharisäer an ihn? Sondern das Volk, so nichts vom Gesetze weis, ist verflucht *.

Dieses letztere, ihr meine Lieben, ist eben dasjenige, was die Feinde des Evangelii gerne behaupten wollten; wenn sie nur könnten. Sie wollten die Christliche Religion sehr gerne zur Religion der Unwissenden machen, die den Pöbel zwar einnehmen; aber keinen Verständigen hätte gewinnen können. Und daher schelten sie auch die Märtyrer für dumme und unverständige Leute, die selbst nicht gewust, wofür und warum sie sich ums Leben bringen lassen. Wir scheuen uns nicht, meine Brüder, diesen Einwurf vorzutragen, so ärgerlich er auch ist: Das macht, wir getrauen uns denselben völlig zu heben, indem wir erweisen wollen; daß die ersten Blutzeugen des Evangelii auch grossen theils verständige, und, so viel nöthig war, wohl unterrichtete Leute gewesen.

Denn bleibt es gleich wahr, was der Apostel sagt, daß Gott nicht viel edle, nicht viel weise, nicht viel gewaltige, nach dem Fleisch, erwählet habe **, sondern was geringe und thöricht ist vor der Welt: So schliessen wir doch daraus,

* Joh. VII, v. 48. 49. ** 1. Cor. I, v. 26.

aus, daß gleichwohl noch etliche edle, gewaltige und weise unter der Zahl der ersten Bekenner unsers Glaubens gewesen. Und was dürfen wir dieselben weit suchen? Stephanus selbst; gleich der erste Märtyrer des Evangelii, war ein solcher! Meynet ihr denn, daß derselbe, so unwissend gewesen? Glaubet ihr, daß er die Lehre Christi aus Einfalt angenommen; daß er die Predigt der Apostel aus Dummheit fortgepflanzet, oder daß er selbst nicht gewust, warum er sich steinigen lassen? Sehet einmal alle Umstände an, darinnen er uns in unserm heutigen Texte beschrieben wird. Erstlich ist er ein Mann voll Glaubens und Kräfte: Denn von dem letzten zeigen seine Wunder, das erste aber kan sein Erkenntniß anzeigen. Dieses war so groß, daß sich auch die Feinde der Christen hauptsächlich an ihn wageten. Denn die Anhänger verschiedener gelehrten Schulen machten sich an ihn, und befragten sich um den Grund seiner Lehre. Vermochten sie aber dem Geiste zu wiederstehen, der durch ihn redete? Hernach tritt er gar vor den Rath zu Jerusalem, darinnen gewiß die gelehrtesten Männer des ganzen Judenthums sassen. Vielleicht aber verräth er hier seine Unwissenheit! Nein, meine Brüder. Er legt eine unleugbare Probe von seiner tiefen Einsicht in das Gesetz seiner Väter ab. Er erweiset, daß er Mosen und die Propheten nicht nur gelesen, sondern auch besser, als alle Schriftgelehrten verstanden habe. Er überführt auch dadurch alle seine Zuhörer, daß er mit reifer Ueberlegung und völligem Verstande die Lehre Christi angenommen habe. Sehet, solch einen verständigen, solch einen gelehrten Zeugen, haben wir an Stephano aufzuweisen. Und was könnten wir noch von Nicodemo *, von Paulo **, von Dionysio dem Areopagisten † und so vielen andern sagen, wenn es nöthig wäre, oder die Zeit es zuliesse, uns ohne Noth in solche Weitläuftigkeit einzulassen.

Doch gesetzt, daß auch diese Gelehrsamkeit bey keinem von

* Joh. III, v. 1. 2. ** Apg. XXII, v. 3. † Apg. XVII, v. 34.

von den Blutzeugen des Evangelii befindlich gewesen wäre: Genug, daß es ihnen an Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit nicht gefehlet. War es denn etwa so schwer die Beweisthümer der christlichen Religion zu begreifen? Muste man so sehr gelehrt seyn, so viel Tiefsinnigkeit und philosophische Einsicht besitzen, von der Wahrheit des Evangelii überzeugt zu werden? Nein, meine Lieben, es gehöreten so zu sagen, nur Augen und Ohren dazu, und man durfte nur ein redlich Gemüthe dabey haben, zu erkennen, daß Jesus der Christ sey, und für diese Lehre sein Leben aufzuopfern. Und solche Leute waren alle diejenigen, so die ersten Märtyrer unsers Glaubens abgaben. Sie hatten die Lehren des Evangelii nicht etwa von hören sagen: Nein, sie waren vom Anfange die Zeugen derselben gewesen. Wir reden von den Aposteln unsers Heylandes, welche mit ihm umgegangen waren als Freunde, welche mit ihm gegessen und getrunken hatten, welche seine Lehren gehöret, seine Wunder gesehen, seinem Leiden und Tode beygewohnet, nach seiner Auferstehung so vielfältig mit ihm gesprochen hatten, ja, welche endlich bey seiner Himmelfahrt selbst zu gegen gewesen waren.

Selbst von unserm Stephano kan man fast eben das sagen. Sein Tod erfolgte nur wenige Jahre nach der Himmelfahrt Christi, und, nach der Meynung vieler Ausleger, ist er einer von den ersten Jüngern Christi, ja gar einer von den siebenzigen gewesen, die er schon in den Tagen seines Fleisches zu predigen ausgesandt. Er hatte deswegen den Sohn Gottes von Person gekannt, seine Lehren gehöret, seine Wunder, ja sein Leiden und Sterben gesehen. Er war auch von seiner Auferstehung und Himmelfahrt nicht weit entfernet gewesen; ja er hatte vermuthlich selbst den auferstandenen Heyland einmal gesehen. Dieser Stephanus also, ja ein jeder von den Aposteln, konnte von sich mit Johanne sagen: Was wir gesehen haben mit unsern Augen, was wir beschauet haben, und was unsere Hände betastet haben, von dem

Worte

Worte das Lebens, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr Gemeinschaft mit uns habt.*.

Was fehlte bey diesen Umständen den ersten Märtyrern mehr, als das sie dasjenige, was sie so wohl wissen konnten, und so gewiß wusten, auch ohne Betrug und Falschheit sagen und verkündigen wollten? Allein auch hieran äussert sich nicht der geringste Zweifel. Selbst die Einfalt, der man sie sonst beschuldiget, macht sie zu aller Betrügerey ungeschickt. Wo hätten doch armselige Fischer so viel Arglist hergenommen, durch ein falsches Zeugniß die ganze Welt zu betrügen? Dazu hätten weit schlauere Köpfe, als die ihrigen waren, gehöret.

Und was wäre wohl die Absicht ihres Betrugs gewesen? Suchten sie Ehre, suchten sie Lust, suchten sie Reichthum zu erlangen? Fürwahr, keines von allen. Sie wurden ja ein Fluch der Welt, ein Abscheu und Fegopfer aller Leute**. Sie musten sich für rasende ausschreyen †, für Verwirrer des Erdkreises, für Lotterbuben schelten lassen ††. Und da sie auch bey ihren Anhängern hätten die Ehre haben können, eigene Secten nach ihren Namen zu stiften: So stritten sie aufs heftigste dawieder. Es sollte sich durchaus niemand Paulisch, Apollisch, oder Kephisch nennen †††: So wenig war ihnen um die Ehre der Welt zu thun.

Und was vor Lust konnten sie doch suchen, da sie allenthalben in Trübsal, Gefährlichkeit und Verfolgung waren? Da sie allen Mangel litten, arm und elend einher gingen, oft Durst und Hunger erduldeten, nirgend eine bleibende Stäte hatten, allenthalben vertrieben, gegeisselt, gesteiniget, ins Gefängniß gelegt, gemartert und getödtet wurden*? Mit einem Worte, sie sturben täglich**, und ihr ganzes Leben war ein langwieriger Märtyrertod zu nennen.

Des

* 1. Joh. I, v. 13. ** 1. Cor. IV, v 13. † Apg. XXVI, v. 24. †† Apg. XVII, v. 6, 18. ††† 1. Cor. I, v. 12. * 1. Cor. IV, v 12. ** 2. Cor. IV, 10.

Des Vortheils und Reichthums ist hier nicht einmal zu gedenken, weil dieser Argwohn von sich selbst wegfällt. Ja! hätten die Bekenner des Evangelii grosse Schätze gesammlet, wie der oben gedachte falsche Prophet Alexander in Griechenland that; hätten sie viel Gold und Silber, Aecker, Vieh, Häuser und Weinberge zusammen gebracht: So wäre freylich ihr Zeugniß verdächtig geworden. Aber des allen hat sie auch der unverschämteste Lästerer noch nicht beschuldigen können.

Sehen wir auf die Einhelligkeit ihres Zeugnisses, so werden wir noch mehr von ihrer Aufrichtigkeit überführet. Wie schwer ist es sonst, daß drey oder vier Zeugen in einer Sache ganz übereinstimmen? Wie leicht widersprechen sie einander? Wie leicht trennen sie sich, weil ein ieder die Sache am besten verstehen will? Hier ist nichts von dem allen wahrzunehmen. Nicht zween, nicht vier, nicht sechs; sondern zwölf, sondern unzählige Zeugen stimmen völlg überein. Niemand widerspricht dem andern, niemand trennet sich von dem andern in der Lehre, ob sie sich gleich dem Orte nach trennen. Niemand suchet das seine, sondern alle suchen das, was Jesu Christi, was des Evangelii Bestes ist.

Hierzu kömmt noch die Beständigkeit ihres Zeugnisses. Es haben ja wohl auch Betrüger eine Zeitlang eine Sache durch ihre Aussage bestätiget. Aber wie lange hat es gedauret, so ist einer oder der andere abtrünnig worden, und hat den ganzen Handel verrathen. Aber wo ist wohl unter den Bekennern des Evangelii dergleichen Exempel zu finden? Wenn hat man einen einzigen von seinen Aposteln wanken gesehen? Sind sie nicht alle bis in den Tod treu verblieben? Haben sie nicht alle, so wohl als Stephanus, die Märtyrerkrone davon getragen? Ich sage mit Bedacht von allen: Denn ob gleich Johannes keines gewaltsamen Todes gestorben ist; so ist doch sein langwieriges Gefängniß auf der Insel Pathmus, für nichts geringers, als für eine lange Marter anzusehen.

Da

Da es nun, meine Brüder, wieder alle Vernunft läuft, dergleichen wohl unterrichtete, und verständige; dergleichen von Eigennutz, Ehrsucht und Wollust befreyete; dergleichen einhellige und beständige Zeugen; Zeugen, die ihr Leben vor dasjenige einbüssen, was sie selbst gesehen, gehöret und betastet haben, in den Verdacht einer Betrügerey zu ziehen: So erhellet ohne Zweifel, daß wir auch unsern andern Satz völlig erwiesen haben.

Ist es nicht so, ihr meine Lieben? Nunmehro stralet euch allen die Wahrheit und Gewißheit unsers allerheiligsten Glaubens mit vollem Glanze unter die Augen. Denn ist es wahr, wie wir oben erwiesen haben, daß diejenige Religion, welche von vielen verständigen und aufrichtigen Leuten, ja von ihren ersten Stiftern und Bekennern durch einen schmählichen und schmerzhaften Tod ist bekräftiget worden, eine wahrhaftige und göttliche Wahrheit seyn müsse? Ist es ferner wahr, wie wir nur iezo aufs deutlichste dargethan haben, daß die evangelische Lehre der Christen, von unzählichen verständigen und aufrichtigen Männern, ja von ihren ersten Stiftern und Bekennern durch einen so schmählichen und schmerzhaften Tod bestätiget worden? So können wir auch den ungezweifelten Schluß daraus machen, daß die evangelische oder christliche Religion, eine wahrhafte und von Gott selbst gestiftete Religion seyn müsse.

Mich dünkt nicht anders, ihr meine Lieben, Stephanus der Märtyrer, der theure Blutzeuge des Sohnes Gottes, richtet sich vor uns allen lebendig wieder auf. Ich sehe ihn sein blutiges Haupt unter den Steinen hervor strecken, darunter die rasenden Jüden ihn begraben und verschüttet hatten. Seine Stirne ist noch voller Beulen; seine Schultern, Brust und Rücken sind ganz dick aufgeschwollen; seine Arme zerschmettert, seine Lenden und Schenkel zerquetschet, sein ganzer Leib endlich blutrünstig und voller Wunden. Nur seine Augen sind voller Freudigkeit, und sein Angesicht ist noch wie vormals,

als eines Engels Angesicht, voll himmlischer Klarheit. Er tritt auf seine Füsse, und sein Steinhaufen selbst muß ihm zur Kanzel dienen, davon er uns die Wahrheit und Gewißheit unsers allerheiligsten Glaubens prediget.

Sehet hier, ihr Christen, spricht er, sehet hier, meine Glaubensbrüder, einen gesteinigten Zeugen derjenigen evangelischen Wahrheit, die ihr alle mit mir bekennet. So viel Beulen und Wunden ihr an mir zählet; so viel Blutstropfen ihr aus meiner Haut dringen und auf die Erde fallen sehet: So viel bündige Beweisgründe habt ihr, daß euer Glaube fest gegründet, und von unumstößlicher Gewißheit sey. Ach meine Freunde! Glaubet nur nicht, daß ich so einfältig gewesen, und einen blinden Anbether einer neuen Secte abgegeben. Bildet euch doch nicht ein, daß ich das Gesetz meiner Väter nicht verstanden, oder dasselbe ohne erhebliche Ursachen verlassen habe. Meynet ihr, daß ich so thöricht gewesen, mich für eine Lehre zu erklären, die ich nicht zuvor wohl geprüfet, untersuchet und bewährt gefunden? Nein! Ich habe Jesum von Nazareth persönlich gekannt; ich habe selbst seine gewaltige Predigten gehöret; selbst seine Wunderwerke gesehen; selbst seinem Leiden und Sterben beygewohnet; selbst genaue Nachricht von seiner Auferstehung und Himmelfahrt eingezogen; selbst den auferstandenen Heyland gesehen, als mehr denn fünfhundert Brüder auf einmal versammlet waren †. O! glaubet doch nicht, daß wir alle auf einmal unserer Sinne beraubt gewesen, und nicht gewust, was wir gesehen und gehöret. Noch mehr! Ich habe der wunderbaren Ausgiessung des heiligen Geistes am Pfingsttage beygewohnet ††; ich bin selbst der wunderthätigen Kraft theilhaftig geworden. Wie konnte ich denn bey so vieler Ueberzeugung noch einen Zweifel tragen, ob die Lehre des Evangelii auch von Gott wäre? Nein! Ich trug kein Bedenken, mein Leben dafür aufzuopfern. Und sehet, eben derjenige Heyland, den ich vor

† 1. Cor. XV, v. 6. †† Apg. II.

dem Rathe zu Jerusalem, bey offenem Himmel, zur rechten seines Vaters erblicket, hat mir meine Standhaftigkeit herrlich vergolten. Ich habe einen guten Kampf gekämpfet; ich habe meinen Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten: Hinfort ist mir beygelegt, die Krone der Gerechtigkeit †. Diese wird Christus allen denen geben, die meinem Exempel folgen, und als standhafte Bekenner seines Namens ihren Geist in seine Hände befehlen werden.

Was wollen wir nun sagen, ihr meine Brüder? Wollen wir, wie ein unempfindlicher Saulus †† dabey stehen, und uns durch dieses alles nicht rühren lassen? Wollen wir Zeugnisse verwerfen, die doch in keinen Verdacht der Falschheit mögen gezogen werden? Nein, solche Unempfindlichkeit, solch einen Eigensinn trauen wir keinem unter euch allen zu.

Ach! Ihr elende Feinde der evangelischen Wahrheit! Ihr rühmet euch vieler Einsicht in unsere Religion. Ihr pralet mit einer besondern Stärke des Verstandes. Ihr gebt euch für Meister in Urtheilen und Vernunftschlüssen aus. Gebt ihr uns aber nicht Ursache das Gegentheil von euch zu glauben, wenn ihr die Kraft solcher deutlichen Beweise nicht begreifen; wenn ihr den Nachdruck der stärksten Gründe nicht empfinden wollet? Doch ihr wollet es wohl; ihr könnet nur nicht. Gehet derowegen in die Schulen der Weltweisen, und lernet vorhero die Vorurtheile ablegen; lernt eure Vernunft recht brauchen! Lernet vorher so viel Aufrichtigkeit, daß ihr euch schämet einen gründlichen Schluß, den euer Gegner macht, einen Scheingrund zu nennen; und hergegen eine leere und vielmals sinnlose Spötterey, die ihr selbst wieder den Glauben vorbringet, eine starke Widerlegung zu heissen. Dünkt euch aber dieser Weg zu weitläuftig; wohlan, hier ist ein kürzerer.

Werfet euch selbst zu Lehrern und Fortpflanzern des Un-

† 2. Tim. IV, v. 7. †† Apg. VIII, v. 1.

Unglaubens auf. Stiftet eine neue Secte, deren einziger Glaubensartikel sey: Daß man nichts glauben müsse. Wählt euch Jünger und Apostel, die eure Lehre in der Welt ausbreiten. Allein entschließt euch auch mit ihnen, eure Lehre mit eurem Blute zu versiegeln. Werdet Märtyrer eures Unglaubens, und zeuget uns Christen dadurch, daß wir nicht Ursache haben, uns auf den Tod der Blutzeugen Christi zu verlassen. Wo werdet ihr zaghafte Seelen aber den Muth und die Standhaftigkeit hernehmen? Hat auch wohl euer ganzer Haufe, so groß er immer seyn mag, einen einzigen von der Art hervorgebracht, als wir Christen unzählige aufzuweisen haben? Euer unglückseliger Vaninus hat eure Ehre sehr schlecht behauptet. Er sollte als ein Gottesleugner verbrannt werden, weil er dessen überwiesen war: Allein die Furcht vor dem Tode machte ihn so mürbe, daß er alles wiederrufen wolte. Er erboth sich vor dem Scheiterhaufen aus ieden Strohhalme zu erweisen, daß ein Gott sey; und würde gewiß dem Tode dasmal entgangen seyn, wenn man seinen betrüglichen Worten getrauet hätte. Was gilts also, ihr werdet in Ermangelung standhafter Märtyrer euch zu dem Haufen dummer Mohren und Saracenen schlagen müssen, die auch wohl in Spanien zuweilen ihren Kopf dem Henker dargestrecket. Wir wollen euch die Ehre dieser Gefehrten nicht misgönnen; welche weder das, was sie verleugneten, noch das, was sie bekannten, verstanden haben.

Doch ihr seyd mehr des Mitleidens, als des Zornes werth. Armselige Vernünftler! Euer Verstand ist so schwach, als ihr es nimmer glaubet. Ihr seyd einem Menschen ähnlich, der am hellen Mittage die Augen zumachet, damit er nur das elende Vergnügen haben möge, sich selbst zu überreden: Es sey Nacht. Denn ihr beraubet euch noch des wenigen Lichts, so euch übrig wäre; damit ihr nur das helle Licht des Evangelii nicht gewahr werden dörfet. Wie sehr seyd ihr aber deswegen zu bejammern!

Folget doch, ihr meine Lieben, dem Exempel des heiligen Stephani. Dieser bethete für seine Feinde: Bittet ihr für eure Brüder. Die allgemeine Menschenliebe muß deswegen gegen sie nicht aufhören. Sie sind auch nach Gottes Bilde geschaffen: Sie haben noch viel Gutes an sich, ob sie gleich im finstern wandeln. Ihre Meynung ist auch zuweilen so böse nicht, als es wohl dem ersten Ansehen nach scheinet. Sie wollen dem natürlichen Lichte nicht gerne was vergeben; als welches auch von Gott kömmt: Daher verwerfen sie alle Offenbahrung, die demselben zu wiedersprechen scheinet. Ohne Zweifel irren sie, wenn sie solches von dem Evangelio behaupten: Aber sie irren aus Unwissenheit. Bemühet euch nur, dieselbe mit aller Gelindigkeit zu vertreiben. Bittet aber den Vater des Lichts *, der vor Zeiten so manchen hellen Stral in die Herzen seiner Gläubigen gegeben **; daß er sie gleichfalls erleuchten wolle. Hat er doch aus einem wütenden Saul, einen eifrigen Verfechter seiner Wahrheit gemacht, als ihn auf dem Wege zu Damascus ein plötzliches Licht nieder schlug ***. Warum sollte es ihm hier unmöglich seyn?

Laßt euch aber auch durch dieses Exempel der Standhaftigkeit Stephani in euren Trübsalen zur Beständigkeit aufmuntern. In allem Leiden, so euch begegnet, denket nur an das, so die Märtyrer vorzeiten erlitten. Ach! wie gar wenig habt ihr noch um Christi Willen erduldet! O! wie leicht ist es noch zur Zeit uns allen angekommen, uns für seine Jünger auszugeben! Wie würde es aber halten, wenn Gott uns auch einmal auf die Probe stellen sollte? Würden wir auch zur Zeit der Anfechtung abfallen? Oder, würden wir mit Stephano bis an den Tod getreu seyn? Ach! wie sehr ist es zu besorgen, daß zwar der Geist bey den meisten willig, aber das Fleisch desto schwächer seyn würde †?

O!

* Jac. I, v. 16. ** 2 Cor. IV, v. 6. *** Apg. IX, v. 3. Matth. XXVI, v. 41.

O Herr! der du getreu bist, und uns nicht lässest versucht werden über unser Vermögen *: Lob und Dank sey dir gesagt, daß du uns bisher mit solchen harten Glaubensproben verschonet hast. Wer weis wie oft schon Satanas unser begehret hat, daß er uns sichten möchte wie den Weizen **; und vielleicht hat er sich unsers Abfalls schon zum voraus gefreuet. O! treuer Vater, gieb doch deinem evangelischen Zion noch ferner Ruhe vor allen Feinden. Führe eine feste Mauer um deinen geistlichen Weinberg, und setze ihn also in Sicherheit, daß er von niemanden verwüstet werde. Gefällt es dir aber, gerechter Gott! auch unsere Standhaftigkeit im Glauben einmal zu prüfen †: Wohlan! Herr dein Wille geschehe. Gib uns nur den Geist der Beständigkeit, der auch vormals deine Märtyrer stark gemacht, und schaffe, daß die Versuchung solch ein Ende gewinne, daß wirs ertragen können ††.

Herr, wir glauben, hilf uns Schwachen!
Laß uns ja verzagen nicht.
Du, du, kanst uns stärker machen,
Wenn uns Sünd und Tod anficht.
Deiner Güte hilf uns trauen,
Bis wir endlich werden schauen,
Dich, Herr Jesu! nach dem Streit,
In der frohen Ewigkeit.
Amen.

* 1. Cor. X, v. 13. ** Luc. XXII, v. 31. † Apg. XXI, v. 14 †† 1. Cor. X, v. 13.

Das VI. Hauptstücke.

Von den öffentlichen Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen.

§. I.

Wenn ich hier von academischen Reden handeln will, so ist es nicht meine Meynung von den grossen Lobreden, die zuweilen auf grosse Herren, oder von Parentationen, die öfters auf verstorbene Gelehrte gehalten werden, zu reden. Von diesen ist oben schon gehandelt worden. Es sind aber noch andere Arten übrig, die von Lehrenden auf unsern Academien gehalten werden. Dahin gehören nun I. die Antrittsreden der Professoren, II. die bey Annehmung des Rectorats, III. bey Ablegung desselben, IV. bey Promotionen, V. bey Disputationen als Vorreden, VI. an Jubelfesten und dergleichen öffentlichen Feyertagen auf hohen Schulen sowohl als auf Gymnasien gehalten werden. Alle diese gehören nun zu den lehrenden Reden. Es können aber auch in den niedrigen Schulen, die Antritts und Abschiedsreden der Lehrenden; wie auch die Introductionsreden der Obern dazu gezählet werden. Ob nun wohl die Regeln davon schon oben insgemein gegeben worden: So wollen wir doch hier dasjenige kürzlich wiederholen, was einen Zweifelhaften und Unschlüßigen aufhalten könnte; und einige besondre Anmerkungen dabey machen. Ich erinnere aber zum voraus, daß ich hier nicht von bloßen lateinischen Complimenten rede, sondern nur von solchen förmlichen Reden, darinn ein rechter Hauptsatz ausgeführet wird.

§. II.

§. II.

Zuförderst nun fragt es sich hier, wo man denn die Erfindungen der Hauptsätze hernimmt? Ich antworte: Ein jeder muß auf sein Amt, auf seine Fähigkeit, auf die Veranlassung zu seiner Rede, und auf alle Umstände der Zeiten und Oerter achtung geben: So wird ihm leichtlich ein guter Hauptsatz einfallen. Wer z. E. ein öffentliches Lehramt antritt; der kan aus der Wissenschaft, die er lehren soll, eine Wahrheit, die nicht gar zu gemein und bekannt ist, und von jemand in Zweifel gezogen wird; oder einen gemeinen herrschenden Irrthum, oder das Lob seiner Wissenschaft überhaupt, u. d. gl. zum Gegenstande seiner Gedanken machen. Wer ein Rectorat übernimmt oder niederlegt, der kan nach Beschaffenheit des Zustandes seiner hohen Schule, von ihrem Flore; von dem Wachsthume der Gelehrsamkeit, seit dem Academien gestiftet worden; von dem Nutzen, den das gemeine Wesen von der Gelehrsamkeit hat; von der Nothwendigkeit eines Oberhauptes auf Academien; von den Vorzügen seiner Universität vor andern benachbarten; von der, allen Studirenden obliegenden Pflicht, ein sittsames und ordentliches Leben zu führen, gewissen Wissenschaften abzuliegen, oder gewisse Abwege zu vermeiden ꝛc. reden. Wer bey Promotionen reden soll, der muß wiederum auf die Facultät sehen, darinn er entweder den Titel ertheilet oder annimmt, und eine solche theoretische oder practische Wahrheit wählen, die sich für ihn, für seine Zuhörer, und für die Zeit, da er redet, am besten schicket. Es muß aber auch eine solche seyn, die nicht gar zu gemein und ausgemacht ist; sondern daran noch wohl von manchem gezweifelt wird, oder davon man eine neue Meynung oder einen neuen Beweis zu geben im Stande ist.

§. III.

Von den Vorreden bey Disputationen ist zu merken,

daß sie sehr selten als ausführliche Reden, sondern mehrentheils als kurze Complimente eingerichtet werden, und also keinen besondern Hauptsatz nöthig haben. Wollte man es aber zuweilen thun: So müßte es gleichfalls eine Materie seyn, die sich zu der vorhabenden Disputation schickte, und den Zuhörern angenehm seyn könnte. Aus diesem letztern fließt es, daß man nicht von gar zu tiefsinnigen und abstracten Sachen reden müsse: Denn diese sind allemal den wenigsten Zuhörern so geläufig, daß sie selbige ohne ein mühsames Nachdenken erreichen könnten. Bey Jubelfesten, und andern grossen Feyertagen werden auch Reden gehalten. Jene sind entweder academische, oder Religions-Jubelfeyern: Und in beyden muß sich der Hauptsatz zur Sache schicken. Doch hüte man sich vor bloßen historischen Erzählungen, die nichts anders als ein magres Wesen mit sich bringen, und dem Zuhörer leicht Ekel erwecken. Reden halten, das heißt nicht ein Historienschreiber seyn; vielweniger einen Sammler verschiedener Histörchen oder Märchen abgeben: Wie sich wohl viele in ihren academischen Reden dieser Art bedienet haben, daß sie aus der gelehrten Historie eine Menge lustiger und lächerlicher Schnörkel zusammen gestoppelt, um ihren Zuhörern ein Gelächter zu erwecken. Man muß seine Zuhörer von einer Hauptwahrheit überreden, und das nur mit Gründen und Beweisen ins Werk richten. Nun kan zwar eine solche Wahrheit auch historisch seyn: Allein es wird doch allemal ein grosser Unterschied seyn, wenn man z. E. die ganze Geschichte der Leipziger Academie in eine Rede bringen; oder etwa behaupten wollte, daß Otto von Münsterberg ihr erster Rector gewesen. Mit den Schulreden hat es letzlich eben die Bewandniß. Auch diese müssen sich zu den Absichten, Aemtern und Umständen schicken. Auch diese müssen einen logischen Satz zum Grunde haben. Auch diese müssen dem Redner anständig, und dem Zuhörer nicht verdrüßlich seyn.

§. IV.

§. IV.

Die Ausführung solcher Sätze nun geschieht, durch die obenerwähnten und so oft wiederholten Stücke, nemlich die Erklärung, den Beweis, die Wiederlegung der Einwürfe, und die Erregung der Gemüthsbewegungen; wobey hin und her auch einige Erläuterungen angebracht werden können. Von allen diesen Stücken habe ich insbesondre nichts zu sagen. Es bleibet alles bey den allgemeinen Regeln, die ich oben ausführlich vorgetragen und erläutert habe. Es pflegen aber auf allen hohen Schulen die Reden durchgehends in lateinischer Sprache gehalten zu werden; weil diese einmal für die Muttersprache der Gelehrten gehalten wird. Daher muß derjenige, der solche academische Reden zu halten schuldig, oder willens ist, sich auch einer guten lateinischen Schreibart befleißigen. Diese zu erlangen, lese man fleißig die ciceronischen Reden, und andre gute Scribenten, aus den so genannten güldenen Zeiten der lateinischen Sprache. Denn es ist allerdins billig, daß derjenige, so in einer fremden Sprache reden will, sie so schön rede, als es nur möglich ist. Aber man hüte sich auch dabey vor dem entgegen gesetzten Fehler derjenigen, die sich einbilden, ihre Reden wären schon gut und fürtrefflich, wenn nur alle Wörter derselben im Cicero stünden. Es ist ganz was anders, lateinische Wörter aussprechen, und lateinisch reden. Man muß auch die alte lateinische Art zu denken annehmen, und allen seinen Perioden einen recht ciceronischen Schwung zu geben wissen. Dieses wollen andre auch zwar thun: Sie schreiben aber ganze Zeilen und Sätze aus den alten Rednern ab, und bestehlen den Cornelius und Plinius, so, daß alle Schüler es merken können. Wer das thut, der darf nicht hoffen, daß man ihn jemals für einen guten Lateiner halten werde.

§. V.

Gleichwohl wird auch der allerbeste Lateiner noch

nicht viel Heldenthaten in der Beredsamkeit thun, wenn ihm die Sachen fehlen, davon er reden soll. Wer nichts als Wörter und Redensarten gelernet hat, nichts als römische Alterthümer und critische Historien der lateinischen Sprache besitzet, nichts als den Livius und Sallustius auswendig kan: Der weis doch auf bedörfenden Fall nichts zu sagen, was sich zur Sache schicket. Ein Redner muß auch selbst was neues erdenken können, so sich auf seine Zeiten schicket: Dieses aber geht ohne eine sattsame philosophische Erkenntniß und Belesenheit ganz und gar nicht an. Es ist auch nicht allemal mit einer historischen Abhandlung aus den Geschichten der Gelehrten ausgerichtet. Man kan nicht immer vom Ursprunge der Academien, der vier Facultäten, der Doctor- und Magistertitel seine Collectaneen zusammen setzen. Auch die Schicksale dieses oder jenes Theiles der Gelehrsamkeit, dieser oder jener Secte in den Wissenschaften schicken sich besser zu den gelehrten Abhandlungen oder Dissertationen, als zu den Reden. Folglich ist auch die historische Erkenntniß nicht zulänglich, einem Redner gute Erfindungen an die Hand zu geben. Indessen will ich auch nicht behaupten, daß man die abstractesten Grillen, oder verlegenen Irrthümer der Philosophen wieder aufwärmen, oder Lehren widerlegen solle, denen kein Mensch mehr zugethan ist. Nein, was ein Redner vortragen will, das muß wichtig, neu, angenehm, noch nicht ganz ausgemacht, und den meisten Zuhörern verständlich und begreiflich seyn. Ein jeder begreift, daß sich auch theologische, juristische und medicinische Materien dergestalt zu Hauptsätzen academischer Reden brauchen lassen, wenn sie diese Eigenschaften haben. Was sonst wegen der Anreden, Wünsche, Titel und andere Nebendinge bey solchen Reden zu beobachten ist, das müssen eines jeden Orts Gewohnheiten und die Absichten der Redner selbst lehren.

§. VI.

§. VI.

Will man gute Muster solcher academischen Reden lesen, so bemühe man sich um Melanchthons, August Buchners, Schurzfleischens und Cellarii Reden, darinn er eine Menge guter Exempel finden wird. Von Ausländern kan man den Muretus, Majoragius, Ferrarius, Facciolati, u. a. mehr dazu nehmen, welche alle gesunde Begriffe von der Beredsamkeit gehabt und sich darnach gerichtet haben. Man kan auch die Sammlung dazu nehmen, die Hr. Prof. Kappe hier vor einigen Jahren ans Licht gestellet, als worinn manch schönes Stücke befindlich ist. Nach solchen Meistern, die ich Anfängern angepriesen, darf ich mich kaum unterstehen, etwas von meiner Arbeit hieher zu setzen; zumal da ich mich in der lateinischen Zierlichkeit für keinen Meister ausgeben kan. Doch da ich hier mehr auf die Erfindungen und Ausführungen als auf die Schreibart sehe: So will ich auch dieses Hauptstücke nicht ohne alle Exempel von meiner Art lassen; sondern folgende beyde Stücke hersetzen, die ich bey dem Antritte meiner Profeßionen gehalten habe. Wer besser Latein kan, als ich, dem wird meine Unvollkommenheit nichts schaden. Wer es aber noch nicht besser kan, als ich, bey dem wird gleichfalls mein philosophisches Latein nichts zu verderben finden.



ORA-

ORATIO ACADEMICA INAVGVRALIS

SISTENS

POETAS PHILOSOPHOS REIPVBLICAE GENERIQVE HVMANO VTILISSIMOS QVA PROFESSIONEM POESEOS EXTRAORD. IN ACADEMIA LIPSIENSI D. III. FEBR. MDCCXXX. AVSPICATVS SVM.

RECTOR ACADEMIAE MAGNIFICE, &c.

Quibus de cauſſis, quaue potiſſimum neceſſitate ita iubente verba facturus, locum hunc illuſtrem, & ad dicendum ornatiſſimum, in praeſentia conſcenderim; neminem veſtrum latere arbitror, AVDITORES. Auſpicandum quippe eſt, poſt bimeſtrem moram, munus Profeſſorium in Academia noſtra extraordinarium, quo litteras humaniores, POETICEN maxime, publice docere iuſſus ſum ab auguſtiſſimo & potentiſſimo Principe ac Domino, FRIDERICO AVGVSTO, Poloniarum Rege, & Saxoniae Principe Electore, Principe magnanimo, ſapiente, felici, Domino meo longe clementiſſimo. Quod dum facio, quid mihi hac ipſa dicendi occaſione, in tanta praeſertim Virorum doctrina famaque praeſtantium frequentia, exoptatius accidere potuerit atque iucundius, ego quidem me neſcire, ingenue fateor.

Poſtquam enim ſtudiorum meorum rationes, ab ineunte aetate ſuſceptae, ad ingenuarum artium culturam totum me pertraxiſſent, humaniorum praecipue litterarum dulcedine captus, incredibili eas voluptate proſecutus ſum. Quo id ſucceſſu a me factum ſit, recenſere, meum iam non eſt: penes alios iudicium eſto! Id tamen absque iactantia memorare forſitan poſſum, quod, ex ephebis vix egreſ-

egressus, nescio qua temeritate iuuenili, ad hunc academicae laudis aditum, interdiu noctuque adspirare coeperim. Intelligens autem tum aliqua ratione, & in dies magis perspiciens, multum interesse, quo quis consilio Musarum sacra tractaret; quodque pro scopi diuersitate, diuersa quoque, in iis recte tractandis, methodus sit adhibenda: eo semper qualiacunque studia mea dirigere coepi, eo omnes mentis neruos intendere, vt quas discebam scientias & artes, non mihi soli discerem, sed ita potius, vt quas accepissem litteras, aliis quondam tradere, finesque earundem docendo amplificare possem, & vlterius propagare.

Respondet iam votis meis, Auditores, euentus exoptatissimus, Regio dum iussu in cathedram hanc philosophicam euocatus, ea studiosae iuuentuti tradere adgredior, quae mentibus ingenuis ad rem publicam formandis, & ad altiora praeparandis necessaria iudicauere veteres. Sapientissimo quippe consilio academiarum fundatores antiquissimi existimarunt, dandos esse studiosae iuuentuti, non philosophicos tantum doctores, qui animos omnium scientiarum rudes ad theologiae, iurisprudentiae & medicae artis mysteria rite tractanda disponerent: Verum constituendos etiam, tenerae huic aetati, liberalium artium doctores, quorum praeceptis mansuescerent paullatim inculta adolescentium pectora, & ad semina scientiarum eo facilius recipienda, progerminanda vberius, mollescerent quasi atque subigerentur. Prorsus sufficere videtur, Auditores, vel haec sola consideratio, ad reprimendas ineptissimorum hominum criminationes: qui quum litteras humaniores numquam adtigerint ipsi, ex impotentia animi, quas ipsi nesciunt artes, magno saepe, sed ridendo conatu, allatrare saltem nulli verentur.

Procul hinc facessere iuberem, sub orationis primordia statim, profanos adeo Musarum contemtores, aut insciti-am saltem suam ipsis exprobrando, vestro ludibrio exponerem Auditores, nisi prorsus persuasum haberem, neminem esse in hoc tanto numero vestro, quem iure meritoque suo, tanti criminis reum agere queam. Quid enim aliud commouisse vos censeri potest, ut grauioribus vos negotiis subtrahentes, in hunc concedere locum non dubitaretis, audituri scilicet oratorem, nec in dicendo satis exercitatum, nec vlla singularis scientiae fama inclitum. Sola

pro

profecto, ſola litterarum elegantiorum pulcritudo, ſolus in humanitatis ſtudia adfectus veſter effeciſſe videtur, ut mediocriter etiam de argumento quodam inde potiſſimum depromto *dicturum*, ſplendida hac praeſentia veſtra diguati fueritis: Inter omnes quippe conſtabat ni fallor, me de *Poetis Philoſophis, Reipublicae, generique humano vtiliſſimis*, verba facturum eſſe.

TANTVM autem abeſt, vt tam praeclari thematis praeſtantia animum oraturo addat, ut potius oneris vltro ſuſcepti grauitatem ſentiens, totus horream, mihique ac orationi meae non mediocriter timeam. Nimiam ſiquidem ex nobiliſſimo argumento de oratore ipſo ſpem vos concepiſſe video; eoque magis vereor, ne tanta exſpectatione fruſtratos, ac minus fauentes hinc dimiſſurus ſim iudices. Aſt quidquid horum acciderit, Auditores, id dicturo mihi concedatis quaeſo, ut poſſeos philoſophicae cauſam agenti, poeticis ſubinde floribus, aliunde conquiſitis, rudem orationis formam *habitumque eloquentiae ſimpliciorem* exornare aliquatenus liceat. Quodſi praeterea *licentius* quidquam forte dictum fuerit, ligatoque ſermoni propinquius: exiſtimetis velim, vix ſine pinguiori dicendi genere, vel apud antiquos, vel noſtro etiam ſaeculo, ex frequenti poetarum lectione quemquam rediiſſe.

QVONIAM vero omnis de re quadam rite ſuſcepta tractatio ab definitione proficiſci debet, vt eo rectius id, de quo quaeritur, intelligatur: nos quoque de Philoſophia atque Poeſi, ſiue de iis potius dicturos, qui vtrique ſtudio iunctim colendo operam dedere; ante omnia exponere decet, quonam in ſenſu vtrumque horum acceptum velimus. Et Philoſophiam quidem quod attinet, cum CICERONE (Tuſc. qu. L. V. c. 2.) ita eam in praeſentia deſcribere liceat, quod ſit: Vitae dux, virtutis indagatrix expultrixque vitiorum, inuentrix legum, magiſtra denique morum & diſciplinae. Quodſi vlterius, inſigni hoc romanorum philoſopho verba praeeunte, continuare telam fas eſt; eam philoſophiae nomine intellectam volo ſcientiam fecundiſſimam, quae vrbes quondam peperit, quae diſſipatos homines in ſocietatem vitae convocavit, eosque primo domiciliis, deinde coniugiis, tum litterarum & vocum communione coniunxit: eam tandem diſciplinam, quae vitae tranquillitatem largitur, & terrorem mortis

tis aufert; ex cuius denique praeceptis vnus dies peractus, peccanti immortalitati anteponendus est.

INTELLIGITIS, Auditores, ad praxin vitae, morumque doctrinam potissimum a me referri, cum TVLLIO nostro, philosophiam: quam non nisi pro parte eius altera, quam practicam vocare sueuimus, habituri videntur ex vestro quoque numero quamplurimi. Verum enimuero, non sine ratione id a me factum esse, nec aliter fieri debuisse, certo certius persuasum habeo. Nonne felicitati obtinendae, summoque bono humano consequendo, omnis sapientia nostra, verique nominis philosophia intenta esse debet? Haec autem, quum non ex inani otiosaque subtilissimarum quaestiuncularum resolutione pendeant, sed ex actionibus potius hominum liberis, ad virtutis normam compositis, deriuanda sint: necessario sequitur, totam frugiferam & fructuosam, nullaque sui parte sterilem esse debere philosophiam. *Non omnem nos theoreticarum veritatum cognitionem abiicimus; omnis quippe praxis a praeuia proficisci debet theoria*: Valere tantum iubemus ieiunas de rebus mere speculatiuis altercationes, longeque aberrantes a philosophiae scopo otiosorum hominum contemplationes. Talia enim, quum vitam nulla ratione beatam reddere queant: ii quoque, qui vel totos se huiusmodi studiis manciparunt, ea vt plurimum officia ignorant, a quibus honeste viuendi praecepta ducuntur. Et hoc quidem adeo certum mihi videtur, vt ne PHILOSOPHI quidem nomine dignum censeam eum, qui, licet omnia naturae arcana rimatus, cunctasque veritates transscendentales ingenio complexus fuerit, de officiorum tamen natura virtutisque praeceptis tradendis numquam fuit sollicitus. Sint licet, scientes, sint docti, sint intelligentes viri! Sint praeterea historici, sint mathematici, sint philologi; eruditi denique ad miraculum vsque! SAPIENTES autem siue PHILOSOPHOS vt eos adpellem, numquam me commoueri patiar.

AD POESIN progredior, Auditores, eamque cum maximo temporis sui philosopho atque critico, ARISTOTELE * in humanarum actionum imitatione, eaque

* ARIST. *Poetica* c. I. Ἐποποιία δε, καὶ ἡ τῆς τραγῳδίας ποιησις, ἔτι δε κωμῳδία, καὶ ἡ διθυραμβοποιητικὴ, καὶ τῆς αὐλητικῆς ἡ πλείστη καὶ κιθαριστικῆς, ΠΑΣΑΙ τυγχάνουσιν οὖσαι ΜΙ-

ΜΗΣΕΙΣ

que ſtilo elegantiori & harmonico facta, conſiſtere ſtatuo, ſiue numeris is adſtrictus fuerit, ſiue minus. Prorſus recedit, quod ingenue fateor, haec Poeſeos definitio, ab ea, quam vulgus ſibi ea de re formare ſolet; vtpote quod, non niſi in rhythmis ac metrico ſyllabarum numero, omne poetarum artificium ponere ſueuit. Antiquorum veſtigiis quippe inſiſtens, obuiam iui praeiudiciis hisce, in poetica vernacula, non ita pridem luci expoſita: nunc autem, ne propria, vel ſolius ARISTOTELIS auctoritate innouaſſe quidquam videar; ad STRABONIS teſtimonium prouoco, doctiſſimi profecto viri! Hic autem, qualem ſibi de veri nominis POETA notionem efformauerit, ita elocutus eſt, vt innuerit ſimul, ſeparari vix poſſe ab eo VIRI BONI ideam, morumque doctoris ingenui. Prorſus concipi non poſſe adfirmat, (non enim graeca eius verba ex lib. I. deſumta recitare conſultum eſt,) ingenium, vim, atque excellentiam veri poetae, in alia quadam re ſitam eſſe poſſe, quam in adcurata vitae, per aptos ſermones numerosque imitatione. Et poſtquam in eo artis ſuae ſubiecto, Poetam cum architectis aliisque artificibus comparaſſet, eiusque prae illis excellentiam exinde oſtendiſſet, quod excellentius nihil, nihilque ipſo homine praeſtantius, artis cuiusdam ſubiectum cogitari poſſit; addit, neminem fieri poſſe felicem vitae humanae imitatorem, niſi eum, qui regulas bene viuendi probe cognitas habuerit ipſe, ſeque ipſum iudicio ac ratione regere didicerit. Tandem concludit, impoſſibile prorſus eſſe, eum Poetam fieri poſſe bonum et grauem, qui non Vir bonus ſiue honeſtus antea exſtiterit **.

VIDETIS, Auditores, quantum interſit, antiquorum inter de veri nominis Poeta ideas; illasque, quas vulgus ignarum hodie voci huic iungere ſolet. Non quemuis ſcilicet, epithalamiorum, genethliacorum, & epicediorum architectum; non quemuis laſciviarum cantorem; non omnes facetiarum inficetarum artifices, ſaliumque inſulſorum

ΜΗΣΕΙΣ το συνολον - - - Ουτω καν ταις πρημεναις τεχναις απασαι μεν ποιουνται την μιμησιν εν ρυθμω, και λογω, και αρμονια.

** Ου γαρ ουτο φαμεν την των ποιητων αρητην ως η τηκτονων η χαλκεων &c. - - - η δε ποιητου συνεξευται τη τε Ανθρωπου: Και ουχ οιον τε αγαθον γενεσαι ποιητην, μη προτερον γενεθεντα ανδρα αγαθον. STRAB. L. I.

rum magistros excellenti hac adpellatione dignos censeret, vel ARISTOTELES, vel STRABO, vel alius quis ex antiquioribus Criticis, quos breuitatis studio praetereo. Vir bonus sit oportet, morum doctrina imbutus, ac humanarum actionum scientissimus; et vt paucis multa dicam, *Philosophus*! HORATIO quippe docente,

Qui didicit Patriae quid debeat, & quid amicis,
Quo sit amore parens, quo frater amandus & hospes,
Quid sit conscripti, quid iudicis officium; quae
Partes in bellum missi ducis; ille profecto
Reddere personae scit conuenientia cuique.
Respicere exemplar vitae morumque iubebo,
Doctum imitatorem; & viuas hinc ducere voces.

Et ne sine ratione praegnanti haec praecepisse videatur Poeta, statim subiungit:

Interdum speciosa locis, morataque recte
Fabula, nullius Veneris, sine pondere & arte,
Valdius oblectat populum, meliusque moratur,
Quam versus inopes rerum nugaeque canorae.

FERACISSIMA fuisse huiusmodi poetarum philosophorum antiquiora saecula; non nisi is ambigere potest, qui omnium historiarum vel fidem in dubium vocare, vel prorsus ignarus haberi cupit. Adduxi non leuem eorum numerum in schediasmate, quo orationem hanc habendam indixi; quibus addere iam placet, ex vetustissimis, XENOPHANEM, TIMONEM, EVDOXVM, PARMENIDEM, CLEANTHVM, atque EPICHARMVM; quorum fragmenta exiguum in volumen collegit, vir doctissimus HENRICVS STEPHANVS, sub titulo, reliquiarum poeseos philosophicae. Superaddere his omnibus adhuc possum *Tragicos Comicosque*, vna cum *Satiricis*, Graecorum aeque ac Romanorum celeberrimis. Ad AESCHYLVM prouoco, SOPHOCLEM, EVRIPIDEM, MENANDRVM, TERENTIVM, HORATIVM, SENECAM, IVVENALEM, PERSIVM, pluresque alios, qui tales se praestitere, quales ab ARISTOTELE & STRABONE requiruntur, *Poetas Philosophos*. Deum immortalem! Quantum virtuti decus, quantum vitio turpitudinis apud eos conciliatum videas! Quantos quaeso, sapientiae verae thesauros, quantum doctrinae moralis, quantum prudentiae ciuilis, quantum pietatis, officiorum, sententiarum, regularum tandem

& exemplorum praestantissimorum, pleno quasi alueo redundare ibidem videas! Numquam proinde miratus sum, Auditores, quod familiari graecis latinisque formula docere fabulas, διδασκειν μυθους, dicti fuerint Poetae dramatici. Ea propter nimirum id factum esse in aprico est, quod doctrinis vtilissimis referti essent ludi eorum scenici: quodue maiori fere vtilitate quam delectatione, & spectarentur & legerentur ea, quae a praestantissimis vatibus, vel dramatice vel epice in lucem edita exstabant.

His omnibus ita se habentibus, Auditores, an argumentis mihi vllis, ad veritatem Thematis mei declarandam, opus futurum sit; non sine ratione haesito. Luce quippe tanta radiare videtur Poetarum philosophantium in republica vtilitas, vt probare eandem, idem esse videatur, ac iudicio vestro, aequitatiue diffidere. Addere tamen, ex superfluo quasi, placet, quaecunque pro optima sane caussa mea, pugnare existimaui arma, triplicis, ni fallor, generis futura. Omnia enim carminum, innumera fere genera, quum ad tres praecipue classes referri queant; *epicam* scilicet, *satiricam*, atque *dogmaticam;* triplicem quoque Poetarum philosophicorum vsum in republica ostensurus sum; si & *laudando*, & *increpando* & *docendo* eos prodesse posse, immo semper profuisse monstrauero.

Ea profecto est, semperque fuit humanorum ingeniorum natura, vt ad excelsa tendant, vt ad sublimia ferantur, suamque excellentiam ab omnibus agnosci celebratique gestiant. Quotusquisque enim est, inter nos quoque omnes, qui non famam nominis perpetuam optet, qui non laudari gaudeat, rectequeque factorum dulcissimum existimet praemium, probari ea ab intelligentibus, commendari publice, & in pretio haberi a pluribus? Sunt equidem, quod non diffiteor, seueriores morum doctores, qui vituperio dignam censent hanc gloriae cupidinem, pectoribus humanis insitam, eradicandamque potius quam fouendam clamitant. Sed aspera nimis vox est, quae decus omne virtuti eripit, iisque mortales calcaribus priuare nititur, quibus vel maxime ad egregia quaeuis excitari solent. Sola quippe *vera est* atque probanda *illa gloria*, quae ex recte factis oritur, iudicioque Sapientis Viri de perfectione nostra qualicumque absoluitur. Hac quicumque maxime ducitur, non immerito pro optimo habendus

dus est; eoque maiora semper & illustriora de aliquo sperari possunt facinora, quo ardentiore impetu in laudes ferri, deprehensus fuerit. Vos ipsos hic testes prouoco, AVDITORES. Nonne doctrinae, nonne virtutis vestrae fama curae vobis est cordique? Nonne labores vestros, vigilias, lucubrationes, molestias denique omnes ea spes leuat dulcissima, fore, vt appareat suo tempore omnibus, quanta vobis fuerit ingenii vis, quantus in promouendo reipublicae litterariae commodo, ardor? Hoc nisi aleret animos vestros, erigeretque saepissime; quid quaeso esset, quod praestantissimos vestrum ad tanta onera subeunda, tot labores exantlandos, impellere posset atque corroborare?

HANC igitur considerantes naturae humanae indolem POETAE, mortalium quondam sapientissimi, hoc ipso laudis gloriaeque incitamento exacuendos esse censuerunt hominum animos, ad praeclara quaeuis tentanda, ad virtutem colendam, ad debellandas vitiorum immanes cateruas, ad aequitatem colendam, patriamque & socios, fortibus factis suis, ab hostium violentia defendendis. Hinc *melicae* primum enata legimus *carmina*, quibus maiorum suorum encomia ceciniſſe antiquissimas gentes memoriae proditum est: quippe & de patriae nostrae incolis vetustissimis idem TACITVM retulisse constat. Hinc tandem *epica* exorta sunt poemata, tota in Heroum laudibus posteritati commendandis occupata. HOMERVS potissimum inter graecos, ac VIRGILIVS inter latinos, exstitere ii, qui heroibus praedicandis ipsi gloriam adepti sunt immortalem. Ille fortitudinem ACHILLIS, prudentiam VLYSSIS atque constantiam, eloquentiam sapientiamque NESTORIS, PENELOPES castitatem atque fidem: Hic autem magnanimum, pium, fortemque AENEAM suum, non nisi eo fine celebrasse deprehenditur, vt scilicet ad eandem laudem adspirarent posteri, gloriaeque stimulis excitati, ad magna quaeuis audenda prouocarentur. Quem scopum suum, quam feliciter attigerint, vel exinde patere potest, quod ALEXANDRVM, Asiae domitorem ad tumulum ACHILLIS lacrimatum esse legimus; eo, quod HOMERVM virtutis suae praeconem inuenisset: AVGVSTVM vero Romanorum imperatorem, pii AENEAE laudibus, in poemate Virgiliano, potissimum commotum, tyrannidem ineun-

tis imperii sui, in clementiam, principe tanto dignam, commutasse constat.

TANTA igitur quum sit *laudis poeticae*, in animis hominum flectendis, efficacia, Auditores; tantopere quum gloria ducantur, ad posteritatem propaganda, omnium fere mentes; ii profecto POETAE non parum reipublicae suae commodi adferunt, qui carminibus egregiis *virtutis praeconia* in se suscipiunt, ciuiumque suorum recte facta immortalitati consecrant. Hoc virtutis studium promouet; hoc animum addit desperabundis, hoc mentes erigit, sub taediis vitae huius alioquin collapsuras. Verum tamen, quum non cuiusuis sit, *verae virtutis arbitrum agere* iudicemque actionum humanarum: PHILOSOPHVS sit oportet POETA, ac vir intelligens & honestus, haec reipublicae suae commoda procuraturus.

Non desunt profecto exempla domestica, quae hic in medium proferantur, Auditores; quae licet innumera prostent, duo tamen sufficere scopo meo videntur. OPITIVM quis nescit, Poeseos nostrae *instauratorem*, *siue parentem* potius illustrissimum? In manibus adhuc versantur opera eius cedro dignissima, & maiori in pretio habenda ac vulgo fieri solet ab iis, qui non nisi recentia anhelantes & exotica, proprias despiciunt opes, aut saltem ignorare eas sibi gloriae ducunt. Hic sane vir illustris, inter *Poetas philosophos* referri meretur vel maxime: id quod omnia eius, vel me tacente, carmina loquuntur. An vero putati, nullius ponderis, nulliusque vtilitatis in Patria nostra ea fuisse, quae in laudem Regum Ducumque, heroum quoque bellicorum subinde ceciniſſe deprehenditur vates elegantissimus? Alia profecto, belli tricennalis, toti Germaniae funestissimi, historiam recolentibus, eamque cum OPITII nostri scriptis conferentibus, sententia stabit. Immo ea mihi aliquoties se obtulit opinio verosimillima, numquam maioribus nostris pro religionis euangelicae libertate decertantibus, tantum fortitudinis futurum fuisse; nisi excellentissimum Poetae nostri carmen, de solatio in bellicis aduersitatibus quaerendo, animum iis addidisset, inuictamque pro sacris suis defendendis constantiam inspirare valuisset.

TE iam seorsim compellare liceat, RECTOR ACADEMIAE MAGNIFICE; a Te enim venia impetranda mihi est, dum ad AVI TVI laudatissimam memoriam

recolendam, nescio quo impetu rapior. Inter *Philosophos* enim *Poetas* eum memorandum esse, vel propria eius scripta testantur, quorum multa quoque, nomini eius inclito addita, ab eo ipso monstrant verba: PHILOSOPHVS ET POETA. Centesimus iam annus agitur, ubi BACHMANNVS iste celeberrimus, pugnam, victoriamque insignem, hic, prope Lipsiam nostram, a puriorum sacrorum defensoribus reportatam, heroico carmine celebrauit. Tanta ei vis, tantus diuini ingenii ardor, tantum orationis elegantissimae flumen eidem ineste deprehenditur, vt non sine insigni animi commotione legi a quoquam possit. Num autem existimandum est, eos, qui nunc sentiuntur, stimulos, tunc temporis impotentiores fuisse? nec ardentiores factos esse fidei nostrae promachos, laudibus heroum, qui pro eadem caussa tuenda glorioſe occubuerant? Ego profecto contrarium semper defendam; eoque maiori fundamento id faciam, quod *Poetae* noster *Philosophus*, RIVINIANAE *gentis* apud Lipsienses auctor, eo ipso potissimum Poemate, munus Professoris Poeseos in hac litteraria Vniuersitate meruerit: certissimo sane indicio, vtilissimum visum esse aulae atque principibus viris auctorem carminis; quod, vti de TYRTAEO Lacedaemoniorum duce quondam factum legitur, virtutem inspirare bellicam, masculaque reddere possit languentia subinde exercituum defatigatorum pectora.

NON minor interim vtuperii, quam gloriae sensus ineſt hominum mentibus, visque profecto eadem; si non ad virtutem sectandam, ad vitia certe fugienda & detestanda. Dantur quippe nonnunquam, licet rarior eorum seges sit, qui nulla prorsus ducuntur laude: siue quod nihil laude dignum gesserint umquam, despicientes ita virtutis praemium, cuius dulcedinem non senserunt: siue quod adeo stupidi sint ingenii, vt expertes videantur omnis honestae ambitionis, pecorumque ritu in terra semper defixi haereant. Ast hi quoque, hebetissimi licet mortalium, contemtum tamen & contumeliam ferre nequeunt. Tanguntur vehementer maledictis atque opprobriis, publicae praesertim sibi impactis: & laudis licet incurii valde sint, vituperium tamen maximopere abhorrent & auersantur. Obseruarunt igitur & hanc humanae naturae indolem *poetarum primi*, ac sapientissimo consilio censuere, adhibendam esse & hanc contumeliae auersionem freni instar,

quo a vitiis retinerentur vel procaciſſimi mortalium. Compoſuere igitur *poemata ſatirica*, vel recitanda tantum, legendaue, vel in theatris dramatice repraeſentanda. ARISTOTELES in poetica ſua auctor eſt, HOMERVM iam ſuo tempore in MARGITEM quendam, hominem otioſum, ſatiram ſcripſiſſe, eo quod fruges tantum conſumere natus, nihil negotii in ſe ſuſciperet, vitamque perpetua inertia tranſigeret. Secuti eum in Graecia ſunt Poetae Comici, qui totis theatris plaudentibus malorum ciuium mores deridendos populo propinabant: Nam

Eupolis atque Cratinus Ariſtophanesque Poetae,
Atque alii, quorum comoedia priſca virorum eſt,
Si quis erat dignus deſcribi, quod malus, aut fur,
Quod moechus foret, aut ſicarius, aut alioqui
Famoſus; multa cum libertate notabant.

Hinc vel ipſo HORATIO cenſente omnis LVCILIVS pendet. Hic enim mutatis tantum pedibus, ſiue carminis genere, apud Romanos ſatirae inſtauratorem egit. At quam ſalubri effectu! quanto vitioſorum ciuium moerore hoc factum fuerit, IVVENALI verba praeeunte efferre liceat.

Enſe velut ſtricto quoties LVCILIVS *ardens*
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens eſt
Criminibus, tacita ſudant praecordia culpa.
Hinc irae, & lacrimae.

Hos preſſo pede ſecuti ſunt HORATIVS, IVVENALIS & PERSIVS, comicique ſcriptores innumeri apud Romanos, qui tamen aetatem non tulere. Hi omnes quippe, plus quam cenſoria auctoritate, nonnumquam vel ipſis formidandi fuerunt imperatoribus. Tantum enim abeſt, vt vitiis ipſorum indulſerint ſeueriſſimi morum critici, vt potius eo grauius eos increpuerint, quo magis pernicioſa eſſe conſtat malorum principum exempla. Perſtrinxit ita SENECA Philoſophus & Poeta Imp. CLAVDIVM in elegantiſſima fabula quam *Apocolocyntoſin dixit:* Et vt ea praeteream, quae a PERSIO & IVVENALI paſſim contra NERONEM effuſa legimus, IVLIANI hic ſolius meminiſſe iuuat, qui imperator ipſe, verum Philoſophus ſimul & Poeta eximius, fabula quadam elegantiſſima, omnes fere deceſſores ſuos, Romanorum imperatores, ſatirico ſale ita perſricuit, vt ſucceſſoribus ſuis, non parum profuturus fuiſſet, quodſi litteris ſatis imbuti,

buti, vel doctrinae cupidi, regni fasces suscepissent. Nec minor apud maiores nostros, germanorum vetustissimos, satiricorum carminum vsus fuit. Iussisse enim apud AVENTINVM legitur LABERVS, Rex Teutonum antiquissimus, vt, quemadmodum praeclare facta rhythmis inclusa canebantur suo tempore, ita & male facta subditorum suorum, cantionibus satiricis perstringerentur, vespertinoque tempore per vicorum plateas canerentur: vnde cantilenis istis adpellatio illa notissima inhaesit, vt die Gesanglichter dicerentur. Quae omnia, quum sine rerum moralium scientia, sine amore virtutis & honestatis a poetis eorum temporum fieri nentiquam potuerint; palam esse arbitror, quanta per omnia saecula, ad nostra usque tempora fuerit, poetarum philosophorum in republica vtilitas.

NOVIMVS quid obiiciant, quibus minus arridet ea poetarum satiricorum libertas. *Negant* enim conuenire priuatis *in priuatos morum censuram, nec nisi* iis eam concedendam esse arbitrantur, quibus a republica hoc muneris concessum fuerit. Ast vehementer errant, qui ciuibus quibuscunque, qualemcunque boni communis curam praecludendam esse existimant. Omnibus quippe ac singulis salus publica curae cordique sit necesse est: quae quum ex ciuium virtute praeprimis oriatur, moribus potissimum emendandis operam dare debet quiuis ingenuus eorum arbiter atque criticus. Hoc nomen autem, quis quaeso Poetis Philosophis negauerit? Vruntur hi vel maxime flagitiorum in ciuitate dominantium aspectu; offendit eorum oculos virtus a vitiorum mancipiis oppressa; laedit animum, scelus honestatis praemiis superbiens. Tunc sane IVVENALI

Difficile est, Satiram non scribere: Nam quis iniquae
Tam patiens vrbis, tam ferreus, vt teneat se?

Immo saepius

Quem natura negat, facit indignatio versum.

Hac ego laudatissima publicae salutis promouendae cura ductos esse censeo, quotquot inter nostros etiam excelluisse constat in hoc genere POETAS, RACHELIVM, CANIZIVM, NEVKIRCHIVM, atque GVNTHERVM. Arsisse nimirum videntur generosi eorum animi, in persequenda vitiorum peste. Et si forte aliquando in ipsas personas grauius quicquam effudere; dandum hoc

ducerem tanto virtutis amori: quo acti, ingenti profecto animo, malorum inimicitias, odia, scommata & duriora nonnumquam flocci pendere valuerunt. Minime meticulosus enim, sed generosus valde & bene obfirmatus sit eius animus oportet, qui virtutis praesidium susceipiens, nullo incommodorum exinde resultantium metu perculsus, in statione perseuerat; donec vel vicisse, vel in ruborem saltem dedisse hostem videatur.

ATAT hoc illud est, quod paucis admodum a natura concessum deprehenditur, constantiae! Vindictae quidem cupidine, maledicentia, inuidiaque actos, multos saepe videas in scenam prodire, poetastros potius, quam poetas vocandos; qui *famosis* subinde *libellis* eximios adgrediuntur viros, eorumque famae maculam adspergere laborant; infames ipsi, nullisque in republica virtutibus inclyti. Hos ego morum corruptores potius, quam correctores esse, censeo; nec pro Satiricis Poetis haberi vlla ratione volo. Hos, PERSIO censente,

Magister artis, ingenique largitor
Venter, negatas artifex sequi voces,

integras versiculorum febricitantium myriades, euomere magis, quam scribere docuit. Nulla istis philosophiae, nulla doctrinae moralis peritia ineft; hinc nullos ex scriptis eorum fructus resultare mirum non est. E contrario:

Vesanum tetigisse timent fugiuntque Poetam,
Qui sapiunt: fugiunt pueri, incautique sequuntur.

Longe alia Philosophorum Poetarum ratio est, Auditores. Hi, quum ipsi virtutis amantes, in vitia inuehantur; multum prodesse deprehenduntur in republica: siquc intimos animorum recessus purgare, morbidaque viscera sceleratorum corrigere forte nequeunt; impediunt tamen, ne latius serpat malum, vel in omnes sensim propagatum vehementius grassetur Quemadmodum & medici quandoque, igne admoto, vulnera grauiora obstruenda potius, quam sananda esse docent; immo ferro praecidenda, quae curari nequeunt membra putrefacta, existimant. Etenim HORATIO iterum L. II. Sat. I. iudice,

Si mala condiderit in quem quis carmina; ius est,
Iudiciumque. Esto! si quis mala. Sed bona si quis
Iudice condiderit laudatur Caesare. Si quis
Opprobriis dignum lacerauerit, integer ipse;
Soluentur risu tabulae: Tu missus abibis!

AD

AD dogmatica propero Poetarum opera, tertium ita, & postremum tractationis argumentum, breuissimis tamen expediturus. *Tragica* hic potissimum poemata, aliaque doctrinalia in censum veniunt, vel theatris, vel cantui accommodata, vel lectioni tandem soli destinata. Verbis autem exprimi nequit, quanto cum fructu haec omnia, omni tempore, vel spectata fuerint, vel decantata, vel lecta denique carmina. Rectissime hinc HORATIVS in elegantissima ad AVGVSTVM Epistola:

Or tenerum pueri balbumque Poeta figurat;
Torquet ab obscoenis iam nunc sermonibus aurem;
Mox etiam pectus praeceptis format amicis;
Asperitatis & inuidiae corrector & irae;
Recte facta refert; orientia tempora notis
Instruit exemplis; inopem solatur & aegrum.

Tragicae praesertim fabulae more antiquo in scenam productae, quantum in purgandis adfectibus hominum valeant, dici vix potest. Prolixe in Poetica sua id exposuit Criticorum Princeps ARISTOTELES, exemplaque Poetarum superstitum abunde, quae dixit, confirmant. Hic potissimum doctores ciuitatum suarum egerunt philosophantes Poetae. Hic virtutem in summo splendore suo; hic criminum atrocitatem oculis spectatorum summo cum fructu exposuere. Hic animi constantiam in aduersis; in secundis modestiam, docuere. Hic neminem impune improbum esse, nec sine praemio virtuti litare inculcarunt. Felicia sane tempora! vbi & sub ludentis specie, res maxime graues & serias hominum animis instillare licuit! Ne autem exempla desint, confirmandae sententiae meae idonea, audite quaeso SENECAM tragicum, in Thyeste, ita regium Sapientis animum describentem:

Regem non faciunt opes,
Non vestis Tyriae color,
Non frontis nota regiae,
Non auro nitidae trabes.
Rex est, qui posuit metus,
Et diri mala pectoris:
Quem non ambitio impotens,
Et numquam stabilis fauor
Vulgi praecipitis mouet:
Mens regnum bona possidet.
Rex est qui metuit nihil,
Rex est quique cupit nihil,
Hoc regnum sibi quisq; dat!
Stet quicunque volet potens,
Aulae culmine lubrico;
Me dulcis saturet quies,
Obscuro positus loco,
Leni perfruar otio.

Nullis nota Quiritibus *Plebeius moriar senex.*
Aetas per tacitum fluat. *Illi mors grauis incubat,*
Sic, quum transierint mei *Qui, notus nimis omnibus,*
Nullo cum strepitu dies, *Ignotus moritur sibi.*

Audite porro IVVENALEM, satiricum quamuis, dogmatice tamen saepius scribentem, & quomodo orandum sit, Sat. X. docentem:

Orandum est, vt sit mens sana in corpore sano;
Fortem posce animum & mortis terrore carentem,
Qui spatium vitae extremum inter munera ponat
Naturae, qui ferre queat quoscunque labores;
Nesciat irasci, cupiat nihil; & potiores
Herculis aerumnas credat, saeuosque labores,
Et Venere & coenis & plumis Sardanapali.
Monstro, quod ipse possis dare. Nam semita certe
Tranquillae per virtutem patet vnica vitae.

Audite tandem PERSIVM Sat. III. quid mortalibus summa cura discendum sit & meditandum, ita praecipientem.

Discite mortales, & causas cognoscite rerum!
Quid sumus & quidnam victuri gignimur? Ordo
Quis datus? aut metae quam mollis flexus? & unde?
Quis modus argento? qui fas optare? quid asper
Vtile nummus habet patriae, carisque propinquis?
Quantum elargiri deceat? quem te Deus esse
Iussit? & humana qua parte locatus es in re?

NON desunt & hic, Auditores, qui poeticam docendi rationem odio habentes, nescio qua temeritate acti, dicteriis eam lacessere solent; inque eos inuehi quam acerrime, qui saluberrimis doctrinis referta esse Poetarum antiquorum scripta, ipsa oculari inspectione suffragante, adserere non dubitant. Errores quippe obiiciunt Poetis, fabulasque increpant, minus ad Christianae religionis normam effictas: qua in re, an dolendi sint, an explodendi potius, ambigo. Quis enim mortalium vmquam omnia ea, sine discrimine, vel probanda vel commendanda esse censuit, quae siue ab HOMERO, siue a VIRGILIO profecta sunt dogmata? Homines eos fuisse nouimus, &, aeque ac obtrectatores suos, dormitasse nonnumquam, concedimus. Minime autem decere arbitramur, hos, qui, temporum magis, quam ingenii sui felicitate, luscis oculatio-

latiores forte facti, alta sibi sapere videntur; hos inquam, nulla venia dignos existimare Poetas antiquos, qui saeculi sui vitio, a recto tramite in quibusdam abrepti fuerunt. His etenim, si nulli prorsus condonandi sunt errores in dogmatibus suis, quid quaeso Philosophis faciendum erit, quibus profecto, non minus larga portentosarum opinionum messis obiici potest: praesertim, quum, veteri prouerbio, nihil tam absurdum sit, quod non ab aliquo eorum assertum legatur. Quodsi autem non reiiciuntur exemplo ea, quae proficua ab ipsis, & veritati consona tradita fuere; quodsi & laudantur, & explicantur, & lectioni sobriae commendantur eorum scripta: Quis quaeso lectionem carminum dogmaticorum omni vtilitate cariturarum esse in republica defendere sustinebit? Quis denique emunctae naris iudex sola Poetarum opera manibus nostris excutienda, suaque laude priuanda censebit? Adeat sane Philosophos, cui solidior rerum cognitio curae est! *Liceat autem aliis, Poetas quoque adire, qui vtile dulci miscentes, plus saepe commodi breuiusculo carmine lectori adferunt, quam spissa philosophorum ac celebrosa volumina.*

Sed non opus est, morari diutius Poeseos dogmaticae contemtores; nec procul repetenda videntur vlterius, quae pro vtilitate eius defendenda in medium adferri possunt, argumenta: ex iis nimirum, quae in proximo posita sunt, ea peti possunt quam commodissime. Suppeditat vtique sacer codex, suppeditat christiana doctrina, suppeditat tandem repurgatus etiam euangelicorum coetus, melioris notae arma, quibus sententiae nostrae robur accedit & firmamentum insuperabile. Inter omnes sacrorum oraculorum interpretes dudum euictum est, ex poeticis scriptis magnam partem constare Ebraeorum sanctissima volumina; eoque magis semper poetico nitere cultu sacrorum Vatum diuinitus suggesta carmina, quo antiquiora ea esse deprehenduntur. Iobi e. g. librum, cothurnato fere sermone incedere, quis vestrum nescit Auditores? Salomonis scripta, sublimem vbique sapientiam spirantia, carmine fere perpetuo constare, quis orientalium linguarum vel mediocriter gnarus, ignorat? Psalmos denique cum *Threnis*, aliisque canticis ac hymnis, in historiis Mosaicis, alibique passim occurrentibus, quis vmquam, in tanto praesertim philologorum consensu, ex

poema-

poematum numero excludere audebit? Non ita metro adstricta fuit, quod lubentes fatemur, Poesis Hebraeorum ac illa graecorum romanorumque carmina. Est tamen versibus eorum numerus certus, est harmonia, intelligentium auribus suauissima, musicoque concentui cuidam aequiparanda. Inest praeterea poematibus hisce ingens sermonis ornatus, mensque diuinior; abundant excellentissimis rerum sublimium picturis, quibus omnes reliquorum poetarum imagines, elegantissimas licet, multum superant. Aut frustra igitur adhibuisse censendus est Spiritus diuinus, hanc poetici sermonis vim ac indolem, hunc stili ornatum & nitorem, in tradendis per vates suos oraculis saluberrimis; aut melius ea ratione fine suo se potiturum praescisse dicendus.

NEMO proinde, vel antiquiori Christianorum, vel recentiori Euangelicorum coetui vitio vertat, Auditores, quod hymnis in laudes diuinas celebrandas compositis, variisque poematibus aliis, *Poesin in sacros vsus* adhibere nulli dubitauerint. Eminuit inter veteres PRVDENTIVS maxime, qui vtilissimas doctrinae Christianae partes, carminibus, supra saeculi indolem elegantibus, complexus, eximia lectoribus suis commoda praestitisse censeri debet. Inclaruit eodem fere tempore BOETHIVS, Consul, Philosophus & Poeta Romanus, professione tamen Christianus; qui aureo prorsus, de Consolatione Philosophiae, libro ostendit, quantum, & in aduersitatibus leuandis, valeret poema, practicis refertum veritatibus, & ad institutionem lectorum vnice comparatum. Vtque reliquos omittam, quantum quaeso, in sacrorum restauratione a diuo LVTHERO nostro facta, valuisse constat inter omnes, facultatem summi Theologi poeticam! Quis enim nescit, eum, quem doctrinae & cultus diuini instauratorem veneramur, poeseos vernaculae quoque instauratorem egisse? Per cantica quippe sacra a se ipso composita, non solum rudi omnium rerum populo, fidei & officiorum praecipua capita tradidit, verum constantes quoque & inuictos hac ratione reddidit suorum animos, ad perferendas quasuis persecutiones, aduersaque alia toleranda, ab euangelii hostibus tunc temporis imminentia. Ea profecto plurimis eorum vis inesse deprehenditur, vt difficile sit iudicatu; prosaicone scribendi genere, an poetica ingenii facultate, plus rei Euangelicae profuerit, maiores hostibus clades intulerit: Isque diuinae mentis spiritus sublimis ex omnibus fere hymnis eius elucet, vt

Roma-

Romanae nonnumquam Graiaeque lyrae magiſtros, HORATIOS PINDAROSque ſuperaſſe, iure meritoque ſuo cenſeatur.

PRESSERVNT cum laude veſtigia ſummi LVTHERI noſtri, quotquot ex poetis noſtratibus Poeſi ſacrae ingenia calamosque ſuos adplicuere. Honoris cauſſa DACHIVM, RISTIVM, GERHARDVM, aliosue nominare poſſem, debitisque laudibus merita eorum proſequi; niſi in vulgus nota eſſent & nomina eorum, & diuina prorſus poemata. Haec igitur qui ex templis noſtris proſcriberet, Auditores, nonne vtiliſſimam cultus publici partem proſcripſiſſe diceretur? Abeant ſane, qui nobis aduerſantur, & manibus piorum eripiant excellentiſſima hymnopoeorum huiusmodi poemata! Abeant! quotquot poeſeos ope carere poſſe rempublicam chriſtianam, ſtolido adfectu perciti, ſibi perſuadent, & dediſcere iubeant mentes Deo deuotas ea carmina, quibus & myſteria religioſa admirari, & beneficia diuina grate recolere, & officia ſua memoriae infixa ſeruare, & opem numinis implorare, & contra quasuis vitae huius calamitates luctari didicerunt, a poetis ſanctioribus. Furibundos eos eſſe, ſine dubio pronuntiabunt ſapientiores; lapidibus obruendos clamabit populus chriſtianus; damnabunt auſum profanum Sacrorum Antiſtites reuerendi; punient denique facti malitiam Magiſtratus atque Principes religioſi: Omnesque eo ipſo, vtiliſſimos eſſe reipublicae Poetas dogmatica carmina pangentes, vno quaſi ore ſummaque animorum conſenſione, profitebuntur.

SATISFECI Auditores, quantum per temporis anguſtiam licuit, propoſito meo. Nondum tamen omnia perfeci. Abſtinui enim hactenus a PLATONE refutando, qui Poetas e republica ſua exulare iubet. Hanc tamen ſolam celeberrimi viri ſententiam crepant Muſarum aduerſarii; de cetero omnia eius dogmata vel contemnentes, vel ignorantes penitus. Aſt incaſſum nobis obiiciunt tanti auctoritatem viri, poſt ea, quae hactenus a nobis dicta ſunt. Excludendos e republica ſua cenſuit Poetas PLATO! concedimus; & quod maius eſt, probamus ſapientiſſimum eius inſtitutum. Quos autem, & quales excludendos exiſtimauerit, veſtrum, Auditores, iudicium eſto. Num credibile eſt, Virum adeo ſapientem, qui in dialogis ſuis Socraticis conſcribendis, ARISTOTELE iudice, Poetam egit ipſe; eos hic intellexiſſe vates, qui ſuis inſiſtentes veſtigiis, morum

docto-

doctores futuri essent? An potius illos auersatus esse censebitur, quos, quum philosophiae praeceptis imbuti non essent, nec vllo honestatis & virtutis amore ducerentur ipsi; vitiorum promotores futuros esse, certo certius praeuidebat? Hos autem & nos, ex republica relegandos esse, auctores essemus; si vlla id ratione fieri posset: & supra, quantopere eos auersemur, expresse satis testati sumus.

Sed liberaliores simus? Concedamus tantisper, omnes a Platone eliminandos fuisse *Poetas; philosophos* quoque, & sapientiae praecepta carminibus tradentes: quod tamen quam absurdum sit, manibus palpari potest. Num toti ex solius Platonis auctoritate pendebimus? Num rationibus neglectis testimonia audiemus? Et, quodsi aliorum opinionibus dictisque inhiandum est; annon inueniri poterunt Sapientes alii, contrariae defensores sententiae, Platoni vel praeferendi vel saltem aequiparandi? Enimuero exstant vtique maiora, vel aequalia saltem magnorum philosophorum testimonia, Poetarum in republica vtilitatem, quantum fieri potest, stabilientia. Quid quaeso Pythagoras, Lycvrgvs, Thales, Solon, aliique, quorum profecto non minor est ac Platonis fama? At hi omnes ex nostris stare partibus deprehenduntur. Pythagoram enim quod adtinet, eum in curiam euocatum, Crotoniatae rogasse leguntur apud Iamblichvm, in vita eius: Vt, si quid reipublicae suae conducere censeret, libere profiteretur; & responsum ab eo tulisse: *Musis ante omnia fanum exstruendum esse!* Illas enim Deas continere in se ipsis concentum, harmoniam & numerum, imo omnia quae ad concordiam faciunt. Addidit etiam, eas vim suam non tantum circa pulcherrimas contemplationes disciplinarum occupare; verum etiam ad rerum consonantiam harmoniamque pertinere.

Magnvm fine dubio hoc est, Auditores, ast multo maius, quod de Lycvrgo Spartanorum Legislatore in vita eius refert Plvtarchvs. Hic totius reipublicae patriae instaurationem animo conceperat: & antequam aliquid susciperet, itineribus per varias regiones institutis, in aliorum populorum leges inquirebat. Offendens autem Thaletem, Poetam lyricum, quem ex septem sapientibus vnum fuisse constat, ei persuasit, vt Lacedaemonem se conferret, ibidemque sub specie canticorum, voluptatis caussa compositorum, Legibus suis facilius recipiendis viam

am sterneret. Omnia enim Poetae huius carmina, ad obedientiam atque concordiam promouendam tendebant, eiusque elegantiae erant & potentiae in animos hominum singularis, vt emollirent audientium mores, honestatis amorem inspirarent, atque a dissidiis eos auerterent. Sic praeparatis Spartanorum animis, LYCVRGVS ex Asia redux HOMERI libros secum adtulit, a se ipso descriptos & in ordinem redactos, vtpote, quos moribus formandis adprime vtiles futuros existimabat. Praeterea, quum in iuuentutis educatione recte instituenda, vel maximam operam suam poneret Legislator sapientissimus, versibus componendis eos adsuefieri voluit, quibus vel laudes heroum, qui pro patria occubuerant, vel ignominiam fugitiuorum, vel virtutis futurae pollicitationes glorioſas complecterentur. Taceo reliqua, quae de poeseos in *Laconum* republica vtilitate, fuse admodum recenset PLVTARCHVS; Taceo SOLONEM Athenienſium Sapientem, leges suas carminice tradentem. Haec enim omnia satis, ni fallor, ostendunt, *quantis muniti auctoritatibus, contra* PLATONIS vnius testimonium insurgere possimus: quamuis ne hunc quidem nobis contradicere potuisse, abunde supra euicerimus.

SICCO haec omnia pede praetereo, filumque orationis meae abrumpo, Auditores; doliturus, si nimium produxisse idem videar. Nihil de me ipso addo, nisi hoc: Philosophiae non minus, ac litteris humanioribus quum semper operam dederim, in *munere* hoc *poetico*, quod hodie adgredior, operam me daturum esse, vt reipublicae etiam litterariae, ciuili, patriae, generique humano, in quantum fieri potest, prodesse possim. Laudibus potissimum virtutis Musas meas consecraturus, potentissimi FRIDERICI, re & nomine AVGVSTI, res gestas, posteritati commendare, tantumque OPTIMI PRINCIPIS exemplum, immortalitate dignissimum, quantum in me est, interire non patiar.

Vos tandem, quibus litteras elegantiores tradere iussus sum, generosa atque nobilissima pectora, vos inquam COMMILITONES SVAVISSIMI, breuibus, verum eo ardentioribus verbis alloquor. Pergam, vt hactenus me feciſſe nostis, in pandendis vobis philosophiae atque poeseos arcanis. Iungendorum semper APOLLINIS & MINERVAE sacrorum auctor vobis futurus sum.

Iunctam

Iunctam nimirum sapientiae & ingenii culturam, eos produxisse Viros illustres ostendam, quos omnis posteritas hactenus admirata est. Sic studium virtutis amoenius; sic litterarum elegantiorum palaestra vtilior vobis euadet; nec quemquam vestrum, Philosophum & Poetam factum, temporis sic collocati, poenitebit vmquam. Habebitis me ducem indefessum, monitorem ingenuum, comitem denique, ad Musarum templa vsque, constantissimum. Denique quidquid ingenii, quidquid doctrinae, quidquid experientiae mihi forte contigit, vobis solis impendere, vestrisque commodis dicare constitui. Vos modo, vt coepistis, sedulitate, adtentione, frequentia denique Vestra, animum mihi addendum esse mementote!

Ego sane, totus vester ero.

Dixi.

****

ORATIO

PRO

VTILITATE ET NECESSITATE METAPHYSICAE IN CONTEMTORES EIVS QVVM PVBLICVM EAM LOGICAMQVE DOCENDI MVNVS IN ACADEMIA LIPSIENSI AVSPICARETVR DICTA.

RECTOR ACADEMIAE MAGNIFICE &c.

Quadriennium paucos ante dies elapsum est, ex quo, iubente ita diuo FRIDERICO AVGVSTO, cuius obitum omni Europae funestum hactenus luximus, munus poeticen extra ordinem docendi, ex hac ipsa cathedra, publica solemnique oratione auspicatus sum. Et tunc quidem, A. A. studiorum meorum, officiique mihi demandati rationem habens, Poetas Philosophos commendabam, reipublicae vtilissimos: omnibus quibus pollebam in id enitens viribus, vt socias Mineruae Musas, si poetarum more loqui fas est, conciliarem; vel illam potius hisce magistram praeficerem. Euiceram eo fine in prolu-

prolusione inuitatoria, non nisi Musas quondam verae sapientiae obstetrices fuisse; vetustissimosque, quos omnis antiquitas venerata est, Poetas, primos omnium philosophatos esse. Nonne vero futurorum praenuntia quasi fuisse haec omnia videri possent, Auditores? Annon Apollinis sacro instinctu quodam praeuidisse censeri possem ea, oculis quae iam obuersantur vestris? Philosophiam quippe tunc praedicaui, Doctoris philosophi partes in me quondam suscepturus. Sapientiam laudibus ornaui, cuius disciplinas praeparantes & fundamentales me doctorum esse, olim in fatis erat.

Ecquis enim Vestrum ignorat, A. A. a Principe Serenissimo Celsissimoque, CHRISTIANO, Saxoniae, Iuliae, Cliuiae, Montium, Angriae & Westphaliae Duce, Landgrauio Thuringiae, Marchione Misniae & vtriusque Lusatiae, Principe Querfurtensi, cetera, Domino meo clementissimo, annuentibus quoque reliquis Academiae nostrae Nutritoribus *Serenissimis atque Potentissimis, Reuerendissimo Celsissimoque Martisburgensium Duce, Sanctissimoque Poloniarum Rege & S. R. I. Nouemuiro Saxonico*, Dominis meis longe clementissimis, quis inquam nescit, demandatam nuper mihi esse a tantis Principibus, Logicae & Metaphisicae docendae spartam, in Academia hac Lipsiensi, ordinariam? Gratissima mente agnosco principale regiumque beneficium, eo ipso in me collatum, nec nisi cum vita ipsa, deuotum prorsus celsissimae domui Saxonicae animum exuere mecum constitui. Altius tamen oculos eleuans, diuinam simul prouidentiam supplex veneror, quae me, hominem exterum, nullis fortunae domesticae opibus, nullis potentioris familiae praesidiis, nullis fauorem procerum captandi artibus insidiosis instructum, ad exoptatissimam hanc omnium votorum meorum metam perduxit quam felicissime.

Non praematurus quidem est, qui mihi contigit, fortunae fauor, A. A. Vicesimus quippe vertitur annus, ex quo ciuitate litteraria donatus, Musis in academia Regiomontana litare coepi. Decennium fere integrum discendo docendoque in castris Mineruae militaueram ibidem, quum Borussiam meam, cumque ipsa spes optimas, durioribus fatis coactus, temporumque iniuriae cedens, relinquerem. Vnicum erat, quod animum addebat futurorum omnium incerto, inter spem metumque fluctuanti, quoties retortis

ſubinde in patriam cariſſimam oculis, penates ibi relictos, parentes, neceſſitudines, patronos, amicoſque reſpicerem: Athenas nimirum Germanicas me petere, Lipſiam puta, ingeniorum nutricem, artium liberalium matrem, virtutis in exteris quoque remuneratricem. Erigebat mentem moerore perculſam cogitatio, amplius me excelſiusque quaſi Theatrum ingredi, in quo, quidquid inter eruditos agitur, in totius Germaniae, immo vniuerſae Europae oculis agi cenſendum eſt. Metuebam quidem, quod ingenue fateor, virium tenuitatem mearum, nec dignum quidquam in illuſtrem hanc ſcientiarum ſedem me allaturum confidebam. Deſiderio tamen ardebam incredibili, experiundi vires meas qualeſcunque, explorandique, quid ferre valerent humeri, quid recuſaturi eſſent?

Veſtrum iam eſto A. A. iudicium, quo id ſucceſſu a me, integro hodie decennio, factum fuerit, quaue fortuna in explicandis ingenii dotibus vſus ſim; quod, quam exiguum mihi *contigerit, probe noui.* Non attinet etiam glorioſius hic eorum *omnium inire numerum*, quae ſiue proſpera ſiue aduerſa interea temporis *mihi contigiſſe* memini. Maximam ſaltim bonorum copiam diuino mihi obtigiſſe beneficio, absque vlla iactantia glorior, nulliſque, inuidiae dicam an malitiae artibus, vmquam conturbari potuiſſe ſerenae mentis tranquillitatem. Ea nimirum fuit ipſius philoſophiae propria laus & virtus, quod me, ab ineunte aetate diſcipulum cultoremque ſuum, non deſtituerit vmquam. Fideliter ſeruientem ſibi blando ſemper amplexu fouit, nutriuit, educauit, & materno quaſi adfectu proſecuta eſt; donec in diſciplina ſua ſatis adulto, aliorum etiam committere poſſet tutelam. Neque minorem inde fauorem eius expertus ſum, quod Poeticen docendi munus, ad quam vel ipſa me natura aetatisque impetus dudum impulerat, ante aliquot annos amplecterer. Tanto alacrior ergo ad priſtina ſapientiae ſtudia redeo, rerumque mearum fata, manifeſtis prouidentiae indiciis modo declarata, lubentiſſimo ſequor animo.

Id enim vobis perſuaſum habeatis velim, A. A. non ſine inſigni voluptate, aggredi me, quas docere iubeor, ſcientias philoſophicas, Logicam ſcilicet atque Metaphyſicam. Omnis quidem eruditionis ambitus vel natura ſua venerandus eſt, cunctaeque partes eius, ſalutarium fructuum feraciſſimae, excellentiſſimis praeceptis abundant & inſtitutis,

tutis. Nec vllam facile disciplinam adeo abiectam dixerit quisquam, tamque parui momenti, vt sine voluptate quadam & vsu insigni tractari queat a doctoribus suis. Verum tamen alia aliis semper debetur praerogatiua: vtque flores varii generis coloribus, odoribus, virtutibusque suis multum distincti spectantur; ita prorsus scientiae & artes liberales propria quadam & vtilitate sua gaudent & amoenitate; seque natiuo quodam splendore suo amicis cultoribusque suis reddunt commendabiles.

Et ad Logicam quidem disciplinam quod attinet seorsim spectatam, vel me non monente quiuis intelligit, quantum sit eius artis pretium, quae quid hominēs nos efficiat docet, & rectam ratione vtendi methodum discipulis suis commonstrat. Veritatem, cuius eo cupidior esse solet, quo nobiliori quisque ingenio est, veritatem, inquam, ignotam inuestigare, inuentam diiudicare, explicare obscuram, explicatam confirmare, confirmatam defendere, aliisque tradendam rite proponere, vnde quaeso scirent cuiuscunque generis eruditi, nisi Logica aliquando vsi essent magistra eiusque praeceptis probe imbuti fuissent? Quem enim vestrum latet, Auditores, quam turpiter se dare soleant ex litteratorum plebe illi, qui scholis hisce vel prorsus neglectis, vel a limine vix salutatis, ad reliquas lucrosiores prouolant scientias; parum pensi habentes, an solida mentem cognitione imbuant, an male digestam doctrinae variae molem memoriae condendam submininistrent. Titubantes proinde, ebriorum in tenebris ambulantium more, incedere videmus illos: Viae nimirum, quam sequi deberent, prorsus ignari, quo casus eos duxerit, pergunt, non raro in pernicioſissimos errorum gurgites sese praecipitaturi. Miserum, sane, hominum genus, nec eruditorum nomine vnquam compellandum!

Haec aliaque plura ad philosophiae rationalis laudes facientia, quo minus fusius diducam, Auditores, incredibilis quaedam verecundia me impedit. Timeo enim, ne crambem multoties ab aliis appositam, recoxisse denuo videar, idque Vobis, delicatissimi palati conuiuis: Si rem tritam & cuiuis obuiam nouis commentariis illustrare aggrederer. Abstineo itaque a Logicae doctrinae encomiis; Metaphysicam potius, scientiam & vtilissimam & necessariam, omnium denique scientiarum reginam, iusta oratione laudaturus.

Eo magis autem operae pretium facturus sum in instituto hoc perficiendo, quo minus probabilem, nostro inprimis tempore, caussam, tuendam eo ipso, in me suscepisse videbor plurimis. Non *fugit* me, quam neglecta iacuerit, quantoque contemtu sepulta per multos annos, disciplinarum sanctissima. Quid quaeso Metaphysica nostra abiectius, vilius, inanius vilium est multis, non infimi subsellii viris? Adeo vt in prouerbium abierit, quisquilias metaphysicas esse, quidquid abusu vitae remotum videretur, quidquid a sensibus quodammodo alienum, quidquid tandem abstractius paullo esset illo cognitionis genere, quod vulgus eruditorum sequi consueuit. Vmbraticas fere nugas tota agitare credita est scientia nostra, eaque propter digna multis habita, quae ex eruditionis circulo proscriberetur penitus, numquam in academias nostras reducenda.

Verum enim vero, crescit eo ipso caussae huius agendae in me ardor, Auditores; auget desiderium, animumque addit *ipsa difficultas eius! Non patiar* profecto, non feram, contemni ab hostibus, quam *non intelligunt*, scientiam; aut non auditam saltem damnari ab iis, qui sibi solis in adolescentium studia imperium arrogant. Non eo quidem hoc negotii in me suscipio, quod dicendi facultate adeo me valere, vel iis verborum lenociniis me caussam oraturum existimem, vt orationis elegantia, artibusue cultioris stili assensum vestrum plausumque me reportaturum confidam. Philosophico enim dictionis genere, semibarbaro forte, disputantem magis, quam dicentem belle, me vobis sistam. Puritatem quippe sermonis romani vix ferre videtur materiae, quam pertractaturus sum, natura & indoles:

Multa nouis verbis praesertim cum sit agendum,
Propter egestatem linguae, & rerum nouitatem. Lucr.

Sed bonitas caussae meae tanta est, vt solius veritatis praesidiis innixus victoriam mihi spondere possim. Ceterum nullibi melius, facilius, feliciusque ea vmquam agi posse videtur, quam coram doctis adeo, perspicacibusque viris, quibus me circumfundi in tam illustri consessu gaudeo. Agite igitur, Auditores, adeste benuolentia Vestra oratori, doctrinam metaphysicam a sterilitatis & frigidae subtilitatis nota, quantum in se est, liberaturo. Vestra enim attentio & caussam ipsam illustriorem, & scientiam nostram commendabiliorem reddet, immo nos ipsos ab opprobrio libe-

liberabit, quo non nisi futiles nugas docere dicimur in metaphysicis, quarum nullus sit liberalioribus ingeniis vsus, nullus in republica bene constituta fructus, nullus denique influxus in omnem, quae felicitatem humanam promouet, sapientiam & eruditionem.

Metaphysicam qui dicit, non scientiam dicit vnicam, Auditores, sed scientiarum complexum quendam ambitumque; vocabulo nempe ex recentiorum Philosophorum mente accepto. Ex antiquioribus quidem ARISTOTELES, qui primus in disciplinae formam redegit eandem, non nisi generalem de ente vniuersim spectato tractationem ad Metaphysicam retulisse videtur; quae Ontologiae nostris nomine venire solet. Aut si forte de Deo, tamquam ente supremo, intexuit illi quidquam subiecitue: idipsum, parum sufficiens & imperfectum valde, vix hodie in censum venire potest. Adiecere tempora recentiora ontologicae de entibus in genere tractationi omnem de spiritibus doctrinam, quae cum physica quondam corporum consideratione male confundi solebat; quaeque sub Pneumatologiae nomine nuper innotuit, a nemine Veterum systematice proposita. Porro vberiorem multo, de summi numinis natura, scientiam eidem addiderunt Philosophi, quae & esse Deum demonstraret, & quid esset explicaret; attributa denique & opera diuina, quantum fieri posset, declararet. Theologiam naturalem adpellant scientiam hanc, quum separatim eam pertractant, Philosophi. Et haec demum, cum Ontologia ac Pneumatologia coniunctim sumta, Metaphysicam hodie inter recentiores absoluit.

Obiiciet hic forsan aliquis: immerito a nobis extendi scientiae nostrae limites, eosque in infinitum proferri posse, si quidquid libuerit, iisdem ingerere velimus. Concedimus sane, auctum magnopere esse a recentioribus Metaphysicae imperium, nouisque accessionibus ditatum subinde haereditarium reginae huius philosophicae solum. Quid autem culpae propterea in Metaphysicos redundet, nulli profecto videmus.

Aucti sunt successu temporis omnium scientiarum limites. Fecit eruditorum sollertia, vt in dies crescret veritatum a maioribus nobis traditarum numerus. Creuit Mathesis, nouis prorsus scientiis amplificata, quibus inuentis & vlterius cultis multi immortalem sibi gloriam

peperere. Creuit doctrina morum, superaddito partibus eius iure naturali, quod a veteribus vel neglectum penitus, vel non satis in lucem protractum iacuerat. Creuit non minus philosophia naturalis siue Physica, adiuncta eidem arte experimentali, cuius ne idea quidem maioribus nostris in mentem venerat. Quidni itaque & Metaphysica incrementa caperet, Auditores? Cur ea sola, antiquis contenta terminis suis, non occuparet eas fundi philosophici partes, quas a sororibus sibi relictas videbat? Quae nullius sunt, occupanti cedere, ab omni tempore inter iuris naturalis peritos agnitum fuit. Spirituum igitur summique Numinis considerationem iure suo sibi vindicauit eadem: ideo, quod nulli philosophiae parti magis ea conueniret, quam illi, quae res a sensibus externis remotas, abstractas, maximeque sublimes pertractat.

Continet igitur Metaphysica stricte sic dicta, Auditores, veritates maxime generales, fundamenta reliquarum omnium, omnium scientiarum semina quasi & principia. Explicat eadem notiones vniuersales & abstractas, quibus omnes eruditi aeque vtuntur, & aequaliter indigent quidem: quas tamen absque ope eius satis distincte non intelligunt. Haec sola absconditos sacrosque Veri & Boni fontes aperit; haec sola, vbi in ratiociniis analyticis subsistendum sit, docet; haec sola, firmo inniti talo vt queant argumentationes nostrae, efficit; haec sola tandem immoderatae Scepticorum in dubitando licentiae frenum iniicit, adigitque eosdem, vt confiteri aliquando cogantur: Dari in rebus quidquam certi atque indubitati!

Haec strictim tantum & per summa capita eundo breuiter enumerasse sufficiat, Auditores! Verum, Vestra quodsi venia id fieri potest, ex pluribus vnum saltem vberius paullo exponere liceat. Istum iam ceteris Ontologiae nostrae fructibus antefero, quo certitudinem ipsi debet omnis cognitio humana, si fundamentis ab ea positis recte superstructa fuerit. Notis siquidem, dari genus quoddam Philosophorum, ex Academica quondam Schola quasi prognatum, quod de omnibus dubitandum esse, nec certi quicquam sciri posse, arbitratur. Scepticos vocant cum Graecis Latini, eos, quibus nihil firmum in cognitione humana, nihil in scientiis stabile, nihil tutum satis videtur. Ratiociniis vtuntur iidem, vt rationis vim atque neruos infirment; disputant, vt de nulla re cum certitudine quadam

dam disputari posse euincant: Sique forte aliqua doctrina pro certa haberi possit, hanc solam eam esse contendunt: Nihil prorsus esse certum! Sic PYRRHONEM, sectae huius conditorem, olim philosophatum esse legimus, Auditores! Sic CICERONEM, philosophiae non minus ac eloquentiae Romanae principem, de omnibus dubitanter sensisse constat. Sic SEXTVM EMPIRICVM quondam, contra Mathematicos, vel contra dogmaticos potius, in vniuersum omnes, libros scripsisse scimus. Et quid antiqua tantum in memoriam Vobis reuoco? Sic nuper admodum PETRVM BAELIVM, Pyrrhonismum in scenam reducentem, vidimus. Sic HVETIVS quoque, at quantus vir! singulari libro, quo imbecillitatem ingenii humani in veritate cognoscenda accusauit, Scepticismum tantum non vniuersalem orbi erudito persuadere conatus est.

Congrediantur quaeso cum hisce, non obtusi profecto ingenii aduersariis, qui praeter Metaphysicam adeo sibi sapere videntur. Disputandi periculum faciant cum Philosophis, qui ne sensuum quidem euidentiae cedunt, argumentorum omnium vim eludunt, auctoritates cuiuscunque generis reiiciunt, rationi denique ipsi non parcunt; adeo, vt vel sanctissima eius sacraria aut collabantur, aut corruere saltem vulgo videantur. Quis, amabo, successus contra eos, quae victoria, sine Ontologiae sanioris ope, sperari potest? Quaenam arma satis valida futura sunt, nisi ex Metaphysicae solidioris armamentario petita fuerint? Quis nobis suppetias feret, nisi ARISTOTELES, THOMAS AQVINAS, CARTESIVS, LEIBNITIVS? His ducibus eos aggrediamur oportet. Principium identitatis siue contradictionis extra dubitationis aleam ponendum est! Existentiae propriae conuictio ipsis ingeneranda! Euidentia demonstrationis perfectae, exemplo hoc infallibili confirmanda! Et hinc tandem robur & firmamentum omnis ratiocinii, ad regulas Logicas exacti, deriuandum est. Valeant hic LOCKII CLERICIQVE, Pyrrhonismi subtilioris propagatores subtilesti! Valeant omnes Dialectici, disputatores probabiles, Metaphysici parum profundi! Valeant cuncti, quotquot Scepticos subinde agere videmus! Metaphysicam nos colimus, sine cuius auxilio aeternum foremus Baelianarum cohortium ludibrium.

Iteratam BAELII mentionem dum facio, Auditores,

ingens alia mentem subit controuersiarum farrago, quae ipso lites antiquas denuo renocante, magnis animorum motibus, nostra patrumque memoria, in orbe litterato agitatae sunt. Theologiam licet, partim naturalem, partim reuelatam, omnia fere tela eius peterent; nulla tamen magis periculosa fuere illis, quae libertatem hominum, malique inter eos cum originem, tum permissionem diuinam oppugnarunt. Mox illam labefacturus, omnia conquirebat, quibus necessitati subiacere cuncta voluntatis humanae decreta, aliqua ratione probari posse videbatur. Mox in contraria versus, ex libertate ipsa, homini tantisper concessa, bonitati & sapientiae supremi Numinis bella mouebat, vtpote quae pernicioſum adeo funestumque generi humano beneficium contulisset. Parenti minus cauto, vel parum benigno certe, Deum comparabat, qui nouaculam puero imprudenti donat, cuius abusu certo certius peritum esse filium suum, falli nescius praeuidet. Aut adimendam *igitur fuisse homini libertatem* clamat, primo nondum crimine perpetrato; aut potius numquam ei concedendam: nisi culpam sceleris omnem in se redundare velit humani generis auctor. Aut sapientia igitur destitui illum, qui mala impedire & possit, & velit, non tamen impediat; aut bonitate, qui quum impedire & norit, & queat, tamen nolit; aut potentia denique, si, quae & velit impedire, & sciat, tamen haud possit.

Horret animus, Auditores; nec permittit fastidium, quo corripi me sentio, vt pluribus verbis, impia & nefanda dictu Vobis exponam. Sufficere haec poterunt, speciminis loco adducta, iis, qui scripta hominis vaferrimi simul & eloquentissimi numquam legerunt; nec, quantum veritati & religioni, ex strophis aduersarii huius metuendum fuerit damni, satis perspexerunt. Ceteris autem, vt ea vberius declarentur, opus non est. Norunt audaciam hominis, norunt in disputando versutiam, norunt ingeniosam stili copiam & facilitatem, quotquot Dictionarium eius Historico-Criticum norunt. Verum constat inter omnes, quanto agmine facto, contra communem sacrorum fere omnium hostem, pugnauerint Theologi atque Philosophi, immo in hunc vsque diem, etiam post fata eius, pugnare non desierint.

Quid autem ego sepultas fere controuersias ab orco quasi in lucem reuoco, Auditores? Non aliam ob caussam

id

id a me factum esse sciatis, velim, quam vt pateret, quibus potissimum armis hydra haec debellata fuerit plus quam Lernaea; vtque intelligeretur, solius doctrinae Metaphysicae fuisse, ab eiusmodi hoste triumphum agere. Nullum profecto in aliis scientiis praesidium, nulla vel ex reuelatione ipsa suppetebant auxilia, quibus subigeretur homo, ex solius rationis armamentario omnia tela sua petens. Solius Metaphysicae erat, fastum eius retundere, suisque copiis propugnare veritatem tantum non expugnatam. Mentis humanae penitiori cognitione opus erat, vt sophismata aduersarii subtilissima refelli possent. Facultates animi nostri, intellectus, voluntas, adfectusque potissimum distinctius explicandi erant, antequam vera libertatis notio erui posset & defendi. Hoc Pneumatologiae; non minus sane Ontologiae negotium erat. Boni enim malique, cum metaphysici, tum moralis, necessitatis itidem & contingentiae notiones ab hac controuersia seiungi non poterant. *Euoluendae igitur erant, & magnopere illustrandae.* Taceo Cosmologiae & Theologiae naturalis suppetias in hoc negotio necessarias. Taceo auream Iouis in vniuerso catenam, nexum puta & ordinem omnium rerum admirabilem, perfectionemque mundi huius, ex pulcherrima omnium partium eius harmonia oriundam. Taceo bonitatis, sapientiae, iustitiaeque diuinae ideas perspicuas & conclusionum feraces: taceo plura alia, ad lites Baelianas feliciter terminandas adprime necessaria; quae vero cuncta, sine Metaphysicae sanioris ope, nemini vnquam suppetere potuissent.

Praestita quidem legimus & impense gaudemus, haec omnia, in immortali Theodicaeae Leibnitianae opere; libro, quem singulari prouidentia nostris temporibus reseruatum fuisse laetamur, quippe in quibus maximus eius esse poterat vsus. In illo siquidem BAELII errores profligari, paralogismos detegi, fucos rhetoricos explodi, veritatem confirmari, labyrinthos dialecticorum extricari, honorem denique summi entis, & humani generis libertatem vindicari potenter, non sine voluptate singulari cernimus. LEIBNITIVM scilicet sibi defensorem elegerat iustitia bonitasque diuina!

Huius viuida vis animi peruicit, & extra
Processit longe flammantia moenia mundi;

Atque omne immenſum peragrauit mente animoque,
Vnde refert nobis victor, quid poſſit oriri,
Quid nequeat; finita poteſtas denique cuique
Quanam ſit ratione, vtque alte terminus haerens.
Lucr. L. I.

LEIBNITIVM cauſſae ſuae inter mortales patronum ſibi deſtinauerat ſapientia Entis perfectiſſimi; cuius opera impietati os obturaretur penitus, nullum vt ſupereſſet, quo tueri in poſterum ſtultitiam ſuam poſſent, vitiorum promachi, praeſidium.

Ad intima nunc penetralia ſcientiae noſtrae progredimur, Auditores, ipſum iam totius Metaphyſicae ſanctuarium luſtraturi. Quare fauete dicenti, patienterque extremum hoc orationis meae momentum accipite. At, ſacro horrore quodam correptus totus contremiſco! Verenda quippe myſteria Vobiſcum contemplari ſuſtineo, quibus ſanctius nihil, nihil ſublimius cogitari vmquam potuit. De *Diuini Numinis exiſtentia* agemus, Auditores. De ſummo mihi Ente dicendum adhuc erit, omnium entium perfectiſſimo, rerum omnium conditore, conſeruatore, gubernatore, potentiſſimo, benigniſſimo, ſapientiſſimo. Faciles igitur aures praebete oratori, nec, ob dicendorum maieſtatem ſaltem, adtentione Veſtra eum deſtituite.

Nulla profecto veritas, Auditores, maioris momenti eſt, nulla aeque firmis indiget argumentorum praeſidiis, quam haec ipſa de ſummi Numinis exiſtentia. Hac quippe ſola vel ignorata, vel negata, aut fatalis vniuerſum hoc neceſſitas regit, aut fortuitus atomorum ſine lege errantium concurſus machinae huius ſtupendae imperium tenet. Quidquid autem horum obtineat, vtrobique tamen omnis religio, pietas omnis peſſumdatur; virtutis etiam incitamentum maximum, rerumque publicarum firmamentum euertitur validiſſimum. Damus equidem, ſi vobis ita videtur, cuncta paene clamare: Eſſe Deum! Damus praeterea quoque, ineſſe mentibus humanis quandam veritatis huius anticipationem; ſiue ad adſentiendum eidem propenſionem quandam, ex obſcurioribus ratiociniis ortam. Verum non ſufficit ſubobſcura cognitio haec illis, qui multo clariora veritatum genera in dubium vocare, vel reiicere penitus nullo ſibi pudori ducunt. Demonſtrationibus igitur firmanda eſt tanti momenti doctri-

na;

na; nec ferendum vmquam, vt vel incertis lubricisue, vel minus euidentibus saltem adstruatur rationibus. Omnes hic rationis humanae nerui adstringendi sunt; omnis ex Logicorum praescripto adhibenda est soliditas, vt nullum in probationibus exsistentiae diuinae dubium remaneat, vtque omnis eludi queat in Atheorum obiectionibus & subtilitas & effrenis licentia.

Cuinam autem eruditionis parti tantae molis opus commendabimus, Auditores? Num Historiarum cognitioni forte, ipsi incertae nimis; vel propagatis a patribus in filios traditionibus antiquis? Risum profecto mouebimus aduersariis nostris, qui auctoritatis & infantiae turpibus nos praeiudiciis adhuc teneri clamabunt. An forte Theologiae reuelatae, quae diuinis omnia probare solet oraculis? Circulum in probando nos admittere criminabuntur Athei, ex omnium logicorum consensu vitiosum: Sumendo scilicet *diuinam sacri codicis auctoritatem*, antequam Deum exsistere fuerit euictum. Quo nos vlterius vertemus, Auditores? Num ad consensum omnium populorum forte prouocabimus, suffragiorum pluralitate negotium omne diremturi? Frustra id quidem conabimur! Excipient aduersarii, numquam constare posse de omnium gentium sententiis, nec, si constaret vmquam, vnanimes eas futuras, & si fortasse fuerint, non suffectura tamen testimonia earum, quae tot aliis in rebus, per plurima saecula, turpiter se falli posse ostenderunt. Quo tandem confugiemus? Vbi praesidium quaeremus tantae veritatis? Quibus denique armis Diuinitatis superabimus hostes?

Ad te solam confugiendum est, diuina Philosophia! quae tuo nos lumine ad inuisibilium contemplationem manuducis. Ad te nos recipimus, sacrosancta Metaphysica! quae tuis nos argumentis, de Numinis summi exsistentia conuincis, quae sola aduersarios nostros refellere vales. Tu nos ex nihilo nihil gigni, tu fine sufficienti ratione nihil exsistere posse doces. Tu infinitam causarum sibi subordinatarum seriem implicare probas; tu in ente quodam necessario, aeterno & immutabili subsistendum esse demonstras. Tu porro nec vniuersum hocce, nec elementa eius, nec mentes nostras, nec spiritus quoscumque finitos necessario exsistere euincis; hincque tandem concludis: Dari praeter haec omnia eius aliquod summum, independens, simplex, incorruptibile, immortale, sapien-

ſapientia praeditum, potentia & bonitate infinita; quod omnia produxit reliqua, conſeruat denique & moderatur omnia.

Exegi opus, Auditores, quod ſuſceperam, oſtendique, niſi omnia me fallunt, tantum abeſſe, vt aranearum telas nectat Metaphyſica, futiles & inanes; vt potius doctrinas maximi momenti tradat, veritatesque doceat infinitae vtilitatis & ponderis. Veſtrum iam eſt ſententiam ferre, an ea ſcientia, quae, vt reliquae omnes firmae euadant atque ſtabiles, efficit; quae porro libertatis humanae, diuinaeque bonitatis & iuſtitiae vindicem agit; ſine qua tandem exſiſtentia Dei demonſtrari nequit; an ea ſcientia, inquam, pro ſcientiarum omnium principe haberi mereatur, dignaque ſit, quae in Academiis noſtris & doceatur ſedulo, & cum feruore diſcatur ab omnium diſciplinarum ſtudioſis?

Vos igitur, o Commilitones, commodis conſulite veſtris! Vos, inquam, o mei! felicitatis & eruditionis veſtrae ſolida fundamenta iacturi, philoſophiae operam date, Metaphyſicam etiam colite, omnium diſciplinarum reginam. Concedimus profecto, lubentesque concedimus Theologiae, ſacroſanctam myſteriorum ſuorum ſublimitatem. Concedimus Legum humanarum ſcientiae, reuerendam, quae ex legislatorum potentia ipſi conciliatur, praeceptorum maieſtatem. Concedimus & medicae arti diuinam prorſus ſaluberrimarum regularum auctoritatem. Concedimus, inquam, haec omnia, aliaque plurima largimur ſingulis ſcientiarum familiis, quae ſuo iure ipſis competunt encomia. Vix tamen ſplendidius quidquam, vix orbi vniuerſo venerabilius, generique humano magis proficuum vmquam fuit, ipſis ſanioris Philoſophiae inſtitutis. Quotusquisque enim non videt, nonniſi illis prodeſſe Theologiae chriſtianae dogmata, qui traditam caelitus doctrinam nobiſcum agnoſcentes, eadem nobiſcum ſacra colunt; Nonniſi ad illos extendi Iurisprudentiae ciuilis vſum, qui noſtris moribus viuentes eodem in Leges Romanas ſtudio feruntur; Nec niſi eos tandem medicae artis auxilia ſentire, qui imbecilliorem nacti naturam, morbisque obnoxiam aliena ope indigent, quo dolores aliqua ratione leniant, vitamque cum morte conflictantem vlterius protrahant.

Alia longe Philoſophiae ratio eſt, Auditores! A Seribus extremis, ad Indos vsque occidentales, a Lapponibus vltimi

vltimi septentrionis incolis, ad ignotos vsque meridionalium plagarum populos, inter omnes quas sol radiis suis lustrat gentes, suus Sapientiae honor est, sua institutis eiusdem auctoritas! Nulla quippe natio tam barbara est, nulla gens adeo fera, quae non suis subinde Philosophis gaudeat. Et ipsa quondam Scythia Toxarin suum tulit atque Zamolxin; & Galliae antiquae Druidae sui fuere, & Germaniae vetustissimae Bardi. Hos autem omnes Philosophos fuisse, quis negaret? Quisquis enim agrestium hominum moribus formandis, vel rebus publicis sapienter condendis, vel cultui diuino ex rationis praescripto recte instituendo, vel cauſſis denique rerum naturalium acutius inuestigandis operam dedit vmquam; is suo sibi iure Philosophi nomen augustum vindicare potest. Ad omnium igitur temporum, aetatum, fortunarum, sexuum tandem omnium homines, vitaeque humanae status omnes Philosophia pertinet. Quidquid animo gaudet felicitatis cuiusdam capaci atque cupido, & ad institutionem facto, illud omne, Auditores, sapientiae praeceptis, & imbui debet, & potest, & ab omni tempore desiderauit. *Numquam* igitur, si Ciceronis, ex Catone Maiore, verbis vti licet, *numquam, satis laudari digne poterit philosophia, cui qui pareat, omne tempus aetatis sine molestia possit degere.*

Ne quaeso vos, Commilitones, a recto hoc sapientiae tramite abduci patiamini! Si vestras mentes, si studia vestra, si veritatem ipsam, si scientiam animis, si salus denique vestra curae cordique vobis est, est autem omnibus; ne istos audiatis stupiditatis doctores, obsecro, qui a philosophia vos retrahunt; a febriculosa illa philosophia, quemadmodum egregiis hisce viris videtur: cui tamen docendae tot a maioribus institutos videtis doctores publicos; cuiusue osores numquam exstitere, nisi prorsus in ea hospites & doctrinarum eius ignorantes. Ne vos moueat quaeso, portentosum illud Metaphysicae praesertim scientiae fastidium, quo adunco semper naso suspendere quidam solent, quid ex sublimiori cognitionis genere petitum, captum eorum superat.

Videtis hic vndique viros doctissimos & celeberrimos, qui vel Philosophiam docent ipsi, vel quondam docuere, vel eiusdem ope ad illud eruditionis solidae fastigium adscendere, quod tantam nominibus ipsorum gloriam peperit.

perit. Horum vestigia vos legere, horum ab ore pendere decet. Hos enim sequentes a vera Sapientia deflectetis numquam, scopumque vobis praefixum consequemini. Haec vos Theologos solidiores, haec legum humanarum interpretes luculentiores, haec artis salutaris dispensatores prudentes, haec criticos intelligentes, haec oratores perfectos, haec poetas sana mente praeditos vos efficiet. Haec denique stoliditatem praeiudiciorum, qua vulgus profanum ducitur, a vobis auferens, plebis vos consortio eximet; quae non nisi pecunias coaceruare, non nisi ventrem curare, populareмque hiantibus buccis captare solet auram. Alia vobis, eaque multo nobilior, excelsior multo voluptas continget; alia gloria, aliae prorsus mentis diuinae facultates vos manebunt: modo ipsi vobis non defueritis.

Nam nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena;
Despicere unde queas alios, passimque videre
Errare atque viam palantes quaerere vitae;
Certare ingenio, contendere nobilitate,
Noctes atque dies niti praestante labore;
Ad summas emergere opes, rerumque potiri.
O miseras hominum mentes, o pectora coeca! Lucr.

Iungemus in posterum & nos, vti hactenus priuatim fecimus, manus auxiliatrices. Habebitis me quoque publicum philosophiae primae ac rationalis magistrum. Omnes quippe ingenii neruos intendam, nihilque intentatum relinquam, vt rectam ratione vtendi viam vobis commonstrem, vt solidam principiorum primorum, mentis humanae, summique numinis scientiam vobis tradam. Satisfacturus ita sum non Sereniſſimorum tantum Nutriciorum nostrorum mandatis, verum proprio etiam in commoda vestra promouenda ardori & cupiditati.

Faxit modo omnis Sapientiae fons & auctor, vt bene sit Celsissimo PRINCIPI ac DOMINO meo, cuius iussu potissimum munus hoc nouum aggredior. Benedicat summum Numen omnibus EIVS consiliis sapientissimis, felicesque conatibus EIVS largiatur successus. Concedat IPSI annos quamplurimos, omni felicitatis genere locupletissimos, efficiatque tandem, vt, non sine voluptate summa, Academiae huius florem intueri possit perpetuum.

Con-

Conseruet itidem Numen benignissimum reliquos Vniuersitatis nostrae litterariae NVTRICIOS CLEMENTISSIMOS, Cancellarium nempe eius, DVCEM MARTISBVRGENSEM Serenissimum, REGEMQVE & PRINCIPEM ELECTOREM nostrum augustissimum! Firmior ILLI quidem contingat senectus, aliorum iuuentute florentissima. Immotus reddatur HVIVS thronus; quem nuper feliciter occupatum deuota ipsi mente gratulamur! Augeat diuina clementia AVGVSTAE nostrae felicitatem, PROLEMque EIVS celsissimam quouis bonorum genere abundare iubeat. Concedat tandem OMNIBVS negotiorum publicorum administros, qualibus actu gaudent, Viros graues, integros, sapientes, quos boni rectique studium commendat ardentissimum. Florebit sic, sub iustissimo & clementissimo Saxonicae stirpis imperio, Academia Lipsiensis, florebunt scientiae & artes, florebit denique Philosophia & in dies vberius promouebit *generis humani felicitatem*.

Dixi.

****

Rede wieder die homiletischen Methodenkünstler.

Allerseits hochzuehrende Herren!

Die Pflicht eines rechtschaffenen Lehrers der Wohlredenheit erfordert nicht nur, daß er seinen Zuhörern die Regeln der wahren Beredsamkeit deutlich vortrage, sattsam erkläre, gründlich erweise, und ihren rechten Gebrauch auf alle mögliche Weise zu erleichtern suche: Sondern es ist auch seine Schuldigkeit, daß er die Möglichkeit seiner Lehren an seinem eigenen Exempel zeige, und sich seinen Lehrlingen selbst zum Muster darstelle. Die vernünftigsten Regeln einer jeden Kunst werden nicht unbillig einem todten Körper verglichen. So schön derselbe in allen seinen Theilen gebildet wäre, und so vollkommen die Uebereinstimmung

mung aller Gliedmaßen immermehr ſeyn möchte; ſo würde ihm doch zu ſeiner Vollkommenheit das allerbeſte fehlen, wenn er leblos und entſeelt, als ein unbeweglicher Klump, da läge, und weder Geiſt noch Leben in ſich hätte. Einem ſolchen todten Körper, ſage ich, werden die Grundſätze der meiſten Künſte nicht unbillig verglichen. Denn die Uebung derſelben, und die Exempel, ſo man theils von andern ſieht, theils ſelbſt nachmacht, geben ihnen allererſt das rechte Leben. Ein Fechter, ein Tanzmeiſter, ein Muſikverſtändiger ein Maler und Poet könnten mir ganze Jahre lang von ihren Künſten die herrlichſten Regeln vorſchreiben. Sie könnten mir die ſchönſten Erklärungen und tüchtigſten Beweiſe davon geben, und nichts von allem dem vorenthalten, was zu ihrer Wiſſenſchaft gehört. Das alles würde mich aber weder zum Fechter noch zum Tänzer, weder zum Maler noch zum Dichter machen: Dafern ſie mir nicht ſelbſt mit guten Exempeln vorgiengen, und mich denenſelben nachzuahmen, angewöhnten.

Ich habe bisher die Ehre gehabt M. H. ihnen allerſeits eine Anleitung zur wahren Beredſamkeit zu geben. Durch dero beſtändigen Fleiß und unverrückte Aufmerkſamkeit bin ich täglich gereizet und angeſpornet worden, mein äuſſerſtes dabey zu thun, und alle meine Kräfte zuſammen zu nehmen, um dero rühmliche Lehrbegierde einigermaßen zu vergnügen. Ich habe deswegen ihnen zu gut diejenigen Grundregeln einer vernunftmäßigen Redekunſt, ſo ich ſchon vor etlichen Jahren entworfen hätte, nochmals überſehen, ausgebeſſert, und zum Drucke befördert. Ich habe mir angelegen ſeyn laſſen, ihnen dieſelbe aufs deutlichſte zu erklären und allen, die mich gehöret haben, denjenigen Begriff von der wahren Beredſamkeit beyzubringen, den ich mir ſelbſt durch eine mehr als zehnjährige Bemühung zuwege gebracht. Ich habe keinen Kunſtgriff für mich behalten, ſondern ihnen alles dasjenige mitgetheilet, was mir Nachſinnen, Bücherleſen und eine vielfältige Uebung allmählich für Vortheile entdecket haben. Nichts hat alſo an meiner bisherigen

rigen Arbeit mehr gefehlet, als daß ich mich ihnen selbst zu einem Muster darstellete, und an meinem eigenen Exempel zeigen möchte, daß es nicht nur möglich, sondern auch leicht sey, nach meinen Regeln eine gute Rede zu halten.

Soll ich die Ursache sagen, warum ich diesen andern Theil meiner Pflicht so lange verschoben: So kan ich nicht leugnen, daß es eine kleine Besorgniß gewesen, ich möchte etwa durch mein Exempel die Richtigkeit meiner Regeln verdächtig machen, und also dasjenige, was ich mit der einen Hand gebauet, mit der andern entweder ganz, oder doch eines theils darnieder reissen. Es ist allemal leichter gewesen, gute Vorschriften zu geben, als untadeliche Proben von seiner eigenen Arbeit an den Tag zu legen. Und es schwebten mir die Exempel so vieler Lehrer der Beredsamkeit vor Augen, die gewiß in der Meynung geblieben seyn würden, daß sie auch selbst gute Redner seyn müßten, wenn sie nur niemals selbst aufgetreten wären, um sich vor andern hören zu lassen. Es hat selten einem geglückt, daß er es in Regeln und Exempeln gleichweit gebracht. Isocrates, Aristoteles, Quintilianus, drey grosse Lehrer der Wohlredenheit, haben selbst niemals öffentlich geredet. Demosthenes, Aeschines, Gorgias, Crassus, Cato, Corvinus und andere unzählige, haben sich in der That, als grosse Redner, erwiesen; aber keiner von ihnen allen hat sich unterwunden Regeln von der Wohlredenheit zu geben. Der einzige Cicero hat sich in beyden Stücken als einen Meister erwiesen; und eben deswegen ist er gleichsam für einen Phönix, der nur der einzige von seiner Gattung seyn soll, gehalten worden. Was würde es nun nicht für eine Verwegenheit gewesen seyn, wenn ich von mir eben dergleichen hätte hoffen wollen: Wenn ich mir geschmeichelt hätte, daß meine Exempel meinen Regeln gleich seyn würden; die doch eben deswegen richtig seyn müssen, weil ich sie aus den reinsten Quellen des griechischen und römischen Alterthums geschöpfet habe?

Dem allen ungeachtet unterstehe ich mich, M. H. itzo selbst aufzutreten, und meiner bisherigen Anweisung zur

Wohlredenheit durch eine eigene Rede den Schluß zu machen. Ich wollte nicht gern von mir sagen lassen, daß es mir in diesem Stücke an einem guten Willen gemangelt habe. Mehr mag ich von meiner itzigen Rede nicht versprechen. Es könnte leicht seyn, daß es mir an demjenigen Naturelle fehlte, welches zu einem guten Redner unentbehrlich ist; und alsdenn würde alle meine Wissenschaft nicht zulänglich seyn, ein rechtes Muster der Beredsamkeit an mir selbst zu zeigen. Ich muß dieses um so viel mehr besorgen, da ich schon so viele von meinen Herrn auf dieser Stäte reden gehöret, die mit den herrlichsten Gaben von der Natur versehen worden. Wie schwer wird es mir fallen, es ihnen nur einigermaßen gleich zu thun.? Wie unmöglich wird es mir seyn, dieselben gar zu übertreffen? Ich bitte mir also zum voraus eine gelinde Beurtheilung von meinen Herren aus. Sollte ich aber wieder meine eigene Regeln verstoßen, so will ich doch dadurch denselben keinen Eintrag thun. Und ich bitte, viel lieber diese meine Probe zu tadeln und zu verwerfen, als meine Grundsätze der Beredsamkeit im geringsten in Zweifel zu ziehen.

Wovon wird aber meine itzige Rede handeln? Und was für einen Satz soll ich mir wählen, der sich theils für mich, theils für sie, meine Herren, theils für die Umstände der Zeit und des Ortes, darinnen wir uns befinden, am besten schickt? Ich wills kurz heraus sagen, und mich nach einem so weitläuftigen Eingange aller fernern Umschweife enthalten. Ich bin gesonnen wieder die homiletischen Methodenkünstler zu reden, und M. H. zu zeigen, daß geistliche Reden keiner andern Regeln bedürfen, als die uns die Natur und gesunde Vernunft in der politischen Beredsamkeit vorschreibet. Mich dünkt, daß dieses Unternehmen an sich selber neu, denen, so sich unter M. H. der Gottesgelahrtheit befleißen, nicht unnützlich, den übrigen Liebhabern der Beredsamkeit nicht unangenehm, mir aber auszuführen gar nicht schwer seyn werde. Denn da ich selbst die Geheimnisse der homiletischen Kunst viel Jahre lang gelernet, und in

mehr

mehr als hundert Predigten auszuüben Gelegenheit gehabt: So sollen die Bewunderer solcher gekünstelten Predigermethoden zum wenigsten nicht sagen können, daß ich, wie der Blinde von der Farbe, geurtheilet habe.

Was das für eine gekünstelte Predigermethode sey, davon ich rede, kan ihnen allen, meine Herren, nicht unbekannt seyn. Sie leben alle in Leipzig, welches seit vielen Jahren der rechte Sitz und Aufenthalt derselben gewesen, und noch ist; ja welches so viel andern Städten in Deutschland fast zur Regel darinnen geworden. Sie haben alle aus den wöchentlichen ja täglichen Predigten der geistlichen Lehrer allhier unzählige Muster davon gehöret, gesetzt auch, daß sie sich selbst nicht auf diese berühmte Kunst geleget hätten. Allein auch hieran wird es vermuthlich den wenigsten unter ihnen fehlen. Sind nicht die meisten von allen Anwesenden Studiosi Theologiae? Befleißigen sie sich nicht hauptsächlich auf die geistliche Beredsamkeit? Besuchen sie nicht die Stunden derer, die ihnen Anleitung dazu geben. Und haben sie nicht grossentheils diejenigen Grundregeln schon gefasset, die man angehenden Homileten vorzuschreiben pflegt? In Wahrheit, wo anders dieselben jemals recht gefasset werden können: So glaube ich freylich, daß sie auch bereits von ihnen gefasset und mehr als einmal ausgeübet seyn werden.

Was ist es also nöthig, daß ich mich lange in Beschreibung derselben aufhalte? Die Zeit ist mir ohnedem viel zu edel, als daß ich mich beschäfftigen sollte, dieses zarte Spinnengewebe mit einer geduldigen Behutsamkeit auseinander zu legen. Der Regeln sind so viel, und der Kunstgriffe eine so unendliche Menge, daß man ganze Tage zubringen müßte, nur einen kurzen Begriff davon zu geben. Alles kömmt darinnen auf eine künstliche Zergliederung eines biblischen Textes, auf die Erfindung eines wohlklingenden Thematis, auf eine meistentheils dreygliederigte und klappende Abtheilung desselben; auf eine tausendfältige Veränderung des Hauptsatzes, der sich auf einerley Texte schicken muß,

und endlich auf die dazu nöthigen, weithergesuchten Eingänge an, nach deren Veranlassung alles übrige aufs kunstzierlichste zugeschnitten und ausgedrechselt werden muß. Ich schweige vorizo von allen den unnöthigen Untersuchungen, da man die Gattungen und Arten aller Texte erforschen muß. Ich übergehe die vergebliche Kunst, nach den schönen Fragen, quis, quid, vbi, weitschweifige Umschreibungen zu machen, und dasjenige durch eine halbstündige Erklärung zu verdunkeln, welches man an sich selbst viel leichter würde verstanden haben. Ich mag auch endlich der fünferley Nutzanwendungen und ihres seichten Grundes nicht erwehnen. Ich eile vielmehr zu dem Beweise meines Satzes, daß nemlich die göttlichen Wahrheiten auf eben die Art, als andere politische Sätze, von einem Redner ausgeführt und vorgetragen werden müssen.

Alles, was die geoffenbarte Religion in sich hält, sind entweder Glaubenslehren, oder Lebenspflichten. Denn der ganze Innbegriff aller theologischen Wahrheiten, die zu unsrer Seligkeit nöthig sind, bestehet entweder aus theoretischen oder practischen Sätzen. Alle Gottesgelehrten sind hierinn mit mir eins, daß auch ein geistlicher Redner auf der Kanzel, vor dem Altare, im Beichtstuhle und wo er sonst zu reden hat, nur zweyerley Gattungen von Sätzen vorzutragen habe, nemlich entweder solche, die man wissen und glauben, oder solche, die man thun oder ausüben soll. Auch hierinn kan ich noch keinen Wiederspruch vermuthen, und ich gehe also weiter.

Der Zweck eines geistlichen Redners ist ohne Zweifel dieser, daß seine Zuhörer von beyderley itzterwehnten Arten der Wahrheiten überredet, überzeuget oder überführet werden sollen. Sie selber können dieses abermals nicht leugnen. Sie fordern zwar den Glauben von ihren geistlichen Schülern; allein sie verlangen doch nicht, daß man ihnen auf ihr bloßes Wort glauben soll. Sie rühmen sich mit recht, daß sie alle ihre Lehren aus der H. Schrift erweisen können; und deswegen pflegen sie ja eine so grosse Menge

biblischer Sprüche anzuführen, daß man ihre Predigten vor der Concordanz nicht sehen kan, dadurch räumen sie mir unvermerkt ein, daß selbst der Glaube, den sie fordern, eine Art von Vernunftschlüssen in sich fasse, und also einen Beweis zum Grunde habe, der nach dem verschiedenen Maasse seiner Gewißheit, bald nur eine Ueberredung, bald aber auch eine Ueberführung wirket. Denn in einem jeden biblischen Zeugnisse, welches ich zu Bestätigung einer Wahrheit anführen höre, steckt in der That diese Schlußrede: Was uns Gott in der H. Schrift offenbaret hat, das ist unfehlbar und gewiß wahr. Dieses oder jenes hat Gott in der H. Schrift ꝛc. derowegen ist es unfehlbar und gewiß wahr.

Noch nicht genug, M. H. die geistlichen Lehrer der Religion brauchen auch auf der Kanzel bisweilen solche Beweise, die aus der bloßen Vernunft hergenommen sind. Sie wollen zuweilen ihre Zuhörer von Wahrheiten belehren, die nicht anders als aus der Natur erkannt werden können. Ja sie bemühen sich auch zuweilen, die Geheimnisse des Glaubens den Zweiflern und Religions-Feinden durch vernunftmäßige Betrachtungen begreiflicher zu machen. Und daran thun sie sehr wohl, ja sie haben selber unsern Erlöser mit allen seinen Aposteln zu Vorgängern darinn gehabt. In beyden Fällen aber müssen sie sich nach dem Gemüthe ihrer Zuhörer bequemen, und sie auf eine solche Art zu überreden suchen, die sich für die Natur des menschlichen Verstandes schicket. Ein weiser Mann, ja ein jeder vernünftiger Mensch wendet sonst am liebsten, ja einzig und allein diejenigen Mittel an, die ihm am leichtesten zu seinem Endzwecke führen? Und warum sollte denn ein geistlicher Redner, der andre von den wichtigsten Dingen überreden will, nicht diejenige Methode gebrauchen, die vor allen andern zur Ueberredung geschickt ist, und ihres Zweckes fast niemals verfehlen kan.

Auch dieser Satz, meine Herren, dünkt mir noch so gewiß zu seyn, daß er keines fernern Beweises benöthiget zu seyn scheinet. Und meine Gegner selbst werden mirs verhoffent-

lich zugeben, daß diejenige Lehrart, dadurch man seine Zuhörer in theoretischen und practischen Wahrheiten unterrichten, von Glaubenspunkten und Sittenlehren überreden, und endlich von allem, was man wissen und thun muß, überführen kan, daß sage ich, dieselbige Lehrart von einem geistlichen Redner vor allen andern beobachtet werden müsse. Nun aber will und kan ich behaupten, daß uns die gewöhnliche politische Redekunst zulängliche Anleitung gebe, alles das vollkommen ins Werk zu richten: Und das ist es eben, was ich nunmehro mit aller möglichen Gründlichkeit erweisen und begreiflich machen muß.

Was ist aber leichter, meine Herren, und was kan auch einem Schüler der Wohlredenheit weniger schwer fallen, als dieser Beweis? Der müßte gewiß gar nichts von einer vernünftigen Redekunst verstehen, der nicht wissen sollte, daß sie ganz und gar damit beschäfftiget ist, wie man seine Zuhörer von allerley Wahrheiten überführen, oder doch zum wenigsten überreden solle. Ich gebe meine eigene Grundregeln für nichts vollkommenes aus. Ich will gar einräumen, daß sie unter allen Anweisungen zur wahren Beredsamkeit nur den untersten Platz verdienen. Allein man nehme die wenigen Bogen zur Hand; man durchblättere sie; man folge denen darinn enthaltenen Fürschriften: So wird man unfehlbar finden, daß die gemeinste Redekunst allerdings Regeln gebe, die Gemüther der Zuhörer von allen Gattungen der Wahrheiten zu überreden, das ist, sie theils im Verstande zu überzeugen, theils auch ihren Willen zu bewegen.

Urtheilen sie nur selbst davon, meine Herren, denn sie sollen und können hier am besten meine Richter seyn. Lehret nicht die weltliche Redekunst, daß man vor allen Dingen seinen Zuhörern von dem, was man erweisen will, einen deutlichen Begriff beybringen solle; als ohne welchen gar keine Ueberredung statt finden würde. Lehrt nicht die weltliche Redekunst die wohlerklärten und sattsam verstandenen Wahrheiten durch tüchtige Gründe darthun?

Zeiget

Zeiget sie nicht, wie man das dunkele, so auch darinnen noch etwa vorkommen möchte, ferner erläutern, und das zweifelhafte, so noch vorhanden seyn könnte, völlig behaupten, und also den Beweis seines Satzes zu einer unumstößlichen Gewißheit bringen müsse? Zeiget sie nicht endlich, wie man auch die Neigungen eines Menschen zu seinen guten Absichten gebrauchen, und die Affecten, die sonst Feinde der Wahrheit und Tugend sind, selbst zu Dienern derselben machen könne? Und was kan man mehr von einem Redner wünschen, fordern und hoffen? Was würde einem geistlichen Lehrer noch weiter fehlen, wenn er sich deutlich zu erklären, seinen Satz gründlich zu erweisen, seine Zuhörer zu überreden und zu bewegen wüßte? Was kan er aber, um das alles zu lernen, weiter nöthig haben, als die Regeln einer natürlichen und vernünftigen Redekunst, die doch von unserer gekünstelten Predigermethode mehr als himmelweit entfernet und unterschieden ist.

Wir leben, Gott Lob! in solchen Zeiten, meine Herren, daß es mir an herrlichen Exempeln nicht fehlen kan, diesen Satz dadurch in ein völliges Licht zu setzen. Mehr als ein grosser Gottesgelehrter unserer Kirchen, der durch seinen Ruhm schon den Glanz vieler andern verdunkelt, hat bereits das sclavische Joch unserer Methodenkünstler abgeworfen, und uns den alten Weg gewiesen, darauf man, vor Erfindung dieser gezwungenen Homiletik, ganz natürlich und sicher einhergegangen. Sie verstehen mich ohne Zweifel alle, meine Herren, ungeachtet ich ihnen noch keinen Namen nenne. Die zwey kleinen Bändchen geistlicher Reden, die in ihrer aller Händen sind, schweben ihnen so gleich vor Augen, so bald ich nur von schönen Mustern einer theologischen Beredsamkeit gedenke. Und sie sind nicht die einzigen, die sich so leicht darauf besinnen. Ganz Deutschland ist durch zehen oder zwölf Predigten mehr gerühret worden, als vorher durch so viele gewaltige Postillen. Ein jeder bewundert den beredten Mosheim, (hier entfährt mir der ehrwürdige Name wieder Willen,) und wünschet nichts

mehr, als daß dieser treffliche Mann da fortfahren wolle, seinem Vaterlande diejenige Ehre zu machen, die ein Tillotson und Joseph Hall den Engelländern; ein Fleschier, Bourdaloue, de la Rue und Saurin den Franzosen zuwege gebracht.

Man schlage doch eins von seinen Meisterstücken auf und halte es gegen ein Meisterstück des allerberühmtesten Methodenkünstlers, den Deutschland hervorgebracht. Man lese sie mit Bedacht durch und sage mir, wo man mehr Deutlichkeit, Ordnung, Gründlichkeit und durchdringendes Wesen; mehr Geist und Kraft; mehr Nachdruck und Eifer, mehr Lebhaftigkeit und Feuer, mehr Ueberzeugung des Verstandes und Bewegung des Herzens finden wird. Ich bin versichert, daß selbst die Freunde und geschwornen Verfechter der eingeführten Methode durch die ganz ungewöhnliche Beredsamkeit des Hrn. Abt Mosheim gerühret, entzücket und in Erstaunen gesetzet worden; ungeachtet sie selbst nicht gewußt, woher das eigentlich gekommen, auch die Ursachen nicht eingesehen, warum ihre gekünstelte Methode bisher nichts hervor gebracht, was nur einigermaßen damit in Vergleichung gestellet werden könnte.

Soll ich aber meine Gedanken von diesem Unterschiede eröfnen, M. H. So kömmt solcher nirgend anders her, als von der vernunftmäßigen Beredsamkeit, die in allen Mustern dieses grossen Lehrers hervor leuchtet. Da herrschet keine gezwungene Scheinordnung. Da ist keine gekünstelte Verstümmelung der Texte, keine kindischerweise gereimte Abhandlung; kein weitläuftiges Geschwätze über sonnenklare Historien. Kurz zu sagen, hier sind keine homiletischen Hülsen, sondern der lautere Kern einer wahren philosophischen, das ist vernünftigen Wohlredenheit. Hier sind deutliche Erklärungen dunkler Sachen und Redensarten. Hier sind gründliche Beweisgründe, die den Verstand nicht nur lenken, sondern fast zwingen und nöthigen ihm Beyfall zu geben. Hier sind herzrührende Vorstellungen, die in dem Gemüthe aufmerksamer Leser

Liebe und Haß, Freude und Traurigkeit, Furcht und Hoffnung, ja alle Leidenschaften erregen und dämpfen können. Das ist, meine Herrn, die wahre Ursache, warum diese geistliche Reden so begierig gesuchet, gekaufet, gelesen und bewundert worden. Nun gehe man hin, und suche durch ein magres homiletisches Gerippe, durch ein methodisches Spinnengewebe, durch ein gekünsteltes Drechselwerk eben den Ruhm zu erlangen, und eben den Nutzen zu stiften. Geht es an, so will ich zugeben, daß die weltliche Redekunst sich ganz und gar auf dem Predigtstuhle nicht gebrauchen lasse.

Doch der Herr Abt Mosheim ist nicht der einzige, der diese freye und vernünftige Lehrart gebrauchet. Wie viel hohe Schulen giebt es nicht in und ausser Deutschland, die sich einer gleichen Freyheit bedienen. Wie predigen Engelländer und Franzosen, die in ihren, unserer Künstler Meynung nach unmethodischen Predigten mehr Geist und Kraft, mehr Ueberzeugung und Erbauung zeigen, als alle unsere Methodengrübler. Wie hat Müller, Scriver, Lassenius, wie hat der theure Luther gepredi get, der doch gewiß eine recht göttliche Beredsamkeit voller Feuer und Nachdruck besessen. Wie haben die alten Kirchenväter, ein Chrysostomus, ein Gregorius von Nazianz, ein Augustinus und Hieronymus ihre lehrende geistliche Reden abgefasset? Haben sie etwa nicht erbaulich gepredi get? Oder haben sie auch schon die heutige Methode, noch vor ihrer Erfindung, gebrauchet? Ich will nimmermehr hoffen, daß jemand dieses letztere behaupten wird, ungeachtet es nichts unmögliches wäre. Denn habe ich doch einen solchen Homileten gelesen, der die Rede Pauli in Athen aus der Apostelg. 17. nach seiner künstlichen Art in eine Disposition brachte, und uns dadurch zu überreden suchte, die Jünger des Heylandes hätten schon im Anfange des Neuen T. nach der Leipziger Methode gepredi get: Gerade als ob ihnen der H. Geist dieselbe am Pfingsttage selbst eingegeben; oder, als ob Paulus zum wenigsten auf der Universität zu Jerusalem bey dem berühm-

ten Lehrer Gamaliel, ein Collegium Homileticum resolutorio-dispositorio-variatorio-analytico-schematicum gehöret haben würde.

Wohlan M. H. es ist einmal Zeit, daß man die Thorheiten von der Kanzel schaffe, welches Hr. Mosheim aus Burnets Geschichtbüchern von dem grossen Tillotson in Engelland rühmet. Es ist Zeit, wie eben dieser tiefsinnige Mann anderwerts schreibet, daß man anfange zu zeigen: Ein Diener Christi könne auch ein vernünftiger Mann seyn. Die Morgenröthe der bessern Zeiten bricht schon an. Die ersten Stralen eines grössern Lichtes in allen Dingen dringen schon hier und dar mit Macht hervor. Gott gebe, daß sie bald alles erleuchten mögen! Sie selbst M. H. werden dereinst geistliche Lehrer, sie selbst werden Kanzelredner abgeben. Ach wer weis, was sie für Zuhörer haben werden! Wer weis, wie spitzfindig dieselben alle ihre Predigten zergliedern, prüfen, untersuchen und durchgrübeln werden. Es hat niemals mehr Spötter der geoffenbarten Wahrheiten gegeben, als itzo, und vielleicht wird ihre Anzahl künftig noch grösser werden, wo man nicht anfängt auf eine vernünftigere Art zu predigen. Wollen wir die Gelegenheiten zu spotten noch durch unsere Reden vermehren? Wollen wir durch unsere Kunst das Wort des Höchsten zum Gelächter machen? Wollen wir die letzten seyn, die der vernünftigen und natürlichen Lehrart folgen, und uns von der Sclaverey des methodischen Joches befreyen?

In Wahrheit M. H. es ist lächerlich, wenn man in Predigergesellschaften die Censuren über gehaltene Reden anhöret. Man fragt da nicht ob die Predigt deutlich, gründlich, erbaulich und anständig gewesen. Man untersucht nicht die Erklärungen, die Beweise, die Bewegungsgründe, die Schreibart und den Vortrag. Nein, man bekümmert sich, ob der Prediger synthetisch oder analytisch geprediget; ob er methodo naturali oder schematica disponiret; ob das Thema und die Partition recht

kunst-

kunstmäßig abgefasset worden; ob das genus Didascalicum oder Elenchticum gewesen; ob man das praedicatum oder den actum oder die formam zu erklären vergessen? Und wer kan alle die Subtilitäten behalten, die in solchen sonst gelehrten Gesellschaften vorkommen. Allein was ist das Wunder, daß man sich bey solchen Kleinigkeiten aufhält, und das wichtigste in der Lehrart versäumet, Mücken säuget und Camele verschlucket? Die eingeführte Mode bringt es mit sich. Die größten Männer, vor welchen man sonst alle Hochachtung hat, haben es von ihren Vorgängern so gelernet; von ihnen fassen es auch ihre Schüler; und von diesen wird es durch ganze Provinzen und Länder ausgebreitet.

Wir haben nemlich eine vortreffliche Probe davon in öffentlichem Drucke gesehen. Man hat uns die merkwürdige Predigt eines alten Geistlichen, der bereits todt seyn soll, ans Licht gestellet, davon das Thema hieß: Eine zierliche und manierliche des Catechismus mit dem Evangelio Vergleichung. Sie ist in iedermans Händen, und also darf ich wohl nichts mehr davon sagen, als daß zum wenigsten das Thema vere rotundum genennet werden könne, so, wie es die künstliche Predigermethode erfordert. Eine schöne Partition in drey Theile kan ich nicht vegessen anzuführen, die gewiß dem obigen Themati nichts nachgiebt. Ein ehrlicher Geistlicher auf einem Dorfe versprach nemlich nach Veranlassung des Evangelii von dreyen Stücken zu handeln. Das erste wäre, daß ihm die Nachbarn das Vieh ins Geträyde gehen liessen, und daß verstünde er nicht; das andere, daß er noch keinen Zehenden von diesem Jahre bekommen, und das wollten die Bauren nicht verstehen; das dritte endlich wäre das heutige Evangelium, und das verstünden sie alle mit einander nicht: Doch wollten sie in dieser heiligen Frühstunde mit mehrerem davon handeln.

Was dünkt ihnen, M. H. erwecke ich ihnen nicht eine heimliche Eifersucht dergleichen trefflichen Mustern zu folgen,

gen, werden sie nicht begierig in die Fußtapfen solcher künstlichen Homeleten zu treten? Was säumen sie mit Demetrii Gesellen zu rufen: Groß ist die Diana der Epheser! Groß ist die künstliche Predigermethode! Es scheint nemlich, als wenn das starke Gewerbe dieses Homiletischen Handwerks in Verfall gerathen wollte, nachdem der oftgerühmte grosse Gottesgelehrte uns Deutschen eine andere Lehrart gewiesen. Seine kurze Gedanken von der geistlichen Beredsamkeit, die er bey seinen Predigten gleichsam nur beyläufig angehänget, stecken voller Vernunft, und zeigen von einer tiefen Einsicht. Sie sind nicht weitläuftig, aber sehr fruchtbar, und wer dieselbe nur recht versteht, wird tausend Schlüsse daraus herzuleiten wissen. Ich darf ihnen aber dieses alles nicht sagen M. H. Sie kennen, sie lesen, sie lieben und verehren die Schriften dieses Mannes ohnedem schon. Fahren sie nur fort dieses zu thun, denn daraus werden sie mehr geistliche Wohlredenheit lernen, als wenn sie zehn Homiletische Trichter mit allen ihren Reimgebetlein von Wort zu Wort auswendig gelernet hätten; als wenn sie zwanzig Hodegeten, Canzelreden, Predigerschätze, Pentades und Decades und Centurias von Dispositionen, Blumenlesen und Delicias und wie dergleichen Postillanten Tröster mehr heissen, auf das eifrigste gelesen oder gar eigenhändig zusammen geschrieben hätten.

Ich war anfangs willens, M. H. noch zwo hauptsächliche Betrachtungen in dieser meiner Rede anzustellen. Ich wollte zeigen, daß die künstliche Methode zu disponiren dem Verstande der Schrift und dem Sinne des Geistes fast allezeit Gewalt anthäte, und die Texte gleichsam als auf einer Folterbanck aus einander zerrete, so daß kein Glied seine Stelle behielte. Ich war ferner Vorhabens darzuthun, daß diese Methode zur Erbauung der Zuhörer gar nicht beqvem wäre, weil sie sich in der Erklärung des Textes gar zu lange aufhält, die fünf Nutzanwendungen aber fast allezeit zusammen nimmt,

so

so daß sie alle nur im Vorbeygehen mit ein paar Worten berühret werden können. Allein ich mußte besorgen, ihrer Geduld zu misbrauchen, die ich ohnedem vielleicht schon gar zu lange aufgehalten habe.

Ich schliesse also diese meine Rede, mit einer gebührenden Danksagung an meine bisherigen Herrn Zuhörer meiner Rhetorischen Lectionen. Sie haben mir, meine Herrn, durch dero beständigen Fleiß eine neue Lust gemacht, mich mit allem Fleisse auf die wahre Beredsamkeit zu legen, seitdem ich gesehen, daß meine vorige Bemühungen nicht fruchtloß gewesen sind. Ich habe mich ohnedem gänzlich der hohen Schule gewiedmet, und werde also niemals vergnügter seyn, als wenn ich noch ferner der studirenden Jugend in dem geringsten Stücke werde dienen können. Und wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich allezeit solche fähige, solche vernünftige, solche fleißige und geschickte Zuhörer, als sie allerseits gewesen, haben könnte!

Das VIII. Hauptstücke.

Von den Reden der Studirenden auf Schulen und Universitäten.

§. I.

In dem vorigen Hauptstücke hatten wir mit gelehrten Männern zuthun, die sich allenfalls schon selbst zu helfen wissen. Daher gaben wir auch nur denen, die sich selbst nicht recht trauen möchten, einige summarische Anleitung, wie sie sich bey Ausarbeitung ihrer Reden zu verhalten hätten. Hier aber haben wir mit jungen Leuten zuthun, die sich noch gar nicht helfen oder zu rathen wissen; oder doch furchtsam sind, wenn sie reden sollen, und immer besorgen, sie möchten es nicht recht machen. Daher

her wollen wir auch diesen eine etwas sorgfältigere Anleitung geben, und sie von der Schule bis zu einer academischen Würde begleiten. Zwar auf Schulen scheint nach unsern obigen Sätzen ein junger Mensch noch nicht geschickt zu seyn, eine öffentliche Rede zu halten, weil die Lehren der Beredsamkeit nicht ohne einen reifen Verstand gefasset werden können. Allein da die Schulen ungleich sind, und die Schüler der obern Classen an einigen Orten auch schon zur Redekunst angeführet werden: So kan man es niemanden wehren, auch Proben von seiner Beredsamkeit abzulegen. Es kömmt dabey mehrentheils auf die bekannten Actus oratorios, oder öffentlichen Redübungen an, die von geschickten Schulmännern angestellet werden. Und diese pflegen entweder ihren Lehrlingen die Reden selbst auszuarbeiten, oder ihnen doch den Entwurf dazu zu machen, und hernachmals alles zu verbessern. Hier hat es also keine Schwierigkeit, indem sich die Schüler doch nach dem Gutachten ihrer Lehrmeister richten müssen.

§. II.

Dergestalt aber bekommen wir, an statt der Jugend, mit den Anführern derselben zuthun: Denn auch diese bedörfen vielmals einen guten Rath; seitdem viele zu Schulmännern gemacht worden, die sich wohl keiner academischen Anleitung zur Redekunst bedienet, und in keiner Redeübung die Beredsamkeit erworben haben. Denn wie nirgends ein Meister vom Himmel fällt: So ist es kein Wunder, daß mancher Lehrer in Schulen selbst erst gewahr wird, wo es ihm fehlet, wenn er andern Regeln und Exempel von einer Kunst geben soll, die er selbst niemals gelernet hat. Es gebe also ein Schulmann, der seine Untergebene zur Beredsamkeit anzuführen Willens ist, auf die verschiedene Fähigkeit derselben acht. Die gar zu schwachen muß er mit eigenen Ausarbeitungen verschonen, und

zufrie-

zufrieden seyn, wenn sie etwas auswendig lernen, was in lateinischen Büchern schon steht, oder, was von ihnen, den Lehrern, ausgearbeitet worden. Was die grössern anbetrifft, die schon einen reifern Verstand haben, und der Feder etwas mächtiger sind, die kan man wohl nach einem vorgeschriebenen Entwurfe etwas ausarbeiten lassen; aber man muß es ihnen hernach ausbessern. Hierauf lasse man sie alles wohl auswendig lernen, und übe sie eine gute Weile in der guten Aussprache, und in den wohlanständigen Bewegungen des Leibes. Das ist alles, was Schüler thun können; denn die Erfindung und Einrichtung ganzer Reden zu machen, dazu sind sie nicht eher fähig, bis sie die academischen Wissenschaften eine Zeitlang getrieben haben; wie oben bereits erwiesen worden.

§. III.

Fragt jemand, wo denn so viele Hauptsätze herzunehmen sind, die so viele Schüler abhandeln sollen, als man in solchen Redeübungen gemeiniglich auftreten läßt: So antworte ich, erstlich, daß es eben nicht nöthig ist, alle mit einander reden zu lassen. Ein Lehrmeister muß eine kluge Wahl treffen, und nur die munterſten, lebhaftesten und geschicktesten Köpfe dazu nehmen. Er muß auch auf die äusserlichen Gaben der guten Stimme und Aussprache, ingleichen der guten Stellungen und freyen unerschrockenen Geberden sehen. Denn wer diese nicht zum wenigsten in einem ziemlichen Grade hat, der ist von Natur ungeschickt ein guter Redner zu werden, und muß sich nicht vergebliche Mühe machen, eine Uebung zu treiben, darinnen er es doch niemals hochbringen wird. Ist nun dergestalt die Zahl der jungen Redner, die man aufstellen will, ziemlich verkleinert worden: So muß er auf eine Anzahl der Wahrheiten denken, die einige Verwandschaft mit einander haben. Z. E. Wenn er die

Jugend

Jugend in Lobreden üben will: So kan er verschiedene Lebensarten der Menschen, bey Hofe, in Städten, auf dem Lande, den Adelstand, das Soldatenleben, die Kaufmannschaft, die Gelehrsamkeit, u. s. w. rühmen lassen. Oder er kan die Jahreszeiten, die vier Facultäten, die freyen Künste, die philosophischen Wissenschaften, u. d. gl. um die Wette von denen loben lassen, die dazu eine Neigung haben: Worinn der Fr. von Gomez Sieg der Beredsamkeit vier schöne Muster gegeben hat. Wollte aber ein Redner auch einen grossen Hauptsatz, z. E. das Lob eines regierenden Landesherrn, oder einer Provinz, einer Stadt ausführlicher vortragen lassen, als es in einer kleinen Rede geschehen kan: So könnte er solches eintheilen, und Stückweise den einen die Vorbereitung dazu machen, den andern die Weisheit, den dritten die Gerechtigkeit, den vierten die Gnade, den fünften eine andere Tugend seines Herrn, oder die Eigenschaften der Länder und Städte, nach und nach ausführen, den letzten aber den Beschluß machen lassen.

§. IV.

Doch ich halte mich zu lange bey den Schulen auf. Es ist Zeit einen Schüler auf Academien zu bringen, wenn er nur erst seinen Abschied in der Schule genommen hat, wie an vielen Orten gewöhnlich ist. Kan er selbst seine Rede machen, so ist es doch gut, daß er sie erstlich von einem seiner Lehrer durchsehen läßt: Noch besser aber ist es, wenn er den Entwurf zu derselben erst der Verbesserung unterwirft. Es fehlt jungen Leuten noch immer woran, und ihre Vorsichtigkeit vergrössert sich immer, wenn sie hören, wie verständige Männer von ihrer Arbeit urtheilen. Haben sie aber noch nicht Kräfte genug, ihre Reden selbst zu machen, so wollte ich es ihnen, ihrer Ehre halber, rathen, sich dieselbe lieber von ihrer Lehrer einem verfertigen

zu

zu lassen, und hernach auf hohen Schulen desto fleißiger zu seyn, diesen Mangel zu ersetzen.

§. V.

Wenn sie nun dergestalt mit einiger Lust und Vorbereitung zur Beredsamkeit auf Universitäten kommen; und gesonnen sind, sich darinnen zu grösserer Vollkommenheit zu bringen: So müssen sie dennoch nich gleich, in die so genannten Collegia Oratoria oder Homiletica laufen; wie es insgemein zu gehen pflegt. Mit einem leeren Gehirne lernet man in beyden nichts, als viel thöricht Zeug plaudern, oder aus Büchern zusammen schreiben, was andere gesagt haben. Man muß also das erste Jahr gänzlich der Weltweisheit, der Historie, den Sprachen, und dem fleißigen Bücherlesen, sonderlich in der Sprache, darinn man ein Redner zu werden denket, widmen. Alle diese Dinge bereiten einen künftigen Redner zu, schärfen seinen Verstand, läutern den Witz, bereichern die Einbildungskraft, und füllen das Gedächtniß mit unzähligen nützlichen Sachen an, daran ein Redner nothwendig einen guten Vorrath haben muß. Wenn dieses nun vorläufig geschehen ist, so ist es allererst Zeit, neben der Erlernung ihrer Hauptwissenschaft oder Facultät, auch die Regeln der Redekunst mit neuem Eifer anzugreifen, und sich dieselben von einem geschickten Manne erklären zu lassen. Ich weis wohl, daß die meisten mit der Anleitung, so sie auf Schulen gehabt, schon zufrieden sind, und sich einbilden, es fehle ihnen an nichts, als an der Uebung. Aber man erfährt es auch in solchen Uebungsstunden zur Gnüge, was für Reden aus dieser Einbildung entstehen, die nemlich weder an Erfindung und Ordnung, noch im Ausdrucke was taugen. Es bleibt immer ein grosser Unterschied unter der Schulberedsamkeit, die sich oft wieder ihren Willen nach dem schwachen Begriffe junger Knaben richten muß; und unter der academischen Redekunst, die

Leute von reifern Jahren zu Lehrlingen bekömmt. Es müssen sich aber Studirende allemal diejenigen Lehrer in der Redekunst wählen, die zu ihren Zeiten die berühmtesten sind; auch wohl ihnen zu Gefallen eben die Academien erwählen, wo dieselben lehren: Wie Cicero that, der in ganz Griechenland herum reisete, um von den berühmtesten Rednern sich unterweisen zu lassen.

§. VI.

Hat man nun die theoretische Anweisung zur Redekunst durchgehört, auch die rhetorischen Schriften Ciceros und Qvintilians fleißig dabey nachgelesen: So muß man sich nach einer Redeübung umsehen. Denn die wenigen Ausarbeitungen, die in den theoretischen Lectionen etwa als Proben dem Lehrer übergeben werden, sind bey weiten nicht genugsam, einen zum Redner zu machen. Die Beredsamkeit ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst, und kan folglich nicht ohne langwierige Uebung erlernet werden. Es wird auch nicht leicht eine hohe Schule seyn, da sich nicht ein Anführer oder Aufseher einer solchen Redeübung finden sollte, wenn es nur nicht an Studirenden fehlet, die Liebhaber davon sind. Die Einrichtung solcher Uebungsstunden sey nun, welche sie wolle: So wird sie schon gut seyn, wenn nur ein Anfänger oft zum reden kömmt, und fleißig censirt und gemustert wird. In meiner bisherigen Erfahrung habe ich es sehr gut befunden, wenn der Lehrer die Erfindung und Anordnung, den Ausdruck und Vortrag beurtheilet; Die übrigen Glieder solcher Redeübungen aber auf die Reinigkeit der Sprache und grammatische Grundrichtigkeit aller Wörter und Redensarten Achtung geben. Zu dem Ende ist es gut, daß man Gesetze einführe, dadurch ein jeder Schnitzer wieder die Regeln oder Sprachkunst, der nicht mit gutem Grunde gerechtfertiget werden kan, mit einer kleinen Geldstrafe beleget wird.

Die-

Dieses macht theils den Redner, theils aber auch die Zuhörer desto aufmerksamer auf alle Sylben und Buchstaben, und befördert den regelmäßigen Ausdruck überaus sehr. Es erleichtert auch dem Aufseher oder Lehrer seine Mühe um ein vieles; weil er alsdann nur hauptsächlich auf die Sachen, Acht haben, die Schreibart aber nur überhaupt beurtheilen darf, ob sie zu stolz oder zu schlecht, zu matt, oder zu feurig, zu künstlich oder zu nachläßig gewesen.

§. VII.

Fragt man mich nun was für Reden man in solchen Gesellschaften halten solle? So antworte ich, allerley Arten derselben, keine einzige ausgenommen. Ein jedes Mitglied darf nur bedenken, was es mit der Zeit für Gelegenheiten öffentlich zu reden, bekommen kan: Und sich beyzeiten darauf gefaßt machen. Man kan also Lobreden, Parentationen, geistliche Reden, und Lehrreden von allerley Materien aus freyen Künsten und Wissenschaften; man kan auch Hofreden, Strohkranzreden und andre dergleichen, davon in den folgenden Hauptstücken was vorkommen wird, halten. In allen diesen Stücken muß man nun die obigen allgemeinen und besondern Regeln beobachten. Doch will ich es bey Lobreden und Parentationen niemanden rathen, sich nur Personen zu erdichten, die man loben will. Nein, man muß wirklich verstorbene Leute, oder lebende grosse Männer dazu wählen, deren Verdienste bekannt und ruhmwürdig sind. Denn die Wahrheit der Umstände macht alles viel lebhafter und nachdrücklicher. Dahin gehören auch die Antritts und Abschiedsreden der Mitglieder in solchen Uebungsstunden, nebst den Beantwortungen derselben, als welche auch etwas ernstlicher sind als die übrigen. Ueberhaupt muß ein jeder Studirender sich selbst die Materien wählen, davon er zu reden Lust und Fähigkeit hat. Bey den letztern aber ist es gut, wenn man sich solche

Hauptsätze wählet, die zur Redekunst gehören, und bald eine nöthige Eigenschaft eines Redners, bald einen Fehler desselben, bald einen Misbrauch und Uebelstand in der Beredsamkeit selbst zum Gegenstande seiner Reden macht.

§. VIII.

Nichts ist übrig, als von den öffentlichen Reden zu handeln, die auch von Studirenden zuweilen auf Academien gehalten werden. Dahin gehören hier bey uns in Leipzig I. der Stipendiaten ihre Reden, die sie einen gewissen Tag im Jahre halten müssen. Diese sollten nun wohl billig Lobreden der Stifter solcher guten Anstalten seyn; und davon haben wir schon oben geredet. Wenn aber so viel von ihnen nicht zu sagen, oder bekannt ist: So muß sich doch der Hauptsatz einigermassen zu der Sache schicken. II. Gehören hieher die Quartalreden, da hier allemal den Tag nach jedem Quatember in der academischen Kirche eine Rede gehalten wird. Hier hat ein Studirender völlige Freyheit, zu reden, was er will. Er thut also wohl, wenn er eine Lehrrede aus der Wissenschaft hält, die er sich zu seinem Hauptzwecke erwählet hat. III. Sind hier die Festreden gewöhnlich. Denn es werden an den drey grossen Festen, und am Reformationsfeste von Studirenden, auch wohl jungen Magistern in der Paulinerkirche gleichfalls öffentliche Reden gehalten. Diese müssen sich aber billig zu den Festen schicken, an welchen sie gehalten werden, und also von theologischen Materien handeln. IV. Kommen die Reden bey Disputationen und Promotionen vor. Bey jenen sind es gemeiniglich blosse Complimente, und also brauchen sie hier keine Regeln. Bey diesen aber braucht man gemeiniglich nur kurze Ausführungen selbstbeliebiger Sätze, dazu die Decani und Promotores schon Anleitung geben, oder man macht auch Danksagungen an die Zuhörer ꝛc. Die aber dergestalt auch nur Complimente seyn dörfen.

§. IX.

§. IX.

Soll ich nun zu diesem Hauptstücke Exempel geben: So werde ich einen Theil derjenigen Uebungsreden hersetzen, die ich in der hiesigen vertrauten Rednergesellschaft, seit 1724. bis 1729. als Magister gehalten habe. Es ist in dieser Gesellschaft bloß auf die Uebung abgesehen, und es steht frey, zu reden, wovon man will. Die sämmtlichen Mitglieder geben dem Redner allemal ihre Erinnerungen: Und ich kan sagen, daß ich diese Gelegenheit mich zu üben, begierig ergriffen, sobald ich nach Leipzig gekommen, auch mit grossem Vortheile getrieben habe; weil es mir in meinen vormaligen academischen Jahren in Königsberg daran gefehlet hatte. Ich will es bey einem halben Dutzend bewenden lassen, ob ich gleich noch mehrere im Vorrathe hätte, weil diese schon sattsam zeigen werden, wie man sich auf eine mannigfaltige Art in allerley Materien versuchen könne.

****

Von dem verderblichen Religionseifer und der heilsamen Duldung aller Religionen.

Allerseits hochzuehrende Herren!

Alle diejenigen, so ein allerhöchstes Wesen glauben, welches durch seine uneingeschränkte Weisheit, Macht und Güte dieses wunderwürdige Weltgebäude hervorgebracht hat; alle diejenigen, so davor halten, daß dieser Urheber der Welt noch bis auf diese Stunde ein wachsames Auge über seine Geschöpfe habe, und sonderlich die Vernünftigen immer glückseliger zu machen suche; alle diejenigen, sage ich, haben eine Religion. Ich will hiermit nicht behaupten, daß die bisher erwehnten Stücke allein das Wesen der ganzen Religion ausmachen: Es kommen freylich noch mancherley äusserliche Handlungen der Menschen dazu, womit sie ihre innerliche Gedanken von Gott und göttlichen Dingen zu verstehen geben, wodurch sie ihre Ehrerbietung, ihre

Liebe und ihr Vertrauen gegen ein so majestätisches, gütiges und mächtiges Wesen an den Tag legen; wodurch sie endlich seinen durch ihre Laster erregten Zorn zu besänftigen trachten. Indessen ist es gewiß, daß jenes der rechte Grund und das Hauptwerk, dieses aber nur äusserliche Kennzeichen und Früchte der Religion sind, die als natürliche Folgen aus der Erkenntniß angeführter Lehrsätze fliessen. Wer sieht aber nicht aus dieser allgemeinen Beschreibung der Religion überhaupt, daß es in derselben vielerley mögliche Veränderungen geben könne? Ja wer ist unter uns so fremde und so unbekannt in der Welt, der nicht wissen sollte, daß man wirklich auf dem Erdboden unzählige Spaltungen unter denen antreffe, die doch, wenn sie wieder die Feinde der Religion streiten, alle zu einer Partey gehören. Nicht nur die äusserlichen Ceremonien, nicht nur die Gewohnheiten in Verrichtung des Gottesdienstes, selbst die innerlichen Gedanken und Meynungen von Gott sind bey den Einwohnern der Erden auf eine wunderbare Weise unterschieden. Und daher entsteht die ungezählte Menge der Religionen. Hilf ewiger Gott! was für ein trauriger Anblick stellet sich hier vor meine Augen? So viel ich Religionen in der Welt wahrnehme, so viel feindselige Parteyen erblicke ich, die nichts, als Gift und Galle, die nichts, als Eifer und Rache, in ihren Herzen kochen, und denselben alle Augenblick, mit unglaublicher Freude, auf ihre Wiedersacher auszuschütten begierig sind. Ich sehe alle das Unheil, alle den Jammer, alle das Elend und Herzeleid, so der Unterschied der Religionen auf dem Erdboden vom Anbeginn der Welt bis auf diese Stunde angerichtet hat. Und meine Herren werden es mir vermuthlich vergönnen, daß ich diesen meinen Betrachtungen weiter nachgehen und theils von dem verderblichen Religionseifer, theils auch von der heilsamen Duldung fremder Glaubensgenossen einige Worte machen möge.

Sollte man sichs doch nicht einbilden, sollte man es doch nicht glauben, daß dasjenige, welches, der göttlichen Absicht

nach,

nach, für das menschliche Geschlecht eine Quelle aller Glückseligkeit seyn sollte, ein Brunn und ein Ursprung tausendfaches Unglückes werden könnte. Allein die Religion ist durch den unvernünftigen Eifer ihrer Verfechter in den Stand gesetzet, daß sie uns hievon eine ausnehmende Probe geben kan. Das allerheilsamste von der ganzen Welt ist zu gleicher Zeit das allerverderblichste. Was die Menschen glücklich machen soll, hat sie leider sehr oft in den Abgrund alles Unglückes gestürzet. Ich sage zu wenig. Das meiste Blut, so jemals die Erde in sich getrunken, ist durch die Religion vergossen worden. Ich sage noch zu wenig. Die Religion hat mehr Menschen gefressen, als das Schwerdt jemals ermordet hat, als das Wasser jemals ersäufet, als das Feuer jemals verzehret hat. Sie zweifeln wie ich sehe, hochgeehrte Herren, an der Wahrheit meiner Rede. Wohlan ich will sie erweislich machen. Schlagen sie alle Geschichtbücher nach, so die Begebenheiten der alten und neuen Welt beschrieben haben: So werden alle Blätter von den blutigen Religionskriegen Zeugnisse ablegen. Die Jüden haben mit den Heyden, die Heyden mit den Christen, die Christen mit den Türken, von allen Zeiten her um nichts so sehr, als um den Glauben gestritten. Eine Religion ist so oft wieder alle, und alle wieder eine gewesen. Und was für Blut ist dabey nicht versprützet worden? Ich führe sie mit mir durch alle vier Welttheile, durch alles feste Land, und durch alle bewohnte Inseln. Was erblicken sie daselbst anders, als verwüstete Städte, verheerte Länder, und von Blut aufgeschwollene Ströme? Und dieses alles sind Merkmale eines blutdürstigen und unauslöschlichen Religionseifers. Alle Nationen treten mit verwundeten Häuptern vor unsre Augen, und so bald wir sie nach der Ursache ihrer Beschädigung fragen, geben sie einhellig zur Antwort, daß sie sich dieselbe blos um der Religion halber so blutig gestoßen. In Asien kan uns Japan von vielen tausend Hirnschalen abgefebelter Christenköpfe ganze Berge aufwerfen. In Africa können die

von den Saracenen vertilgeten Christen mit ihrem Blute das halbe mittelländische Meer färben. In America sind alle daher gebrachte Schätze nicht zulänglich, die Anzahl so vieler Millionen Menschen zu erreichen, die um der Religion halber ihr Leben gelassen. Was soll ich von Europa sagen? Dieser unselige Welttheil ist vor allen andern allezeit ein Sitz und Schauplatz des allergrausamsten Religionseifers gewesen. Ich gedenke nicht an die wütenden Verfolgungen der alten Zeiten. Ich übergehe die tyrannischen Monarchen der Römer, welche oft in einem Tage mehr Menschen erwürgen lassen, als in ganzen Jahren gebohren werden. Die heutiges Tages, oder doch zu unser Väter Zeiten, geführten Religionskriege geben uns Beweisthümer genug an die Hand. In Spanien rauchen ja die Scheiterhaufen noch, die das entsetzliche Inquisitionsgerichte anzünden lassen. In Frankreich schwimmet noch alles von dem Blute der Hugonotten; maßen die Seine kaum Wasser genug gehabt, die Straßen in Paris von den Ueberbleibseln einer grausamen Hochzeit zu saubern. Was hat es in Engelland und Schottland nicht für Köpfe gekostet, ehe die protestirende Religion in den Schwang gebracht worden ist? Und was für eine Menge ermordeter Christengebeine könnten uns nicht die Niederlande aufweisen, welche von alle dem Religionseifer eines grausamen Herzogs von Alba zeugen? Selbst Deutschland seufzet noch über das in einem 30jährigen Religionskriege vergossene Bürgerblut. Der weiße Prager Berg hat noch zur Zeit die rothen Flecken nicht verlöschen lassen, die von dem Glaubenseifer zwoer Armeen ein glaubwürdiges Zeugniß abstatten. Und das edle Sachsen, das Herz Germaniens, zeiget uns noch die Plätze, wo so wohl Könige als Fürsten ihr Leben eingebüsset, wenn sie die Glaubensfreyheit ihrer Religionsverwandten zu vertheidigen, den Degen gezücket. Doch wo gerathe ich hin? Und muß ich nicht besorgen, durch eine allzugrosse Weitläuftigkeit ihnen, hochgeehrte Herren, einen Verdruß zu erwecken? Sie selber erkennen schon die Wahrheit meines

nes vorigen Satzes. Sie sehen aber auch wohl, daß ich dieses alles in keiner andern Absicht vorgebracht habe, als die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts zu beschreiben, die es von einer allgemeinen Duldung der Religionen zu hoffen hätte. Ich habe es hierinnen wie ein Maler gemacht, der die Nacht deswegen schwarz malet, damit das helle Tageslicht desto deutlicher in die Augen fallen möge.

O wie selig! o wie glücklich und vergnügt würden die Sterblichen in der Welt leben, wenn entweder allenthalben eine völlige Uebereinstimmung der Meynungen, und Gleichförmigkeit der äusserlichen Ceremonien im Gottesdienste herrschen möchte; oder doch zum wenigsten eine allgemeine Religionsfreyheit eingeführet wäre! Alle Verständige haben sich längst darüber vereiniget, daß die Einigkeit und Gesellschaft das einzige Mittel sey, das menschliche Geschlecht glücklich zu machen.

Was ist nun dieser Freundschaft mehr zuwieder, als Krieg, Mord, Blutvergiessen und Verwüstungen? Und wieviel Kriege würden nicht nachbleiben, wenn der Religionseifer in den Herzen der Menschen einmal gedämpfet wäre, wenn man einen jeden den Trieben seiner Andacht folgen und einer ungestörten Gewissensfreyheit geniessen liesse. Die Religionskriege sind ordentlich die allerheftigsten. Und daher kan man leicht denken, was für Veränderungen es geben würde, wenn auch nur diese allein abgestellet würden. Fürwahr Spanien würde nicht so von Einwohnern entblösset seyn, Frankreich wäre nicht so von Kräften gekommen, Brittanien würde nicht so vielen Aufrühren unterworfen seyn, als man wohl itzo siehet. Alle Länder würden gegen einander, und alle Provinzen derselben unter sich in beständigem Vertrauen leben; eines würde des andern Glückseligkeit weit williger, als itzo geschiehet, befördern. Ja zeiget nicht der heutige Zustand der Welt zur Gnüge von der Gewißheit meines Satzes, indem ja ein Volk, alsdenn erst anfänget glücklich zu werden, wenn es, entweder aus Furcht, oder aus Eigennutz seinem Religions-

eifer Schranken seßet; hingegen alsobald in Abnahme geräth, wenn es seiner unzeitigen Begierde, den Glauben zu schützen, unbesonnener Weise den Zügel schiessen lässet.

Ist es ferner eine bey den größten Statisten längst ausgemachte Sache, daß die Menge der Einwohner eine Stadt, und der Ueberfluß der Unterthanen ein Reich glücklich mache: So ist ja abermal sonnenklar zu spüren, was die Duldung aller Religionen für einen unvergleichlichen Nutzen schaffen werde. Warum ist Deutschland so volkreich, als darum, weil alle drey Parteyen der christlichen Religion darinnen ihrer Freyheit genieſſen können. Und woher ist Holland zu einer so wunderwürdigen Macht gelanget, als weil es allen Völkern der Welt die unschätzbare Gewissensfreyheit erlaubet? Und ich getraue mir wohl zu sagen, daß diese Grundregel der niederländischen Republik allen Staatskünsten eines verschmitzten Mazarins und Richelieu, weit weit vorzuziehen, und daher allen Prinzen und Regenten des Erdbodens auf das nachdrücklichste anzubefehlen sey.

Ich sehe nicht, was allhie mit einigem Scheine der Wahrheit zum Einwurfe dienen könnte. Doch eins fällt mir bey: Die Vernunft selbst lehrt uns ja, spricht man, daß die Wahrheit über alles zu schätzen sey, und daß man zu ihrer Vertheidigung und Ausbreitung, Gut und Blut, Leib und Leben zu wagen verbunden sey. Ganz recht; dieses zu leugnen ist mir niemals in den Sinn gekommen. Allein sage mir, du hitziger Religionseiferer, was ist Wahrheit? Und welches ist diejenige Partey, die hierinn allen übrigen den Vortheil abgewinnen kan. Sage nicht, die römisch catholische Kirche sey der Mittelpunkt der Wahrheit, und die einzige Religion, darinnen man seiner Seligkeit halber sicher seyn könne. Ich weis, du bist davon fest überredet, und die ganze Kirche, wie du sprichst, oder deutlicher zu sagen, alle deine Religionsverwandten stimmen mit dir überein. Was dünkt dich aber? Ein Türke hält sich auch für einen Muselmann, für einen Rechtgläubigen. Ein Chi-

nefer

neser glaubt auch, daß er die älteste und beste Religion habe. Wer hat von euch dreyen recht? Wer soll Macht haben, die andern zu verfolgen? Confucius gilt bey der einen Partey so viel, als Mahomet bey der andern. Und der Mufti hat eben so viel Ansehen bey seinen Glaubensgenossen, als der Pabst bey euch Römischcatholischen. Wer wird diesen Streit beylegen? Giebt es nicht ferner in dem Christenthume selbst Trennungen genug? Habeßinien hat, seiner Meynung nach, die wahre Lehre der Apostel beybehalten. Die griechische Kirche rühmt sich ein gleiches. Und die lateinische meynet, daß dieser Vorzug ihr zugehöre. Wem soll ich glauben? Oder welcher Partey will man das Recht geben, die andern zu verketzern, zu verfolgen und zu vertilgen? Doch gesetzt, die römische Kirche wäre dasjenige, wovor man sie ausgiebet: Wäre es denn vernünftig alle andere Religionen zu unterdrücken und ihre Anhänger zu ihrer Partey zu zwingen? Keinesweges. Was ist es, warum sie mit einander streiten? Meynungen sind es; Meynungen, die sich gewiß mit Stahl und Flammen nicht einflößen lassen. Es gehören weit andere Mittel dazu, wenn man Irrthümer wiederlegen, und den Gemüthern der Menschen Wahrheiten beybringen will. Die spanischen Henkersknechte und die französischen Dragoner haben zwar unzählige Heuchler, aber keinen einzigen wahrhaftigen Catholischen gemachet. Die Seele ist ein freyes Wesen, und der Verstand läßt sich nicht zwingen. Je mehr man ihn nöthiget, etwas anzunehmen, was er für falsch hält, desto mehr empöret er sich. Und wenn gleich der Mund endlich nachgiebt, so bleibet doch das Herz unbesieget. Sagen sie nunmehro selbst, hochgehrte Anwesende, ob nicht der Religionseifer eine höchst verderbliche, die Duldung fremder Glaubensgenossen hingegen eine höchst nützliche und vernünftige Sache sey.

Ach was für traurige Gedanken erfüllen hierauf einmal meine Seele! Ich habe mir bishero Gewalt angethan, mit keinem einzigen Worte an die grausamen Mordgeschich-

te zu

te zu gedenken, die unsern allerliebsten Glaubensbrüdern im verwichenen Jahre so viel Thränen ausgepresset, zugleich aber uns das Schwerdt durchs Herz gestoßen haben. Ach aber ich kan diesen Zwang nicht länger erdulden! Ich muß den Bewegungen meines innerlichen Schmerzens Raum geben. O wenn es mir nur nicht an beweglichen Worten hierzu fehlen möchte! O wenn mich doch Natur und Kunst, denen größten Rednern, die jemals gelebet haben, gleich gemacht hätten: So wollte ich diese Geschicklichkeit mit der inwendigen Betrübniß meiner Seelen vereinbaren, und alles so jämmerlich, so beweglich und nachdrücklich abschildern, daß allen, die mich hören, blutige Thränen aus den Augen dringen sollten. Welche Gelegenheit wäre wohl geschickter, eine bessere Materie dazu zu verschaffen, als eben diese? Was sehen wir vor unsern Augen? Eine grosse Anzahl ermordeter Leichname, lauter enthäuptete Menschenkörper; doch was, Menschen? Christenkörper, Körper unserer eigenen Religionsverwandten, welche alle ihre Wohlfahrt in den Händen eines barbarischen Volkes sehen, ihre Häupter dem blutdürstigen Henkerschwerdte hinstrecken, und ihr unschuldiges Blut, ach daß ich es sagen muß! ihr unschuldiges Blut mitten auf dem Markte einer evangelischen Stadt verspritzen müssen. Ich sehe, daß sich die rothbesprengten Steine entsetzen, und gleichsam erzittern. Ich höre diese stumme Creaturen um Rache schreyen. Ihr aber könnt so unempfindlich seyn, ihr grausamen Feinde der Evangelischen? Haben denn eure Herzen die gefühllose Natur dieser unbelebten Steine an sich genommen, daß auch ein so trauriger Anblick keinen Eindruck zu machen vermögend ist? Ja, ja ihr seyd keine Menschen mehr. Wilde Thiere sind mitleidiger, als ihr. Felsen, sinnlose Felsen seyd ihr, wo ich nicht irre. Doch ich irre, ich irre freylich, denn ihr seyd dieser Abbildung nicht einmal werth. Ja wenn ihr noch das Blut der Erwürgeten mit gleichgültigen Augen angesehen hättet; wenn ihr weder Freude noch Betrübniß an euch hättet spüren lassen: So könnte man euch noch mit Steinen, mit

unem-

unempfindlichen Steinen in eine Classe setzen. Itzo aber ist eure Gemüthsart weit abscheulicher. Ihr seht ein so blutiges Mordgerüste mit Vergnügen an. Jeder Schwerdtstreich des Henkers bringt euch eine neue Lust. Und so viel Häupter ihr von den Rümpfen springen sehet, so vielfach ist das Jubelgeschrey, welches von euren Lippen erschallet. O barbarische Tyranney! O unmenschlicher Religionseifer! Saget selbst, ihr blutdürstigen Seelen, wäre es uns zu verdenken, wenn wir euch alles Unglück auf den Kopf, und den allerstrengesten Zorn Gottes wünschen möchten. Dieß wäre ja die allergeringste Rache, dazu uns eine solche Beleidigung anflammen könnte. Doch behüte Gott! daß wir dieses thun sollten. Wir hüten uns selbst vor den Religionseifer, der nichts anders als Verderben anzurichten geschickt ist. Ihr lebet, grausame Feinde! Und wir wünschen euch so lange zu leben, bis ihr zur Erkenntniß eurer Ungerechtigkeit kommet, und das unschuldige Blut unserer Brüder mit euren eigenen Thränen abwaschen werdet.

Ein Jurist muß ein Philosoph seyn.

Meine Herren,

Kein Satz dünkt mich wahrhafter zu seyn, als der Ausspruch eines der berühmtesten alten Römer: Daß nemlich dem menschlichen Geschlechte von den unsterblichen Göttern, oder damit ich es nach unsrer Art ausdrücke, von dem ewigen Gotte kein herrlicher Geschenk verliehen worden, als die Weltweisheit. Sie insgesamt, meine Herren, sind öffentliche Lehrer der Philosophie. Wie nun kein Künstler leicht seine Kunst, kein Meister seine Wissenschaft zu verachten pfleget: Also überhebet mich dero allerseits vermutheter Beyfall der Mühe, diesen trefflichen Satz weitläuftig zu erklären und zu behaupten. Wer weis es nicht, daß die Weltweisheit ein vernünftiges

und

und gründliches Erkenntniß derjenigen Dinge sey, die uns glücklich machen können? Und wer gesteht es nicht, daß die Wissenschaft der Glückseligkeit das allervortrefflichste ist, was sich ein verständiges Wesen wünschen und von dem Urheber aller Dinge hat erlangen können?

Ich weis wohl, daß die Verächter der Philosophie mir gleich bey der Beschreibung der Weltweisheit Einwürfe genug machen könnten. Ich habe aber ein solches Vertrauen zu meiner guten Sache, daß ich mich vor allen ihren Einwendungen gar nicht fürchte. Es bleibt dabey: Die Philosophie zeigt uns den Weg zur wahren Glückseligkeit: Wenn man gleich diese Ehre gemeiniglich der Religion einzuräumen gewohnet ist. Diese Meynungen widersprechen einander nicht: Beyde sind vielmehr fest und wohlgegründet. Gewissermaßen ist die Weltweisheit und Religion nur dem Grade nach unterschieden. Ja es giebt Leute, die vielleicht nicht ohne Ursachen die Grundsätze der Religion für die Philosophie der Einfältigen, die Philosophie hingegen für die Religion der Gelehrten ansehen. Doch ich mag diesen seltsamen Satz nicht ernstlich vertheidigen.

Was ist bey dem allen mehr zu bedauren, meine Herren, als daß dieses so vortreffliche Geschenke Gottes von dem undankbaren menschlichen Geschlechte so geringschätzig gehalten wird? Wie wenige giebt es, die sich Schüler oder Liebhaber der Weisheit nennen wollen? Oder da sich einige finden, die solches thun, wie bald werden sie dieses Namens überdrüßig? So gar der hochtrabende Name eines philosophischen Lehrers wird solchen Gemüthern bald zur Last: So bald sie sichs nemlich in den Kopf kommen lassen, nach höhern Beywörtern zu streben, zu einem deutlichen Beweisthume, daß sie die Vortrefflichkeit desselben noch nicht eingesehen, und ihn also ganz unwürdig geführet haben. Wer hat aber Schuld an diesem Uebel, als die verkehrte Einrichtung unsrer altfränkischen hohen Schulen; die den höchsten Gipfel der menschlichen Vollkommenheit in die unterste Classe gesetzet, und das herrlichste Geschenke Gottes der ge-

ring-

ringsten unter allen vier Facultäten zur Beschäfftigung angewiesen hat.

Die Philosophie sollte billig den Vorsitz auf Academien haben; denn sie ist der Inbegriff aller übrigen so genannten höhern Facultäten. Der Gottesgelehrte muß von ihr die natürliche Theologie und Sittenlehre; der Rechtsverständige das Recht der Natur und die Politik; der Arzt aber die Naturwissenschaften erborgen. Alle dreye beschäfftigen sich mit der Vernunftlehre, deren Lehrsätze sie unmöglich entbehren können, wenn sie nicht, wie die Blinden im Finstern, tappen wollen. Dergestalt hält nun die Weltweisheit alles dasjenige in sich, was die übrigen Facultäten nur stückweise abhandeln: Und ohne sie kan und pflegt nicht viel gründliches gesagt zu werden. So fruchtbar ist diese gesegnete Quelle aller Wissenschaften, daß sie sich zwar unaufhörlich mit vollen Strömen des Erkenntnisses auf die ganze Gelehrsamkeit ergiesset, aber selbst keiner fremden Hülfe bedürftig ist. Und wer dem hellen Sonnenkörper einen Vorzug vor allen dunkeln Planetenkugeln einräumet, die alle ihr Licht und Leben von seinen Stralen empfangen, der wird auch der Weltweisheit vor allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit ihren Vorrang nicht absprechen können.

Dieses ist es zum Theil, meine Herren, was ich mich vor einiger Zeit in einer Rede darzuthun anfeischig gemacht habe. Die Rechtsgelehrsamkeit war es, davon ich zu zeigen versprach, daß sie ohne die Beyhülfe der Weltweisheit eine lautere Rabulisterey und ein so genannter Jurist ohne die Philosophie ein zänkischer Practikenmacher zu nennen sey. Vermessenes Vorhaben! würde hier mancher denken, der die Weltweisheit kaum dem Namen nach kennet, und durch den ins Gedächtniß gefaßten Schlendrian gewisser vor Gericht üblicher Formeln, der gesunden Vernunft und Tugend zum Trotze sein Brod zu verdienen gelernet hat. Doch zu allem Glücke habe ich itzo solche Leute nicht vor mir: Und wenn ich sie gleich vor mir hätte, würde ich sie doch nicht eines andern überreden können. Wem die güldene Praxis einmal

mal Augen und Verstand geblendet hat, der sieht die deutlichsten Wahrheiten, wie ein Maulwurf das Sonnenlicht, an. Ja so erleuchteten Gemüthern hergegen, als die ihrigen sind, meine Herren, wird es nicht schwer fallen, meinen Satz zu behaupten: Wenn ich mich nur, wie ich sehnlich wünsche, ihrer geneigten Aufmerksamkeit versichert halten kan.

Ich habe einen Mann von besonderer Einsicht sagen gehöret: Daß der allerwenigste Theil der Gelehrten diesen Namen mit Recht führe; sondern daß die meisten nur für studirte Handwerksleute zu achten wären. Ein so seltsamer Satz machte mich neugierig den Beweis davon zu hören; und es kostete mich nichts mehr als eine Frage, desselben theilhaftig zu werden. Ein Gelehrter, hieß es, wird eigentlich wegen der Vollkommenheiten seines Verstandes dieses Namens werth geachtet. Die besondre Einsicht in die Natur aller Dinge, und den Zusammenhang der Wahrheiten macht den Begriff einer gründlichen Gelehrsamkeit aus. Daran fehlt es aber allen denen, die mit dem Gedächtnisse und nicht mit dem Verstande studiren. Sie lernen das Handwerk eines Predigers, Advocaten und Arztes, eben so wie andre das Schneider und Schusterhandwerk lernen. Ihre Absicht ist nicht am Verstande vollkommener zu werden, die Verknüpfung der Ursachen mit ihren Wirkungen, der Mittel und Absichten einzusehen; sondern Brod zu verdienen. Daher kömmt es, daß wir so viel ungelehrt Gelehrte haben, daher kömmts, daß die Zahl wahrer Gelehrten so klein, der studirten Handwerksleute aber so ungemein groß ist.

Wenn ich dieser Sache etwas nachdenke; so finde ich, daß eigentlich die Philosophie einen Studirenden zu einen wahrhaften Gelehrten machet: Denn sie ist eigentlich dasjenige, was den Menschen seine Vernunft recht brauchen lehret. Ihr allererster Theil handelt ja von den Kräften unseres Verstandes, von Wahrheit und Irrthum, von guten und schlechten Begriffen, von richtigen und falschen Urtheil-

theilen von regelmäßigen und unrichtigen Schlüssen. Die Vernunftlehre läßt uns den Unterschied zwischen Wissenschaften u. Meynungen, zwischen Glauben und Wahn, zwischen Ueberführung und Ueberredung anmerken. Sie lehrt uns andrer Leute Lehren prüfen, Irrthümer wiederlegen, die Wahrheit behaupten und unsern Wiedersachern das Maul stopfen. Wir wollen sehen, ob ein Jurist dieser Dinge wohl entbehren könne.

Der allergeringste Rechtshandel setzt eine gewisse Wahrheit zum Grunde. Man streitet allezeit wegen eines Satzes, den die eine Partey behauptet, die andre aber leugnet, und es ist sehr schwer zu erkennen, wer von beyden Theilen Recht hat. Unzählige Umstände machen einen Richter oft so verwirrt, daß er weder aus noch ein weis. Kläger und Beklagte lassen sichs angelegen seyn, durch tausend Ränke seinen Verstand zu blenden, und durch mancherley Künste ein geneigtes Urtheil von ihm zu erschleichen. Hier, hier ist Einsicht vonnöthen, das Wahre von dem Falschen, das Erwiesene vom Ungewissen, das Billige vom Unbilligen zu unterscheiden. So groß auch die natürliche Fähigkeit bey einigen Menschen seyn kan, so reichet sie doch lange nicht zu, allezeit aus einem solchen Labyrinthe verworrener Zänkereyen glücklich und ohne fremde Beyhülfe den Ausgang zu finden. Die Vernunftlehre vertritt hier Ariadnens Stelle. Sie reichet ihrem Lehrlinge den vortheilhaftesten Leitfaden, sich aus allen Schlupfwinkeln leicht herauszu finden. Fürsprecher und Richter müssen blind seyn, wenn sie den Nutzen dieser philosophischen Wissenschaft nicht erkennen wollen.

Ja, spricht man, wenn wir nicht von Natur eine Vernunft zu urtheilen hätten: So könnte uns vielleicht die Logik in der Rechtsgelahrtheit einigermaßen nöthig seyn. Allein was brauchts itzo vieler Vernünfteleyen? Der Landesherr wills so haben: Das Gesetz muß gelten, wenn gleich noch so viel nach den Regeln der Vernunftlehre darwieder einzuwenden wäre. Der Einwurf hat einigen Schein, weil er was wah-

res in sich begreift. Ich gebe es zu, daß in einigen Fällen die Gesetze ganz leicht auf die vorkommenden Fälle gedeutet werden können. Allein ist denn dieses allezeit so leicht? Wie schwer hält es oft, die Rätzel unsrer Gesetzgeber aufzulösen? Wie schwer ist es zuweilen, die Scheingründe der Parteyen zu entblößen; die falschen Schlüsse, darauf sie troßen, zu vernichten; und also das Recht aus den dicken Wolken ans Licht zu ziehen, darein es Eigennutz und Bosheit gehüllet haben. Hierzu gehört warlich ein mehr als gemeiner Verstand. Hier muß man die Auslegungskunst, einen Theil der Vernunftlehre, wohl inne haben. Hier muß man geübte Sinne besitzen, nicht etwa Licht und Finsterniß, Tag und Nacht zu unterscheiden; nein, dieses können auch Kinder ohne alle Mühe thun: Man muß einen falschen Edelstein vor einem ächten, verfälschtes Metall vor lauterm Golde, ein betrügliches Irrlicht vor einem sichern Wegweiser zu erkennen wissen. Geht hin, ihr Rabulisten, und thut dieses ohne die Regeln der Vernunftlehre: So will ichs euch zugeben, daß ein Jurist der Weltweisheit entbehren könne.

Doch nein, ich übereile mich. Gesetzt die natürliche Vernunft wäre ohne alle Verbesserung zulänglich einen Rechtshandel ordentlich zu untersuchen und zu entscheiden: So ist doch die ganze Philosophie deswegen einem Juristen nicht unnöthig. Wo bliebe das Recht der Natur, eine wichtige philosophische Wissenschaft, darauf sich alle bürgerliche und göttliche Rechte gründen müssen; wenn sie nicht ungerecht seyn sollen? Warlich diese Wissenschaft scheint einem Rechtsgelehrten unentbehrlich zu seyn: Und das aus folgenden Ursachen.

Ein Richter ist wohl ohne Zweifel ein Rechtsgelehrter, oder er sollte es zum wenigsten seyn. Ein Richter soll streitende Parteyen entscheiden; das ist, er soll sagen, wer von beyden Recht oder Unrecht hat. Wie ist nun das möglich; wenn er selbst nicht weis, was Recht oder Unrecht ist? Das kan er aber ohne eine gute Einsicht in das natürliche Recht nim-

nimmermehr wissen. Ich weis es wohl, daß die Richtschnur aller seiner Urtheile, ihm bereits in den Landesgesetzen vorgeleget und angewiesen worden. Ein Richter soll nichts anders sprechen, als was das Oberhaupt seiner Stadt ihm anbefohlen hat, und haben will. Allein soll er denn deswegen ganz blind seyn, und selbst nicht sehen, ob das, was er spricht, Recht oder Unrecht sey? Soll er nur, als ein todtes Echo, die Willensmeynung seines Fürsten nachbeten, und selbst nicht begreifen, ob es billig oder unbillig sey, was in den Gesetzen verordnet worden? Ich wills nicht hoffen, daß jemand eine solche Unvernunft als die Eigenschaft eines guten Richters angeben wird. Folglich muß ein Richter nothwendig das Gesetz der Natur verstehen.

Der bloße Wille eines Fürsten macht nichts recht, was nicht schon vorhin seiner innern Natur und Beschaffenheit nach recht und billig gewesen. Selbst der Befehl des allerhöchsten Wesens kan keine Handlung gut oder böse machen, die es nicht schon vorhin ihrem innern Wesen nach gewesen wäre. Folglich hat ein Rechtsgelehrter bey allen seinen Gesetzen, Statuten, Gebräuchen und Herkommen an und vor sich selbst nicht die geringste Sicherheit. Wer will ihn versichern, daß Justinian lauter billige Dinge anbefohlen habe; wenn er nicht die Uebereinstimmung seiner Gesetze mit den unveränderlichen Regeln der gesunden Vernunft, und der ewigen Gesetze der Natur einsiehet? Es ist wohl wahr; Solon und Lycurgus, Minos und Rhadamantus, Numa und Pompilius und der grosse Tribonianus sind verständige, kluge, gerechte und ansehnliche Leute gewesen. Die Ehrerbietung, so wir ihnen schuldig sind, befiehlt uns zu glauben, daß sie mit Wissen und Willen nichts unbilliges in ihre Gesetze gebracht haben. Allein waren sie denn keine Menschen? Konnten sie nicht irren? Oder kan dasjenige, was in Athen, Sparta, Rom und Constantinopel vormals recht und billig gewesen, itzo in Wien und Hamburg, in Breßlau und Leipzig, in Frankfurt und Nürnberg nicht ungerecht, nicht unbillig seyn? Derjenige muß die Verschiedenheit der

Republiken nicht kennen, der griechische, römische und deutsche Völker nach einerley Gesetzen richten will. Und wie nöthig wird es also einem Rechtsgelehrten seyn, die alten Gesetze zu untersuchen, sie mit dem Zustande seiner Republik und den Regeln der gesunden Vernunft zusammen zu halten. Tribonianus selbst und alle alte Juristen, deren Weisheit wir in ihren Anschlägen und Beantwortungen schwerer Rechtsfragen bewundern, diese selbst, sage ich, haben sich niemals blinde und unverständige Schüler gewünschet.

Es ist ein bekanntes und zugleich sehr wohl gegründetes Sprichwort, daß das höchste Recht oftmals das allergrößte Unrecht werde. Man will damit so viel sagen, daß diejenigen, die gar zu sehr an dem Buchstaben der Gesetze kleben, denen Absichten der Gesetzgeber oft ganz zuwieder handeln. Es ist bekannt, daß fast alle Gesetze durchgehends gar zu allgemein abgefasset werden. Dieser Fehler ist auch nicht zu vermeiden. Wer würde der überhand nehmenden Bosheit Widerstand thun, und frechen Gemüthern ein Gebiß ins Maul legen können, wenn man nur etliche Diebstähle nur etliche Gewaltthätigkeiten, nur etliche Mordthaten verbieten wollte? Man muß die Gesetze durch allgemeine Redensarten ausdrücken, und dadurch die Frevler im Zaume halten. Man muß durch die Scheine des Rechts ihren Ausflüchten zuvorkommen: Und gesetzt, daß man dabey etwa der Sache zuviel thäte; so muß es der Klugheit des Richters anheim gestellet bleiben, zu rechter Zeit eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen. Dieses nennen die Rechtsgelehrten, nach der Billigkeit verfahren: Und diese Billigkeit, die man ohne die höchste Ungerechtigkeit von den Gerichtstäten nicht verbannen kan, giebt einen neuen Beweis an die Hand, meinen Satz zu behaupten. Einfältige Richter, die vom Rechte der Natur nichts verstehen, sind ungeschickt, die besondern Handlungen nach ihren eigentlichen Umständen zu beurtheilen. Eine Kleinigkeit macht ja oft, daß das deutlichste Gesetz, auf diesen oder

jenen

jenen Fall sich nicht schickt. Der Richter muß also die gesunde Vernunft dem Buchstaben des Gesetzes vorziehen. Er muß wissen, in wie weit, und warum er davon abzugehen habe. Es ist leichter einen Mohren weiß zu baden, als diese Behutsamkeit im Urtheilen, ohne ein gründliches Erkenntniß des natürlichen Rechts zu erlangen.

O welch ein weitläuftiges Feld stünde mir nunmehro offen, die Verächter der Weltweisheit auf das empfindlichste zu beschämen, wenn ich dergleichen Leute unter ihnen, meine Herren, vor mir hätte. Wie nachdrücklich würde ich ihnen ihre Unwissenheit, und ihre rabulistische Rechtsgelehrsamkeit vorrücken. Wie manchen Scherz würde mir ihr wohlhergebrachter Gerichtsschlendrian an die Hand geben, wenn ich einige auserlesene Brocken davon in ihrer lächerlichen Gestalt abbilden wollte. Allein mit abwesenden Feinden mag ich nicht zanken. Dieses verschlossene Zimmer trennet mich von allen denen unphilosophischen Rechtsgelehrten, unter derer Last unsere Rathhäuser seufzen. Ich liebe kein Spiegelfechten, und mag keine Luftstreiche thun. Ja es ist also Zeit, daß ich meine bisherige Abhandlung abbreche, und sie der Beurtheilung meiner hochzuehrenden Herren unterwerfe.

****

Socrates, ein unüberwindlicher Weltweiser.

Meine Herren!

Ohne Zweifel schwebt es ihnen allerseits noch in frischem Andenken, daß vor weniger Zeit auf dieser Stelle, die unüberwindliche Stärke eines wahrhaftig weisen Mannes, in einer so gründlichen als angenehmen Rede aufgeführet worden. Ich meines theils muß es, der Wahrheit zum Ruhme, gestehen, daß ich dieselbe nicht nur mit Vergnügen angehöret; sondern auch die Kraft ihrer Beweisgründe

aufs lebhafteste empfunden habe. Was soll ich viel sagen? Ich bin völlig überführet, daß die wahre Weisheit ganz unüberwindliche Tugendhelden mache; und was wollte ich lieber, als daß alle Welt mit mir davon überzeuget wäre! Vielleicht würde alsdann so manches ehrliebendes Gemüth, welches itzo seinen Ruhm in nichtswürdigen Dingen suchet, nach der wahren Weisheit streben, und dadurch ein Ueberwinder seiner selbst zu werden trachten. Vielleicht würde manches tapfere Herz sich mehr über eine gedämpfte Begierde, über ein unterdrücktes Laster, über eine glücklich vermiedene Reizung dieser verkehrten Zeiten erfreuen; als über eine Menge bezwungener Sclaven, die sich mit gefesselten Schenkeln und Armen vor seinem Siegeswagen krümmen, und kaum die blutigen Staffeln seines Thrones zu küssen werthgeachtet werden.

Vermuthlich wird es mir erlaubet seyn, H. H. auch meiner Neigung, von einer so wichtigen Sache zu reden, in dieser Stunde freyen Lauf zu lassen. Sie reißt mich fast mit Gewalt zur Behauptung einer Wahrheit, die schon neulich so nachdrücklich behauptet worden. Nicht zwar, als ob irgend ein Satz durch meinen wenigen Beyfall destomehr bestärket werden könnte. Nein so eitel bin ich nicht, daß ich solches von mir glauben sollte: Denn ich weis, die Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn sie gleich von keinem einzigen unter der Sonnen erkannt, oder vertheidiget würde. Auch nicht deswegen, weil ich mir etwa neue Gründe anzuführen getrauete, die von dem damaligen geschickten Redner übergangen worden. Nein, hundert gute Beweisthümer beweisen nicht mehr, als ein einziger: Und verständige Richter pflegen also die Ursachen und Beweise nicht sowohl zu zählen, als abzuwägen. Mein ganzes Vorhaben ist, dieß unüberwindliche Wesen eines wahren Weltweisen an einem berühmten Exempel vorzustellen. Socrates soll das Muster meiner Abbildung seyn, und aus Betrachtung seiner unverrückten

Stand-

Standhaftigkeit in der Weisheit und Tugend will ich zeigen, daß eine unüberwindliche Stärke im Guten kein stoisches Hirngedichte, sondern eine in menschlichen Kräften stehende Vollkommenheit sey.

Socrates, M. H. ist zu allen Zeiten der Gegenstand einer fast allgemeinen Bewunderung gewesen. Griechen und Römer, Heyden und Christen, Weltweise und Gottesgelehrte, Geschichtschreiber, Poeten und Redner haben ihn längst für das Muster eines tugendhaften Mannes gehalten. Doch was halte ich mich dabey auf, da sie selbst H. H. dieses eben so gut wissen, als ich; ich will also nur dieses hinzu setzen, daß auch auf unsrer Academie, das Haupt unsrer itzigen Gottesgelehrten, sich für die Partey aller Verständigen erkläret habe: Da es uns nunmehro vor drey und zwanzig Jahren, in einer öffentlich gehaltenen und nachmals gedruckten Rede, den Socrates als das Vorbild eines vollkommnen Sittenlehrers angepriesen. Den überklugen Kirchenlehrer Augustin, welcher alle Tugenden der Heyden für lauter prächtige Laster ausgerufen, wollen wir mit dem Spötter Lucian in eine Classe setzen, als welcher gleichfalls in seinen Todtengesprächen die Tugend des Socratis verdächtig zu machen gesucht hat. Wiewohl ich bin hier weder gesonnen, dieselben zu wiederlegen, noch diesem grossen Manne eine ausführliche Lobrede zu halten: Er war ein unüberwindlicher Weltweiser, das soll der ganze Zweck meiner Rede seyn.

Wo es Sieger, wo es unüberwindliche Sieger giebt, da muß es nothwendig auch Feinde geben: Denn kein Lorberkranz wird ohne Widerstand erfochten. Wer findet aber mehr Feinde in der Welt, als ein Mann, der die Wahrheit über alles liebt, die Tugend fortzupflanzen, und das Laster allenthalben auszurotten suchet? Ist nicht der größte Theil der Welt gleichsam in ein Schutz- und Trutzbündniß wieder alle Anhänger der wahren Weisheit getreten? Hat sich nicht der grosse Haufe der Unweisen gleichsam verschworen, keinen unter sich zu dulden, der

sich zum Lehrer und Richter über sie aufwerfen und alle ihr Thun und Lassen meistern will? Ja, ja, Socrates hat es sattsam erfahren. Sein grosser Verstand brachte, so zu reden, die Sittenlehre vom Himmel auf die Erde. Die ewige Fürsehung hatte ihn dazu erkohren, daß er dieselbe in Griechenland lehren und ausbreiten sollte. Er sollte in seiner Jugend ein Bildschnitzer werden: Allein eine so grobe Handarbeit war viel zu unedel für denjenigen, der den Kern der wahren Weisheit unter den Athenisern bekannt zu machen bestimmet war. Selbst der delphische Apollo befahl ihm, sich seinen eigenen Trieben gänzlich zu überlassen: Weil er den besten Lehrmeister in sich selber hätte. Man that dieses; und so ward Socrates sein eigener Führer. Er verläßt die gemeine Heerde der damaligen Weltweisen, die sich um die Natur und Beschaffenheit des grossen Weltgebäudes tapfer herum zankten; die kleine Welt aber, das ist den Menschen, und folglich sich selbst, ganz und gar nicht kannten. Der göttliche Socrates geht einen ganz neuen Weg in seiner Philosophie. Er untersuchet das Innerste des menschlichen Herzen; er ergründet dessen verborgenste Schlupfwinkel; er erforschet alle seine Neigungen und Begierden: Ja er untersuchet, ergründet und erforschet sie nicht nur; er eröffnet und entdecket sie auch einem jeden, der ihn nur hören will. Seine ganze Zeit bringt er damit zu, daß er in der Stadt herum geht, und alle, die sich klug und weise dünken lassen, ihrer Unwissenheit und Thorheit überführet. Erwegen sie es nur selbst, M. H. was kan dieses anders, als Haß, Feindschaft und Verfolgung nach sich ziehen? Socrates erfährts auch in der That, daß nichts so verhaßt bey der Welt ist, als die Liebe zur Wahrheit und Tugend. Groß und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm, wird ihm deswegen gehäßig. Die spitzfündige Menge der Sophisten, welche er oft ihres eiteln Geschwätzes und ihrer falschberühmten Künste wegen beschämet hatte, machen ihm ihren ganzen Anhang auffätzig.

Die

Die rachgierigen Poeten, deren unvernünftige Phantaseyen er oft entblösset und zu Schanden gemacht hatte, führen ihn in öffentlichen Schauspielen, als einen schädlichen Bürger, Verführer der Jugend, Verächter der eingeführten Religion, ja gar als einen Atheisten auf. Der Adel verlachet ihn, der Bürger hält ihn für thöricht: Kurz er wird ein Spott der Weiber und Kinder und ein Mährlein des unbesonnenen Pöbels.

Allein wie verhält sich der weise Socrates bey dem allen. Er war noch jung, als ihm wegen seiner Liebe zur Weisheit dieses alles wiederfuhr. Vielleicht ist er durch Schaden klug geworden: Vielleicht hat er sich nach der Zeit geändert, den Mantel nach dem Winde gehänget, die Wahrheit verleugnet, den lasterhaften Thoren zu Gefallen das Schwarze für Weiß, und das Weisse für Schwarz gelten lassen: Oder doch zum wenigsten die Hand auf den Mund gelegt, und dasjenige, was niemand gerne hören mochte, wohlbedächtig verschwiegen. Nein, Socrates weis von keiner Aenderung. Sein gesetzter Geist, den ein himmlischer Beystand in seinem Triebe zur Weisheit unterstützte, weis nichts vom nachgeben, und ist ganz unüberwindlich. So wenig die Sonne den gütigen Ausfluß ihrer Stralen hemmet, wenn die durch ihre Hitze zur Ungeduld gereizten Moren ihr fluchen: So wenig höret der großmüthige Socrates auf, in seiner undankbaren Vaterstadt, Verstand und Tugend zu lehren; ob er sich gleich dadurch eine fast allgemeine Feindschaft seiner Mitbürger zugezogen hatte. Nichts, ganz und gar nichts ist vermögend, ihn von seiner Lehrart abzubringen. Er stellt sich nicht anders an, als wüßte er von dem allen nichts; was man von ihm redet, und fährt beständig fort, bey aller Gelegenheit die Thorheit und das Laster ohne Ansehen der Person zu verfolgen.

Dergestalt, H. H. bezwang dieser unüberwindliche Weltweise das starke Vorurtheil der Ehre und Schande, welches bey unvernünftigen so grosse Kraft ausübet. Aber

das wäre noch wenig gewesen, wenn er nicht zu gleicher Zeit alle andere Begierden überwunden hätte, die sonst das ganze menschliche Geschlechte zu Sclaven machen. Er überwand den Eigennuß und Geiz; indem er nicht nur seine Handthierung und bürgerliche Nahrung aus Liebe zur Weisheit hindan setzte; sondern auch niemals die Philosophie für Geld zu lehren bewogen werden konnte. Er überwand die Liebe zur Bequemlichkeit, als er in seiner Jugend, nebst andern Mitbürgern, zur Vertheidigung der Republik die Waffen ergriff, und zu Felde zog, auch einem verwundeten Cameraden das Leben rettete; indem er ihn, mit eigener Lebensgefahr, auf seinem Rücken, mitten durch die feindlichen Schwerdter trug, und also in Sicherheit brachte. Er überwand die Liebe zur Wollust, wenn er sich nicht nur leckerhafter Speisen, oder des Uebelflusses im Trunke enthielte; sondern auch so gar der unschuldigsten Begierde, im Hunger zu essen, und im Durste zu trinken, zuweilen Einhalt that, bloß um dadurch die Herrschaft über seine Leidenschaften zu behaupten. Er überwand die Menschenfurcht, als er zum Mitgliede in der athenienſischen Regierung gewählet war, und sich vermöge dieser Würde einem ungerechten Urtheile des ganzen athenienſischen Volkes ganz allein wiedersetzte; ungeachtet er wohl sahe, daß ihm dieser Wiederstand gar leicht den Kopf kosten könnte. Er überwand endlich auch sein tägliches Hauskreuz, welches ihm Xantippe, das so beruffene Original aller weiblichen Furien in einem übelgerathenen Ehstande verursachete. Und bey so vielfältigen und unzähligen andern Siegen, erreichete der weise Socrates sein graues Alter, in welchem er noch zu allerletzt Gelegenheit fand, auch selbst den Tod zu überwinden.

Ich müßte noch viel Zeit haben, M. H. wenn ich hier die unvergleichliche Standhaftigkeit meines philosophischen Helden recht nach Würden beschreiben wollte. Allein ich will alles ins kurze bringen, damit ich ihrer Geduld nicht misbrauche. Socrates wird als ein betagter

Greis

Greis vor Gericht gefordert, welches ihm noch sein lebenlang nicht wiederfahren war. Er gehorchet seiner Obrigkeit, und tritt seinen Richtern mit einer unerschrockenen Gelassenheit unter die Augen. Da steht Anitus und Melitus, welche ihn grosser Verbrechen halber anklagen. Man beschuldiget ihn, daß er die Jugend der Athenienser verwahrlose, keine Götter glaube, und andre schädliche Lehren mehr vortrage. Socrates verantwortet sich in einer gründlichen, männlichen und ungekünstelten Rede. Er wiederlegt erst seine Ankläger; und zwar so geschickt, daß sie kein Wort wieder ihn aufbringen können. So dann wendet er sich zu seinen Richtern, und erweiset seine Unschuld ganz sonnenklar. Er spricht nicht anders mit ihnen, als ob er ihr Herr, ihr Lehrer, ja ihr Vater wäre. Er war es auch in der That, ob sie ihn gleich nicht dafür erkannten. Doch alles ist vergebens; er wird durch die meisten Stimmen verdammet. Man kündiget ihm das Urtheil an; aber Socrates erschrickt nicht, sondern wundert sich vielmehr, daß sich gleichwohl noch etliche unter ihnen gefunden, die ihn hätten loßsprechen wollen. Man legt ihm auf, sich selbst eine Strafe zu seßen, die er verdienet hätte; und der von seiner Unschuld versicherte Socrates giebt zur Antwort, er habe verdienet, daß man ihn nebst andern wohlverdienten Männern auf Unkosten der Republik, in dem so genannten Prytaneo, lebenslang verpflege. Man erlaubet ihm endlich, eine Geldsumme zu bieten, die Todesstrafe dadurch zu erkaufen: Er soll aber zugleich versprechen, ins künftige seine Lehrart zu ändern; ja, das Unterrichten junger Leute gar einzustellen. Er entschuldiget sich aber des erstern wegen mit seiner Armuth; des leztern halber hingegen mit der Unmöglichkeit selbst. Gott, spricht er, habe ihn seiner Vaterstadt, als ein Geschenk zugesandt, um sie durch die Lehren der Weisheit aus ihrem bevorstehenden Verderben zu reissen. Dieser göttlichen Verordnung müsse er mehr gehorchen, als allem demjenigen, was Menschen ihm anbefehlen könnten. Hierauf

auf wird ihm daß Leben abgesprochen; man läßt ihn ins Gefängniß führen, und in wenig Tagen soll er den Giftbecher zu sich nehmen.

Mich dünkt, M. H. ich sehe hier diesen ehrwürdigen Greis in Begleitung seiner Freunde und Schüler ganz willig in den Kerker gehen. Ich erblicke aber keinen Verbrecher oder Uebelthäter an ihm; ich sehe vielmehr einen triumphirenden Sieger, der seiner Richter grausame Ungerechtigkeit standhaft überwunden hat. Welch ein unerschrockenes Wesen leuchtet aus seinen Minen und Geberden hervor! Welch ein großmüthiger Geist äussert sich in allen seinen Worten! Sein Körper wird zwar gefesselt; wiewohl seine grosse Seele bleibt weit freyer, als alle diejenigen, die ihn zu binden befohlen hatten. Crito, Cebes, Plato, Xenophon, Alcibiades und andere wackere Männer betrauren schon den bevorstehenden Verlust ihres Freundes und Lehrers, den sie weit mehr, als ihren leiblichen Vater verehreten und liebten: Allein der standhafte Socrates hat so viel Gelassenheit übrig, daß er sie alle deswegen trösten und aufrichten kan. Wie viel Thränen vergiesset nicht seine bestürzte Ehgattin, nebst etlichen andern Weibern! Aber Socrates befiehlt, sie von sich zu entfernen, damit er durch ihr Winseln in den philosophischen Unterredungen nicht gestöret würde, die er noch zu halten Willens war. Man schlägt ihm ein leichtes Mittel vor, sein Leben zu erhalten. Es ist möglich aus dem Gefängnisse zu entkommen: Der Kerkermeister ist schon bestochen; die Thüren stehen offen; es ist Nacht, und man will ihn alsofort in Sicherheit bringen. Seine Freunde versprechen ihn auch auser Athen sein lebenlang zu versorgen. Allein dem großmüthigen Socrates dünkt eine solche Flucht viel zu kleinmüthig und niederträchtig, zumal da sie wieder dem Willen seiner, wiewohl ungerechten, Obrigkeit bewerkstelliget werden mußte. Er fürchtete den Tod nicht; warum hätte er denselben denn fliehen sollen? Und so kömmt endlich auch die Stunde heran,

da

da der Henker zu ihm tritt, und den für ihn zubereiteten Todtentrank in Händen trägt. Allen Anwesenden ist dieses ein entsetzlicher Anblick: Socrates allein ist ganz ruhig. Auch die standhaftesten Männer können sich nicht länger der Thränen enthalten: Aber Socrates schilt sie deswegen für verzagte und weichherzige Weiber, die nicht werth wären, bisher seine Schüler gewesen zu seyn. Hierauf setzet er den Becher mit ungestörter Gelassenheit an, trinkt ihn aus, und gehet, auf die Vorschrift des Scharfrichters, etliche mal in dem Zimmer auf und nieder. Als er von der Wirkung des Giftes eine Gewalthättigkeit spüret, legt er sich aufs Bette: Die äussersten Glieder erkalten ihm allmählich, das Blut erstarret in den Adern, bis ihm auch zuletzt die Augen brechen, und endlich das Herz selbst erstirbt, das großmüthige Heldenherz, welches wie im Leben, also auch im Tode selbst, unüberwindlich geblieben.

Und nunmehro mag die Menge der Unweisen hingehen, und einen unüberwindlichen weisen Mann für eine Hingeburt stoischer Phantasten ausschreyen. Von ihnen, M. H. als unparteyischen und billigen Richtern, vermuthe ich einen ganz andern Ausspruch. Denn sind sie alle, wie mich nicht anders dünkt, durch eine schlechte Erzählung von der Standhaftigkeit eines Weltweisen, schon einigermassen gerühret worden: O was würde nicht geschehen seyn, wenn ich ihnen den erbaulichen Inhalt seiner letzten Unterredungen von der Seelen Unsterblichkeit einigermassen vorgestellet hätte? Was würde nicht geschehen seyn, wenn ich ihnen die unvergleichliche Schutzrede, die Socrates vor Gerichte gehalten, so wie uns Plato dieselbe aufgezeichnet hat, vorgelesen hätte? Was würde nicht geschehen seyn, wenn ich ihnen diesen philosophischen Helden, in einer weitläuftigen und wohlgesetzten Rede, so groß als er gewesen, das ist, ganz unvergleichlich hätte abschildern können?

Schämet euch, ihr Maulchristen, die ihr euch hoher Offenbarungen rühmet, und doch vielweniger gutes ausübet,

als

als dieser Weltweise, den ihr doch insgemein nur einen blinden Heyden zu nennen gewohnt seyd, aus natürlichen Kräften gethan hat. Schämet euch, ihr stolzen Schriftgelehrten, die ihr so sehr mit einer himmlischen Erleuchtung prahlet, und doch vermittelst derselben nicht den zehnten Theil der Tugenden an euch zeiget, als Socrates bey seiner, von euch sogenannten irrdischen Weisheit, an sich gewiesen. Schämet euch, ihr pharisäischen Worthelden, die ihr so viel von Bezwingung eurer geistlichen und leiblichen, zeitlichen und ewigen, sichtbaren und unsichtbaren Feinde schwatzet; und doch eurer eigenen Begierden täglich unterlieget, der Laster Sclaven werdet, und vor dem blossen Anblicke eurer Gräber schon erzittert. Wie wollt ihr die Ehre eurer an sich selbst heiligen Religion behaupten; wenn euch die Vernunft das Exempel eines unvergleichlichen Socrates, zu eurer unaussprechlichen Beschämung, vor Augen stellt? Wie wollt ihr bestehen; wenn euch die Weltweisheit zeigen wird, wie kein Haß, keine Feindschaft, kein Schimpf, keine Verfolgung, kein Ehrgeiz, keine Armut, keine Wollust, keine Menschenfurcht, kein böses Weib, kein ungerechter Richter, ja die Liebe des Lebens selbst, seine Liebe zur Tugend nicht besiegen können: Kurz, wen ihr sehen werdet, daß Socrates in seiner Weisheit und Tugend ganz unüberwindlich gewesen.

****

Cato ist nicht als ein unüberwindlicher Weiser gestorben.

Hochzuehrende Herrn!

So wenig ich sonst zum Schmeicheln geneigt bin, und so sehr mir die Art derjenigen zuwieder ist, die aus dem Loben und Bewundern ein Handwerk zu machen scheinen: Eben so wenig habe ich neulich ein Bedenken getragen, auf dieser Stelle dem

größten

größten unter allen Griechischen Weltweisen eine Lobrede zu halten. Socrates war es, wie sie sich vermuthlich noch erinnern werden, Socrates sage ich, war es, den ich als einen unüberwindlichen Weltweisen vorstellete; wozu mich aber kein heuchlerischer Trieb; nein, eine innerliche Ueberzeugung meines Gemüthes anspornete. Es reuet mich noch diese Stunde nicht, was ich damals ihm zum Ruhme, wiewohl mit einer unberedten Zunge, vorgetragen habe. Ich würde der gesunden Vernunft gute Nacht geben müssen, wenn ich das geringste von dem allen wiederuffen wollte, was ich einer unbezwinglichen Weisheit zu Ehren gedacht, gesagt, oder geschrieben habe. Es bleibt auch mein fester Vorsatz, die standhafte Tugend Socratis mit einer unaufhörlichen Hochachtung zu bewundern und zu verehren.

Weit anders bin ich gegen einen andern philosophischen Helden gesinnet, von welchem doch das kluge Alterthum noch weit mehr als vom Socrates zu machen geschienen. Cato von Utica ist es, den die römischen Scribenten seiner unüberwindlichen Weisheit halber, fast bis in den Himmel erhoben. Philosophen, Geschichtschreiber, Redner und Poeten stimmen überein, daß Cato recht was göttliches an sich gehabt, und durch den an sich selbst verübten Mord eine That vollführt habe, die ganz unvergleichlich gewesen, und eben deswegen ein unaufhörliches Andenken, ja die Hochachtung unzähliger Jahrhunderte verdienet habe. So gern ich mich diesen so einhelligen Lobsprüchen Catons bequemen wollte, so unmöglich fällt mir solches: Und da ich itzo Gelegenheit habe, in dieser so vertrauten als gelehrten Versammlung meine Gedanken davon zu eröffnen: So bitte ich mir eine so unparteyische Prüfung meiner anzuführenden Gründe aus, als nemlich die Untersuchung meiner Lobsprüche auf Socratis unvergleichliche Tugend gewesen.

Wer war denn Cato, seiner Ankunft, seinem Geschlechte und seiner Würde nach? Und was hat ihm einen so allge-

allgemeinen Beyfall unter allen Römern zuwege gebracht? Sie alle, hochgeschätzte Herrn, wissen dieses besser, als ich es ihnen sagen kan. Ich enthalte mich also einer weitläuftigen Erzählung von dem allen, und will nur das vornehmste von seiner Gemüthsbeschaffenheit und Weltweisheit, Lebens und Todesart, Dinge, davon man sonst ganze Bücher schreiben könnte; gleichsam in dreyen Worten zusammen fassen.

Man stelle sich derowegen einen Man von sehr ernsthaftem Gemüthe und rauhem Wesen vor Augen. Einen Mann, dessen Verstand von Natur sehr fähig; dessen Urtheilungskraft scharf und durchdringend ist. Einen grundgelehrten Mann, der sich nicht nur um die Staatskunst bekümmert, sondern auch hauptsächlich auf die Philosophie geleget hatte. Einen Mann, bey dem sich die Lehren der stoischen Secte vor allen andern beliebt gemacht hatten, und dessen redliches Herz mit dem festen Vorsatze erfüllet war, die strengsten Tugendregeln in seinem Wandel zu beobachten. Ein solcher war Cato, der von seinen Freunden und Feinden fast in allen Stücken für ein lebendiges Bild der Weisheit und Tugend gehalten wurde. Seine Mitbürger ehrten und bewunderten ihn schon bey seinem Leben: Cicero, der grosse Cicero, trug kein Bedenken, ihn in einer öffentlichen Rathsversammlung seiner trefflichen Weisheit halber ins Angesicht zu loben. Nur einige wenige finden sich, die ihn der Härtigkeit oder des Geizes halber anklagten; die aber vielleicht keinen Glauben verdienen. Bey dem allen hatte Cato einen grossen Eifer für das Wohl und Aufnehmen der römischen Republik. Er sahe den Verfall des gemeinen Wesens mit einer herzlichen Betrübniß an, und kränkte sich über die anwachsende Gewalt derjenigen, welche die Freyheit des Vaterlandes zu unterdrücken suchten. Cäsar war derjenige, der sich nunmehro schon fast ganz zum unumschränkten Herrn von Rom, Italien und der halben Welt gemacht hatte. Crassus war todt, Pompejus geschlagen,

schlagen, die pharsalische Schlacht gewonnen, und der siegende Julius als ein Herr der ganzen römischen Monarchie, verfolgete alle Ueberreste seiner Feinde, sie mochten Namen haben, wie sie wollten, in Griechenland, Welschland oder Africa befindlich seyn. Kaum hörte Cato von seiner Ankunft, als er den Schluß fassete, mit der Freyheit seiner Republik zugleich zu sterben. Er begehrte den Unterdrücker seines Volks, als einen verhaßten Tyrannen, nicht zu sehen. Er geht nach Utica, und verschließt sich daselbst mit seiner wenigen Mannschaft. Er bringt seine Sachen in Ordnung, und bereitet sich also zu seinem bevorstehenden Tode. Man sieht einige Tage lang einen grössern Ernst an ihm, als man sonst zu sehen gewohnet war, und ungeachtet er, sich noch mit seinen guten Freunden zu letzen, ein Abendmal anstellete, so läßt er sie doch bald von sich, um in der Dämmerung noch einen kleinen Spatziergang vorzunehmen, und seinem wichtigen Vorhaben in Einsamkeit nachzudenken. Er kömmt zurücke und verschließt sich in seine Schlafkammer. Sein entblößter Degen liegt unter dem Hauptküssen. Er nimmt Platons Gespräche von der Seelen Unsterblichkeit zur Hand, er liest selbige mehr als einmal durch, um sich durch die Betrachtung einer so tröstlichen Wahrheit zu seinem Entschlusse desto herzhafter zu machen. Hierauf legt er sich zu Bette, und schläft so feste ein, daß seine Hausgenossen an der Thüre des Zimmers sein lautes Schnarchen hören können. In kurzem erwacht er, greift unter sein Polster, langt das Gewehr hervor, und giebt sich zweene tödliche Stösse durch die Brust. Seine Hausgenossen kommen dazu; man erstaunt über seine That; man will ihn retten; man verbindet die Wunden: Allein so bald man ihn verläßt; löset er sie wieder auf, verblutet sich, und stirbt.

Das ist nun der grosse Cato, hochzuehrende Herren, das ist Cato, dessen ungewöhnliches Ende ganz Rom in Erstaunen und fast alle römische Scribenten in Verwunderung gesetzet hat. Cicero, Valerius Maximus, Seneca, Virgilius,

Horatius, Lucanus, lauter grosse, gelehrte Männer haben ihn in ihren Schriften gleichsam um die Wette erhoben. Ich enthalte mich itzo, alle ihre Lobsprüche anzuführen. Darinn aber kommen sie alle überein, daß Cato ein großmüthiges und edles Ende gehabt; daß die Götter selbst sich über die Standhaftigkeit seines Gemüthes verwundern müssen; daß mehr Ehre, als Blut aus seinen Wunden geflossen; und daß er nach seinem Tode in den elisäischen Feldern unter einer auserlesenen Gesellschaft rechtschaffener Männer die Oberstelle bekommen; kurz, daß Cato mehr gethan, als die Stoiker von ihren vollkommensten Weisen fordern, daß er ein Muster eines unüberwindlichen Heldenmuthes abgegeben habe.

Es ist allerdings zu bewundern, daß so viel wackere Männer sich durch einen bloßen äusserlichen Schein so gar verblenden lassen, daß sie nicht auf das innerste seines Gemüthes durchzudringen, und die verborgene Zaghaftigkeit des Catonischen Geistes zu entdecken vermocht haben. Ohne Zweifel sind sie alle gar zu eifrige Liebhaber der alten römischen Freyheit gewesen: Daher sie denn verleitet worden, alles gut zu heißen, was nur einigermaßen zur Behauptung derselben gedienet, oder auf irgend eine Art damit verknüpft zu seyn geschienen. Ich weis, und alle Welt wird mirs zugestehen, daß ein Selbstmord, der aus Verzweifelung herrühret, so wenig gelobt zu werden verdienet, daß er vielmehr für das schändlichste Laster zu halten ist. Alle Philosophen stimmen überein. Es ist ein Zeichen eines ohnmächtigen Gemüths, schreibt Aristoteles, wenn man ein bevorstehendes Uebel für unerträglich ansiehet, und sich dem Tode in den Rachen stürzet um demselben nur auszuweichen. Der Mensch, wie Plato sagt, ist als ein leibeigener Unterthan des höchsten Wesens anzusehen. Wie nun unsere Sclaven, nicht ohne ein Verbrechen zu begehen, ihren Posten verlassen können, an welchen wir sie gestellet haben; es wäre denn auf unsern eigenen Befehl: So kan auch der Mensch ohne den göttlichen Wink nach eigenem Belieben

die

die Welt nicht verlassen. Die Stoiker selbst sind in diesem Stücke eins mit uns. Ob sie gleich einem weisen Manne den Selbstmord erlauben: So wollen sie doch nicht, daß er aus Furcht und Verzweifelung den Tod suchen; sondern demselben mit ruhigem Herzen und gelassenem Gemüthe entgegen gehen, auch wohl selbst sein Ende befördern solle. Ich darf mich itzo in die Weitläuftigkeit nicht einlassen, dieses letztere ausführlich zu wiederlegen; ungeachtet es so schwer nicht fallen würde. Genug, daß sie mir jenes zugestehen: Denn dieses soll der Grund seyn, daraus ich die dem grossen Cato zugeeignete Unüberwindlichkeit nicht nur zweifelhaft zu machen, sondern gänzlich zu entziehen verhoffe.

Mein Satz ist dieser: Cato ist von seinen eigenen Leidenschaften beunruhiget, bestürmet und besieget worden: Folglich ist er nicht unüberwindlich gewesen: folglich ist sein Tod aus Verzweifelung, Furcht und Zaghaftigkeit entstanden; folglich ist er einem großmüthig sterbenden Socrates, Phocion, Regulus, Cicero und Seneca gar nicht an die Seite zu setzen.

Man stelle sich nur die Gemüthsart Catons, und die ganze Beschaffenheit seines Herzens etwas deutlicher vor, in welche er durch mancherley Umstände war gesetzet worden. Seine Familie war allezeit der eigenmächtigen Gewalt der Tyrannen so sehr zuwieder gewesen, daß auch ihm von Jugend auf ein brennender Haß wieder alle angemaßte Herrschaft der Regiersüchtigen war eingepflanzet worden. Schon in seinem vierzehnten Jahre forderte unser Cato ein Gewehr, mit dem Vorhaben, den Lucius Sylla damit ums Leben zu bringen, der sich der ganzen Republik zu allererst bemächtiget hatte: Gleichsam eine Probe dadurch abzulegen, was für ein geschworner Feind aller unumschränkten Regenten er dermaleins werden würde. Diese Hitze der frühen Jugend verlohr sich mit den Jahren nicht; sondern gerieth theils durch die Auferziehung, theils durch die Exempel der Vorfahren, theils auch durch die anwachsende Ehrbegierde, noch in grössere Flammen. Cäsar, den Cato

theils seines Alters, theils anderer Umstände halber für viel geringer als sich selbst hielte, ja den er seiner Herrschsucht wegen nicht anders denn hassen konnte, fand Mittel und Wege zu eben der Macht und Hoheit zu gelangen, welche Sylla vorhin besessen hatte. Cato sahe dieses bald vom Anfange vorher, und konnte seinen Verdruß und Schmerz darüber unmöglich bergen. Er war einer der Vornehmsten im römischen Rathe: Ein redlicher Patriot, und hielte es also für seine Pflicht, Cäsars hochmüthige Absichten beyzeiten zu hintertreiben. Er that es auch in der That, so viel ihm möglich war. Er redete in öffentlichen Rathsversammlungen wieder ihn. Er machte sich eine Partey. Er hieng sich an Pompejum, dem auch Cicero, Brutus, Tubero, Ligarius, kurz alle rechtschaffene Republikaner anhiengen. Er commandirte endlich selbst eine kleine Armee in Africa, und war in der That der einzige, der nach Pompeji Tode seinem Vaterlande hätte beyspringen können, wenn anders das Schicksal nicht eine gänzliche Aenderung der Regimentsform beschlossen gehabt hätte.

In solchen Umständen befand sich Cato, als alle Hoffnung die Freyheit der Republik zu erhalten, verlohren gieng. Sein heimlicher Hochmuth mischte sich in die redlichen Absichten, die er vor das Beste des gemeinen Wesens hatte. Nichts hielte er für schändlicher, als sich dem Cäsar zu unterwerfen; nichts für schimpflicher, als von einem Tyrannen Gnade zu bitten. Cäsar indessen näherte sich. Drey hundert Mann, die er in Utica bey sich hatte, bathen ihn um seine Bewilligung zur Uebergabe, mit der Versicherung, daß sie einen billigen Tractat mit dem Ueberwinder zu schliessen dächten. Allein, was antworte er ihnen? Dem Besiegten steht es zu, um Friede zu bitten und Gnade zu suchen; Cäsar aber ist überwunden, und nicht ich: Denn wer eine gerechte Sache hat, wie ich, der ist ein wahrhaftiger Ueberwinder. So stolz war der unerbittliche Cato in seinen Reden! Und gleichwohl war kein ander Mittel vorhanden, den Händen Cäsars zu entgehen, als allein der Tod. Und sie-

he!

he! diesen erwählet Cato, ohne ferneres Bedenken. Die Liebe zur römischen Freyheit muß seinem Eigensinne zum Vorwande dienen; und die Begierde, sich durch eine unerhörte That einen unsterblichen Namen zu erwerben, muß mit dem Deckmantel einer stoischen Großmuth verhüllet werden. So siegete denn die Furcht vor der Sclaverey über die Liebe des Lebens; die Zaghaftigkeit über die Großmuth; die Verzweifelung über die Weisheit und Tugend. Cato stirbt; aber nicht aus Verachtung des Todes, sondern aus Ueberdruß eines unglücklichen Lebens. Nicht er hat den Tod, sondern die Kleinmüthigkeit und Ehrsucht hat seine ohnmächtige Seele überwunden.

Wie schlecht, o wie sehr schlecht hast du den Regeln deiner Stoischen Weisheit nachgelebet, verzweifelnder Cato! Sage mir doch, wärest du denn ein Sclave Cäsars geworden; gesetzt, daß du wirklich in seine Hände gekommen wärest? Bleibt nicht ein Weiser auch im ärgsten Gefängnisse, auch unter der Last der Fessel frey? Ist er nicht ein Herr derer, die ihn binden, und ein König aller Tyrannen, so über ihn Gewalt üben? Ist es nicht viel großmüthiger, seine Ketten durch die Länge der Zeit abzunützen, als sie aus Ungeduld zu zerbrechen? Ist der nicht zaghafter, der das Unglück fliehet, als der es mit Gelassenheit erwartet, duldet und standhaft ausdauret, es sey so groß als es wolle? Dieses sind ja die Lehren deiner Vorgänger und Nachfolger. Warum folgtest du denselben nicht? Wäre es nicht rühmlicher gewesen, den Tod von Cäsars Händen zu erwarten, und ein Märtyrer der römischen Freyheit zu werden, als wie ein Verzagter in sein eigen Schwerdt zu fallen, und einem Verzweifelnden gleich zu werden?

Noch mehr. Der Mensch, lehren die Stoiker, lebt nicht für sich, sondern für andere. Er ist ein Glied in der Kette aller Dinge; ein Theil der Welt, ein Bürger in der Republik aller vernünftigen Geschöpfe. So lange er nun diesen nützen und dienen kan, muß er sie seines Beystandes durchaus nicht berauben. Was kan wohl vernünftigers

gesaget werden, als eben dieses? Und dennoch bringt sich der eigennützige Cato ums Leben. Was ist Rom mit seinem Tode gedienet? Wer wird durch seinen Selbstmord gebessert? Wird auch sein kalter Leichnam Welschland von einem Tyrannen erlösen: Oder sein verspritztes Blut ein Lösegeld der verlohrnen Freyheit werden? Hätte er nicht vielmehr suchen sollen, das Joch Cäsars, wo nicht mit Gewalt abzuwerfen, doch durch seine Weisheit zu mildern? Hätte er nicht manches Unheil verhüten können, wenn er sich der Hochachtung, so der Ueberwinder für ihn hatte, zum Besten seiner Mitbürger bedienet, schädliche Anschläge durch sein Ansehen gehindert, gute befördert, und denjenigen, den er für einen Wüterich hielte, in einen Vater des Vaterlandes verwandelt hätte.

Schändlicher Ehrgeiz, der in geschminkten Lastern Ruhm suchet! Verworfene Großmuth, die aus Zaghaftigkeit und Verzweifelung entstehet! Verdammliche Standhaftigkeit, die sich den Schlüssen des ewigen Verhängnisses wiedersetzet, sich in die Zeit nicht schicken kan, sondern die ganze Welt nach seinem Kopfe regieren, und seinen Eigensinn zur Richtschnur aller Begebenheiten machen will! Ich kan es dir nicht vergeben, scharfsinniger Seneca, daß du mit deinen Lobsprüchen auf diesen Cato so verschwenderisch gewesen. Was Virgilius, Horatius, Lucanus geschrieben haben, das rührt mich gar nicht. Sie waren Poeten, und pflegten oft aus Leichtsinnigkeit etwas zu erheben. Du aber, der du ein Weltweiser, das ist, ein billiger und gerechter Richter seyn willst, hast dich ärger, als sie alle vergangen. Dein eigener Tod dünkt mich weit was grössers, weit was edlers, standhafters und heldenmüthigers in sich zu fassen. Du stirbst als ein wahrhafter Weiser, auf Befehl dessen, der dir zu gebieten hatte. Du murrest nicht über den Tod, du suchest ihn aber auch nicht zu beschleunigen. Du fleuchst nicht dein Ende, aber du stürzest dich auch selber nicht ins Unglück. Du siehst ruhig und gelassen die Purpurtropfen aus deinen Adern quellen, und das

Leben

leben vor dem Tode weichen. Du und nicht Cato bist dem Socrates zu vergleichen, du und nicht Cato bist, als ein unüberwindlicher Weiser gestorben.

O wie behutsam und wohlbedächtig hat sich der weise Antonius in diesem Stücke verhalten! Ich finde nirgends, daß er in seinen Betrachtungen den Tod Catons erhoben hätte. Der scharfsinnige Käyser sahe wohl, daß an dieser so beruffenen Todesart noch vieles zu erinnern wäre. Und ob wohl seine allgemeine Menschenliebe es nicht verstattete, denselben nach seinem Tode zu Schanden zu machen: So hat er sich doch im Absehen auf ihn aller Lobsprüche enthalten, die er sonst gegen andere so gern und so freygebig ausgetheilet. Ich selbst würde diesem grossen Vorgänger hierinnen gefolget seyn, wenn ich mich in allen seinen Umständen befunden hätte. Itzo aber habe ich zulängliche Gründe gehabt, auch die Scheintugend eines Verstorbenen zu entblössen, und durch eine neue Probe zu zeigen, daß uns die Liebe zur Wahrheit eine eben so heilige Pflicht, als die Liebe des Nächsten, seyn müsse.

****

Die Schauspiele und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen.

Hochedle und hochgelahrte,
Insonders hochzuehrende Herren!

Ich bin heute Willens mein Versprechen zu halten, dadurch ich vor etlichen Wochen mich freywillig anheischig machte, eins und das andere zur Vertheidigung öffentlicher Schauspiele vorzutragen, und dero geneigten Beurtheilung zu unterwerfen. Die wohlgerathene Abhandlung, so wir dazumal von einem gelehrten und beredten Mitgliede dieser Gesellschaft von eben

der Materie höreten, veranlassete mich zu diesem Vorhaben. Aber eben diese machet mich itzo fast furchtsam, in die Fußtapfen eines so geschickten Vorgängers zu treten. Ich kan mir nicht die Hoffnung machen, einen eben so glücklichen Verfechter der Schauspiele abzugeben, der Einsicht, Eifer und Wohlredenheit genug besitzet, seine gute Sache zu vertheidigen. Ich weis, wie schwach ich in den meisten Stücken bin, die zu Behauptung einer gemeiniglich so verachteten Sache, als die Schaubühne ist, gehören. Tief eingewurzelte Vorurtheile sind sehr schwer auszurotten. Die allerbündigsten Vernunftschlüsse sind bey den meisten nicht kräftig genug eine so erwünschte Wirkung zu thun. Die Beredsamkeit selbst würde zuweilen alle ihre Kräfte vergebens anwenden, mancher vorgefaßten Meynung zu steuren, zumal wenn sie sich durch die wahrscheinlichsten Scheingründe zu unterstützen weis.

Und von dieser Gattung Gegner hat man zu bestreiten, wenn man die Schaubühne vertheidigen will. Man hat Leute vor sich, die sie verdammen, ohne sie zu kennen; Leute, die den Misbrauch mit dem Gebrauche vermengen, und also aus Uebereilung das Kind, wo ich so reden darf, mit dem Bade wegschütten wollen. Leute, die sich mit einer besondern Frömmigkeit schützen, und gleichsam Gewissens halber alle Schauspiele verdammen. Wie vielerley Betrachtungen sind nicht nöthig, allen diesen Vorurtheilen vorzubeugen? Man muß die erstern eines bessern belehren; die andern behutsamer machen; die dritten aber überführen, daß die Lust, so man in Schauspielen geniesset, nicht sündlich sey, und also mit dem Christenthume gar wohl bestehen könne. Allein wieviel Zeit und Mühe gehört dazu? Was für geduldige Gegner muß man auch nicht haben, wenn sie alles, was man ihnen beybringen will, überlegen und einsehen sollen. Und gleichwohl würde man bey aller angewandten Mühe nicht durchgehends bey allen seinen Zweck erlangen, sondern vielen ihre alte Vorurtheile noch lassen müssen.

Zu allem Glücke darf ich mir alle diese Mühe nicht machen.

chen. Ich habe mit Zuhörern zu thun, die unparteyischer sind, und sich mehr durch die Vernunft als durch Vorurtheile lenken lassen. Ueberdieß ist mir auch der Weg schon durch eine andre Rede gebahnet worden, und ich werde also nur halbe Mühe haben meinen Endzweck zu erreichen. Mein geschickter Vorgänger hat zwar von Schauspielen überhaupt gehandelt, doch aber insbesondre mehr auf die Lustspiele oder Comödien seine Absicht gerichtet. Ich will das Gegentheil thun, und insbesondre die Nutzbarkeit der Tauerspiele darthun, dabey aber auch einige allgemeine Betrachtungen hinzusetzen, die Schauspiele überhaupt in einer wohlbestellten Republik zu vertheidigen.

Ich werde mit desto grössrer Freudigkeit von dieser Sache reden, meine Herren, da ich mit einer völligen Ueberzeugung davon handeln kan. Meine Pflicht erfordert es seit etlichen Jahren die Poesie öffentlich zu lehren; und da kan ich unmöglich die hauptsächlichste Gattung derselben dem Spotte und der Verachtung der Unverständigen ausgesetzt seyn lassen. Die Tragödie ist es, was mir nechst dem Heldengedichte die Dichtkunst als etwas erhebliches dargestellet, darauf sich auch ein edler Geist ohne Schamröthe legen kan. Der tiefsinnigste und ernsthafteste unter den griechischen Weltweisen hat kein Bedenken getragen, die Regeln der Trauerspiele in ein ordentliches Lehrbuch zu bringen. So wird es denn auch mir keine Schande seyn, dasjenige im Ernste zu vertheidigen, was er so sorgfältig zu lehren beflissen gewesen. Meine Herren aber werden durch dero Einsicht und Aufmerksamkeit die Mängel meines Vortrages am besten zu ersetzen wissen.

Ein Trauerspiel, meine Herren, ist ein lehrreiches moralisches Gedichte, darinn eine wichtige Handlung vornehmer Personen auf der Schaubühne nachgahmet und vorgestellet wird. Es ist eine allegorische Fabel, die eine Hauptlehre zur Absicht hat, und die stärksten Leidenschaften ihrer Zuhörer, als Verwunderung, Mitleiden und Schrecken zu dem Ende erreget, damit sie dieselben in ihre gehörige

Schranken bringen möge. Die Tragödie ist also ein Bild der Unglücksfälle, die den Grossen dieser Welt begegnen, und von ihnen entweder heldenmüthig und standhaft ertragen, oder großmüthig überwunden werden. Sie ist eine Schule der Geduld und Weisheit, eine Vorbereitung zu Trübsalen, eine Aufmunterung zur Tugend, eine Züchtigung der Laster. Die Tragödie belustiget, indem sie erschrecket und betrübet. Sie lehret und warnet in fremden Exempeln; sie erbauet, indem sie vergnüget, und schicket ihre Zuschauer allezeit klüger, vorsichtiger und standhafter nach Hause.

Ich rede also hier, meine Herren, von einer regelmäßigen und wohleingerichteten Tragödie, nicht aber von denjenigen Misgeburten der Schaubühne, die unter dem prächtigen Titel der Haupt- und Staatsactionen mit untermischten Lustbarkeiten des Harlekins pflegen aufgeführet zu werden. Weit gefehlt, daß ich diese verächtliche Art der Schauspiele vertheidigen und loben sollte: So muß ich sie vielmehr verabscheuen und verwerfen. Denn sie sind keine Nachahmungen der Natur, da sie sich von der Wahrscheinlichkeit fast überall entfernen. Sie sind nicht in der Absicht verfertiget, daß der Zuschauer erbauet werde. Sie erregen keine grosse Leidenschaften, geschweige, daß sie selbige in ihre Schranken bringen sollten. Sie sind nicht fähig edle Empfindungen zu erwecken, oder die Gemüther der Zuschauer zu einer großmüthigen Verachtung des Unglückes zu erheben; sondern sie befördern vielmehr die Kleinmuth und Zaghaftigkeit, durch die Beyspiele ohnmächtiger und verächtlicher Helden. Kurz, man muß der Tragödie diejenigen Fehler gar nicht zurechnen, welche man in dieser Art ungereimter Schauspiele irgend wahrgenommen hat.

Nun erwege man es selbst ob nicht ein solches Trauerspiel, als es in den Regeln und Beyspielen der alten, ja auch einiger neuen Völker, sonderlich der Franzosen vorkömmt, bey seinen Zuschauern einen herrlichen Nutzen nach sich ziehe. Alle Sittenlehrer sind eins, daß Exempel in morali-

schen

schen Dingen, eine besondere Kraft haben, die Gemüther der Menschen von gewissen Wahrheiten zu überführen. Die meisten Gemüther sind viel zu sinnlich gewöhnt, als daß sie einen Beweis, der aus bloßen Vernunftschlüssen besteht, sollten was gelten lassen, wenn ihre Leidenschaften demselben zuwieder sind. Allein Exempel machen einen stärkern Eindruck ins Herz. Daher befleißigen sie sich fast alle ihre Lehren aus den Geschichten zu erläutern. Sie machen Sammlungen von allerley alten und neuen Begebenheiten, um durch solche Exempelbücher die bittern Wahrheiten zu versüssen, die schwachen Gemüther durch ihre Schwäche selbst zu lenken. Esopus geht noch weiter. Er macht Fabeln, die unglaublich sind. Er läßt die Thiere menschlich denken und reden, um seine Leser dadurch zu erbauen. Die Malerkunst zeichnet dieselben aufs deutlichste vor die Augen, und unterrichtet also das Herz auch durch die Augen. Und es hat sichs noch niemand in den Sinn kommen lassen, dergleichen Art, sittliche Wahrheiten auszubreiten, im geringsten zu tadeln.

Was thut aber die Poesie in ihren Tragödien anders, als eben dieses? Ihre Fabeln sind viel wahrscheinlicher, als die Esopischen; sie sind eben so wahrscheinlich, als die wahrhaftigsten Begebenheiten; ja oft noch wahrscheinlicher. Sie sind dabey noch lehrreicher, als die bloße Historie, weil sie ausdrücklich dazu erfunden worden, daß sie allegorisch seyn sollen. Ist ja ein Unterschied, so ist er so beschaffen, daß er ihr zum Vortheile gereichet. Sie erzählet auch diese ihre Fabeln nicht nur schlechtweg; sie verkleidet sie in die schönsten poetischen Zierrathe. Man liest, man höret sie nicht nur in einer matten Erzählung des Poeten; sondern man sieht sie gleichsam mit lebendigen Farben vor Augen. Man sieht sie aber auch nicht in todten Bildern auf dem Papiere; sondern in lebendigen Vorstellungen auf der Schaubühne. Alle ihre Helden leben. Ihre Personen denken, reden und handeln wahrhaftig. Es ist, so zu reden, kein Bild, keine Abschilderung, keine Nachahmung mehr, es ist

die

die Wahrheit, es ist die Natur selbst, was man siehet und höret.

Da bin ich selbst zugegen, wenn ein Porus mitten in seinem Unglücke, auch bey einer verlohrnen Krone, noch großmüthig ist, und seinem Sieger auch in den Fesseln nicht sclavisch sondern königlich antwortet. Da bin ich selbst zugegen, wenn der sanftmüthige Augustus seinem Verräther Cinna den Kopf schenket, den er seinem eigenen Geständnisse nach verwirket hatte. Da sehe ich einen weisen Titus seine zärtlichste Liebe der Begierde ein guter Kayser, ja die Lust der Welt zu werden, aufopfern; und seine Berenice mit gleicher Standhaftigkeit einen Kayserthron verlassen. Da sehe ich endlich einen Cato allen Staatsstreichen des herrschsüchtigen Cäsars heldenmüthig widerstehen, und eine unglückliche Tugend dem triumphirenden Laster bis in den Tod selbst vorziehen. Alle diese, und unzählige andere Bilder rühren mich in dem innersten der Seelen. Ich bewundere solche Helden. Ich verehre ihre Vollkommenheit. Ich fasse einen edlen Vorsatz, sie nachzuahmen, und fühle einen heimlichen Ehrgeiz, nicht schlechter als sie befunden zu werden.

Ich weis wohl, was man hier einwenden kan. Das sind Bilder von den Grossen dieser Welt. Das sind Schauspiele für Könige und Fürsten: Diese mögen sich Lehren aus solchen Tragödien ziehen, und die berühmten Exempel der Helden sich zu Mustern vorstellen lassen. Aber was nützet dieses andern von mittlern und geringem Stande? Es ist zum Theil wahr, was man saget, meine Herren; aber darum ist noch nicht alles gegründet. Ich bin indessen zufrieden, daß man mir schon so viel eingeräumet hat, daß die Trauerspiele Königen und Fürsten nützlich und erbaulich seyn können. Mit dem übrigen wird sichs schon von sich selbst geben.

Freylich ist es so, ihr Monarchen, Kayser, Könige, Fürsten und Herren: Ihr Grossen und Gewaltigen dieser Erden. Die Wahrheit dringet fast nicht anders vor

eure

eure Augen und Ohren, als durch die Bilder der Poeten; als durch die Lobgesänge der Dichter, die euch in dem Preise verstorbener Helden zeigen, was ihr thun sollt; oder euch wohl selbst um solcher Eigenschaften halber rühmen, die ihr noch nicht besitzet, um euch zu zeigen, was eure Pflicht ist. Die Musen allein erkühnen sichs, euch auf euren Thronen zu lehren, wenn sich euer ganzes Hofgesinde in Schmeichler verwandelt hat. Die Wahrheit, welche in ihrer natürlichen Gestalt durch eure Leibwachten und Trabanten nicht durchdringen kan, sieht sich genöthiget, von der göttlichen Melpomene ihr tragisches Kleid zu erborgen. Da tritt sie denn, in Gestalt alter Helden, auf die Schaubühne. Da prediget sie euch mit Nachdruck von der wahren Grösse der Prinzen; von der Nichtigkeit aller weltlichen Hoheit; von der Abscheulichkeit der Tyranney! Da lehrt sie euch, ihr Götter dieser Erden, daß ihr auch Menschen seyd: Und zwinget oft einen Phalaris Thränen zu vergiessen; wenn ihm Stesichorus die grausame Seele durch eine bewegliche Vorstellung empfindlich gemachet hat.

So gewiß es nun damit seine Richtigkeit hat, meine Herren: So wenig kan man doch behaupten, daß deswegen die Trauerspiele denen von mittlern Stande nichts helfen könnten. Sind denn nicht die meisten Begebenheiten und Zufälle dieses Lebens allen Menschen gemein? Sind wir nicht zu einerley Tugenden und Lastern fähig und geneigt? Kan nicht ein Edler und Bürger eben das im kleinen ausüben, was Fürsten und Helden im grossen gethan? Und bekömmt nicht der Schluß selbst durch die Ungleichheit der Personen eine grössere Kraft: Dieser oder jener Prinz hat sich in einem weit schrecklichern Unfalle gelassen und standhaft erwiesen; daher muß ich mich auch in geringern Zufällen nicht ungebärdig stellen. Dieser Held hat sich in weit traurigern Umständen mit der Unschuld und Tugend getröstet; daher will ich derselben in mittelmäßigen Bekümmernissen auch nicht abtrünnig werden; sondern lieber unschuldig leiden, als durch Laster groß und glücklich werden.

den. Was will man an dieser Art sich zu erbauen, gründlichers und möglichers wünschen? Und wie will mans mit einigem Scheine behaupten, daß die tragischen Schauspiele nur Königen und Fürsten nutzen können?

Ich höre noch einen Einwurf machen, wenn man sich auf die Erfahrung beruffet, welche es gleichwohl nicht zeiget, daß diese Schauspiele viele Leute tugendhaft gemacht hätten. Allein der Einwurf ist vergeblich, weil er zuviel beweisen würde, wenn er wahr wäre. Denn auch die Predigten würden nicht erbaulich seyn, wenn man augenscheinliche Wirkungen derselben bey allen Zuhörern fordern wollte? Wie viel Geizige sind denn freygebig, wie viel Trunkenbolde mäßig, wie viel Unzüchtige keusch, wie viel Unbarmherzige sind mitleidig und gelinde geworden, wenn sie eine geistliche Rede von ihrem Laster angehöret? Man gebe mir ein Verzeichniß von allen diesen Bekehrten, die aus so vielen Millionen Predigten frömmer geworden: So will ich mich allezeit anheischig machen aus den Trauerspielen, die doch, auch da, wo sie fleißig gespielet werden, nicht den zehntausendsten Theil von jenen ausmachen, eben so viele aufzuweisen.

Die Besserung des menschlichen Herzens ist kein Werk, welches in einer Stunde geschehen kan. Es gehören tausend Vorbereitungen, tausend Umstände, Erkänntniß, Ueberzeugung, Erfahrungen, Beyspiele und Aufmunterungen dazu, ehe ein Lasterhafter seine Art fahren läßt. Genug, daß ein Trauerspiel etwas, ja sehr viel dazu beyträgt. Genug, daß es einen Saamen nach dem andern ins Herz wirft, der zu seiner Zeit aufgeht, und Früchte bringet. Es bleibt so manches in den Gemüthern aufmerksamer Zuschauer kleben, dessen sie sich bey Gelegenheit wieder erinnern. Marcus Aurelius Antoninus ist ein Weltweiser. Er stellt philosophische Betrachtungen über sich selbst an. Er danket gar den Göttern, daß er sich niemals in die Poesie und Beredsamkeit vertiefet. Gleichwohl sieht und liest er die Trauerspiele der Griechen und Lateiner. Gleichwohl fallen ihm die herrlichsten Stellen daraus ein, auch wenn er mitten in

den

den weisesten Gedanken beschäftiget ist. Gleichwohl hat er sich niemals beschweret, daß er was böses daraus gelernet hätte.

Und wie hätte er sich darüber beschweren können, da die Religion selbst, zum wenigsten die natürliche auf der Schaubühne allezeit unverletzt bleibet. Die tragischen Poeten sind fast alle der stoischen Secte zugethan gewesen, oder haben doch eben solche Lehren von Gott und den Pflichten der Menschen zum Grunde gelegt, und eingeschärfet, als diese Weltweisen in ihren Schulen gelehret haben. Die Vorsehung, Gerechtigkeit und Güte Gottes; die Unsterblichkeit der Seelen; das Lob der Tugend, und die Schande der Laster herrschet allezeit in den Trauerspielen. Die Unschuld wird allezeit als triumphirend, die Bosheit aber als verdammlich vorgestellet. Diese gesunde Begriffe nun pflanzet die Schaubühne in die Gemüther der Menschen, auch wenn sich diese blos zu belustigen denken. Sie suchen nur Anmuth, und finden Nutzen; sie streben nach einem Zuckerwerke, und finden die nahrhafteste Speise darunter verborgen.

Urtheilen sie nun selbst, meine Herren, ob Schauspiele von dieser Gattung so verwerflich seyn können, als sie von ihren unverständigen Feinden ausgegeben werden. Wir haben ja alle Einwürfe wiederleget; wir haben alle Ausflüchte verstopfet, die man uns machen kan. Wollen wir uns an das Leben derjenigen stoßen, die uns die Schauspiele vorstellen? Vielleicht thut man ihnen mit diesem Verdachte unrecht. Vielleicht handelt man zu lieblos, wenn man allen zuschreibet, was einer oder der andre versehen. Allein gesetzt, es wäre so. Soll denn die Tragödie deswegen unnützlich werden? Sollen wir uns deswegen derselben entziehen? Das wäre eben so lächerlich, als mit den eingebildeten Heiligen unsrer Zeiten sich der Kirche und der Sacramente enthalten, weil es unwiedergebohrne Geistliche giebt, die den Gebrauch derselben befördern. Ich sehe nicht Comödianten; ich sehe Könige und Helden auf der Schau-

büh-

bühne. Ich höre was sie reden und thun, so lange sie ihre Rolle spielen; nicht aber was sie zu Hause in ihren eigenen Namen vornehmen. Warum soll ich mich um so weit gesuchter Ursachen halber eines Vergnügens berauben, das so nützlich ist? Das menschliche Leben hat ohnedem nicht viele Belustigungen, die so rein, so untadelich, und der Tugend selbst so beförderlich sind, als die Trauerspiele. Ich will sie also besuchen, so oft es sich wird thun lassen, und durch die Wirkungen derselben auch in meinen Handlungen meine Gegner wiederlegen.

Rede wieder die so genannte Homiletik.

Hoch und Wohledle,

Insonders hochzuehrende Herren!

Sie haben sich die Zeit her fast ohne Ausnahme in ihren Reden bemühet, gewisse Misbräuche und üble Gewohnheiten verhaßt zu machen; Irrthümer zu wiederlegen; Thorheiten abzuschaffen; und auf alle mögliche Weise das Beste des gemeinen Wesens zu befördern. So deutlich sie dadurch bewiesen haben, wie nützlich die wahre Beredsamkeit der menschlichen Gesellschaft ist, wenn sie zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt angewendet wird: So sehr wäre es zu wünschen, daß diejenigen, so die Macht in Händen haben, ihre Zuhörer gewesen wären, und die Kraft ihrer wohlgegründeten Vorstellungen in sich selbst empfunden hätten. Wie viel nützliche Aenderungen im Staate und in der Kirche würden wir nicht bereits wahrgenommen; wie viel ersprießliche Anstalten würde man nicht hie und da schon gemachet haben! Und wie viel Dank würden nicht dero beredten Zungen von der ganzen Republik verdienen, welche gewiß ihren vergrösserten Flor für eine Frucht ihrer patriotischen Wohlredenheit ansehen würde.

Die

Die Vortrefflichkeit dieser, obwohl nur in Gedanken vorgestelleten Wirkungen ihrer Beredsamkeit, meine Herren, macht mich ganz eifrig, in ihre Spuren zu treten. Ich fühle einen heftigen Trieb bey mir, dasjenige gemeine Wesen, davon ich ein Mitglied zu seyn, das Glück habe, in völliger Blüte und in beständigem Wachsthume zu sehen. Stünde es in meinem Vermögen, so wollte ich heute noch diese ganze Stadt, und einen jeden meiner Mitbürger insbesondre auf einmal glücklich machen. Allein, da meine Kräfte hierzu viel zu schwach sind; da ich kaum einem oder dem andern und zwar in sehr wenigen Stücken zu dienen, im Stande bin: So kan ich gleichwohl nicht unterlassen, mein brennendes Verlangen nach der allgemeinen Wohlfahrt an den Tag zu legen; meinen Eifer wieder eingerissene Misbräuche zu bezeugen, und Mittel vorzuschlagen, wie denselben irgend abzuhelfen seyn möchte. Und ob ich wohl keine Versicherung habe, daß meine Vorschläge glücklicher als so viele andre seyn werden: So soll mich dieses doch nicht abschrecken, dieselben zu entdecken; damit man zum wenigsten meine Zaghaftigkeit und Kleinmuth nicht anzuklagen Grund haben möge.

Ich werde mich aber, hochzuehrende Herren, nicht etwa an den Gesetzen des Landes, nicht an den geheiligten Personen unsrer Obern, nicht an der Religion, vielweniger an den Geheimnissen und dem Grunde derselben, der göttlichen Offenbarung, vergreifen. Behüte mich Gott vor dergleichen sträflichem Unterfangen! Was ein ganzer Staat durch weise Verfassungen, was Gott selbst, durch eine unmittelbare Eingebung, verordnet und eingeführet hat, das ist mir viel zu heilig, als daß ich was tadelhaftes daran suchen sollte. Was irgend durch die Länge der Zeit einer Verbesserung oder bloßen Aenderung darinn vonnöthen hätte, das müßte von eben denjenigen gebessert oder geändert werden, die selbst Urheber davon gewesen wären. Was aber von Privatpersonen herstammt, durch Privatpersonen in Schwang gebracht, und durch Privatpersonen beybehalten worden, dar-

über hat auch eine Privatperson ein völliges Recht ihre Gedanken zu entdecken. Die Fehler alter Gesetze müssen durch neue Gesetze verbessert, die Mängel alter Offenbarungen müssen durch neuere ergänzet werden: Aber die Abweichungen von der Fürschrift der Vernunft, und die daher entstandenen Misbräuche, können auch nur durch den Gebrauch ihrer Kräfte wieder abgeschaffet und vertilget werden.

Soll ich mich näher erklären, was meine Absicht in dieser Rede seyn werde; so will ichs auf einmal heraus sagen. Ich bin gesonnen, wieder die auf unsern Kanzeln gewöhnliche Lehrart zu reden. Die so genannte Homiletik oder Predigermethode ist dasjenige, meine Herren, welches mir längst als ein abgeschmacktes Wesen vorgekommen. Ich habe diejenigen Zuhörer allezeit bedauret, die den größten Methodenkünstler zum Lehrer gehabt: Denn ich habe wahrgenommen, daß sie den wenigsten Unterricht, die wenigste Erbauung, und nicht die allergeringste Bewegung zur wahren Frömmigkeit, daraus verspüret. Daher habe ich auch nichts sehnlicher gewünschet, als daß doch die ungezwungene und geistreiche Lehrart der alten Kirchenväter, die natürliche und vernünftige Methode eines feurigen Luthers, eifrigen Lassenii, gottseligen Scrivers, und lieblichen Müllers in unsern Kirchen wieder aufgebracht werden möchte. Doch da mein Wunsch bisher vergeblich gewesen, so will ich itzo, mit dero gütigen Erlaubniß, mir etwas ausführlicher angelegen seyn lassen, die Ursachen zu erklären, warum mir die eingeführte künstliche Predigermethode bisher nicht gefallen; auch nimmermehr wird gefallen können, so lange die Menschen Menschen seyn, und die Wahrheiten Wahrheiten bleiben werden.

Damit es aber nicht den Schein habe, als ob ich wie ein Blinder von der Farbe zu reden Willens wäre: So muß ich ihnen, meine Herren, zuvor den Begriff entdecken, den ich von der künstlichen Predigermethode habe. Und dieses wird mir um desto leichter fallen, da ich sie

selbst

selbst gelernet, und, wiewohl nicht oft nach ihren Regeln, selbst mehr als hundertmal geprediget habe. Hier will ich mich nun nicht bey einigen satyrischen Beschreibungen aufhalten. Ich will nicht sagen, daß die Predigermethode eine Kunst sey, die wichtigsten Wahrheiten der göttlichen Lehre in unsichtbare Spinnenweben zu verwandeln. Ich will nicht sagen, daß es eine biblische Anatomie sey, wodurch man geschickt wird, einen jeden Text bis auf die Buchstaben und Puncte zu zergliedern. Ich will auch nicht behaupten, daß die sogenannte Homiletik eine geistliche Vorschneiderkunst sey, wodurch die starke Speise des göttlichen Wortes zwar sehr regelmäßig zerlegt, aber eben dadurch zur Nahrung der Seelen sehr ungeschickt gemacht wird. Alle diese Erklärungen nemlich, ob sie sich gleich mit leichter Mühe vertheidigen liessen, würden mir vielleicht in meiner Absicht hinderlich fallen. Man würde glauben, daß ich nur Spöttereyen dawieder vorzubringen, nicht aber ernstlich dagegen zu streiten gesonnen wäre. Ich will mich also an einer summarischen Erzählung begnügen, die das fürnehmste von der künstlichen Predigermethode in sich halten soll.

Sie wissen es zum Theil aus Regeln, meine Herren, alle insgesamt aber aus so vielen hundert Exempeln, die sie gehöret, daß es in der so genannten Leipziger-Homiletik hauptsächlich, auf die künstliche Auflösung eines Textes, sonderlich nach grammatischen Regeln ankömmt *. Man

*Ich kan nicht umhin die schönen Worte des berühmten Breßlauischen Gottesgelehrten Casp. Neumanns hieher zu setzen, die pag. 3. seines Lichts und Rechts, befindlich sind! In der Erklärung des Evangelii, schreibt er, wollen wir nicht über„ jedwede Zeile im Text eine lange Rede machen, oder ein ieg„liches Wort durch alle Fächer der Concordanzbücher jagen, „oder nach allen Gelenken des Glaubens, und auf allen Seiten„ mit dem Maasse der menschl. Weisheit ausmessen, welches„ sonst manche Leute heissen den Text erklären: Aber doch wahr„haftig nur das rechte Mittel ist, den Text so zu erklären, daß„ die Leute nach geschehener Auslegung weniger wissen als vor„her; und vielleicht manches gar wohl würden verstanden ha„ben, wenn nur kleine, oder zum wenigsten keine so unnöthige„ grosse Auslegung darüber wäre gemacht worden. Wir hal„

muß die vielfältigen Bedeutungen eines Wortes im Grundtexte aus der Concordanz und allen Auslegern anführen; die Meynungen der Kirchenväter und Gottesgelehrten beybringen; die Texte zu gewissen Classen, als Geschlechtern und Arten derselben, bringen; weitgesuchte Eingänge dazu ersinnen; aus deren erstem den Hauptsatz, aus dem andern die Abtheilung künstlicher Weise zuschneiden; mit dem dritten aber sich erst den Weg zur Abhandlung bähnen. Man muß endlich die fünffache Nutzanwendung, die nach einem apostolischen Spruche, der ganzen Schrift zukömmt, in einem jeden Texte beysammen antreffen, das ist Lehre, Wiederlegung, Strafe, Ermahnung und Trost, aus allen Sprüchen ergrübeln können. Ich schweige hier noch von der Unverständlichkeit der so genannten runden Hauptsätze, und den mehrentheils gereimten oder doch klappenden Abtheilungen derselben, darauf man sich befleißigen muß. Ich schweige von den unendlichen schematischen und allegorischen Erfindungen, darinn man denselben Text hundertmal muß zu verstecken wissen. Ich übergehe auch die Hauptregel, daß man ja durchgehends biblisch reden, und zum wenigsten die Worte des heiligen Geistes brauchen müsse, wenn man gleich von seinem Sinne abweichet. Ich will auch letzlich das beständige Anführen aller biblischen Bücher, Capitel und Verse nicht anmerken, wodurch die Helfte der Zeit, so zur Predigt bestimmet ist, vorbey gehet. Denn dieses alles sind Dinge, die von sich selbst ins Auge fallen, und ihnen allen, meine Herren, nothwendig eben so bekannt, als mir selber seyn müssen.

Von dieser Methode nun, von dieser Homiletik rede ich, meine Herren, wenn ich anfänglich behaupte, daß sie viel

ten derowegen davor, daß die ganze Theologia exegetica, oder alle Erklärung des Textes in zwey Capitel kan gefasset werden: Erstlich, wenn man den Leuten sagt, was sie vielleicht von sich selber fragen möchten, weil es ihnen zu ihrer Erbauung dienet, und hernach, wenn man ihnen weiset, was sie vielleicht übersehen möchten ꝛc.

viel unnöthige Dinge in einer Predigt erfordere, und Sachen auf die Kanzel bringe, so eigentlich in die Studierstube gehören. Sie sehen es selber wohl, meine Herren, daß ich von den langen exegetischen Untersuchungen rede, die man in Predigten anzustellen pflegt. Diese gehören für den Prediger, und nicht für die Gemeine. Was nützen doch dem Einfältigen alle die fürchterlichen Namen eines Rabbi Kimchi, Abarbanels, Maimonides, Abenesra und wie die beschnittenen Ausleger der Schrift alle heissen? Was ist den armen Leyen mit eines Ligtfoots, Bocharts, Goodwins, Lundii, Buxtorfs und Cornelii a Lapide Meynungen geholfen; die man doch endlich an ihren Ort gestellt seyn läst, um bey der Uebersetzung Lutheri zu leben und zu sterben? Zu Hause hätte der sorgfältige Exeget seinen Lankisch, und Polus, seine Criticos anglicanos, und Sternhimmele, seine Medullas Patrum und Aurifodinas nachschlagen; da hätte er Wasmuthen und Danzen mit einander vergleichen, die Rabbinen mit den Vätern, und die Ketzer mit den Rechtgläubigen zusammen halten mögen. Nur auf der Kanzel sollte er seine Zuhörer mit so vielen gelehrten Namen nicht verwirren, die gewiß zu ihrer Erbauung nichts helfen, und zu ihrer Seligkeit noch viel weniger beytragen. Arme Schafe! die ihr anstatt gesunder Kräuter mit solchen dürren Stoppeln verlieb nehmen müsset! Bedaurenswürdige Lämmer! die ihr euch anstatt der lautern Milch des Evangelii, aus so trüben Quellen sollet tränken lassen.

Eine andere Betrachtung, meine hochzuehrende Herren, ist es, wenn ich mir zu erweisen getraue, daß die gewöhnliche Homiletik einen Prediger weder recht erklären, noch beweisen, noch bewegen lehret. Und gleichwohl sind dieses die drey hauptsächlichsten Stücke, die man von ihm fordern kan: Es mag nun ein Prediger entweder für einen Redner, oder für einen Lehrer angesehen seyn wollen. Das erstere ist nicht ausser Streit; ja nicht einmal sicher zu behaupten: Nachdem einige berühmte Eiferer der Be-

redsamkeit einen ewigen Haß zugeschworen, und sie aus unsern Gotteshäusern ganz verbannet wissen wollen. Allein gesetzt, sie hätten recht; welches man ihnen doch keinesweges zugesteht; sondern nur eine Zeit lang, des Friedens halber, einräumet: Würde denn nicht die Pflicht eines Lehrers der Gemeine eben das von ihnen erfordern? Wie kan man lehren, ohne das Dunkle den Unwissenden deutlich, das Ungewisse gewiß, das Unwahrscheinliche wahrscheinlich zu machen, und endlich sie dahin zu vermögen, daß sie ihr Erkenntniß auch in die Uebung bringen müssen? Wie kan man aber das Dunkle deutlich machen, ohne begreifliche Erklärungen? Wie kan man das Unwahrscheinliche wahrscheinlich, und das Ungewisse gewiß machen, ohne gründliche Beweise? Ja, wie kan man endlich die Zuhörer bewegen, etwas zu thun oder zu lassen, wenn man nicht ihren Willen durch Bewegungsgründe zu lenken weis?

An diesem allen fehlet es niemanden mehr, als einem recht regelmäßigen Homileten. Anstatt deutlicher Begriffe, die er von dunkeln Wörtern oder Sachen seiner Gemeine beybringen soll, giebt er ihnen Etymologien, Synonymien, syntactische Anmerkungen, und andere grammaticalische Kleinigkeiten. Was dunkles deutlich zu machen, wiederlegt er den Erasmus und Grotius, den Hammond und Clericus, den Spenzer und Selden, den Brentius und Herrmann von der Hardt. Wenn er damit fertig ist, meynet er alles in ein völliges Licht gesetzt zu haben: Ob gleich seine Zuhörer noch in egyptischen Finsternissen tappen, und den Text nunmehro vielweniger verstehen, als vorhin. Anstatt eines gründlichen Beweises, der sich den Beyfall des Verstandes erzwingen könnte, beruffet man sich auf eine Menge von Parallelstellen, davon der meiste Theil dem Zuhörer eben so fremde, undeutlich und zweifelhaft vorkömmt, als dasjenige, was man daher erweisen will. Denn vernünftige Schlüsse zu machen, ist da nicht erlaubt, wo man alles geglau-

bet haben will; und wo eine vielmalige Wiederholung eines Satzes, die denselben ins Gedächtniß präget, für eine innerliche Ueberzeugung des heiligen Geistes angesehen wird. Anstatt rührender Bewegungsgründe endlich, erhebt man eine seufzende Wehklage nach der andern über die Unterlassung gewisser Pflichten; und meynet seiner Gemeine einen kräftigen Sporn zur Tugend gegeben zu haben, wenn man mit grossem Eifer die herrschenden Laster erzählet; auch wohl diese oder jene Person mit satyrischen Farben abgemalet, und endlich mit Himmel und Hölle seinen gewöhnlichen Beschluß gemachet. So sehr, meine Herren, zeiget sich bey unsern künstlichen Homileten, der Mangel der Vernunft- und Sittenlehre: Und so wenig ist es zu verwundern, daß viele unsrer Kirchenlehrer nicht mehr erbauen, da sie weder den Verstand noch den Willen ihrer Zuhörer auf gehörige Art anzugreifen wissen.

Doch ich muß weiter gehen, und auch die so genannten Jahrgänge in Erwegung ziehen. Diese sind mir allezeit als ein sicherer Kunstgriff vorgekommen, der Bibel eine wächserne Nase zu machen. Wir wollen solches etwas ausführlicher darthun, und daher erweisen, daß die künstliche Predigermethode unmöglich zu dulden sey. Die vernünftigsten Leute stimmen darinn mit einander überein, daß man in einem jeden mit Verstand abgefaßten Buche nicht mehr, als einen buchstäblichen Verstand zu suchen habe. Man hat die Goldmacher sehr ausgelachet, welche bald im Homer, bald im Virgil die Geheimnisse des Steins der Weisen gesuchet. Und die Herren Gottesgelehrten, ob sie wohl zuweilen durch die Schrift selbst genöthiget werden, den mystischen Verstand gewisser Sprüche zu untersuchen: So hüten sich doch die gesundesten unter ihnen für dem Coccejanischen Irrthume; daß der H. Geist durch ein jedes Wort in der Schrift so viel habe sagen wollen, als selbiges nur immermehr bedeuten kan. In Wahrheit, ist etwas in der Welt vermögend, die Bibel ungewiß und wankend zu machen, so ist es die-

se ungereimte Meynung. Wer sollte nicht verwirrt werden, wenn er hört, daß alle mögliche Erklärungen eines Spruches Absichten des Heil. Geistes sind; und dabey wahrnimmt, daß von mancher Stelle ganz wieder einander laufende Erklärungen gemacht werden? Was helfen da alle Auslegungskünste und hermeneutische Regeln? Hat Gott sich selbst wiedersprechen wollen? oder hat der H. Geist selbst nicht gewust, was er sagen wollen? Wer kan diese ungereimte Lehre mit der unendlichen Weisheit Gottes zusammen reimen?

Gleichwohl zielet die künstliche Art der Jahrgänge dahin ab. Sie lehrt in einem biblischen Texte, in einem Evangelio, in einer Epistel, funfzig neue Themata, das ist, so viel neue Hauptwahrheiten finden. Von allen aber versichert man uns, daß sie der Absicht des H. Geistes gemäß sind. Ja was noch mehr ist; in zwey und funfzig sonntäglichen Texten, kan man das ganze Jahr durch, ein und dasselbe Thema antreffen. So verschieden auch diese mancherley Schriftstellen immermehr seyn mögen, so künstlich weis ein geschickter Homilet alles auf eins zu bringen; damit ja der Heil. Geist immer einerley Absicht gehabt zu haben scheinen möge, bis es ihm übers Jahr belieben wird, ihm wieder was anders beyzulegen. Heißt das nicht, die Schrift in ein heydnisches Orakel verkehren, und die Sprüche derselben mit den Aussprüchen der Pythia in eine Rolle schreiben? Heißt das nicht, einem unsinnigen Woolston recht geben, der endlich auf die Thorheit verfällt, überall zu allegorisiren; gar keinen buchstäblichen Verstand mehr in der Schrift zu suchen, sondern alles mystisch zu verstehen; alle Historien in Bilder und Gleichnißreden zu verwandeln, ja auch die Wunder, den Tod, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi zu lauter Allegorien zu machen? Und durch was für Regeln wird man solchen Schwärmern ihre Freyheit im Erklären einschränken können, wenn man ihnen selbst nicht mit bessern Exempeln vorgeht?

Das

Das ist indessen nicht der einzige Schade, den die künstliche Homiletik der Gottesgelahrtheit thut. Die ganze Religion der Christen wird durch die ungereimte Methode vieler, die sie vortragen, lächerlich gemacht. Es sind meines Erachtens sehr gerechte Klagen, die man über die anwachsende Menge der Freygeister führet. Es ist wahr; viele, sonst nicht unfähige Köpfe, fangen die Religion an für eine Fabel zu halten. Sie betrügen sich zweifelsfrey, und schaden dadurch niemanden mehr, als sich selbst. Allein, wem hat man dieses Uebels Wachsthum hauptsächlich zuzuschreiben? Sind es nicht diejenigen, die am eifrigsten für den Flor des Christl. Glaubens wachen sollten? Sind es nicht die einfältigen, sind es nicht die gar zu künstlichen Predigten, die den Klugen dieser Welt die göttlichen Wahrheiten selbst verächtlich machen? Es ist von einfältigen Mährchen, von ungereimten Schlüssen, und anderm schlechten Geplauder schon ein Sprichwort geworden, daß man von dem erstern spricht, das sey gut auf die Kanzel; von dem letztern aber spottweise zu sagen pflegt: Es sey eine Predigt gewesen. Ja wer weis nicht, daß man elende Beweise, homiletische Beweise zu nennen pflegt? Was dünket ihnen nun, meine Herren? Haben nicht unsre Homileten schuld daran, daß unser Glaube von seinen Feinden gelästert wird? Sollte man nicht, nach dem Exempel Pauli, allen allerley werden; und nach der scharfsinnigen Art der heutigen Welt auch scharfsinnig lehren, damit man auch dadurch einige gewinnen möchte? Was wird es güldenen Aepfeln schaden, wenn sie in silbernen Schaalen aufgetragen werden? Und was würde den heil. Wahrheiten unsers Glaubens abgehen, wenn sie nach einer natürlichen, vernünftigen und ungezwungenen Lehrart vorgetragen würden?

Ich bin hier nicht gesonnen die Regeln einer so neuen Methode für unsre Kanzelredner selbst zu entwerfen. Dieses würde mir nicht nur zu weitläuftig fallen; sondern auch vergeblich seyn. Die weltliche Beredsamkeit hat

schon längst diejenigen Vortheile besessen, die man der geistlichen noch zur Zeit vergebens wünschet. Einige wenige Muster grosser Gottesgelehrten fangen an, andern mit guten Exempeln vorzugehen. Sie indessen, meine Herren, die zum Theil auch in der Kirche das geistliche Lehramt einmal führen werden, müssen die Zahl derer verstärken helfen, die durch ihre Reden erweisen, daß man gar wohl ein Prediger und vernünftiger Mann zugleich seyn könne. Sie aber, hochzuehrende Herren, die als Rechtsgelehrte dereinst den Staat regieren, und dem gemeinen Wesen zu Seulen dienen werden, müssen wenigstens durch ihre Urtheile, die Vernunft auch auf die Kanzeln zu bringen, und die Thorheiten davon zu verbannen bemühet seyn.

Das IX. Hauptstücke.

Von den Hof- und Staatsreden.

§. I.

Wenn ich hier von den Hofreden handeln will, so wird man leicht von sich selbst sehen, daß ich nicht Lobreden auf grosse Herren meyne, als wovon schon oben gehandelt worden. Es giebt kleinere Reden in grosser Menge, die bey Hofe gehalten werden, und die nur zu den Complimentirreden gehören. Z. E. die Reden der Gesandten an grosse Herren, um ihnen entweder Glückwünsche oder Leidbezeugungen im Namen ihrer Principalen abzulegen, oder sonst andere Anträge zu thun; die Einführungsreden, wodurch ein Minister oft einen Präsidenten oder sonst einen Aufseher, ganzen Rathstuben vorstellen muß; die Einweihungsreden, da gewisse Abgeordnete bey Legung der Grundsteine zu öffent-

öffentlichen Gebäuden, bey Stiftung neuer Academien oder Gesellschaften, bey Einsegnung der Gotteshäuser u. d. gl. zu reden haben; die Landtagsreden, darinn ein Staatsbedienter den Vortrag des Landesherrn an die Stände thut, und der Erbmarschall im Namen der letztern dieselbe beantwortet; und endlich die Huldigungsreden, die neuantretende Regenten, theils an die Landstände thun lassen, theils aber auch von diesen an jene gehalten werden. Alle diese, und wo etwa noch mehrere Gattungen vorhanden wären, können unter dem Namen der Staatsreden verstanden werden.

§. II.

Die Frage, wie diese Reden überhaupt gemacht werden, ist oben, in dem Hauptstücke von Chrien, schon beantwortet worden. Man darf hier keine künstlich erfundene Hauptsätze gründlich ausführen: Das macht, man darf seine Zuhörer von nichts überreden, weil sie entweder der Meynung des Redners vorhin schon beypflichten, oder doch aus andern Ursachen dasjenige thun müssen, was er, im Namen des Königes oder Fürsten von ihnen haben will. Wenigstens hat es der Gebrauch unsrer Hofleute so eingeführt, daß sie sich keine Mühe geben, ihre Zuhörer durch Beweise und Bewegungsgründe einzunehmen. Sie würden auch oft sehr übel daran seyn, wenn sie solches zu Ausführung ihrer Absichten nöthig hätten. In freyen Republiken war solches vorzeiten nöthig; und daher musten die Redner sehr geschickt seyn: Heute zu Tage regieren selbst die Republiken nicht mehr durch Vernunft und Ueberzeugung, sondern durch Zwang und Gewalt, oder durch List. Daher haben sich auch alle diese Hofreden nur in Chrien verwandelt, die sich ohne alle Gelehrsamkeit und Einsicht in die Natur des Menschen halten lassen. Folglich brauchen wir auch keinen Demosthenes oder Cicero bey Hofe, als welche

in den heutigen Complimentirreden alle ihre Kunst nicht würden anbringen können.

§. III.

Wer nun solche Hofreden machen soll, der darf nur gleich auf den Hauptzweck seiner Rede denken, und daraus gleich das Consequens derselben machen. Den Grund davon, oder die Veranlassung dazu, nenne er das Antecedens, und die besondere Verbindung von beyden die Connexion: So ist der Entwurf oder Grundriß von seiner Hofrede fertig. Z. E. Gesetzt, es sollte ein Minister jemanden zum Präsidenten eines Hofraths, Appellations- oder Hofgerichts einsetzen: So ist seine Absicht, zu sagen: Gegenwärtigen N. N. soll das ganze Collegium künftig als seinen Präsidenten ansehen und ehren. Der Anlaß dazu ist dieser: Denn diese Stelle ist durch die Beförderung, oder das Absterben des vorigen Präsidenten erlediget worden. Die nähere Verbindung kömmt auf des Fürsten Willen und Verordnung an, der diesen N. N. zu seinem Nachfolger bestimmet hat. So kömmt nun die ganze Einrichtung so heraus:

Antecedens. Der vormalige Präsident dieses Collegii ist bekanntermaassen abgegangen, und diese Stelle also erlediget worden.

Connexio. Nun haben Se. Churfürstl. oder Hochfürstl Durchl. oder Kayserl. oder Königl. Majest. gegenwärtigen Herrn N. N. zum Nachfolger desselben ersehen, und mir, denselben hiermit einzuführen, anbefohlen.

Consequens. Folglich werden sich alle Räthe oder Beysitzer dieses ansehnlichen Collegii künftig darnach zu achten, und ihn als ihren Präsidenten anzusehen und zu verehren haben.

§. IV.

§. IV.

Dieses ist nun das blosse Gerippe einer solchen Introductionsrede, welches noch auf allerley Art erweitert und ausgeputzet werden kan und muß. Denn ob es gleich auch viele Hofreden giebt, darinn ausser den Titeln und Namen, und etlichen Curialformeln nichts weiter vorkömmt, als diese drey Stücke: So giebt es doch auch andere, die man etwas weitläuftiger ausgeführet hat. Man könnte also hier auf das Antecedens gleich ein kleines Lob des abgegangenen Präsidenten einfliessen; oder einen allgemeinen Lehrspruch von dem Wechsel aller Dinge, von der Sterblichkeit, von der billigen Beförderung treuer Diener u. d. gl. einrücken; auch wohl ein Exempel, ein Zeugniß, ein Gleichniß, und ein paar gute Einfälle, auf eine ungezwungene Art anbringen: Aber ja nicht alles auf einmal, sondern nur etwas davon, so dem Redner am besten gefället. Bey dem andern Satze, oder der Connexion, kan gleichfalls entweder von der Sorgfalt des Landesherrn in Handhabung der Gerechtigkeit, oder von den Verdiensten und guten Eigenschaften des neuen Präsidenten, oder von der Wichtigkeit einer solchen Stelle, etwas gedacht werden; und auch dieses kan mit ein paar Erläuterungen ausgeschmücket werden. Endlich kan zuletzt noch dem neuen Vorsteher auch seine Pflicht mit einer guten Art angepriesen, und ein Wunsch angehänget werden, daß es dem Könige oder Landesherrn, dem Vaterlande und dem hohen Collegio allezeit nach Wunsche gehen, und die Gerechtigkeit beständig darinn blühen möge.

§. V.

Auf eben diese Art können auch die übrigen Reden, so oben erwähnet worden, entworfen und ausgearbeitet werden. Denn das Kunststück per Antecedens et Consequens ist so allgemein, daß es sich so gar in

Brie-

Briefen brauchen läßt. Es dörfte sich also ein solcher Hofredner nur einbilden, daß er von der Sache, davon er reden soll, ein Schreiben an jemanden abfassen wolle: So wird sich alles leicht geben. Manche Reden, als z. E. die Gesandschaftsreden der Bothschafter, sind auch nicht viel länger, als ein Brief. Grosse Herren haben heute zu Tage nicht viel Geduld, zum Anhören eines Redners: Daher ist derjenige Glückwunsch, die Leidbezeugung oder Freundschaftsversicherung allemal die angenehmste, die am kürzesten abgefasset ist. Ohne dem nehmen die Titel hoher Häupter und die ehrerbiethigen Ausdrückungen, auch Zeit und Raum weg, so daß die Anrede wieder Vermuthen lang wird, obgleich nicht viel darinn gesagt ist. Man sehe nur in den Reden grosser Herren die Exempel davon nach, so wird man überführet werden, daß die Redekunst mit solchen Hofreden fast gar nichts zu thun habe, weil ein jeder Hofmann aus dem Stegreife gar leicht ein solches Compliment zu machen im Stande ist.

§. VI.

Wir wollen es indessen nicht leugnen, daß nicht auch viele Reden bey Hofe gehalten werden, die ein ganz anders und gelehrteres Ansehen gehabt hätten. Man findet in den Reden grosser Herren auch Stücke von grosser Belesenheit, darinn Exempel, Zeugnisse, Gleichnisse und andere so genannte Realien mehr, fast im Ueberflusse vorkommen. Allein fürs erste ist es gewiß, daß dieses zuweilen eine gar merkliche Pralerey ist, wenn man durch so viel weit gesuchte Zierrathe eine Belesenheit zeigen will, die man doch nicht hat. Allein darum will ich nicht in Abrede seyn, daß man nicht auch Hofreden machen könne, die etwas gelehrter aussehen. Man darf nur den Entwurf dazu per Thesin et Hypothesin machen, wie oben gewie-

wiesen worden, da wir von Chrien eine Anweisung gaben. Doch muß man die Gelegenheiten unterscheiden, darinn man solche Reden hält: Denn es ist nicht allemal rathsam, damit aufgezogen zu kommen. Wo sich dieselben noch am besten hinschicken würden, das wäre bey Einweihung neuer Universitäten, und gelehrter Gesellschaften. Man sehe hiervon die Exempel, die der Herr von Fuchs bey Stiftung der Universität Halle, und der Herr Oberhofprediger Jablonski, nunmehriger höchstwürdiger Präsident der Königl. Preußischen Societät der Wissenschaften, bey Eröffnung derselben, gehalten hat. Ueberhaupt kan man sich aus den Reden grosser Herren hier und dar die besten aussuchen, und sie mit Vermeidung der Fehler, die wir oben von der Schreibart angemerket, sich zu Mustern dienen lassen.

§. VII.

Von meiner eigenen Arbeit ein paar Exempel zu geben, so habe ich mir die Huldigungsreden, die bey dem gesegneten Antritte der preiswürdigen Regierung unsers itzigen Königes Majestät zu einer Gelegenheit dienen lassen, ein paar Proben auszuarbeiten. Beyde sind aber Beantwortungen im Namen der versammleten Stände, auf die im Namen des Landesherrn geschehene Anrede. Doch habe ich mich in der einen gestellet, als ob der neuantretende Regent selbst persönlich zugegen wäre; in der andern aber, als ob nur ein Abgeordneter von demselben, die Huldigung von einem Kreise einzunehmen, zugegen wäre. Zur Veränderung habe ich auch in der einen gethan, als ob man in einem ertzgebürgischen Kreise zu reden hätte. Ich habe mich in beyden, so viel möglich, nach dem Geschmacke des Hofes in der Schreibart gerichtet, und sie so ungezwungen in dem Entwurfe und in der Ausführung abgefasset, daß man mir verhoffentlich

keine

keine Schulfüchserey wird vorrücken können. Ein jeder wird die Einrichtung derselben leicht einsehen können, daher ich meinem Leser den Schimpf nicht anthun will, ihm die Anordnung ausführlich hieher zu setzen.

Durchlauchtigster Churfürst, Gnädigster Herr.

Was Eure Königliche Hoheit und Churfürstliche Durchl. Dero gegenwärtig versammleten Ständen mit so vieler landesväterlichen Gnade vortragen lassen, das erweckt dieselben allerdings aus ihrer bisherigen Betrübniß, als aus einem langen Schlummer, darinn das ganze Land bishero fast begraben gelegen. Es ist weltkündig, daß das Churfürstenthum Sachsen, nebst allen ihm incorporirten Landen durch den unvermutheten Todesfall des weyland allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Königes und Herrn, Herrn Friedrich Augusts, Königes in Pohlen und Großherzoges zu Litthauen ꝛc. Herzogs zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Westphalen, des Heil. Röm. Reichs Erzmarschals und Churfürsten ꝛc. ein so preiswürdiges Haupt verlohren, desgleichen die Welt sehr wenige gesehen hat. So sehr aber auch die entlegensten Theile von Europa durch das allgemeine Gerüchte hievon versichert sind: So viel gewisser sind wir selbst davon überzeuget, da wir das Glück genossen haben, diesen unvergleichlichen Monarchen nicht nur in der Nähe zu bewundern, sondern auch als getreue Unterthanen, die Früchte seiner grossen Eigenschaften in seinem weisen Regimente zu geniessen.

In der That haben wir einen Herrn verlohren, der seiner glorwürdigen Vorfahren hohe Tugenden in sich allein vereinigte, und sie daher alle übertroffen hat; einen Herrn, der beydes im Kriege und im Frieden groß gewesen; einen Herrn, der sich seinen Feinden so schrecklich,

als

als seinen Unterthanen beliebt zu machen gewuste; einen Herrn, der im Glücke und Unglücke gleiche Großmuth erwiesen; einen Herrn, dessen Ansehen majestätisch, dessen Leibesstärke unerhört, dessen Verstand durchdringend, dessen Gnade gegen sein Volk unermüdet, dessen Hof prächtig, dessen Armeen wunderwürdig gewesen: Und was noch alles vorige weit übertrifft; einen Herrn, der sein Land so gelinde, so gerecht, so erwünscht regieret hat, daß er von seinen Vasallen und Unterthanen mehr, wie ein Vater geliebet, als wie ein Herrscher gefürchtet worden.

Alles dieses würde von dem, durch einen so schmerzlichen Verlust, höchstbetrübten Lande noch destomehr bedauret werden; wenn uns nicht von des hochseligen Königs Majestät ein so preiswürdiger Erbe seiner Eigenschaften und Tugenden zum Nachfolger im Regimente wäre hinterlassen worden. Eure königliche Hoheit und Churfürstl. Durchl. allein machen es, daß unser Verlust erträglich gewesen; indem wir nemlich an dero geheiligten Person sehen, daß selbiger nicht unersetzlich ist.

Um wieviel grösser würde nicht des ganzen Landes Traurigkeit gewesen seyn, wenn es an die Stelle eines weisen Salomons, einen ihm ganz unähnlichen und tyrannischen Rehabeam hätte den Thron besteigen gesehen? Wie trostlos würde Stadt und Land gewesen seyn, wenn auf einen gnädigen Kayser Augustus, ein strenger Tiberius gefolget wäre? Allein itzo, da der Allerhöchste, unserm lieben Vaterlande auf einen David nach seinem Herzen, einen andern Salomon, den er selbst mit der Weisheit von oben begabet hat, folgen läßt; da auf einen gütigen Vespasian ein fast noch gelinderer Titus den Thron besteiget: So muß ja das glückselige Sachsen, nicht nur seinen Schmerz sehr gemildert sehen, sondern auch bey dem Antritte der Regierung Eurer Königl. Hoheit und Churfürstl. Durchl. demselben mit Jauchzen und Frohlocken seinen unterthänigsten Glückwunsch abstatten.

Es ist dieses alles der Wahrheit so gemäß, daß ich ohne den Verdacht der allergeringsten Schmeicheley, nicht nur das bisherige, sondern noch viel ein mehreres sagen kan. Selbst diese sonst geringfügige Anrede, an Eure Königl. Hoheit, kan ein unleugbares Zeugniß davon ablegen. Es hat sich dieselbe mit dem *billigen* Ruhme unsers weiland allerdurchl. Königes *Augusti* angefangen, und einen kurzen Entwurf seiner grossen Eigenschaften gemachet: Dieses aber hätte man vor den Ohren eines demselben unähnlichen Regenten schwerlich wagen dörfen. Ein lasterhafter Prinz hasset das Lob aller der Tugenden, davon er selbst keine Spuren an sich siehet. Er kan es nicht leiden, daß diejenigen in einem guten Andenken bey der Welt stehen, denen er in keinem Stücke gleich ist, auch nicht gleich zu werden verlanget: Und es dörfte sich also niemand unterstehen, durch eine so verhaßte Lobrede seine Ungnade zu verdienen.

Ganz anders ist es bey Eurer Königl. Hoheit beschaffen. Nichts vergnüget dieselben mehr, als wenn sie sehen, daß die preiswürdigen Eigenschaften dero glorreichen Herrn Vaters auch nach dessen Tode noch bewundert werden; daß ein ieder dessen Tugenden zu verewigen bemühet ist; und wenn er weiter nichts dazu thun kan, doch wenigstens den grossen Verdiensten dieses Monarchen ein dankbares Andenken widmet. Dieses ist auch allerdings das beste Trauergepränge, dadurch die Welt gute Regenten von Tyrannen unterscheidet. Denn wie dieser letztern Tod allen Unterthanen, die bis dahin durch Furcht gebundenen Zungen löset, und ihnen endlich das Recht giebt, ihres Herzens Gedanken, wiewohl zu der verstorbenen Schimpf und Schande, frey heraus zu sagen: Also zeigen eure Königl. Hoheit, durch das gnädige Anhören des Ruhmes, den man dero allerdurchlauchtigstem Vorfahren im Regimente giebt, wie geneigt und geschickt dieselben sind, in dessen glorwürdigste Fußtapfen zu treten.

So

So kurz diejenige Zeit auch ist, seit welcher eure Königl. Hoheit dero Regierung angetreten: So deutliche Merkmaale haben dieselben schon davon blicken lassen. Die Handhabung der Gerechtigkeit ist wohl das hauptsächlichste Stücke einer guten Regierung. Denn wo die Unschuld gedränget, die Tugend gedrücket, und das Recht von der Macht der Lasterhaften gebeuget wird; da ist nichts weniger, als ein gutes Regiment zu spüren. Ein löblicher Fürst kan also keine deutlichere Probe geben, daß ihm die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu Herzen gehe, als wenn er auf die Stäten der Gerechtigkeit ein wachsames Auge hat; ja sich selbst nicht verdriessen läßt, die Klagen bedrückter Unterthanen anzuhören. Dadurch wird nemlich ein irdischer Regent dem Beherrscher Himmels und der Erden ähnlich; dadurch verdienet er ein rechtschaffener Stadthalter dessen genennet zu werden, welcher sein Ohr vor keinem verschliesset, der seiner Hülfe bedarf.

Nichts liegt aber von eurer Königl. Hoheit mehr am Tage, als diese so preiswürdige Bemühung, dadurch sie allen dero Unterthanen recht zu verschaffen trachten. Wer hat sich nicht vergnüget, der es vor kurzem vernommen hat, wie eure Königl. Hoheit neulich einen eigenen Hof-Referendarium zu dem Ende bestellet, daß er die Klagen u. Bittschriften so unmittelbar an dero allerhöchste Person gerichtet werden dörften, annehmen, und denenselben vortragen soll. Zeiget eine solche Veranstaltung nicht ganz augenscheinlich, daß eurer Königl. Hoheit nichts mehr am Herzen liege, als die Handhabung der Gerechtigkeit, und die Sorgfalt für das gemeine Beste? Und was kan dero ganzem Lande erfreulicher seyn, als einen solchen Prinzen an seinem Ruder zu sehen, der nicht nur die Pflichten vollkommener Regenten einsieht, sondern auch zu beobachten geneigt ist; ja sich durch die Beförderung des allgemeinen Heils dem unsterblichen Gott ähnlich machen will.

Von eurer Königl. Hoheit liegt diese höchstrühmliche Eigenschaft ganz deutlich am Tage. Nicht nur verschiedene Proben, so dieselben im geistlichen und weltlichen Regimente bereits abgeleget haben, überführen dero getreueste Länder und Unterthanen davon aufs völligste; sondern eure Königl. Hoheit haben selbiges auch unsern allhier versammleten Ständen des erzgebürgischen Kreises durch dero Minister, in höchster Gnade versichern lassen. Der bisherige Flor, der sämmtlichen sächsischen Lande, hat allerdings einen ieden Verständigen überzeugen können, daß die weise Verfassung derselben ein Kleinod sey, dessen Erhaltung ihm eine ungestörte Glückseligkeit zuwege bringen kan. Die Freyheiten und Gerechtsame der sämmtlichen Stände machen einen so wichtigen Theil solcher Verfassungen aus, daß wir bey dem uns gnädigst versprochenen Schutze derselben, unserm werthen Vaterlande eine sehr langwierige und beständige Wohlfahrt versprechen können.

So groß nun das Vergnügen ist, welches daher in den Herzen aller getreuen Vasallen und Unterthanen entsteht: So herzlich erheben sie ihre Herzen in brünstigen Seufzern gen Himmel, eurer Königl. Hoheit ein gesegnetes und friedfertiges Regiment anzuwünschen. Sie sind auch völlig entschlossen, die, altem Herkommen nach, gewöhnliche Huldigung zu leisten, und ihrem neuen Landesheupte, alle nur ersinnliche Treue und Gehorsam, den Landesverfassungen gemäß, mit Mund und Hand anzugeloben und zu versprechen.

Unser erzgebürgischer Kreis hat vor allen andern Sächsischen Provinzen den Vorzug von der Natur erhalten, daß er eurer Königl. Hoheit die unterirdischen Schatzkammern eröffnet, und denselben die theuren Eingeweide der Erden zum Opfer bringet. Voritzo widmet sich dasselbe eurer Königl. Hoheit zum erstenmale in aller Unterthänigkeit, und die sämtlichen Bewohner dieser Landschaft, könnten gar leicht ihrer Gewohnheit nach, alle Eigenschaf-

ten

ten köſtlicher Erzte und Metalle an ihrem neuen Durchl. Oberherrn antreffen, wenn eine gezwungene Vergleichung ſolcher weitunterſchiedenen Dinge, nach dem gereinigten Geſchmacke des Hofes oder der heutigen Welt wäre.

Ein einziges wird ihnen aber vielleicht erlaubet ſeyn, nemlich ihre getreueſten Wünſche in ihren erzgebürgiſchen Redensarten auszudrücken, und dadurch ihren ungekünſtelten Eifer für die hohe Perſon eurer Königl. Hoheit und Churfürſtl. Durchl. wie auch gegen das ganze preiswürdige ſächſiſche Haus an den Tag zu legen. Gott, der Schöpfer und Erhalter aller Gebürge und Tiefen, erhöhe auch eure Königliche Hoheit unter den Hohen der Welt ꝛc. ꝛc.

Die andre Rede.

Sr. Königl. Hoheit und Churfl. Durchlauchtigkeit hochanſehnliche Herrn Gevollmächtigte,

Hochwohlgebohrne, Gnädige Herren.

Die gegenwärtigen Verfaſſungen unſrer Sächſiſchen Lande, und die wiedereinanderlaufenden Gemüthsbewegungen aller getreuen Vaſallen und Unterthanen, verurſachen faſt bey jedermann eine ſolche Unentſchloſſenheit, daß man nicht weis, ob man mehr Urſache zum Trauren, oder zur Freude; zu einem wehmuthsvollen Schweigen, oder zu einem frolockenden Reden habe. Der höchſtſchmerzliche Verluſt, den unſer geliebtes Vaterland, und ein benachbartes groſſes Königreich vor wenigen Monaten erlitten, erfordert das erſtere: Und ganz Europa billiget hierinn den gerechten Schmerz aller rechtſchaffenen Sächſiſchen Landeskinder durch ſemen allgemeinen Beyfall. Wir haben allerdings einen Monarchen eingebüſſet, dergleichen die Welt wenige geſehen, und der gleichſam wie ein fabelhafter Phönix, nur alle tauſend Jahre einmal gebohren wird. Der

preiswürdigste Friedrich August ist in seinem ganzen Leben, an Gemüths- und Leibesgaben; auf dem Throne, und in seinen täglichen Beschäfftigungen; im Kriege und im Frieden; in guten und in bösen Tagen, ein rechtes Wunder und ein beständiger Augenmerk der halben Welt gewesen. Die Natur hatte ihn mit allem demjenigen reichlich versehen, was grosse Monarchen zu bilden nur immermehr erfordert wird: Und das Glück, welches die grossen Eigenschaften der Sterblichen nicht allezeit recht ans Licht kommen läßt, hatte diesem unvergleichlichen Prinzen alle die Gelegenheiten verschaffet, darinn er sich in seiner ganzen Grösse auf dem Schauplatze der Erden darstellen konnte.

Doch ich vergesse bey der Bewunderung solcher seltenen Vorzüge fast das wichtigste, so uns den Verlust eines so ausbündigen Hauptes am schmerzlichsten werden läßt. Es ist weltkündig, daß unser in Gott ruhender allerdurchlauchtigster König, der gnädigste und gütigste unter allen heutigen Häuptern der Erden gewesen. Seine sonderbare Huld, Gnade und Gelindigkeit hat sich in seinem langwierigen Regimente allezeit so deutlich gewiesen, daß es uns leid seyn muß, wenn die Gewohnheit und Schmeicheley alle Fürsten und Regenten der Völker mit dem Namen der Landesväter zu benennen pflegt. Denn wie dadurch diese an sich herrliche Benennung ihren meisten Werth verlieret: Also wäre es zu wünschen, daß wir selbige, als einen neuen Zunamen demjenigen zuerst beylegen könnten, der selbigen so vollkommen, als unser unvergleichlicher August, verdienet hatte. Dieser Ruhm indessen verewiget das preiswürdige Andenken unsers in Gott ruhenden Königes und Churfürsten in den Herzen aller Unterthanen: Und ein solches Denkmaal werden auch die Geschichtbücher demselben, zur Bewunderung der spätesten Zeiten, bey der Nachwelt aufzurichten wissen.

Sollte

Sollte nun ein Verlust, dessen Grösse so unstreitig ist, nicht bey allen, die er betrifft, die zärteste Wehmuth, und ein kummervolles Schweigen erwecken? Es ist kein Zweifel daran, und ich selbst würde hier stumm werden, und meinen Regungen in stillen Seufzern den Zügel schiessen lassen; wenn mich nicht eine gleich wichtige Ursache zur empfindlichsten Freude aufmuntern möchte.

Sachsenland ist zwar verweyset, aber doch nicht gar verlassen. Friedrich August hat uns einen würdigen Erben seiner Länder, einen ungemeinen Nachfolger im Regimente hinterlassen. Wir verehren in der geheiligten Person des durchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Augusts, II. Königl. Prinzen in Pohlen und Litthauen, Herzoges zu Sachsen ꝛc. des Heil. Röm. Reichs Erzmarschalls und Churfürsten ꝛc. ꝛc. ꝛc. Wir verehren, sage ich, in diesem durchlauchtigsten Haupte eine neuaufgehende Sonne, die dem ganzen Sachsen und dessen sämtlichen incorporirten Landen eben so schöne Tage verspricht, als wir unter der vorigen Regierung genossen haben. Dieses, wie leicht zu gedenken ist, verursachet in den Gemüthern aller patriotischgesinneten Landeskinder eine allgemeine Freude. Ein jeder sieht das fernere Wachsthum der bisherigen Sächsischen Glückseligkeit vor Augen. Ein jeder wird gewahr, daß unser vormaliger Glücksstern nicht erloschen oder verschwunden; sondern vielmehr nur auf eine kurze Zeit verdunkelt worden, damit er mit desto anmuthigern Stralen wieder aufgehen und hervorleuchten könnte. Daher schlägt nun ein jeder den Trauerflor aus dem Gesichte, und prophezeyet sich und dem ganzen Lande eine unveränderte Wohlfahrt.

Was wäre nun vermögender auch einem Stummen, ich will nicht sagen, einem Unberedten, die Zunge zu lösen? Was ist kräftiger, in jedem redlichen Mitbürger eines gemeinen Wesens ein Jauchzen und Frolocken zu erregen, als eben die tröstliche Ahndung, ja die sichtbare

Empfindung der Glückseligkeit seines Vaterlandes? In Wahrheit, so wenig ich mich sonst zur Beredsamkeit schicke: So spüre ich doch in diesem Falle einen überflüßigen Vorrath an Gedanken und Worten; einen reichen Zufluß an Empfindungen und Ausdrückungen. So gewiß ist es, daß das Herz die besten Redner macht; wenn man diejenigen Regungen aussprechen darf, davon selbiges, so zu reden, übergehet. Denn ich befinde mich itzo in diesen glücklichen Umständen. Se. Königliche Hoheit und Churfl. Durchl. haben alle Eigenschaften eines erwünschten Regenten in sich vereiniget. Ein herrlicher Verstand, ein majestätisches Ansehen, ein vollkommen reifes Alter, Erfahrung in Staatsgeschäften, Reisen, Wissenschaft, Liebe zu freyen Künsten, und was nur sonst einen Fürsten vollkommen machen kan, das alles ist in seiner hohen Person aufs genaueste verbunden; das alles verspricht uns, unter seiner künftigen Regierung, den höchsten Gipfel der Glückseligkeit, den ein Staat irgend auf der Welt erlangen kan.

Wo bleibet noch bey der Menge dessen, so sich meinen Gedanken auf einmal so häufig darstellet, das vornehmste, so ich beybringen muß? Seine Königl. Hoheit und Churfürstl. Durchl. lieben auch vor allen Dingen die Gerechtigkeit. Dieses ist in Wahrheit die allervornehmste Fürstentugend, die zu Beförderung des gemeinen Bestens das allermeiste beyträgt. Wo die Gesetze nicht im Schwange gehen, wo die Billigkeit gleichsam schläfet, da kan ein Staat unmöglich im Flore stehen. Wie will aber die Gerechtigkeit im Lande blühen, wenn die Häupter des Volks, wenn die Regenten selbst Muster der Ungerechtigkeit abgeben? Wer wird da die untern Gerichtsstäte in der Ordnung erhalten, wo die Fürsten selbst dem gottlosen Achab gleichen, der einen Naboth nach dem andern unterdrücket, und einen Weinberg nach dem andern an sich zu bringen suchet. Den Exempeln der Grossen dieser Welt pflegt alles gern zu folgen; und

die

die bösen Richter misbrauchen sich alsdann um so viel ungescheuter ihrer Gewalt, je mehr sie sich durch die Beyspiele ihrer Obern dazu berechtiget zu seyn, einbilden. Da gehet denn alles zu Grunde! Die Kirche leidet; der Arme seufzet; die Unschuld klaget, und das ganze Land erschallet von Jammern und Wehklagen. O wie glücklich sind wir, daß wir dergleichen unselige Zeiten, unter einem so gerechten Oberhaupte, als wir von Gott bekommen haben, nicht befürchten dörfen! Eure hochwohlgebohrne Excellenz (oder Gnaden) haben uns im Namen Sr. Königl. Hoheit und Churfürstl. Durchl. und auf Befehl deroselben, die erfreuliche Versicherung gethan, daß alle wohlhergebrachte Gerechtsame und Freyheiten des sämtlichen Landes, und ins besondere, auch der allhier versammleten Ritterschaft und Stände unverrückt beybehalten bleiben sollen. Auch hierinn haben Se. Königl. Hoheit, dero glorwürdigsten Herrn Vater, so wie in andern hohen königl. Eigenschaften zum Vorgänger gehabt. Und was könnte denenselben also rühmlicher seyn, als in so herrliche Fußtapfen zu treten? Alle Freyheiten und Gerechtsame der Churfächsischen Erbländer rühren ja von Sr. Königl. Hoheit gottsel. durchlauchtigsten Vorfahren her. Die Erhaltung derselben ist also ein Werk, so der allergerechtesten Gemüthsart Seiner Königl. Hoheit so gemäß, als dem Aufnehmen der sämtlichen Lande ersprießlich und nöthig ist. Und Se. Königl. Hoheit werden sich durch nichts so sehr, als einen würdigen Erben und Nachfolger so preiswürdiger Ahnen der Welt darstellen, als eben durch den Schutz aller solcher Rechte im geistl. und weltlichen Stande.

So groß nun die Zuversicht ist, welche die sämtl. getreuesten Vasallen und Stände, so sich hier zugegen befinden, deswegen gegen Se. Königl. Hoheit bereits hegen: So geneigt sind sie sammt und sonders auch durch eine unverbrüchliche Treue solcher hohen Churfürstl. Gnade sich theilhaftig und würdig zu machen. Wir sind auch

in eben dem Vertrauen erböthig, altem Herkommen und Gebrauche nach, dieses durch ein ausdrückliches Angelöbniß öffentlich zu versprechen, und solches durch den gewöhnlichen Handschlag zu bekräftigen.

Der Herr aller Herren aber erhalte Se. Königl. Hoheit, und Churfürstl. Durchlauchtigkeit, dero sämtlichen Churlanden zu beständigem Aufnehmen in unverrücktem und langwierigem Vergnügen! Er gebe denenselben den Ruhm und das Ansehen dero in Gott ruhenden Herrn Vaters! Er neige denenselben die Herzen dero Unterthanen zu, und gebe ihnen eine glückliche und friedliche Regierung. Gott erhalte auch dero Erzherzoglichen Gemahlin Königl. Hoheit, unsere gnädigste Churfürstin und Landesmutter! Gott segne unsern durchlauchtigsten Churprinzen und die sämtliche Churfürstl. hohe Familie, daß es Sr. Königl. Hoheit niemals an Erben fehlen möge, die auf seinem Stuhle sitzen. So werden unsere Nachkommen bis ans Ende der Erden sich derjenigen Glückseligkeit zu erfreuen haben, die wir bisher genossen, und noch ferner beständig zu genieſſen hoffen können.

****

Das X. Hauptstücke
von
Standreden und Personalien.

§. I.

Ob ich gleich oben bereits von Lobreden und Parentationen gehandelt habe: So muß ich doch hier noch von ein paar Arten eines oratorischen Vortrages etwas sagen, die an vielen Orten üblich, und nicht zu verwerfen sind. Die erste davon wird insgemein eine Standrede genennet: ohne

Ohne Zweifel darum, weil die Zuhörer sie stehend anhören; welches aber sonst nirgends, als bey dem Grabe, nach geschehener Einsenkung eines Verstorbenen geschehen kan. Hieraus kan man leicht den Schluß machen, daß eine solche Standrede kurz gemacht werden muß, damit den stehenden Zuhörern, darunter oft alte und schwache Leute seyn können, die Zeit nicht lang werde. Ist dieses nun fest gesetzt, so erhellet auch gleich, wie eine solche Standrede innerlich eingerichtet werden muß. Denn eine vollständige Rede, nach allen erforderlichen Theilen, läßt sich in wenigen Minuten unmöglich halten. Man muß also zu den Chrien seine Zuflucht nehmen, und sie so kurz einrichten, daß sie aufs höchste eine Viertelstunde dauren. Denn länger würden stehende Zuhörer wohl nicht Geduld haben, einem Redner zuzuhören, es wäre denn, daß er ganz besondere Gaben im Vortrage hätte, und die schönsten Sachen von der Welt zu sagen wüßte.

§. II.

Da es nun zwo Arten von Chrien giebt, so kan ein Redner beyde zu solchen Standreden brauchen, nachdem es ihm beliebt. Das Antecedens und Consequenz läßt sich ganz gut brauchen, wenn man in einer Standrede weiter nichts, als eine Danksagung an die Leichenbegleiter machen will. Hier ist nun das Antecedens: Wir haben den hoch- oder wohlseligen N. N. zu seiner letzten Ruhekammer begleitet. Connexion: Weil nun diese gegenwärtige Versammlung der Leichenbegleiter sehr zahlreich erschienen, und dadurch dem sel. Verstorbenen viele Liebe und Ehre erwiesen: Consequens. So hätten die sämmtlichen Leidtragenden dem Redner Befehl ertheilet, ihnen allen den schuldigen Dank zu sagen ꝛc. Man muß aber hier nicht denken, daß es bey diesen dreyen nothwendigen Sätzen allein schon sein Bewenden haben müsse.

müsse. Nein, es können überall feine Erweiterungen von Lehrsprüchen und guten Einfällen, auch wohl ein kleines Lob des Verblichenen eingerücket werden. Es kömmt alles auf den Verstand des Redners dabey an, dadurch er beurtheilen muß, was sich für seinen Todten, ja auf Zeit, Ort und Zuhörer schicket. Die Schreibart muß weder schwülstig, noch niederträchtig, sondern männlich, edel und beweglich seyn; damit die Zuhörer auf eine unvermuthete Art in erbauliche Gedanken gesetzet werden, und einen Stachel im Gemüthe behalten mögen.

§. III.

Die andere Art von Chrien, nemlich per Thesin et Hypothesin, läßt sich auch gar wohl hier anwenden: Nemlich, wenn man etwas mehr Gelehrsamkeit, oder eigentlich zu reden, Belesenheit zeigen will. Dieses geschieht nun, wenn man einen gewissen Satz von dem Verstorbenen, und zwar entweder zu seinem Lobe, oder doch zur Erbauung der Zuhörer, zur Hypotheli macht, und eine Erläuterung, gleich vom Anfange zur Thesi braucht. Diese Erläuterung kan ein Zeugniß, eine Geschicht, oder ein Exempel seyn: Genug, wenn sie sich zu dem Verstorbenen, oder auf die Leichenbegleiter und Leidtragenden schicket. Uebrigens kan auch hier bey der Thesi eine Umschreibung und kurze Erweiterung durch gute Gedanken und Lehrsprüche Statt finden; bey der Hypothesi aber ein kleines Lob des Verstorbenen angebracht werden. Die Schreibart soll hier ebenfalls ernsthaft und nachdenklich seyn, wenn der Redner Ehre einlegen will. Ich habe niemals dergleichen Reden zu halten Gelegenheit gehabt. Talanders lebende Todten halten viele davon in sich, und ich würde sie anpreisen, wenn nur nicht so viele Sinnbilder und Ueberschriften darinn gehäufet wären. Man begnüge sich also an unsers

Herrn

Herrn D. Jöchers Trauerreden, wo man die besten Muster unter unsern deutschen Leichenreden antreffen wird, die nach dieser Art ausgearbeitet worden.

§. IV.

Die Personalien anlangend, so sind sie nichts anders, als etwas besser eingerichtete Lebensbeschreibungen von Verstorbenen. Sie werden gemeiniglich nach den öffentlichen Leichenpredigten abgelesen, und werden vielmals auch in einer geistlichen oder biblischen Schreibart abgefasset. Aber dieses ist eben nicht nothwendig, ob ich es gleich einem Prediger nicht verarge, daß er seine theologische Schreibart brauchet, wenn er dergleichen verfertigen muß. Wenn indessen ein anderer Gelehrter die Feder dabey führet, so darf er doch in einem solchen Lebenslaufe keine weitgesuchte weltliche Gelehrsamkeit anbringen. Es müssen solche Personalien eigentlich in historischer Schreibart abgefasset werden: Diese aber leidet keine andere Arten der Zierrathe, als sparsam eingestreuete gute Gedanken, und erbauliche Lehrsprüche, als Worte der Weisen. Lange Einleitungen oder Eingänge sind auch nicht nöthig: Denn man will hier keine Rede machen. Gleichwohl wollte ich auch nicht rathen, allezeit mit einer gewissen Formel anzufangen: Z. E. Was nun den wohlgeführten Wandel, ehrliche Herkunft und seligen Tod unsers N. N. anbetrifft ꝛc. Was gar zu gemein ist, das erwecket Ekel: Ein vernünftiger Mann wird schon eine kluge und angenehme Veränderung zu machen wissen.

§. V.

Von dieser letztern Art habe ich Gelegenheit gehabt, ein paar Exempel zu verfertigen, die ich dem geneigten Leser mittheilen will. Ich gebe sie für keine Meisterstücke aus. Wer diese haben will, der lese des Herrn von Fontenelle Lebensbeschreibungen, von den Mitglie-

gliedern der Königl. Französ. Academie der Wissenschaften, worinn er die schönsten Muster derselben antreffen wird. Nur muß man sich von den gar zu gekünstelten Einfällen dieses sonst fürtrefflichen Mannes nicht gar zu sehr einnehmen lassen, als welche oft gar ins Lustige fallen, und sich also bey Leichen nicht sonderlich schicken wollen.

Lebenslauf eines jungen Studierenden.

Da diejenigen, welche bey hohem Alter und grauen Haaren aus der Welt scheiden, nicht allemal das rühmlichste Andenken hinter sich zurücke lassen: So stirbet auch zuweilen ein wohlgearteter Jüngling in blühenden Jahren, dessen Gedächtniß wohl werth ist, daß es länger aufbehalten werde, als die Thränen über seinen Verlust auf den Wangen stehen, und die nächsten Anverwandten einander die Gruft zeigen können, wo ihr Blutsfreund so frühzeitig verscharret worden.

Unter diese Anzahl gehört ohne Zweifel der nunmehro wohlselige Herr Johann Caspar Pundt, weiland der heiligen Schrift, Weltweisheit und orientalischen Sprachen eifrigst Beflissener; dessen wohlgeführtes Leben so rühmlich als kurz gewesen, und mit mehrern Tugenden als Jahren von Gott begnadiget worden. Das Licht dieser Welt hatte er im Jahr 1712 den 2 Tag des Christmonats in der freyen Reichsstadt Bremen zuerst erblicket. Seine damals hocherfreute Eltern waren, der wohledle, großachtbare und wohlfürnehme Herr Hermann Pundt, vornehmer Kauf- und Handelsmann daselbst, und die wohledle und mit allen Tugenden ihres Geschlechts reichlich gezierte Frau, Frau Metta, gebohrne Ebelings: Welche beyderseits itzo den schmerzlichen Hintritt ihres einzigen hoffnungsvollen Herrn Sohnes mit wehmüthigen Thränen beklagen.

Es

Es ist aus der kindlichen Ehrfurcht und Liebe, die der Wohlselige allezeit, sonderlich noch in seinem letzten gegen seine wertheste Eltern an sich blicken lassen, leicht abzunehmen, daß er auch von denselben aufs zärtlichste geliebet worden. Und seine geschickte Aufführung, samt dem jedermann beliebten und untadelichen Lebenswandel, konnten zur Gnüge zeigen, daß diese väterliche und mütterliche Liebe sich schon in der frühen Kindheit mehr durch eine vernünftige Zucht, als durch eine verzärtelnde Gelindigkeit müsse an den Tag geleget haben.

In der That haben es seine wackere Eltern gegen dieses ihnen von Gott anvertraute Pfand an nichts ermangeln lassen, was zu dessen christlicher und wohlanständiger Erziehung etwas beytragen können. Ausser dem eigenen Fleisse, den sie bey genauer Aufsicht auf sein Thun und Lassen und die kluge Einrichtung seiner Sitten anwandten, haben sie keine Sorgfalt oder Kosten gesparet, ihm in ihrem Hause die geschicktesten Lehrmeister zu halten, von denen er in den besten Sprachen unterwiesen werden möchte. Und da sich der fähige Kopf ihres täglich zunehmenden Sohnes zu allem geschickt erwies, faßten sie den rühmlichen Entschluß, ein so herrliches Talent nicht zu vergraben, sondern diesen mit so herrlichen Gemüthsgaben versehenen Knaben ganz der Gelehrsamkeit zu widmen.

Er hatte daher in wenigen Jahren so merklich zugenommen, daß man ihn schon 1723. in seinem eilften Jahre, in die öffentliche Cathedralschule zu Bremen, als einen würdigen Schüler der andern Classe, aufnahm, und sich zu allem dem erwünschten Fortgange seines Fleisses Hoffnung machte, den man nach der Zeit mit Vergnügen an ihm wahrgenommen hat. In einer Zeit von sechs Jahren war er mit allem dem fertig, was in den gemeinen Schulen von Sprachen und freyen Künsten gelehret wird; und konnte also mit allgemeinem Beyfalle seiner Lehrer 1729. den 26 October auf das berühmte

Gymna-

Gymnasium seiner Vaterstadt fortschreiten, um daselbst in der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit einen guten Grund zu den academischen Studien zu legen.

Dieses that er nun unter der treuen Anführung der allergeschicktesten Männer, daran dieser Ort allezeit einen Ueberfluß gehabt. Er hörte in der Philosophie und Mathematik Herrn M. Mejer, in den morgenländischen Sprachen Herrn Kesler, im Rabbinischen Herrn Kayser, in der Gottesgelahrtheit aber Herrn Rector Polemannen, und in freyen Künsten Herrn M. Lochner. Und dergestalt brachte er es in zweyen Jahren in allen diesen Stücken so weit, daß er vor einen der geschicktesten Studierenden daselbst gehalten wurde. Er bewies auch diese seine Geschicklichkeit öffentlich, als er am 23 April des vorigen 1731. Jahres, als am Namenstage Sr. Königl. Großbrittannischen Majestät, eine wohlgesetzte lateinische Rede hielte, die de virtutibus Georgii II. Magnae Brittanniae Regis etc. quae ex sanctione Seuilienſis foederis elucent, handelte, und mit durchgängigen Lobsprüchen, zu besondrer Freude seiner Eltern, angehöret wurde.

Im Sommer eben dieses 1731sten Jahres verlies endlich der Wohlselige, mit Genehmhaltung seiner geehrten Eltern, seine liebe Vaterstadt, und begab sich, auf Einrathen verständiger Männer, hieher nach Leipzig, um den angefangenen Lauf seiner Studien vollends hinauszuführen. Er wurde also gegen Michael des vorigen Jahres unter dem Rectorate Sr. Magnificenz, Herrn D. Klausings, SS. Theol. Prof. O. in die Zahl unsrer academischen Bürger aufgenommen. Seit der Zeit hat er auch der Mathematik unter besonderer Anführung Herrn Prof. Richters, den morgenländischen Sprachen bey Herrn M. Weisen, den griechischen und römischen Alterthümern bey Herrn M. Dresig, der Weltweisheit bey Herrn M. Ludewigen, und der Gottesgelahrtheit bey Herrn D. Klausingen, mit allem möglichen Fleisse ganz unermüdet obgelegen:

Wie

Wie seine sämtlichen Lehrer ihm dieses einhellige Zeugniß geben, und deswegen sein frühes Ende herzlich bedauren.

Sein Umgang war übrigens sehr angenehm, sein Wandel ordentlich und christlich; seine ganze Aufführung aber überaus erbar und tugendhaft: So, daß er sich die Gewogenheit und Liebe aller derer zu wege gebracht, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Er war eben willens worden, eine theologische Dissertation über Luc. 16. v. 29. auszuarbeiten, und selbige als eine Probe seines Fleisses, unter dem Praesidio seines Gamaliels, Sr. Magnificenz, Herrn D. Klausings, dessen Hausgenoß zu seyn, er die Ehre hatte, auf der öffentlichen theologischen Catheder zu vertheidigen; als er unverhofft von einer heftigen Krankheit überfallen wurde. Selbige nahm ihren ersten Anfang von einer starken Gemüthsbewegung, über das Absterben eines guten Freundes und Landsmannes; worauf sich den 7 Jun. d. J. ein böses catharrhalisches Fieber fand, welches mit Kopfwehe, Nackenweh und spannenden Brustschmerzen, welche zu ungewissen Zeiten wiederkamen, imgleichen Schlaflosigkeit und einer grossen Entkräftung verbunden war. Und obwohl diese Zufälle, nach Anwendung dienlicher Mittel, sich in etwas zu mindern schienen, auch den 7ten Tag sehr häufige rothe Flecken ausschlugen, ja bis auf den 11ten Tag, als den 17 Jun. unverrückt stehen blieben: So war doch eben dieses der Tag, an welchem selbige bey unvermuthetem Froste auf einmal wieder einschlugen, und aller hierzu dienlichen Verordnungen ungeachtet, das gänzliche Ende des Wohlseligen beförderten. Und so geschah es, daß er den 17 Junii dieses 1732. Jahres, als er Tages vorher von seinem Beichtvater, Herrn M. Weisen, das hochwürdige Nachtmahl genossen, gegen 2 Uhr Nachmittage, sanft und selig verschied, nachdem er sein Leben auf 20 Jahre, weniger 5 Monate und 15 Tage gebracht hatte.

Lebens-Lauf eines academischen Gottesgelehrten.

Da es nicht nur die Pflichten der Dankbarkeit erfordern, das ruhmvolle Andenken hochverdienter Männer auch nach ihrem Tode zu erhalten; sondern auch das gemeine Wesen einen merklichen Vortheil daraus ziehet, wenn die Exempel rechtschaffener Leute den Lebendigen zur Aufmunterung und der Nachwelt zu Mustern aufbehalten werden: So ist es allerdings der Billigkeit gemäß, auch von dem nunmehr in Gott entschlafenen Magnifico, hochehrwürdigen und hochgelahrten Herrn, Herrn Johann Schmiedten, der Heil. Schrift Doctorn und Professorn, wie auch der Beredsamkeit Professorn auf hiesiger Academie, des Königl. und Churſächsischen Consistorii Assessorn, des löblichen Frauen-Collegii Præpolito und Seniore, der Churfürstlichen Alumnorum Ephoro, und der Universität Decemviro und Seniore eine zulängliche Nachricht abzufassen, und sein Gedächtniß dadurch auf späte Zeiten fortzupflanzen. Denn wie hochgedachter in Gott ruhender ehrwürdiger Greis sich außer seinem Vaterlande durch nichts als durch seine Gelehrsamkeit, unermüdeten Fleiß und unsträflichen Wandel zu so vielen höchstwichtigen Aemtern und Ehrenstellen empor geschwungen; und also sein ganzes Glück nächst Gott sich selbst und seinen Verdiensten zu danken gehabt: Also wird ohne Zweifel die umständliche Erzählung seines so hochgebrachten und ruhmwürdigen Lebens zu mancher erbaulichen Betrachtung Anlaß geben; auch vielleicht andere, die sich in gleichen Umständen befinden, kräftigst anfeuren, in so herrliche Fußtapfen zu treten, und in dem Dienste der Kirche und des gemeinen Wesens gleichmäßigen Eifer blicken zu lassen.

Es ist aber unser hochseliger Herr Doctor im Jahre 1649, den 19 August neuen Kalenders, und zwar zu

Breß-

Breßlau, der Hauptstadt in ganz Schlesien, ans Licht der Welt gebohren worden. Seine Aeltern sind zwar nicht vornehme, aber nach Art damaliger Zeiten rechtschaffene und erbare Leute gewesen. Nemlich, sein seliger Vater war Johann Schmiedt, Bürger und Aeltester bey der Leinwandreisser Innung daselbst: Seine selige Frau Mutter aber hieß Eva Rotherin; welche beyderseits vor vielen Jahren schon diese Zeitlichkeit verlassen haben. Diesen seinen Aeltern nun, rühmet es unser Hochseliger, in einem eigenhändigen hinterlassenen Aufsatze von vielen Umständen seines Lebens, selber nach, daß sie ihn von Jugend auf dem Studiren gewidmet, und in das Breßlauische Elisabethische Gymnasium gethan. Darinnen ist er auch von der sechsten bis zur ersten Classe allmählich gestiegen, und hat allenthalben Proben vieler Fähigkeit und eines unermüdeten Fleisses in Sprachen und freyen Künsten an sich blicken lassen. Seine vornehmsten Lehrer sind daselbst gewesen Elias Major, damaliger Rector des Gymnasii, Johann Gebhard, Conrector, und Martin Hanke, der Moral, Eloqvenz und Historie Professor; wie auch Sartorius und Wende, die in den untern Classen bedienet gewesen.

Wie sich aber derselbe bald anfangs der Gottesgelahrtheit gewidmet gehabt, als hat er schon damals die ersten Gründe derselben zu fassen gesuchet; sonderlich auch die einem Theologo so unentbehrlichen morgenländischen Sprachen beyzeiten zu treiben angefangen. Seine Anführer in beyden Stücken sind gewesen der berühmte Doctor Acoluth, Pastor zu St. Elisabeth, wie auch der evangelischen Kirchen und Schulen daselbst Inspector, imgleichen M. Egler, Prediger zu St. Elisabeth und der hebräischen Sprache Professor bey dem Gymnasio daselbst. Diesen seinen Lehrern legt unser Hochseliger in seiner eigenhändigen Nachricht viel Ruhm bey, und bekennet mit erkenntlichem Gemüthe, daß er ihnen sehr viel zu danken gehabt habe. Als nun derselbe unter der An-

weisung so wackerer Männer bis in sein zwanzigstes Jahr in seiner Vaterstadt, und also vor den Augen seiner werthen Aeltern, zu grossem Vergnügen derselben, den Wissenschaften rühmlichst obgelegen: So entschloß er sich endlich auch auf auswärtige hohe Schulen zu gehen, und sonderlich hier in Leipzig seine Blüten zu voller Reife gedeihen zu lassen.

Er langte hieselbst im Jahr 1669 an, und ward unter dem Rectorate Doctor Johann Olearii, den 25 des Heumonats in die Zahl der Studirenden eingeschrieben. Hier öfnete sich nun ein neues Feld vor den Fleiß eines so wohl vorbereiteten Schülers; der unter andern auch dadurch eine Probe von seiner grossen Liebe zu einer gründlichen Gelehrsamkeit abgeleget, daß er die philosophischen Wissenschaften mit dem gröstem Eifer getrieben, und fast keinen einzigen von den damaligen Professoren derselben vorbey gegangen, dessen Lehren ihn zu seinem Hauptwerke einigermaassen geschickt machen könnten. Diese waren nun die allerseits berühmten Männer, Jacob Thomasius, Otto Menke, Feller, Rechenberg, Cyprian und Alberti; von welchem letztern der Hochselige insonderheit gerühmet, daß er ihm so wohl in der theoretischen als practischen Philosophie vor allen andern gar besonders viel zu danken gehabt. In der hebräischen Sprache hörte er den berühmten Joh. Carpzov, und im Griechischen Joh. Olearium, als in welchen Sprachen diese wackere Männer das öffentliche Lehramt bekleideten. Und durch eine so gute Anführung geschahe es, daß unser Hochseliger schon in seinem ersten academischen Jahre den ersten Lohn seines Fleisses, nemlich die Würde eines Baccalaurei in der Weltweisheit erhielte; welcher Vorbothe weit grösserer Belohnungen ihn denn täglich zu grösserm Eifer aufmunterte, und allmählich anfeuerte, allerley öffentliche Proben seiner bereits erlangten Geschicklichkeit abzulegen.

Dieses geschah nun nach und nach in folgenden academischen Dissertationen, die der Hochselige theils selbst ausgear-

gearbeitet, theils aber doch öffentlich mit vielem Ruhme vertheidiget hat. Die erste hielte er unter dem Præsidio, M. Mörbitzens, von der aus der Naturlehre genommenen Frage: Quomodo Elementa sint in mixto? Die andere war philologisch, und zwar die dritte in der Ordnung, die der obgedachte berühmte Professor Olearius über die sonntäglichen epistolischen Texte geschrieben; unter dessen Anführung und Beystande er denn dieselbe vertheidigte. Die dritte hatte er selbst ausgearbeitet, und zwar de Anno, darinn er sich den gelehrten M. Valentin Friderici zum Präses erwählete. Hierauf erlangete nun unser Hochseliger im Jahre 1670, den 26. Januar. die höchste philosophische Würde, als einen anderweitigen Lohn seines so rühmlichen Fleisses, darinn es ihm in so kurzer Zeit seines academischen Lebens nicht leicht iemand zuvor gethan hatte.

Doch nunmehro fieng unser Hochseliger auch an zu zeigen, daß ihm der Name eines Lehrers in der Weltweisheit nicht umsonst beygelegt worden. Denn in dem gleich darauf folgenden Jahre, behauptete er auf der obern Catheder seine Inaugural-Disputation de Deo Vnitrino, ex principiis philosophicis non demonstrabili; und in dem nächsten 1672sten Jahre eine andere, de Angelis ex principiis philosophicis non demonstrabilibus. Wie er nun durch beyde seine gründliche Einsicht in den Unterschied des Lichtes der Natur und des geoffenbarten Wortes deutlich an den Tag legte: Also bereitete er sich durch die letztere, welche er nach Gewohnheit dieser Universität, als eine Dissertationem pro loco ohne einen Respondenten hielte, den Weg mit der Zeit höher hinauf zu rücken. Die andre von dieser Art folgte auch bald nach, indem er de animae immortalitate ex principiis philosophicis non demonstrabili abermal pro Loco, im 1674sten Jahre hinzu gesetzet.

Zu gleicher Zeit aber unterließ unser Hochseliger nicht, das ihm anvertraute Pfund zum besten der studirenden

Jugend anzulegen. Er that sich nemlich mit Lesen und andern Anleitungen derselben so hervor, daß er vierzig so genannte Exercitationes über allerley Materien, auf der philosophischen Catheder, mit seinen Zuhörern öffentlich anstellen, und als Präses dirigiren können. Hiervon zeiget auch das sonderbare Vertrauen, welches der damalige Herr Bürgermeister Steger gegen den Hochseligen blicken ließ, indem er ihm seinen einzigen Herrn Sohn, den itzigen Königlichen und Churfächsischen Hof- und Justizrath, wie auch hochverdienten regierenden Bürgermeister allhier, Herrn Doctor Adrian Stegern, anvertrauet. Hier hat er nun sechs ganzer Jahre in dem Hause und am Tische dieses vornehmen Gönners diejenigen Vortheile genossen, so ihm seine Aeltern zu reichen nicht im Stande gewesen: Als worinn der Hochselige die göttliche Vorsehung allezeit dankbarlichst zu preisen pflegte. Eben dahin ist auch zu zählen, daß der hochansehnliche Rath zu Breßlau der Armuth des Hochseligen zu statten zu kommen, demselben ganzer acht Jahre hintereinander mit einem austräglichen Stipendio unter die Arme gegriffen; welches denn derselbe, als was besondres allezeit gerühmet, auch ausdrücklich allhier zu erwähnen verordnet und anbefohlen hat.

Alle diese so vielfältigen Geschäffte hinderten indessen die Bemühungen unsers hochseligen Herrn Doctors in seiner Beflissenheit auf die Gottesgelahrtheit nicht. Doctor Kromayer, Doct. Möbius und Doct. Rappold, insonderheit aber der um die Kirche Gottes hochverdiente Scherzer, waren diejenigen, welche er sich zu seinen Lehrern ersehen hatte, und zu deren Füssen er mit dem grösten Vergnügen gesessen. Unter dieses letztern Anführung hielte er auch drey öffentliche Disputationen wieder die Socinianer, genoß auch sonst so vielfältige Zeichen seiner Zuneigung, daß er es lebenslang demselben nachgerühmet, und so heilsamer Ermahnungen und Rathschläge, dadurch er von diesem grossen Theologo unterstützet worden,

den, bis in sein Grab nicht hat vergessen können. Sonst hat der Hochselige auch unter Doctor Alberti diejenige solenne Disputation vertheidiget, wodurch derselbe die theologische Profeßion, so ihm war aufgetragen worden, angetreten hat.

Im Jahr 1679 war Doctor Gottfried Schilter, damaliger Rector Magnificus hiesiger Universität mit Tode abgegangen, und dadurch eine Stelle in dem Collegio U. L. F. allhier leer geworden. Hier erlangte nun unser Hochseliger, und zwar im 30sten Jahre seines Alters, als ein zehnjähriger Academicus, diese erledigte Collegiatur, und hub also endlich an, die wirklichen Belohnungen seines bisherigen Fleisses zu genießen. Hierauf folgte im 1683sten die Assessur in der löblichen philosophischen Facultät, zu welcher er so vieler Verdienste halber, bey vorgefallener Vacanz, willigst aufgenommen wurde. In dem nächstfolgenden 1684sten Jahre aber, wurde unserm Hochseligen die durch das Ableben des berühmten Jacob Thomasii erledigte Professio Eloquentiae allergnädigst aufgetragen, die er auch im Januar des 1685sten Jahres durch eine öffentliche Rede angetreten.

Vermöge dieses ordentlichen Lehramtes in der philosophischen Facultät nun, hat unser Hochseliger Herr Doctor das Decanat in derselben achtmal, das Procancellariat viermal; das Rectorat aber auf der ganzen Universität achtmal, nemlich 1688. 1694. 1698. 1704. 1710. 1714. 1720 und 1728 verwaltet; und zwar allezeit mit solcher Redlichkeit und Treue, und mit so unermüdeter Sorgfalt für das gemeine Beste der Academie, daß man alle diese Würden fast niemals besser bekleidet gesehen. Eben diese aufrichtige Wachsamkeit hat auch verursachet, daß der Hochselige im Jahre 1692. von den sämmtlichen Collegiaten des löblichen Frauen-Collegii zu ihrem Praeposito perpetuo Anno 1697 aber von der Academie zum Ephoro der Churfürstl. Stipendiaten erkläret worden, welche beyde Würden er auch bis an sein seliges Ende allezeit treu

und redlich verwaltet hat. Und in währender Zeit hat er sich im Lesen und Disputiren so fleißig erwiesen, daß von dem ersten so viele 100 seiner Zuhörer, von dem andern aber ganzer 40 philosophische Dissertationes zeigen können, die er selbst als Präses gehalten hat.

Doch es ist Zeit, nunmehro unsern hochseligen Herrn Doctor auch als einen Gottesgelehrten zu betrachten, und ihm auf allen den Stuffen zu folgen, auf welche ihn die göttliche Vorsehung gestellet, um sich seines Dienstes auch in der Kirche zu gebrauchen. Im Jahre 1685. erhielte er anfänglich den Character eines Licentiati Theologiae, worauf allererst 1699 die Doctorwürde selbst erfolgete. Zu diesen beyden Ehrenstellen erwies sich derselbe durch zwey wohlausgearbeitete Dissertationen geschickt, davon die erste pro Licentia: De Christi victoria gloriosa, ad Coloss. II, 15. die andre aber pro gradu Doctoris: De multiplici animarum reditu in corpora, wieder einen ungenannten Verfasser des Tractats, Seder-Olam, gerichtet war, handelte.

Hierauf erfolgten denn auch verschiedene Gnadenbezeugungen von Hofe, welche von dem guten Vertrauen ein Zeugniß ablegeten, so sich der Hochselige überall erworben hatte. Im Jahre 1700. ward demselben nicht nur die Professio Theologiæ Extraordinaria allergnädigst anvertrauet; sondern er wurde auch nebst Herrn Professor Kirchmeyern aus Wittenberg zum Visitator der drey Königlichen und Churfächsischen Fürstenschulen, zu Meissen, in der Pforte und zu Grimma, ernennet. Im Jahr 1712. wurde unserm Hochseligen, nach Doct. Joh. Olearii Tode von Seiten der Universität die Assessur in der Büchercommission ohne sein Suchen und wieder Vermuthen aufgetragen, und im 1716sten Jahre folgte noch eine ansehnlichere Ehrenstelle darauf, indem derselbe zum Assessor in dem hiesigen gemeinschaftlichen respective Churfürstl. und Fürstlichen Consistorio, von Hofe aus ernennet wurde. Was nun unser Hochseliger bey allen diesen ansehn-

ansehnlichen Aemtern und Verrichtungen vor vielfältige Gelegenheit gefunden, Gott, der Kirche und Universität, wie auch dem ganzen Lande zu dienen, das kan ein ieder leicht von sich selbst abnehmen.

Und es ist fast zu verwundern, daß derselbe bey so vielen Geschäfften dennoch Zeit und Kräfte genug übrig behalten, seinen Lectionen und andern gelehrten Uebungen im Disputiren und Pereoriren, mit solchem Eifer, als er wirklich gethan, obzuliegen. Denn es hat derselbe als Professor Theologiä nicht nur des berühmten Scherzers Collegium Antisocinianum ex Manuscripto ans Licht gestellet, und selbiges Werk in 40 öffentlichen Disputationen auf der theologischen Catheder durchdisputiret; sondern auch ausser dem neun und zwanzig eigene Dissertationen theils selbst geschrieben, theils als Vorsteher öffentlich vertheidiget. Als Professor Eloqventiä aber hat der Hochselige 50 ganzer Jahre hinter einander ein beständiges Collegium Oratorium Practicum unter seiner Aufsicht blühen gesehen: Daraus denn, als aus einer Pflanzschule der Beredsamkeit fast alle berühmte Redner unserer Zeiten ihr erstes Wachsthum gezogen.

Sonst ist der Hochselige noch im Jahr 1711 durch einhellige Wahl der vier Nationen zum Decemviro der Academie, im Jahr 1723 aber von der löblichen pohlnischen Nation zum Seniore derselben erwählet worden: Seit welcher Zeit er denn zugleich Senior der ganzen Universität gewesen.

Wollen wir den Hochseligen auch in seinem Privatstande und Hauswesen betrachten, so finden wir, daß selbiger sich gleich nach erhaltener Professione Eloquentiae Ordinaria 1685 vermählet habe, und zwar mit Jungfer Annen Salome, des weiland hochedlen vest- und hochgelahrten Herrn Christoph George Schützens, vornehmen des Raths und ältesten Baumeisters allhier zu Leipzig, der Kirchen und Schulen zu St. Nicolai, wie auch des willigen Allmosens und Lazareths Vorstehers, ältesten Jungfer Tochter, welche ihrem lieben Eheherrn bereits

1729, den 1 November durch einen sanften Tod in die Ewigkeit vorangegangen. Aus dieser wohlgerathenen und gesegneten Ehe hat der Hochselige erzeuget eine Tochter, Annen Elisabeth, die aber in ihrer Kindheit wiederum verstorben; und einen Sohn, Herrn Joh. Valentin Schmidt, beyder Rechten Doctorn und ansehnlichen Consulenten allhier. Und da sich dieser letztere den 21 Sept. nächstverwichenen Jahres, mit Frauen Christianen Elisabeth, seligen Herrn Doct. Joh. Leonhard Zollers, vornehmen des Raths und Oberhofgerichts Advocatens allhier, nachgelassenen Frau Wittwe, einer gebohrnen Schambergerin, verheyrathet: So hat der Hochselige noch in seinem hohen Alter das Vergnügen gehabt, aus dieser vergnügten Ehe eine Enkelin, Christianen Elisabeth zu sehen, welche aber, nach empfangener Nothtaufe, wenige Tage nach der Geburt, ihrem Herrn Großvater gleichfalls zur Ewigkeit vorangegangen.

Sollen wir mit wenigen Worten eine moralische Abbildung unsers Hochseligen geben: So können wir mit Grunde der Wahrheit sagen; es sey derselbe ein Gottesgelehrter nicht nur dem Namen nach, sondern in der That gewesen: Ein rechtschaffener gelehrter Mann, der die philosophische Einsicht mit dem philologischen Erkenntnisse, und beydes mit der Kenntniß der Offenbarung zu zu verbinden gewußt; ein Mann, der die Vernunft hochgeschätzet und gebrauchet, ohne dem Glauben dadurch Eintrag zu thun, und den Glauben gelehret, ohne die Vernunft zu unterdrücken; ein eifriger Verfechter der evangelischen Wahrheit, und doch kein Verfolger und Feind der Irrenden; ein kluger Wegweiser der studirenden Jugend, kein strenger Befehlshaber derselben; ein Verehrer Gottes, und ein Freund aller Menschen; arbeitsam bis an seinen Tod, ohne einen andern Antrieb, als den ihm seine Pflicht und Liebe zur Beschäfftigung an die Hand gab; dienstfertig, ohne Eigennutz; sanftmüthig und doch ernsthaft; sparsam, ohne Geiz; fromm, ohne Heucheley; leutselig ohne Niederträchtigkeit;

im Glück und Unglück allezeit derselbe: Und kurz, ein Muster eines wahren Christen, eines rechtschaffenen academischen Lehrers, und eines wackern Gottesgelehrten, dessen Andenken bey dieser hohen Schule billig niemals erlöschen soll.

****

Das XI. Hauptstücke.

Von Verlobungs-, Trauungs- und Strohkranzreden.

§. I.

Die Gewohnheit hat es an vielen Orten eingeführet, daß man auch bey Gelegenheit hoher Vermählungen Reden zu halten pflegt. Darunter sind nun anfänglich die Anwerbungsreden zu nennen, die im Namen eines Freyers an die Aeltern oder Vormünder und Anverwandten eines Frauenzimmers, am Tage der feyerlichen Verlobung gehalten werden. Dieses thut gemeiniglich ein Blutsverwandter oder Gemüthsfreund desselben, den man dazu für geschickt hält; auch wohl zuweilen der Geistliche des Ortes, wenn es irgend an andern Studirten fehlen sollte, oder man das Vertrauen zu ihm hätte. Solche Reden nun werden auch nicht als völlige Reden, sondern nur als Chrien, ausgearbeitet. Denn man hat nicht die Absicht, die Braut oder die Ihrigen allererst zu überreden, daß sie dem Freyer das Jawort geben sollen: Die Entschliessungen dazu sind allemal vorher schon gefasset, und es soll nur in Gegenwart ansehnlicher Zeugen offenbar geschehen, was insgeheim beschlossen worden. Es kan aber sowohl eine Chrie per Antecedens et Consequens, als eine per Thesin et Hypothesin dabey gebraucht werden: Nachdem der Redner dabey einige Gelehrsamkeit zeigen will oder nicht. Bey der ersten Art wird die Einrichtung irgend also lauten:

Antec.

Antec. Der gegenwärtige, (oder auch abwesende) Herr N. N. der durch die guten Eigenschaften, der Jungfer oder Frau N. N. bewogen worden, sie zu einer beständigen Freundin und Ehegenoßin zu begehren, hat mir aufgetragen, solch sein Verlangen auf eine geziemende Weise zu eröffnen.

Conn. Weil nun von den wertheften (oder vornehmen) Aeltern derselben dieser Tag dazu ausgesetzet worden, daß ich in Gegenwart ansehnlicher Zeugen den mir aufgetragenen Vortrag thun soll.

Conseq. So ergehet hiermit im Namen des obgedachten Herrn N. N. an die vorerwähnte Jungfer N. N. ihre Aeltern, oder Vormünder, die wohlbedächtige und ernstliche Anfrage: Ob dieselben gesonnen seyn, ihm ihre Jungfer Tochter, oder Unmündige zur Ehe zu geben?

Concl. Ist dieses ihr Wille, so wird dero kräftiges Jawort nicht allein Herrn N. N. in ein empfindliches Vergnügen setzen; sondern auch mich und alle vornehme Angehörige nicht wenig erfreuen.

§. II.

Ein ieder sieht leicht, daß die Ausführung eines solchen Entwurfs nicht schwer fallen kan, wenn man bey dem Antecedente irgend eine Beschreibung von den guten Eigenschaften des Freyers, und des Frauenzimmers, die er verlanget, einschaltet; auch wohl die besondere Fügung Gottes bey der ganzen Sache, und die brünstige oder beständige Liebe des erstern zu der letztern mit wenigem berühret. Bey der Connexion kan gleichfalls irgend der merkwürdige Tag, der zu der Anwerbung bestimmet worden; oder, die Gegenwart vornehmer Zeugen, oder sonst etwas besonderes Gelegenheit geben, einen guten Einfall anzubringen, oder sonst eine vernünftige Anmerkung zu machen. Bey dem Conseqvente kan man, die Sache desto ansehnlicher zu machen, die Anfrage im Namen und in Gegenwart des Stifters aller Ehen thun; oder auch gedenken, daß der Freyer nicht nur den Willen der Aeltern, sondern auch die freye Zuneigung der Braut zum Zwecke habe; oder umgekehrt, daß er von dieser schon überzeuget sey, von jenem aber noch eine feyerliche Versicherung verlange. Wobey abermal ein Lehrspruch von gezwungenen Heyrathen,

von der Bedachtsamkeit, die bey solchen Versprechungen nöthig ist; oder von der Langwierigkeit solcher Bündnisse angebracht werden kan. Auch bey dem Beschlusse endlich kan noch ein Wunsch oder sonst etwas, so zur Einschmeichelung des Redners in die Gewogenheit der Zuhörer gereichen kan, angehenget werden. Die Schreibart übrigens in solchen Reden, muß zwar etwas edel und auserlesen, aber nicht schwülstig, auch nicht pathetisch gemacht werden: Es wäre denn, wenn besondere Umstände zur Traurigkeit oder Freude, einigen Anlaß gegeben hätten. Von niederträchtigen oder scherzhaften Ausdrückungen aber muß er sich bey solchen Anträgen durchaus enthalten.

§. III.

Hierauf folget die Beantwortung im Namen des Frauenzimmers und ihrer Vorgesetzten. Auch diese wird am füglichsten per Antecedens und Consequens gemacht. Denn die Chrien per Thesin und Hypothesin kommen mir, die Wahrheit zu sagen, ein wenig zu gezwungen und weit gesucht vor; weswegen ich auch bey der vorigen Art nicht besondere Anleitung dazu habe geben wollen. Es hält dieselbe ein Bluts- oder Gemüthsfreund der Braut, oder abermal ein Geistlicher oder Beichtvater derselben. Die Einrichtung dazu ist, nach Anleitung des obigen leicht gemacht. Es heißt:

Antec. Die Aeltern oder Vormünder des Frauenzimmers hätten von dem Redner nicht ohne Vergnügen vernommen, was der Freyer, vor eine Neigung auf ihre Tochter oder Muhme, oder Unmündige, geworfen, und wie er sie zu seiner beständigen Gattin auf lebenslang ersehen hätte.

Connex. Weil sie nun aus vielen Umständen wahrgenommen, daß allerdings die Hand Gottes mit im Spiele sey, der die Herzen der Menschen zu lenken pflege, auch an ihrer Tochter Seiten eine ungezwungene Gegenneigung gespüret hätten;

Consequ. So wollten sie hiermit im Namen Gottes dem Herrn N. N. ihre Tochter, Muhme oder Unmündige versprechen, und das verlangte Jawort mit gutem Vorbedachte und aufs kräftigste ertheilen.

Conclusio. Sie wollten auch hiermit, als liebreiche Aeltern, ihren Segen zu diesem neuen Bande geben, oder doch als treue

und

und wohlmeynende Angehörige, den herzlichen Wunsch thun, daß Gott ꝛc.

Wie auch dieser Entwurf gehöriger maassen wohl auszuarbeiten und zu erweitern möglich sey, das wird derjenige leicht begreifen, der das, was im vorigen §. gesagt worden, wohl verstanden hat. Von der Schreibart ist es auch nicht nöthig nochmals was zu erinnern: Denn es bleibet gleichfalls bey der obigen Vorschrift.

§. IV.

An dem Tage der wirklichen Vermählung pflegt von dem Geistlichen, der die Trauungsceremonie verrichtet, an vielen Orten ein so genannter Trauungssermon gehalten zu werden. Wollte nun derselbe eine lange Rede daraus machen, so könnte er freylich, nach Art der gröſsern Reden eine gewisse nützliche und erbauliche Wahrheit abhandeln, die sich zu dem vorhabenden Zwecke gewisser maassen schickete. Er müßte alsdann dieselbe gehöriger maassen zu erweisen, und auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden wissen. Allein, wenn er nur höchstens eine Viertelstunde lang zu reden gesonnen wäre: So müste auch ein solcher Sermon nur nach Art einer Chrie ausgearbeitet werden. Nun pflegen zwar die Herren Geistlichen, zumal wenn sie in der Kirche reden, gemeiniglich biblische Erfindungen zu brauchen, und mehrentheils per Thesin et Hypothesin zu reden; indem sie von einem gewissen Exempel, Zeugnisse oder Gleichnisse der Schrift Gelegenheit nehmen, von dem Brautpaare ins besondere, oder vom Ehestande, oder von der Pflicht rechtschaffener Eheleute überhaupt zu handeln. Wir wollen auch diese Gewohnheit an sich nicht tadeln, wenn sie nur nicht nach dem homiletischen Schlendrian eingerichtet wird. Wenn aber ein Geistlicher aus weltlichen Historien, Zeugnissen der profan Scribenten u. d. gl. die Erfindung zu seinen Trauungsreden hernehmen wollte; alsdann wollten wir ihm lieber anrathen eine ordentliche Chrie zu machen, und einen gewissen Satz kürzlich zu umschreiben, zu bestärken und zu erläutern, und die Deutung

tung auf seine vorhabende Handlung zu machen. Die Chrien, per Antecedens und Consequens nemlich, würden bey solcher Gelegenheit gar zu complimentenmäßig klingen, und wenigstens in der Kirche nicht klappen wollen. Ein Exempel braucht es hier nicht, weil es den Herren Geistlichen an solchen Sammlungen ohnedem nicht fehlet.

§. V.

Endlich und zuletzt kommen hier noch die Strohkranzreden vor, die bey adelichen und vornehmern Beylagern, den Tag nach der Hochzeit, bey Ueberreichung eines Strohkranzes an die neuvermählte junge Frau, gehalten werden. Die Absicht dieser Reden läuft auf einen blossen Scherz hinaus. Man will ohne Zweifel der jungen Frauen ihren Brautkranz oder Blumenschmuck abnehmen, und ihr zum Zeichen ihres veränderten Zustandes, den Strohkranz übergeben. Dieses aber hat leichtsinnigen jungen Leuten Gelegenheit gegeben, sich mit vielen, entweder offenbaren, oder doch verblümten Zoten, wieder alle Regeln der Ehrbarkeit, zu vergehen. Wir haben so gar gedruckte Exempel solcher schändlichen Fratzen aufzuweisen: Und wenn man bedenket, daß dieselben in Gegenwart von vielem jungen Frauenzimmer gehalten werden; so sollte man sich einen sehr schlechten Begriff von der heutigen Tugend und Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechts machen. Wofern es aber nicht der Character einer adelichen Erziehung ist, über keiner Zote zu erröthen, ja sie wohl gar mit einem lauten Gelächter zu beehren: So wollte ich es wohl künftigen Strohkranzrednern anrathen, sich alles dessen zu enthalten, was wieder die Regeln der Ehrbarkeit läuft, und sowohl seine eigene, als seiner Zuhörerinnen Tugend, zweifelhaft macht. Ich will damit nicht behaupten, daß man bey einer so frölichen Gelegenheit, als ein Beylager ist, wie ein mürrischer Cato reden solle: Ich will nur nicht, daß das Lasterhafte die einzige Quelle des lustigen und aufgeweckten werden soll. Ist es denn nicht möglich, scherzhaft zu seyn, ohne wieder die Tugend und guten Sitten zu handeln?

§. VI.

§. VI.

Weil es nun seichten Köpfen gemeiniglich an Witz fehlet, ausser wenn sie denselben von der Erzeugung des menschlichen Geschlechts erborgen: So will ich ihnen einige Vorschläge thun, wie man scherzend reden könne, ohne ein unehrbares Wort zu sagen. Man darf sich nur einen an sich selbst ganz falschen Satz erwählen, u. denselben mit ausgesonnenen Scheingründen zu behaupten suchen. Damit dieses sich um desto besser thun lasse, so muß man entweder keine Erklärung des Hauptsatzes machen; oder sie doch so einrichten, daß die Verwirrung des Zuhörers zu Beförderung der Lust, desto grösser werde. Je schwächer die Beweisgründe sind, desto eifriger muß der Redner darauf pochen, und sie für unüberwindlich ausgeben. Ja es stehen ihm hier die Wortspiele so gar frey, daraus er dem Scheine nach etwas zu Bestärkung seiner Meynung beybringen kan. Dabey kan er sich in den Ausdrückungen auf grosse Redensarten befleissen, wenn er von kleinen Sachen spricht, und auf kleine, wenn er von grossen Dingen redet. Alles dieses aber muß er mit einer solchen Mine und einem solchen Tone der Stimme vortragen, dergleichen man bey den ernsthaftesten Dingen zu gebrauchen gewohnt ist. Denn daß der Redner der erste seyn wollte, der über seine Einfälle lachete, das würde sich übel schicken. Je ernstlicher er ist, wenn er was lustiges sagt, desto lächerlicher wird es den Zuhörern vorkommen. Kurz, ein Strohkranzredner allein, hat zum Spaße, das Recht, die Kunstgriffe der falschen Beredsamkeit anzuwenden, um die ungereimtesten Dinge zu behaupten. Er muß beklagen, worüber sich andre freuen; darüber vergnügt seyn, worüber andre trauren; das tadeln, was andre loben; das hoffen, was andre fürchten u. s. w. und von allem sinnreich ersonnene Scheinursachen geben, die auch wohl zuweilen was satyrisches in sich halten können. Ein paar Exempel von dieser Art sehe man in den eigenen Schriften und Uebersetzungen der deutschen Gesellschaft im I. Theil, weswegen ich keines hieher setzen darf, und also diese meine ausführliche Redekunst hiermit beschliessen kan.

E N D E.

In Gottscheds Redekunst

Beliebe der geneigte Leser folgende Druckfehler gütigst zu verbessern.

Pag. 5. l. 7. §. 483. 484. lies §. 927. 928.
p. 16. l. 25. hat denselben l. hat er denselben.
p. 25. l. 18. gewesen, l. geblieben.
p. 30. l. 23. zum Helden, l. zu seinen Helden.
p. 31. l. 20. Zuhörer beyträgt, l. Zuhörer etwas beyträgt.
p. 45. l. 5. dieselben, l. dieselbe.
p. 58. l. 9. vulu l. vultu.
p. 81. l. 9. Dhemosthenes l. Demosthenes.
p. 86. l. 2. von unten, so muß er l. darnach muß.
p. 95. l. 10. philosoppisch l. philosophisch.
p. 107. l. 2. von unten, das V. Cap. l. das VI. Cap.
p. 116. l. ult. tugendhaft seyn und, l. tugendhaft und ꝛc.
p. 121. l. 3. nicht l. nun.
l. 4. nun l. nicht.
l. 8. denn, streich es ganz weg.
l. 6. von unten, taucht l. taugt.
p. 122. l. 4. auch streich es weg.
p. 124. l. 10. von unten, seinen Zuhörern, l. seinem Zuhörer.
l. 9. von unten, den Rednern, l. dem Redner.
p. 125. l. 12. vermuthen l. vernichten.
p. 176. l. 33. breits l. bereits.
p. 187. l. 17. bekaunter l. bekannter.
p. 210. l. 26. Sudiren l. Studiren.
p. 260. l. 7. incorditam l. inconditam.
p. 272. l. 20. Promtheus l. Prometheus.
p. 276. l. 25. Homoeteleoton l. Homoeotelevton.
p. 313. l. 26. Helogabalus l. Heliogabalus.

II.

II. Theil.

Pag. 357. l. 10. von unten, aber lies und
p. 398. l. 13. von unten plaintes, l. plaines.
p. 416. l. 9. von unten dasjenigen, l. dasjenige.
p. 502. l. 7. alle der Ehre l. aller der Ehre.
p. 524. l. 14. Rheter, l. Rhetor.
p. 535. l. 2. von unten, dein l. deine.
p. 543. l. 8. von unten, apostolischem, l. apostolischen.
p. 546. l. 8. von oben, um gewissen l. ungewissen.
p. 556. l. 4. von unten, Areopagisten l. Areopagiten.
p. 558. l. 1. von oben, das Lebens, l. des Lebens.
p. 570. l. 3. von unten, andere, l. andrer.
p. 580. l. 16. von unten, putati l. putatis.
p. 586. l. 19. von unten, qui l. quid.
p. 593. l. 20. von unten, Metaphificae l. Metaphyficae.
p. 593. l. 10. von oben, doctorum, l. docturum.
p. 596. l. 9. von oben, abufu l. ab vfu.
p. 600. l. 8. von oben, labefacturus, l. labefactaturus.
p. 603. l. 2. von unten, eius l. ens.
p. 605. l. 6. von unten, quid l. quicquid.
p. 608. NB. auf allen folgenden Seiten ist oben die Zahl falsch, indem 609. an statt 509. stehen sollte. Man muß also das ganze Hundert durch überall aus der 5. eine 6. machen, und hernach aus der folgenden 6. eine 7.
p. 613. l. 2. kan, dadurch l. kan. Dadurch.
l. 9. von unten, ihm l. ihn.
p. 616. l. 1. von oben, da l. doch.
p. 618. l. 2. von oben, analytico, streich es aus.
p. 619. l. 14. von oben, nemlich l. neulich.
p. 620. l. 2. Homeleten, l. Homileten.
l. 16. von unten, Canzelreden, l. Canzelredner.
p. 621. Hier ist die Ueberschrift des Hauptstückes falsch, denn da es das VII. in der Ordnung seyn sollte, so heißt es das VIII. Man darf sich also daran nicht stossen, daß eins zu fehlen scheinet.

p. 621. l. 3. von unten, nicht helfen lies nicht zu helfen.
p. 629. l. 11. von oben, vormamaligen, l. vormaligen.
pag. 631. l. 14. von unten, ist so oft, l. ist oft.
p. 639. l. 8. von oben, Naturwissenschaften, l. Natur-Wissenschaft.
p. 640. l. 3. von oben, Ja, l. Vor.
p. 641. l. 2. von oben, läßt, l. lehrt.
p. 643. l. 11. 12. von unten, Numa und Pompilius, l. Numa Pompilius.
p. 645. l. 13. von unten, Ja, streich es aus.
p. 648. l. 11. von oben, befahl ihm, sich den, l. befahl, ihn den.
p. 652. l. 4. von unten, dem, l. den.
p. 653. l. 11. von oben, Gewaltthätigkeit, l. Mattigkeit.
l. 19. von oben, Hingeburt, l. Hirngeburt.
p. 655. l. 5. von unten, nemlich, l. neulich.
p. 656. l. 10. von unten, anklagten, l. anklagen.
p. 663. l. 5. von oben, Antonius l. Antoninus.
p. 665. l. 10. von oben, Tauerspiele, l. Trauerspiele.
p. 677. l. 12. von unten, verlieb l. vorlieb.
p. 687. l. 15. von unten, Majestät zu, l. Majestät gehalten wurden, zu.



